Das illustrirte Mississippithal

dargestellt

in 80 nach der Natur aufgenommenen Ansichten

vom

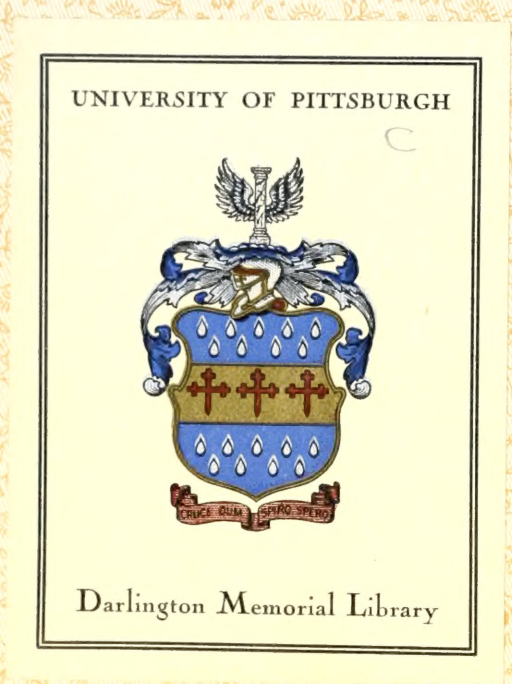
Wasserfalle zu St. Anthony

an bis zum

Golf von Mexico.

Düsseldorf.

ARNZ & COMP.


UNIVERSITY OF PITTSBURGH
CRUCE DUM SPIRO SPERO
Darlington Memorial Library











Düsseldorf.

Verlag des lithogr. Jnstituts von Arnz & Co.



Das

Illustrirte Mississippithal,

dargestellt

in 80 nach der Natur aufgenommenen Ansichten

vom

Wasserfalle zu St. Anthony an

bis zum

Golf von Mexico,

(eine Entfernung von ungefähr 2300 englischen Meilen)

von

H. Lewis, (Henry, 1819-1904)

Landschaftsmaler aus St. Louis, in Missouri.

Nebst einer historischen und geographischen Beschreibung der den Fluß begränzenden Länder, mit besonderer Rücksicht auf die verschiedenen den obern Mississippi bewohnenden Indianerstämme. (Deutsch und englisch.)

Von

George B. Douglas.

Ausgeführt im lithographischen Institut von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

Düsseldorf.

Arnz & Comp.

Druck von C. H. Müller in Aachen.

Vorrede.

Die vier Bilder zur ersten Lieferung sind nicht miteinander verbunden, sondern repräsentiren Gegenden, die zwar alle am Mississippi, aber doch weit auseinander gelegen sind. Die Wahl dieser Ansichten geschah in der Absicht, dem Leser gleichsam auf den ersten Blick, sowohl den natürlichen Character der verschiedenen an diesen Fluß grenzenden Ländereien selbst, als auch die durch Lage, Clima und die ewig neu schaffende Hand der Civilisation in demselben hervorgebrachten Veränderungen, zu veranschaulichen und zugleich eine Idee von Umfang, Inhalt und Form des Werkes zu geben.

Die zweite Lieferung beginnt mit dem Wasserfall zu St. Anthony (wo der Fluß zuerst schiffbar wird) und von hier an folgen sich die Ansichten in ihrer natürlichen Anreihung, regelmäßig bis zur Mündung des Mississippi in den Golf von Mexico, den Lauf dieses mächtigen Stromes, der an Großartigkeit und Schönheit in der ganzen Welt nicht seines Gleichen hat, auf einer Strecke von 2300 englischen Meilen darstellend.

Es ist zugleich die Absicht der Herausgeber, zur Bequemlichkeit der Leser jede einzelne Lieferung in Beziehung auf historische und geographische Bedeutsamkeit, so weit als thunlich, als ein für sich bestehendes Ganzes zu behandeln.

Das beifolgende Zeugniß des verstorbenen Präsidenten der Vereinigten Staaten, General Taylor und der die Ufer des Mississippi bewohnenden Congreßmitglieder, sodann des Gouverneur Doty von Wisconsin und der verschiedenen Capitaine der den Mississippi befahrenden Dampfschiffe, diene als Beweis für die äußerst naturgetreue Ausführung der Illustrationen; die Herausgeber brauchen also kaum die Versicherung zu wiederholen, daß die hier gegebenen Ansichten nicht nur ein Kunstwerk, sondern auch eine naturgetreue Darstellung des „Vaters der Gewässer" bilden.

Zeugnisse.

Eingeladen, das oben genannte Panorama zu besuchen, fühlen wir uns gedrungen, die Erklärung abzulegen, daß die Darstellung des Mississippiflusses in diesem Kunstwerke so getreu und genau ist, daß wir, die wir schon seit vielen Jahren mit den Schönheiten desselben bekannt sind, uns nur mit Mühe überreden konnten, nicht die Natur selbst vor Augen zu haben.

Als Kunstwerk ist diesem Panorama noch keines gleichgekommen, das je in den Vereinigten Staaten ausgestellt wurde. Es verdient vollkommen das häufige Lob, das ihm zu Theil geworden. — Die dabei gegebene Beschreibung und Erklärung, ist eben so deutlich als zierlich, und kann mit Recht eine historische Uebersicht des Mississippithales genannt werden. Herr Lewis ist der tüchtige Künstler, der alle die Skizzen, nach welchem das Panorama gemalt wurde, selbst auf den betreffenden Plätzen aufgenommen hat. Wir versichern die Bürger Washingtons, daß sie ihre Abende nicht nützlicher und unterhaltender zubringen können, als durch einen Besuch dieses wahrheitstreuen und schönen Werkes eines amerikanischen Künstlers.

Z. Taylor, Präsident der Vereinigten Staaten. W. Sebastian, Senator von Illinois.
Jas. Duane Doty, Gouverneur von Wisconsin. W. Douglass, Senator von Illinois.
J. Compthon, W. P. Hall, Jas. S. Phelps, Jas. B Bowlin, Jas. S. Green, W. H. Bissel,
J. Wendtworth, Mitglieder des Congresses.

Milwaukee den 9. November 1849.

Mein Herr!

Erlauben Sie mir, Ihnen hiermit das Gefühl der innigsten Theilnahme, das Ihr Panorama in mir erregte, auszudrücken. Es ist Ihnen gelungen, einen der schönsten Theile der Vereinigten Staaten mit der größten Pünktlichkeit auf die Leinwand zu bringen. Mir wenigstens scheint es, daß eine getreuere Darstellung der Berge und Hügel, Prairien und Wälder, sowie des Flusses selbst nicht gegeben werden kann. Ich erkannte im Augenblicke so manchen Ort, den ich während der letzten dreißig Jahre gesehen hatte. Prairie du Chien mit dem Fort und den canadischen Dörfern, die neue Stadt mit den durch regelmäßige weiße Sandsteinlinien bezeichneten Hügeln, machen ein wunderschönes Bild und sind geschichtlich äußerst interessant.

Als alter Colonist von Wisconsin und mit der von Ihnen repräsentirten Gegend wol bekannt, kann ich es nicht unterlassen, Ihnen meinen herzlichen Dank auszusprechen für den großen Dienst, den Sie sowol unserm Lande, als auch dem Publikum im Allgemeinen durch ein Werk geleistet haben, das, wie ich wol weiß, nur mit vielen Mühen und Kosten geschaffen werden konnte und ich wünsche von Herzen, daß der Erfolg Ihrer Bemühungen mit Ihrem Verdienste gleichen Schritt halten möge.

Mit Hochachtung Ihr ergebenster

James Duane Doty,
Gouverneur von Wisconsin.

Capitaine und Lootsen des Mississippi.

Wir haben das Panorama des Herrn Lewis gesehen und es gereicht uns zum Vergnügen, hiemit bezeugen zu können, daß es sowohl den Character des Flusses und der Ufer, als auch der darauf stehenden Städte, Dörfer, Berge und Wälder auf das Allergenaueste wiedergibt. Als Kunstwerk glauben wir es über alle bisher dagewesene ähnliche Gemälde erhaben und empfehlen es dringend Allen, die sich für den Westen interessiren.

Capitaine: J. Throckmorton. Jas. E. Gorman. Leroy Dodge. D. S. Harris. A. C. Montfort. A. Randolf. W. W. Green. Hiram Bersie. S. S. Battelle.
Lootsen: H. Warren. N. W. Parker. E. W. Turner. Samuel B. Harlow. P. R. Gormack. J. Gormby.
Schiffssecretaire: R. R. Abrams. R. Blakely. J. H. Conn.



St Louis.



St. Louis.

Die Stadt St. Louis, ohne Zweifel dazu bestimmt, die größte Handelsstadt in den Vereinigten Staaten zu werden, liegt im 38. Grade N. B. und 13 Grade O. L. auf dem linken Ufer des Mississippi, 1300 Meilen*) von der Mündung desselben in den Golf von Mexico, — 1200 Meilen oberhalb New-Orleans, — 180 Meilen über der Mündung des Ohio und 15 Meilen unter der des Missouri. Der untere und obere Mississippi, der Ohio und Missouri, mit ihren zahlreichen Nebenflüssen, machen St. Louis zur wichtigsten Handelsstadt, indem sie die Erzeugnisse dieser ungeheuren Stromgebiete ihr zuführen. Die gegenwärtige Einwohnerzahl derselben beläuft sich auf 100,000, während sie im Jahre 1830 kaum 40,000 betrug. Die Geschichte dieser Stadt von ihrer Entstehung an bietet des Interessanten viel und wir geben sie hier mit Benutzung des Nicollet'schen Werkes, so kurz und gedrängt als möglich.

Im Jahre 1762 ertheilte Herr d'Abadie, General-Director und Civil- und Militair-Commandant von Louisiana, einer Gesellschaft von Kaufleuten aus Neu-Orleans das ausschließliche Privilegium, den Pelzhandel mit den Indianern am Mississippi und Missouri betreiben zu dürfen. Die Gesellschaft führte die Firma: Pièrre Liguefte Laclède, Antoine Maxan & Comp. Sie machte sich sogleich daran, eine Expedition, wohl versehen mit allen nöthigen Artikeln für den indianischen Handel auszurüsten, die zugleich zum Zwecke hatte neue bleibende Colonien an beiden Flüssen zu errichten. — Herr Laclède, der Gründer der Gesellschaft, ein mit tüchtigen Kenntnissen und großem Unternehmungsgeiste begabter Mann, stand an der Spitze des Unternehmens. — Er verließ Neu-

*) Es sind hier immer englische Meilen verstanden; $4^3/_5$ E. M. = 1 Deutsche Meile.

Orleans am 3. August 1763 und kam drei Monate später, am 3. November desselben Jahres in St. Geneviève an. Damals befand sich diese, 60 Jahre früher in Illinois gegründete französische Colonie in sehr blühendem Zustande. — Allein schon vor der Ankunft Laclède's hatte Louis XV. den ewig schmählichen Friedensvertrag abgeschlossen, durch welchen auf die unverzeihlichste Weise einer der schönsten Theile der bewohnbaren Welt, dessen Besitznahme den Franzosen beinahe ein ganzes Jahrhundert schwerer Anstrengungen bei der Entdeckung und die größten Opfer an Gut und Blut bei der Besitznahme gekostet hatte, an Großbritannien abgetreten wurde. Die ganzen beiden Canada's nämlich, die ungeheuren Wasserflächen der nördlichen See'n und die fruchtbaren Ländereien Illinois, Kentucky, Tennessee, Mississippi und Ost-Louisiana bis zum Golf von Mexico, gingen in den Besitz Englands über.

Unter diesen Umständen stellten sich dem Unternehmen Laclède's schwierige Hindernisse in den Weg, die jedoch theilweise durch den Commandanten zu Fort Chartres, Herrn Neyon de Villiers, der ihm die Magazine im Fort bis zur Uebergabe desselben an die Engländer mit Bereitwilligkeit einräumte, beseitigt wurden. Laclède benutzte diesen Vortheil sofort, vertheilte seine Leute und stellte sie mit den Schiffen, wohl ausgerüstet sowol für den Handel als auch zur Vertheidigung, an beiden Flüssen in Stationen auf. Sobald diese Vorarbeiten beendigt waren, ergab sich auch schon die Nothwendigkeit ein Central-Depot zu errichten. Laclède verließ deshalb Fort Chartres, um einen passenden Platz dafür ausfindig zu machen und gelangte auf dieser Entdeckungsreise an die Mündung des Missouri in den Mississippi. Es dauerte nicht lange, so fand er daß der Hügel auf dem St. Louis jetzt steht, der passendste Platz war den sich die Gesellschaft zur Erreichung ihres Zweckes nur immer wünschen konnte.

Obwohl für jetzt eine genauere geologische Beschreibung des Landes noch vorbehalten bleibt, so sei doch einstweilen bemerkt daß der Hügel auf dem die Stadt erbaut ist, aus Lehmstein-Felsen besteht. Diese sind bis zu ziemlicher Tiefe mit einer Masse angeschwemmten, äußerst fruchtbaren Landes bedeckt und erheben sich zu einer Höhe von ungefähr achzig Fuß über die mittlere Wasserhöhe des Mississippi. Dort dehnt sich das Flachland aus nach Nord und West, so daß die Grundlage der Stadt beinahe gar keine Gränzen hat und gegen Ueberschwemmung gänzlich gesichert ist. Laclède prophezeite schon damals

die zukünftige Wichtigkeit der auf diesem Platze entstehenden Stadt, die er nach dem Namen des damals in Frankreich regierenden Königs Louis XV. „St. Louis" nannte.

Der Winter kam heran und der Mississippi war nahe daran zuzufrieren. Laclède konnte, um sich des Ortes den er erwählt hatte zu versichern, weiter Nichts thun als einige Bäume fällen und wieder andere bezeichnen*). Dann kehrte er nach Fort Chartres zurück wo er den Winter damit zubrachte alle möglichen Vorbereitungen zur Errichtung der neuen Colonie zu treffen. Sobald es Frühling geworden war rüstete er ein großes Boot aus, das er mit dreißig tüchtigen Leuten bemannte. Auguste Chouteau, der Laclède auf seiner ersten Reise begleitet hatte, wurde beauftragt diesen Plan in Ausführung zu bringen. Er kam am 15. Februar 1764 mit seinen Leuten an dem bezeichneten Orte glücklich an und begab sich sogleich an's Werk. Der jetzige alte Marktplatz zu St. Louis ist die Stelle, wo die ersten Hütten und Blockhäuser errichtet wurden und um welche sich dereinst die größte Stadt des Westens ausdehnen wird.

Allein schon am 10. October 1764 fand ein Ereigniß statt, das die Colonie in keinen geringen Schrecken versetzte. Die Ueberreste des mächtigen Stammes der Missouri-Indianer, welche eine große Prairie am Flusse gleichen Namens bewohnten, erschienen plötzlich vor St. Louis ungefähr 400 Personen stark, Männer, Frauen und Kinder, darunter über 100 Krieger und obgleich sie sich auch directer feindlicher Demonstrationen gegen die Colonisten enthielten, so wurden sie denselben durch ihre häufigen Betteleien und immerwährenden Diebstähle doch lästig und gefährlich. Die Colonisten von Illinois welche schon früher die Brittischen Ländereien verlassen hatten und nach St. Louis übergesiedelt waren, außer Stande das mögliche Resultat dieses unerwarteten Besuches vorauszusehen wurden von Furcht ergriffen und kehrten über den Mississippi zurück. Auguste Chouteau, der auf diese Weise seine Kräfte wieder auf die ursprüngliche Zahl von dreißig bis fünfunddreißig Mann reducirt sah, gab Laclède Nachricht von diesen Vorfällen; dieser kam von Fort Chartres herüber und der Erfolg seiner Unterhandlungen mit den Indianern gibt Zeugniß

*) To blaze; — mit der Axt ein Zeichen an Bäumen machen, besonders bei Feldmessungen, um die gerade Linie in Wäldern zu erhalten.

davon, wie genau er den Character derselben kannte und mit welch' richtigem Tacte er sie zu behandeln wußte.

Die Häuptlinge erschienen vor ihm und einer derselben hielt folgende Anrede:

„Wir verdienen Mitleiden, denn wir sind wie die Gänse und Enten die klares Wasser suchen zum Wohnplatz, damit sie leichter ihre Nahrung finden. Wir kennen keinen bessern Ort als den auf welchem wir uns jetzt befinden. Wir wollen unsre Wigwams um dein Dorf herum bauen; wir wollen deine Kinder — und du sollst unser Vater sein!" —

Laclède machte hier der Rede ein Ende und versprach ihnen den folgenden Tag bei einer andern Zusammenkunft Antwort zu geben, bei welcher Gelegenheit er die Indianer folgendermaßen anredete:

„Ihr habt mir gestern gesagt, daß ihr wie Enten und Gänse wäret die herumziehen um klares Wasser zu suchen, damit sie leichter ihre Nahrung finden. Ihr habt gesagt daß ihr Mitleiden verdienet; daß ihr euch um einen Wohnplatz umsehet und keinen bessern finden könntet als diesen; daß ihr eure Wigwams um mein Dorf herum bauen wollet und daß wir als gute Freunde zusammen leben sollten. Ich will euch wie ein guter Vater antworten und sage euch: wenn ihr den Gänsen und Enten nachahmt, so folgt ihr Führern ohne Vorsicht; denn hätten sie Vernunft so würden sie nicht auf dem klaren Wasser wohnen wo sie der Adler sehen und fangen kann. Das aber wird nicht geschehen wenn sie sich zurückziehen in ferne Gegenden wo viele Bäume mit ihrem Schatten sie verbergen. Ihr Missouris werdet nicht von wilden Raubvögeln verfolgt, sondern von den Rothhäuten die schon so lange Krieg mit euch führen und eure Anzahl schon so sehr verringert haben. Sie sind in diesem Augenblicke nicht fern von hier und beobachten die Engländer, damit diese nicht von ihrem Lande Besitz nehmen. Wenn sie hören daß ihr hier seid, so werden sie eure Krieger tödten und Sclaven machen aus euren Weibern und Kindern. Das wird euch begegnen wenn ihr, wie ihr gesagt, dem Beispiele der Enten und Gänse folgen wollt, anstatt daß ihr auf den Rath höret den denkende Menschen euch geben. — Ihr Häuptlinge und Krieger, bedenkt doch ob es nicht klüger sei ihr verlasset schnell diesen Ort, als daß ihr durch die Uebermacht eurer Feinde erdrückt werdet, Angesichts eurer niedergemetzelten Alten und eurer in Stücke zerrissenen und den Hunden und

Geiern zum Fraß hingestreuten Weiber und Kinder! Vergesset nicht daß es ein guter Vater ist der zu euch spricht; überlegt wohl was er gesagt hat und kommt heute Nacht zurück mit eurer Antwort!" —

Gegen Abend kamen die Indianer in großer Anzahl wieder und brachten die Antwort, daß sie sich entschlossen hätten seinem Rathe zu folgen. Jedoch baten sie daß er sich ihrer Frauen und Kinder erbarme und ihnen Proviant gebe, sowie um Pulver und Blei für die Krieger. Laclède gewährte ihre Bitte auf's Freigebigste. Am folgenden Tage gingen die unglücklichen Missouri-Indianer den Fluß ihrer Väter hinauf und kehrten zu ihren Dörfern zurück.

Nachdem diese Gefahr beseitigt war, erholten sich die Illinois-Colonisten wieder von ihrem Schrecken; sie kamen zurück und man theilte ihnen Land zu welches sie sogleich zu bebauen anfingen sobald sie ihre Blockhäuser errichtet hatten.

Aber Louis XV. hatte im Jahre 1763 noch einen andern Vertrag geschlossen, durch welchen der Rest seiner Besitzungen in Nord-Amerika an Spanien gelangte und so kam St. Louis, obwohl erst am 11. August 1768, in den Besitz der Spanier.

Am 17. Juli 1765 übergab Herr de St. Ange de Bellerive die auf dem linken Ufer des Mississippi liegenden Länder, und ging mit seinen Truppen und den Civil-Beamten über den Fluß nach St. Louis. Dieser Umstand trug vieles zur Erhöhung der neuen Colonie bei. St. Louis wurde die Hauptstadt von Ober-Louisiana unter dem Commando des Herrn von St. Ange, der die Handhabung der Gesetze und Verordnungen nach welchen die Französischen Besitzungen regiert wurden, zu überwachen hatte.

Wäre St. Louis dazu bestimmt gewesen ein indianischer Handels-Posten zu bleiben, so würde sich seine Geschichte in wenig Worten sagen lassen; allein zukünftige Generationen werden uns genau um Alles befragen was an die Kindheit der „River Queen" der einstigen „Königin des Westens", sich knüpft und daran erinnert.

Am 20. Juni 1778 starb Pierre Ligueste Laclède, der Gründer von St. Louis, im Dorfe Poste des Arkensas am Flusse gleichen Namens. Laclède hatte in St. Louis gewohnt und zwar dort wo jetzt die Maine-Straße ist, zwischen der Markt- und Wallnuß-Straße, gerade gegenüber dem alten Markt. Sein Haus ging nach seinem Tode in den Besitz des nunmehr

ebenfalls verstorbenen Obristen Auguste Chouteau über, der es renovirte, mit einem schönen großen Garten umgab und das prächtige Gebäude so herstellte, wie es jetzt bis noch vor kurzer Zeit von Fremden und Einheimischen bewundert wurde. Es wurde im October 1841 niedergerissen und man möchte es höchlich bedauern, hätte es nicht andern, einer so rasch zunehmenden Handelsstadt passenderen Häusern Platz gemacht. Damals erschien das folgende Gedicht in einer Zeitung; obwohl es seinen Zweck verfehlte verdient es doch hier mitgetheilt zu werden, soweit es eben gelungen dasselbe wortgetreu in's Deutsche zu übertragen. Es lautet:

Das Chouteau-Haus.

Von M. C. Field.

Berührt mir keinen Stein! Ein alter Pionier,
Ein Christ, erbaut' sein Wohnhaus hier
Beinah' allein;
Berührt mir keinen Stein! Der große Westen muß erhalten
Ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Alten;
Nicht daß die Nachwelt einst kann sagen:
„Gold war das höchste Gut in jenen Tagen,
„Von früh'ren Zeiten kann nicht Rede sein —"
Berührt mir darum keinen Stein!

Berührt mir keinen Stein! Mag auch das Haus verfallen,
Ein theures Monument bleibt es uns Allen;
Ihr Erben fein,
Die ihr besitzet die ehrwürdigen Hallen,
Mag einstens auch der letzte Balken fallen,
Von allen Bäumen ringsumher
Kein einz'ger blüh'n und grünen mehr,
Laßt die Ruine nur allein, —
Berührt, ich bitte, keinen Stein!

Dort steht des Immigranten Werk,
Dort oben auf dem St. Louis-Berg,
Dem Colonisten Schutz zu sein;
Von stolzen Thürmen jetzt umgeben
Erscheint so arm das Trapperleben,
Ganz außer Mode; — wie ein alter Mann,
Der Letzte seiner Zeit, der letzte seines Clan
Zurück noch bleibt, verlassen und allein. —
Berührt, um Alles, keinen Stein!

Verschont das alte Haus! Laßt stehn die grauen Mauern,
Sie sollen lange noch dort auf dem Marktplatz dauern.
Sie sollen sein:
Ein Denkmal uns von harten St. Louis-Felsen
Die fest noch stehn, wenn gleich auch Berge schmelzen
Wol vielmal hundert Jahr. Das soll besingen,
Wenn einst Geschichte wird wie Fabel klingen,
Wie eine Weltstadt sich erhob aus Wildenei'n. —
Noch einmal: Schon't mir jeden Stein!

Am 6. Mai 1780 wurde St. Louis von einer vereinigten Macht von Indianern und Engländern angegriffen, die in Folge des Antheils den die Spanier an der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten genommen hatten abgeschickt waren, die Städte am westlichen Ufer des Mississippi zu nehmen. Die Franzosen, die bisher im besten Einverständnisse mit allen Indianerstämmen gelebt hatten, erwarteten diesen Schlag nicht und waren nichts weniger als darauf vorbereitet. Es gelang ihnen jedoch die Feinde zurückzutreiben welche sich sodann auf diejenigen Colonisten warfen welche, mit dem Anbau der Felder beschäftigt, nicht Zeit genug hatten die Pallisaden zu erreichen; sie ermordeten mit bekannter Grausamkeit sechzig davon und führten dreizehn als Gefangene mit sich fort. Dieses Jahr nannten die Franzosen „l'année du grand coup", „das Jahr des großen Streiches."

Im Monat April 1785 stieg das Wasser des Mississippi fünfzehn bis zwanzig Fuß über die höchste Wassermarke deren man sich in St. Louis erinnerte und an

engeren Stellen des Flusses sogar bis zu einer Höhe von dreißig Fuß. Die ganze vom Mississippi bis zu seiner Mündung bewässerte Gegend war eine große, hie und da mit Inseln besäte Wassermasse. Das Dorf St. Geneviève, Fort Chartres, Kaskaskia, San Filippe, Cahokia u. a. standen gänzlich unter Wasser. Die Einwohner waren auf die Hügel geflohen welche jene fruchtbare Gegend überragen und besuchten sich gegenseitig in Nachen, von den Felsenhöhen auf der rechten Seite des Flusses bis zu den Bergen die den Kaskaskia begrenzen. — Dieses Jahr hieß: „l'année des grandes eaux", „das Jahr des großen Wassers."

Nachdem im Jahre 1788 die Kaufleute (Traders) zwischen St. Louis und Neu-Orleans öfters von einer Bande von Mississippi-Piraten, die ihnen an der Mündung des „Rivière aux liards" (Cottonwood-Creek) auflauerten und an deren Spitze Culbert und Margillivray standen, angefallen und ihrer Waaren beraubt worden waren, rüstete der Gouverneur von Neu-Orleans zehn große Boote aus denen es gelang das Piratennest zu zerstören. Sie kehrten im Triumphe nach St. Louis zurück und man nannte jenes Jahr: „l'année des dix bâteaux", „das Jahr der zehn Boote."

Am 9. Juli 1803, um 7 Uhr p. M. erfuhren die Einwohner von St. Louis, daß die Spanier Louisianna an Napoleon abgetreten und dieser es wieder an die Vereinigten Staaten verkauft habe. — (Die in der Aufbewahrung dieser Nachricht beobachtete Genauigkeit beweist deutlich, welch' tiefen Eindruck sie auf alle Einwohner gemacht haben muß.)

Die gutmüthigen Missourianer hatten bis dahin mit der Civilisation schlecht Schritt gehalten. Ihre Existenz war, man möchte sagen, eine so isolirte und einfache, daß sie die Vortheile eines socialen großen Ganzen, das, während es den Nachahmungstrieb anregt und den Ehrgeiz anspornt, zugleich nutzbringende Enthaltsamkeit auferlegt, im Geringsten nicht kannten.

Es gab noch keine öffentlichen Schulen in der Colonie; keine regelmäßige Kirche, indem nur selten ein reisender Missionär, — deren es im Verhältniß zu der Größe des Landes nur wenige gab, — dorthin kam; die ganze Lebensaufgabe war auf den häuslichen Kreis concentrirt, wo Tugend, wahre Religion und strenge Ehrenhaftigkeit sprichwörtlich geworden waren. Notare, Advocaten, Richter und Tribunale kannte man nicht; ein anderes Gefängniß als das Wachthaus der kleinen spanischen Garnison gab es nicht und in der That fiel wäh-

rend eines Zeitraumes von mehr als dreißig Jahren nicht ein einziges Civil-Vergehen, geschweige denn ein Criminal-Verbrechen vor. Geschäfte wurden mit einem Händedruck abgeschlossen und die Scheide-Münze bestand in Fellen und Pelzwaaren.

Die französischen Nachkömmlinge jener Leute bewahren noch heute zahlreiche Anecdoten welche die natürliche Gemüthlichkeit der Missourianer recht deutlich illustriren. Eine dieser Geschichten dürfte hier am Platze und für den deutschen Leser nicht unintereffant sein. —

„Ein ächter Missourianer wollte einmal einen Neger kaufen. Er ging an den Fluß hinunter wo ein Negerhändler aus Kentucky sein „Magazin" aufgeschlagen hatte. Wahrscheinlich fehlte es ihm aber an Muth so geradezu hineinzugehen und er trieb sich denn eine Zeit lang vor dem Hause umher. Der Sclavenhändler der ihn beobachtete, frug ihn endlich ob er etwas zu kaufen beabsichtige? — „Ja," sagte der Missourianer, „ich möchte gerne einen Neger haben." — Er ging mit dem Sclavenhändler hinein, suchte sich einen Neger aus und fragte was er koste? — „Fünfhundert Dollars," war die Antwort, „aber Ihr habt nach Brauch ein Jahr Credit." — Dieser Vorschlag fiel dem Missourianer schwer auf's Herz. Der Gedanke, während eines ganzen Jahres die Last einer solchen Schuld tragen zu müssen, war zu drückend für ihn. „Nein, nein," sagte er, „lieber geb' ich Euch sechshundert Dollars gleich, und damit Punctum." — „Mir auch recht", antwortete der schlaue Kentuckianer, „wenn ich Euch damit einen Dienst erweisen kann, so ist mir's selber lieb!"

Aber nun wieder zu unserer Geschichte zurück! — Nachdem am 30. April 1803 der Vertrag ratificirt worden war, nahm Capitain Amos Stoddart vom Lande, welches die Spanischen Truppen erst am 3. November 1803 räumten, Besitz.

Im Jahre 1820 wurde es als „Staat Missouri" in die Union aufgenommen und seine Verfassung durch Congreß-Beschluß im folgenden Jahre anerkannt. Bis dahin war St. Louis wenig mehr als ein Indianischer Handelsposten, dessen Einwohnerschaft meistens aus Abentheurern wie Erzgräbern, Händlern, Jägern u. s. w. bestand. Erst nachdem das erste Dampfschiff in St. Louis angekommen war nahm die commercielle Wichtigkeit der Stadt ihren Anfang und dieses geschah im Jahr 1819, wo ein kleines Dampfboot „der General Pike" vor St. Louis erschien; es hatte die Reise von Neu-Orleans, — eine Strecke

von 1200 Meilen stromaufwärts — in 18½ Tagen vollbracht. — Herr Laclède brauchte im Jahre 1763 drei Monate um von Neu-Orleans nach St. Geneviève — 1140 Meilen — zu gelangen und es existiren jetzt noch Zeitungen in welchen man die Anzeige lesen kann, daß „das schnellsegelnde, nach Neu-Orleans bestimmte Kielboot „Maria" St. Louis verlassen und in sieben Monaten zurück zu sein garantirt werde." Jetzt ist es nichts Außergewöhnliches mehr daß größere Dampfschiffe die Reise in fünf bis sechs Tagen machen. — Solche einfache Facta sagen mehr als die weitläufigsten Beschreibungen und es gibt gegenwärtig über 400 Dampfboote welche den untern und obern Mississippi und dessen Nebenflüsse regelmäßig befahren.

Im Jahre 1844 war wieder eine große Ueberschwemmung, welche die erste (l'année des grandes eaux) noch bei weitem übertraf. — Ein Auszug aus meinem Tagebuch während einer Reise auf dem Mississippi in jenem Jahre, gibt dem Leser eine ziemlich deutliche Idee von dem Stande der Dinge während dieser zweiten Sündfluth:

„Alles schlief; selbst der Hausprophete schwieg,
Als —"

„Die Passagiere hatten sich schon alle zur Ruhe begeben als auf einmal ein solcher Orkan, begleitet von Regen und Hagel, Donner und Blitz über uns losbrach, daß das Boot genöthigt war anzulegen und mehrere Stunden lang, unterhalb Hamburg, liegen bleiben mußte. Außer der allgemeinen Gefahr in der alle Reisenden schwebten, hatte ich noch die ganz besonders fröhliche Aussicht, von meinem voluminösen Schlafkameraden über mir zu Brei zerdrückt zu werden; denn das Fach in welchem er lag, gab entschiedene Neigung zu erkennen, seinen Inhalt (gerade auf mich) herunter geben zu wollen. Ich entging jedoch glücklich dieser Gefahr, stand recht früh auf und trat an's Fenster. — Aber welch ein Anblick bot sich mir hier dar! — Der Fluß war in der Nacht zum Meere angeschwollen, seine Fluthen brausten dahin mit der Majestät eines Eroberers. Mächtige, in der Mitte geborstene Bäume, die ihre zersplitterten Ueberreste nach allen Seiten hinausstreckten, waren traurige Zeugen der unwiderstehlichen Gewalt des nächtlichen Sturmes. Der Fluß schien auf beiden Seiten über die dichten Wälder hingebreitet zu sein, ohne Ufer, ohne Bank, ohne Grenze; so weit das Auge reichte nichts als Wasser und die Wälder und Inseln die aus dem Strom hervortauchten, oder auf der Oberfläche herum-

zutreiben schienen, gewährten einen höchst imposanten, mir unvergeßlichen Anblick. Ein dichter Nebel umgab die Hügel aus dem sie wie Insel-Klippen hervorragten. Zuweilen war der Fluß meilenweit mit Massen großen Scheitholzes angefüllt das zum Gebrauch der Dampfboote am Ufer aufgestapelt lag. — Andre solcher Holzstöße standen noch da, aber auf dem Punkte „präcis 10 Uhr abzustoßen" wie die Dampfschiff-Conducteure zu sagen pflegen und hielten ihr Versprechen pünktlicher als man es von den Letzteren gewohnt ist, denn Verzögerung aus Mangel an Wasser war wohl nicht zu erwarten. Wir näherten uns einem solchen Holzstoße und nahmen ganz gemüthlich Besitz davon, ohne Gefahr dabei zu laufen wegen „unbefugten Eingriffes in das Eigenthum Anderer" zur Strafe gezogen zu werden. Zuweilen fuhren wir an Farmes vorüber die mit allen ihren Häusern von Wasser umgeben waren; ganze Heerden von Schweinen wadeten dort herum und drückten durch mächtiges Grunzen ihren Unmuth aus; Ochsen und Kühe standen ruhig bis über die Kniee im Wasser und schauten mit stoischem Gleichmuth auf ihre überschwemmten Stallthüren und Scheunen hin; die Hühner hatten Zuflucht zu den Rücken den Hornviehes genommen und schickten von dort aus ihr ängstliches Gegackel gegen die Fluthen herunter. Die einzigen lebenden Wesen welchen der gegenwärtige Zustand zu gefallen schien, waren verschiedene junge Enten die in gedankenlosem Wohlbehagen herumschwammen, bald untertauchend, bald oben herum flatternd, oder den Schnepfen und Sandvögeln zuquakend, die gescheucht von Sumpf zu Sumpf flogen und mit ihren langen Schnäbeln und Flügeln und Stelzbeinen Wind und Wasser herauszufordern schienen."

Betrachten wir nun die Stadt St. Louis, so wie sie in der gegebenen Illustration dargestellt ist und zwar nach dem großen Brande am 17. Mai 1849. Jene Feuersbrunst war die fürchterlichste derer man sich in Amerika erinnert. 640 Häuser, 28 Dampfboote und Güter zum Werthe von 6 Millionen Dollars wurden durch sie zerstört; dennoch konnte man 18 Monate später keine Spur jener unglücklichen Catastrophe mehr wahrnehmen, so groß war die Energie der Einwohner und die Nothwendigkeit, die in Asche gelegten Häuser so schnell als möglich wieder aufzubauen. (In einer der nächsten Nummern erscheint eine Ansicht von St. Louis, während des Brandes mit einer ausführlichen Beschreibung desselben.) — Die Stadt ist jetzt eine der blühendsten in ganz Amerika und wird mit Recht die „Königin des Westens" genannt.

Unter den 100,000 Einwohnern zählt man etwa 30,000 Deutsche, 8000 Franzosen und 9 bis 10,000 Menschen verschiedener anderer Nationalitäten; die Uebrigen sind Amerikaner. Zeitungen kommen in St. Louis täglich zehn heraus, wovon zwei in deutscher Sprache; außerdem noch etwa 7 Wochenblätter und andere periodische Schriften. Die zahlreichen Kirchen und öffentlichen Gebäude würden jeder großen Stadt der alten oder neuen Welt Ehre machen. Die auf dem Blatte bemerkbaren sind — auf der linken Seite anfangend — folgende: Die katholische Cathedrale; die erste Presbyterianische Kirche; das Rathhaus mit der domartigen Kuppel; die Anglicanische Kirche; das Pflanzer-Hotel, das 200 Gäste zugleich aufzunehmen vermag; die Uniterianer-Kirche, das Theater mit der Fahne auf dem Dache; die Methodisten-Kirche; die Odd-Fellows-Halle*); die zweite Presbyterianische Kirche; die St. Xaviers-Cathedrale mit der Jesuiten-Universität und die Mound- (Hügel-) Kirche. — Auf der rechten Seite in dieser Ansicht erheben sich die Kamine der verschiedenen Gießereien und Fabriken sowie der hohe Schrot-Thurm des Herrn F. Kennedy, das größte und vollständigste derartige Etablissement in der Welt; noch weiter rechts liegt der alte indianische Hügel (Mound), eines jener räthselhaften Monumente aus der alten Zeit der neuen Welt: — harte Nüsse, bis jetzt noch von keinem Archäologen geknackt deren Tausende in jener Gegend existiren. — In der Ferne sind noch einige Landhäuser sichtbar die auf einem Plateau erbaut sind von welchem aus sich dem Auge eine wunderschöne Fernsicht darbietet. Die lange Reihe von Magazinen längs des Ufers ist aus Kalksteinen erbaut die ganz in der Nähe gebrochen werden. Auf der äußersten linken Seite, ebenfalls hart am Wasser, steht die alte rothe Markthalle mit ihren grünen Läden. Auf dieser Stelle erbaute Laclède im Jahre 1764 das erste Blockhaus mitten im Urwalde. Der Landungsplatz der Dampfboote ist immer voll Leben und Lärmen, besonders im Früh- und Spätjahr wo Hunderte von Dampfbooten die Producte des obern Mississippithales herbeischleppen. — Ein Hauptumstand dem St. Louis seinen blühenden Zustand verdankt ist der, daß die großen von Neu-Orleans kommenden Dampfschiffe nicht weiter hinauf-, noch die den obern Mississippi befahrenden, nicht weiter hinuntergehen als bis nach St. Louis, so daß diese Stadt

*) Die Odd Fellows sind eine Art Freimaurer mit streng philanthropischen Institutionen und in England und Amerika sehr zahlreich.



Steamboat wooding at night.



das Haupt-Depot für alle Erzeugnisse des ungeheuren Mississipithales bildet. Commission und Spedition sind die am meisten hier betriebenen lucrativen Geschäfte.

Die Insel rechts ist die „Blut-Insel.“ Hier fanden früher zahlreiche Duelle statt, als es nämlich noch Mode war Freundschaftsbezeugungen mit Pistolenkugeln auszutauschen; doch der Fortschritt der Civilisation und der gesunde Menschenverstand haben glücklicherweise diesem guten alten Brauche ein Ende gemacht. — Die Ansicht von St. Louis ist vom linken Ufer (Illinois-Seite) aus aufgenommen; dort ist die Gegend jetzt noch gerade so urwild*) als zur Zeit da der erste weiße Mann das Land betrat. Ein eigenthümlicher Contrast; auf dem rechten Ufer eine große blühende Handelsstadt und auf dem Linken — unangetastete Wildniß.

Dampfschiff,

des Nachts Holz an Bord nehmend.

Wir wollen nunmehr versuchen die Construction jener gewaltigen Wasserriesen zu erklären, deren bloßer Anblick schon den Europäer der diesen Fluß zum erstenmal befährt mit Staunen und Bewunderung, den abergläubischen Indianer aber mit Furcht und Grauen erfüllt.

Diese Dampfboote sind nur dem Mississippi und seinen Nebenflüssen eigenthümlich und man bezweckt durch sie hauptsächlich bei niederem Fahrwasser schnell und mit bedeutender Ladung vorwärts zu kommen. Sie haben deshalb keine Kiele, sondern sind unten ganz flach gebaut und laufen nach vorn zu in eine scharfe Spitze aus. Der unterste Raum in den größten Schiffen dieser Art ist kaum sechs Fuß tief; die Maschinen- und Kessel befinden sich auf dem untern Deck, also nicht im Schiffsraum wie in andern Gegenden gebräuchlich. Ein solches Boot hat je nach Verhältniß zwei bis acht Kessel die nebeneinander auf dem Vorderdeck stehen und deren Oeffnungen sich gerade unter den Kaminen befinden; gewöhnlich hat jedes Boot zwei Maschinen — hinter den Kesseln — mit horizontalem Hochdruck; denn gewöhnliche Maschinen können

*) Gerade gegenüber St. Louis liegt das kleine Städtchen Illinois-town, wo nun der Bahnhof für die Eisenbahn von St. Louis nach Cincinnati in Ohio, hinkommt; es sieht also dort ohne Zweifel jetzt anders aus als vor drei Jahren, zu welcher Zeit der Herausgeber St. Louis verließ.

dort wegen der ungeheuren Sandmassen die sich überall im Flusse anhäufen, nicht angewandt werden, weil die Pumpen mit dem Wasser, zugleich den Schlamm in den Kessel und durch den Dampf in die Röhren führen und so in kurzer Zeit die Maschine zerstören würden. — Hinter dem Maschinenraum ist das untere Deck, der Platz für diejenigen, welche billig reisen und dafür arbeiten wollen; dasselbe ist zuweilen so vollgepfropft, daß kaum der vierte Theil der darauf Befindlichen zu gleicher Zeit schlafen kann; ereignet sich je ein Unglück, so sind es immer diese Unterdeck-Passagiere, — gewöhnlich Einwanderer — die am meisten dabei leiden. Die Maschinen der Mississippi-Dampfschiffe werden nicht mit Steinkohlen, sondern mit Holz geheizt und so groß ist der Verbrauch desselben daß, wäre nicht schon von Natur aus für einen so unerschöpflichen Vorrath von Holz gesorgt, man gewiß schon längst zu einem andern Brennstoff hätte Zuflucht nehmen müssen. Beim Einnehmen des Holzes müssen die Deck-Passagiere hülfreiche Hand leisten, dafür fahren sie um so viel billiger; sie bezahlen z. B. von Neu-Orleans nach St. Louis, auf einer Strecke von 1200 Meilen, 2½ bis 3 Dollar. — Ueber dem untern Decke erhebt sich der Salon, der die ganze Länge des Schiffes einnimmt. Auf beiden Seiten desselben befinden sich die Staatszimmer, jedes für zwei Passagiere und äußerst elegant eingerichtet. Jedes Staatszimmer (eigentlich Wohn- und Schlafzimmer) hat zwei Thüren durch die es auf der einen Seite mit dem Salon (Speisezimmer) und auf der andern mit der außen um das Boot herumlaufenden Gallerie verbunden ist, so daß man während eines schönen Sommertages bequem in seinem Zimmer sitzend die prächtige und immer veränderte Scenerie des Westens an sich vorüber ziehen sieht; überhaupt lebt man auf keinem Dampfschiffe in der ganzen Welt so angenehm als auf den Mississippibooten. Der Fahrpreis ist in Anbetracht der vortrefflichen Einrichtungen außerordentlich gering. Man bezahlt von Neu-Orleans nach St. Louis 15 Dollars (den Dollar zu 2 fl. 24 kr. rhein.); dafür hat man ein schönes Zimmer, täglich drei Mahlzeiten, Bedienung und keine Trinkgelder zu geben; diesen lästigen Brauch oder besser Mißbrauch duldet man in Amerika weder in Gasthöfen, noch auf Dampfschiffen und wird je einmal ein Dienstbote auf solcher Fein-Bettelei ertappt, so verliert er seinen Dienst.

Das obere Deck (Hurricane-Orkan-Deck) ist für alle Salon-Passagiere gemeinsam.

Das hohe Häuschen auf demselben hinter den Kaminen ist der Platz für den Steuermann; es muß immer hoch und auf dem Vordertheil des Schiffes angelegt sein, damit der darin befindliche Lootse eine Strecke weit voraussehen kann ob Sandbänke oder Baumstämme, die in Massen den Fluß hinuntertreiben und, indem sie in Strudeln stecken bleiben durch ihre hervorragenden Spitzen den Dampfbooten gefährlich werden können, im Wege sind. — Die darunter befindlichen Zimmer sind für die Lootsen und Maschinisten. — Die lange Stange, die sich auf der äußersten Spitze des Schiffes erhebt mit der großen schwarzen Kugel, dient dem Steuermann als Visir.

Bei gutem Wasserstande fährt man in vier bis fünf Tagen von Neu-Orleans nach St. Louis; von hier nach den Wasserfällen zu St. Anthony — eine Strecke von Tausend Meilen — braucht man gewöhnlich acht, bei niederem Wasser wohl auch acht bis zehn Tage wegen des Aufenthalts an Stromschnellen (Rapids), wo die Schiffe durch Ausladen eines Theils der Güter erleichtert werden müssen; der Fahrpreis ist gewöhnlich sechs bis acht Dollars. Die größten Dampfschiffe fahren zwischen Neu-Orleans und St. Louis; weiter oben ist der Fluß nicht tief genug und man hat dort kleinere Boote. Die ersteren legen durchschnittlich dreizehn Meilen per Stunde gegen die Strömung zurück, die letzteren nur acht bis zehn. Mehr als vier bis fünf Jahre hält keines dieser Boote aus, wenn sie auch mit Vorsicht behandelt und nicht von gefährlichen Zufällen betroffen werden und zwar wegen ihrer schwachen Construction und des öfteren Fallens des Wassers, wodurch sie zu häufig auf Sandbänken hängen bleiben und nur mit mehr oder minder bedeutender Beschädigung des flachen Bodens wieder flott gemacht werden können. Die Maschinen und Kessel werden dann herausgenommen und zu neuen Schiffen verwendet; das alte Boot selbst wird als Werft-Boot benutzt, um Güter und Passagiere darauf zu landen; gewöhnlich findet man solche an den Landungsplätzen der verschiedenen kleinern Städte, wo sie zugleich zu Kaufläden und Wirthshäusern gebraucht werden. Die größten Dampfboote halten 12 bis 14 Hundert Tonnen und sind zuweilen über 300 Fuß lang.

Die vorliegende Illustration zeigt eines der größten Neu-Orleans-Dampfboote, das des Nachts anlegt um Holz an Bord zu nehmen.

Die eigenthümlich wilde Scenerie characterisirt besonders das Land unterhalb der Mündung des „rothen Flusses", wo das sogenannte spanische Moos in

großen Flocken von den Bäumen herabhängt und der Gegend ein ernstes, kirchhofähnliches Ansehen verleiht.

Deputation von Dacoth-Indianern

auf dem Wege mit den Blassgesichtern einen Vertrag abzuschliessen.

Wenn die Häuptlinge in der Nähe des Platzes auf dem die Unterhandlung stattfinden soll angekommen sind, so stellen sie ihre Canoes in eine Linie auf und befestigen sie aneinander. Der Sprecher des Stammes erhebt sich alsdann und hält eine lange Rede, in der er den Gegenstand und die Bedingungen der Unterhandlung auseinandersetzt; hierauf wird abgestimmt. Sind sie alle einig so wird die Unterhandlung unterzeichnet; wo nicht, so kehren sie nach ihrem Dorfe zurück um die Sache weiter zu besprechen. — In einem der Canoes weht die amerikanische Flagge zum Zeichen daß eine Unterhandlung mit der Regierung der Zweck ihres Erscheinens sei; in einem andern steht ihre eigene eigenthümliche Standarte, — ein krummer Stab, an dem die Steißfedern des Kriegsadlers befestigt sind. Diese Federn sind bei den Indianern eine Auszeichnung für vollbrachte große Thaten und keiner darf eine solche im Kopfputze tragen, der nicht einen Feind in der Schlacht getödtet hat; für jede solche That erhält er eine Feder und aus diesen Geschenken der berühmtesten Häuptlinge des Stammes wird die große National-Standarte zusammengesetzt. Nicht nur daß man auf den ersten Blick an einem solchen Haarputze den kriegerischen Rang eines Indianers erkennen kann, sondern auf jeder Feder findet man auch in Hieroglyphen die Geschichte der verschiedenen Begebenheiten die damit in Verbindung stehen, ausgedrückt. So z. B. ist, wenn ein Indianer im Kriege seinen Feind mit einer Büchsenkugel niederstreckte, auf der Feder ein rother Fleck verzeichnet von der Größe einer Flintenkugel; wurde er selbst dabei verwundet, so findet man darunter einen kleinen schwarzen Fleck; gelang es ihm aber den überwundenen Feind zu scalpiren, so schneidet er eine Ecke heraus und färbt sie roth. Solcher und ähnlicher Zeichen bedienen sich die Indianer, so daß man nach einigem Studium dieser Hieroglyphen die ganze kriegerische Laufbahn der betreffenden Rothhaut leicht daraus entziffern kann. Die beiden Indianer auf der Sandbank sind



Jndian deputation.



Chippewas. Die Kleidung ist in jedem Stamme verschieden, besonders die Moccasins (Schuhe). Einen hervorstechenden Unterschied beobachten die Indianer in der Construction ihrer Canoes; die Dacotahs bedienen sich hölzerner Boote (Dug-out, ausgehölter Baumstamm), während die Chippewas die ihrigen aus Birkenrinde verfertigen. Sie sind sehr leicht und zerbrechlich; die Chippewas springen daher schon heraus, ehe das Boot den Grund berührt, ziehen es an's Land, fassen es dann sorgfältig an beiden Enden und drehen es um, so daß es mit den Schnäbeln auf die Erde zu liegen kommt, damit der dünne Boden keinen Schaden leide. Diese Boote sind so leicht daß eines, in welchem 8 Mann bequem sitzen können, von einem Indianer auf dem Kopfe getragen werden kann.

La Montagne qui se trempe à l'eau.

Drei Meilen unterhalb Wabashaw=Dorf, auf der Ostseite und 550 Meilen oberhalb St. Louis steht, aus der Ferne betrachtet gleichsam wie eine Insel in der Mitte des Stromes, — „La Montagne qui se trempe à l'eau," — „der Berg, der sich in's Wasser taucht." Er hat ungefähr eine Meile im Umfang; die Breite des Flusses auf der rechten Seite beträgt etwa 1200 Yards, und der Arm desselben, der links um den Berg herumfließt, ist ungefähr 100 Yards breit. Dieser Trempe=Berg, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, „Strombolo" — ist sehr schwer zu besteigen. Aber die Scene die von seiner Spitze aus dem Auge sich darbietet, ist Belohnung genug für die gehabte Mühe. So weit das Auge reicht, nach Nord und nach Süd, windet sich der Mississippi durch seine Inseln hin, während im Osten und Westen Prairien und Wälder, Berge und Hügel in herrlicher Pracht dahinschwinden am endlosen Horizont. — Seine Kuppe ist nicht breit, sondern nimmt nach und nach gegen Norden und Süden ab. Auf der linken Seite ist ein Abgrund; auf der rechten erhebt sich stufenweise eine steile, mit Wald bedeckte Höhe und oben auf der Spitze befindet sich — kein „mit feinen Fischen angefüllter See," wie die Tradition fälschlich berichtet und Viele gerne glauben. Von den guten Bissen die man dort vermuthet, werden wohl die der Klapper=

schlangen, die in zahlreicher Menge unter den Felsen vorhanden sind, die besten sein.

Die heutigen Indianer nennen ihn „Mi-ri-nay chon-ka-hah" — oder Berg im Wasser. Dort ziehen sie alljährlich hinauf wenn die Wilde-Gänse-Saison eintritt, denn der Mirinay chonkahah ist ein Manito (Gott) und sie bringen ihm ihre Opfer dar, um den Wakon (Geist) günstig für ihr Vorhaben zu stimmen.

Gegenüber dem „Trempe-à-l'eau" steht ein andrer mehrere hundert Fuß hoher Berg. Die Sage geht daß ein alter Indianer, entschlossen seine Heimath niemals zu verlassen, eines Tages mit Büchse und Pfeife (der Indianer raucht beinahe immer) versehen hinaufgestiegen sei; nachdem man ihn einige Tage vermißt hatte, fand man ihn todt auf der Spitze des Berges.

Die drei Berge rechts von Trempe-à-l'eau heißen „Catlins-Felsen", „Lewis-Hügel" und „Solitaire-Spitze", beide letzteren nach dem Herausgeber dieses Werkes und seinem Begleiter benannt.

In der anliegenden Illustration erscheint der Berg qui se trempe à l'eau links in der Ferne.

Die Ansicht von Fort Snelling.

Fort Snelling steht auf hohen Felsen am Zusammenflusse des St. Peters mit dem Mississippi. — Diese Felsen enthalten drei verschiedene Formationen: Kalkstein mit Fossilien, — Sandstein — und Kalkstein ohne Fossilien. – Von der Höhe aus bietet sich dem Auge rechts ein Theil des Mississippi-Thales dar, während auf der linken Seite das St. Petersthal seinen Anfang nimmt; unten, gerade im Vorgrunde, liegt eine kleine dreieckige Insel deren Ufer aus großen Kalkstein-Blöcken bestehen. Sie war ehemals ganz mit Bäumen bedeckt die aber abgehauen wurden, damit sich der Feind nicht, im Falle eines Angriffs auf das Fort, dahinter verstecken kann. Auch scheint daß sie vordem mit dem Lande auf dem das Fort sich erhebt, in Zusammenhang gestanden habe und später durch die beiden, abwechselungsweise zu ihren Seiten austretenden Flüsse davon getrennt worden sei. Erst am Fuße dieser Insel vereinigen sich die Wasser der beiden Ströme gänzlich, von hier an



Fort Snelling.



in einem Bette, theils von thurmähnlichen Klippen, theils von Prairie- und Hügelland begränzt, dahinfließend.

Fort Snelling ist einer der nördlichsten von der amerikanischen Regierung besetzten Posten und als die schönste und regelmäßigste unter allen Grenzfestungen im ganzen Mississippi-Thale bekannt. — Seine Geschichte ist mit wenig Worten gesagt. Zuerst kam im Jahre 1816 der damalige Lieutenant Pike (jetzt Obrist) an den Ort auf dem nun das Fort steht und erstattete Bericht darüber. Im folgenden Jahre besuchte Major Lang diesen Platz, kaufte das betreffende Land von den Sioux-Indianern und empfahl diese Stelle ebenfalls dem Kriegsministerium als ein zur Errichtung eines militairischen Posten günstiges Terrain. Im August 1819 endlich wurde der Obrist Leavenworth mit einem Theile des fünften Infanterie-Regiments dorthin gesandt; dieser nahm das Werk gleich in Angriff das sodann unter Obrist Snelling — damals noch Lieutenant, — vollendet wurde. — Das Fort ist in Hectagonal-Form gebaut; die äußerste Mauer umschließt ein ziemliches Stück Landes auf dem sich die Kasernen und Gebäude für die Officiere ꝛc. befinden. Auf der äußersten linken Seite steht das Magazin und auf der rechten, — den Zusammenfluß der beiden Ströme gerade überschauend, — das Haus des Festungs-Commandanten. Eine Halb-Mond-Batterie umgibt die Klippe an diesem Punkt die sich 100 Fuß hoch über den Fluß erhebt; die südöstliche Seite wird durch einen achteckigen Thurm beschützt und eine Bastion vertheidigt die ganze westliche Linie. Die Officiers-Wohnungen sind sehr elegant und die zweihundert Mann fassende Kaserne ist zweckmäßig und angenehm eingerichtet. Die kleinen Häuser links vom Fort sind von Beamten bewohnt, darunter der Indianische Agent und der Uebersetzer; eines derselben ist ein Magazin in dem alle möglichen Necessaires für die Garnison feilgeboten werden. — Vom Fort aus führt ein Weg über den Hügel hinunter nach dem südöstlichen Ufer in eine Ebene die sich ziemlich weit am St. Peters Flusse hinzieht; dort ist der Landungsplatz und zugleich der höchste Punkt der Dampfschifffahrt auf dem Mississippi, — 1000 Meilen unterhalb der Quelle des Flusses, 1000 Meilen oberhalb St. Louis und 2300 Meilen vom Golf von Mexico; ein Platz der Zeuge von mancher interessanten Begebenheit gewesen ist. Eine solche wird durch die beigegebene Illustration vergegenwärtigt. Die ganze Ebene unterhalb des Forts ist mit den Zelten der Winnebagoe-Indianer, die sich, durch die Amerikaner dazu gezwungen, auf der

unfreiwilligen Reise nach ihrer neuen Heimath befinden, bedeckt. Zu gleicher Zeit hatten sich damals auch zwei Banden Dacotah-Indianer auf dem entgegengesetzten Ufer des St. Peters gelagert.

Nicht weniger eigenthümlich und malerisch war die Scene die sich im Juli 1837 hier darbot. Damals unterhandelte der Gouverneur Dodge mit den Chippewa-Indianern wegen des Ankaufes aller ihrer Ländereien am Mississippi. Es waren ihrer 1400 Mann und sie hatten ihr Lager unter den Mauern der Forts aufgeschlagen. Auf dem rechten Ufer des St. Peters hatten gerade auch 600 Dacotahs ihre Wigwams errichtet und da die beiden Stämme zu jener Zeit in Fehde begriffen waren, ließ sich eine Collision nach Beendigung der Unterhandlungen befürchten. Einige Tage vorher hatten die Dacotahs eine Partie Chippewas die den Chippewa-Fluß hinunterfuhren um einer Versammlung beizuwohnen, angegriffen und sechs Krieger getödtet. Der Stamm dem die ermordeten Indianer angehörten hatte blutige Rache geschworen. Gouverneur Dodge bot daher Alles auf um die erbitterten Feinde zu versöhnen und es gelang ihm soweit, daß die Dacotah-Krieger von den Chippewas sogar eingeladen wurden. Sie kamen auch und der Tänze und Trinkgelage, bei welchen der Hundebraten eine Hauptrolle spielte, waren nicht wenige, der großsprecherischen Reden gar nicht zu gedenken die auf beiden Seiten gehalten wurden. Es war aber dabei ein großes Glück daß der eine Stamm die Sprache des andern gar nicht verstand, sonst würde sicherlich aus einem Tanzplatze jener Ort in ein blutiges Schlachtfeld verwandelt worden sein.

Vor einigen Jahren wurde oberhalb des Wasserfalles ein kleines Städtchen angelegt „The City of the Falls of St. Anthony," — das nun so ziemlich im Fortschreiten begriffen ist. Einem kleinen Dampfboote das vor zwei Jahren hier erbaut wurde gelang es den Fluß noch zweihundert Meilen oberhalb des Falles zu befahren; dort aber wurde ihm durch Stromschnellen, Massen schwimmender Baumstämme 2c. ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg gelegt so daß von einer Dampfschifffahrt oberhalb St. Anthony kaum die Rede sein kann.



H Lewis pinx.

Lith Jnst Arnz & Cᵉ Dusseldorf.

MOUTHS OF THE MISSISSIPPI.

DIE MÜNDUNG DES MISSISSIPPI.



Der Mississippi.

Die beste allgemeine Beschreibung dieses Flusses findet sich in Flint's Geographie, und wir geben sie hier größtentheils wortgetreu wieder. —

„Der Mississippi ist der größte und merkwürdigste Fluß in den Vereinigten Staaten. Er entspringt aus dem Itaskasee, in einer mit Morästen und wilden Reisseen angefüllten Gegend, im 48. Grad Nördl. Breite, 1500 Fuß über dem Golf von Mexico, in welchen er sich im 29. Grad Nördl. Breite ergießt. Anfangs besteht er aus verschiedenen kleinen Armen, aber ehe er noch eine lange Strecke durchflossen wird er, bei einer kaum bemerkbaren Strömung, zum großen und breiten Flusse. — Zuweilen führt sein Lauf durch endlose Moräste und zuweilen wird sein Bett durch hohe, alte Kalksteinfelsen eingeengt und dadurch seine Strömung beschleunigt. Eine große Anzahl Flüsse die auf einem und demselben Plateau ihren Ursprung nehmen und sich mit dem rothen Flusse (Red River) und andern Strömen des Winipegsee's verzweigen, bilden in ihrer Vereinigung den St. Peters und Mississippi. Folgende sind die bedeutendsten Nebenflüsse des Letzteren: Der Rapid, St. Croix, Cannon, Buffalo, Bluff, Black, Root, Upper Jowa, Yellow, Bad-Axe, Wisconsin*), Turkey, La Mine, Fever, Tête de Mort, Wabesipinicon, Little Latour, Rock, Jowa, Desmoines (oder besser: Moingonan, einer der größten Nebenflüsse oberhalb des Missouri, mit einer schiffbaren Länge von drei hundert Meilen), Waconda,

*) Dieser Fluß kommt nahe bei Prairie du Chien auf dem rechten Ufer herein. Seine schiffbare Länge beträgt über zwei hundert Meilen und vermittelst einer kurzen Portage (kleine Strecke Landes zwischen zwei schiffbaren Flüssen oder Seen, über welche die Indianer ihre Canoes tragen, um die Fahrt weiter fortsetzen zu können;) ist er mit dem Fuchsflusse (Fox river) der sich in die grüne Bucht (Green Bay) im Michigansee ergießt, verbunden. Er bildet die Hauptverkehr-Straße für Pelzhändler, Jäger und Wilde zwischen Mackinaw (einer befestigten Insel im Michigansee), den östlichen Seen und dem Mississippi.

Fabian, Justioni, Oahaka oder Salzfluß, Boeuf de Cuivre, Dardenne, Illinois (ein schöner, breiter, tiefer, ungefähr vier hundert Meilen langer und beinahe ganz schiffbarer Fluß), Missouri, Maramec, Kaskaskia, Big Muddy, Ohio, Wolf, St. Francis, White, Arcansas, Yazoo, Red und Bayou Sarah. — Elf hundert Meilen unterhalb der Quellen des Mississippi und sieben hundert ein und siebenzig Meilen oberhalb St. Louis, ist der Wasserfall von St. Anthony. Die Breite des Flusses an dieser Stelle beträgt achtzehn hundert, und die Höhe des Kalksteinfelsens über welchen er sich herunterstürzt, sieben und zwanzig Fuß. — Die Gegend ist äußerst großartig und imposant und gewährt den Reisenden, die sich hier während des Sommers in großer Anzahl einfinden um die Schönheit der Natur zu bewundern, ungemein viel Interesse und Unterhaltung. — Kalkstein-Hügel von 100 bis 400 Fuß Höhe begrenzen den Fluß unterhalb des Wasserfalles und Inseln, einzeln und in ganzen Gruppen, bieten sich von nun an in buntester Reihenfolge dem Auge dar. — Die Strömung wird bei den Mündungen des Felsen- (Rock-) und Desmoines-Flusses durch Stromschnellen (Rapids) vermehrt und zu kleinen Wasserfällen umgestaltet, wodurch die Schifffahrt während eines Theiles des Sommers (bei niederem Wasserstande) bedeutende Störung erleidet. Die Gegend in der Nähe der obern Stromschnelle (an der Mündung des Rock- [Felsen-] Flusses) ist äußerst romantisch. Auf dem rechten Ufer erhebt sich der Boden wellenförmig und in der Ferne ist die Aussicht durch Reihen wunderschöner Hügel begrenzt, während sich auf dem linken eine ganz flache, mehrere Meilen breite Ebene hinzieht. Dort stand noch vor wenigen Jahren ein Dorf der Sacs und Fox Indianer, und wegen der Besitznahme dieser Ländereien entstand der berühmte Black Hawk Krieg*), in welchem beinahe der ganze Stamm der Sacs und Foxes ausgerottet wurde. — Unterhalb dieser Stromschnelle hat der Fluß seine durchschnittliche Breite und sein Character bleibt von nun an so ziemlich unverändert bis zur Mündung des Missouri. — Der Mississippi ist hier noch viel schöner als der Ohio (la belle rivière der Franzosen), seine Strömung ist sanfter, seine Breite um ein Drittheil größer und seine Oberfläche mit breiten, weißen Sand-

---

*) Black Hawk, der schwarze Falke, Name eines berühmten Sac und Fox Häuptlings; er starb in Keokuck am Mississippi im Jahr 1841; sein indianischer Name war: Muckatah Mis-haki-akki-ah; zu deutsch: „Der schwarze Sperling-Falke."

bänken und zahlreichen Inseln geschmückt, deren einige sich zuweilen in paralleler Richtung hinziehen und so den Fluß noch bedeutend erweitern, ausgenommen bei Hochwasser wo die Ersteren eine Zeit lang dem Auge entschwinden. Viele dieser Inseln sind von ziemlich großem Umfange und gewähren des Sommers, mit ihrer üppigen Vegetation und einem Reichthum an Hirschen, Kaninchen, Truthühnern, Eichhörnchen und andern Wildes, einen lieblichen Anblick und angenehme Unterhaltung.

Wo der Mississippi den Missouri aufnimmt beträgt seine Breite eine halbe Meile und die der Mündung des Missouri eben so viel; die durchschnittliche Breite der vereinigten Flüsse bis zur Mündung des Ohio beträgt ebenfalls eine halbe Meile und es scheint als ob dieser mächtige Nebenfluß die Breite des Hauptstromes eher noch verringere als erweitere; allein er verändert um so mehr seine Tiefe, Wassermasse und — was zu bedauern ist — seinen ganzen Character. Er ist nicht mehr der schöne, durchsichtige Fluß wie wir ihn weiter oben gesehen, mit sanften Ufern und klaren Sandbänken, sondern eine furienhafte, brausende Strömung — eine wilde, gefährliche Masse siedender Wasser; zerrissene, ungleiche Ufer und — wo der Fluß zurückgetreten — ganze Hügel von Schlamm bezeugen die nachtheilige Umgestaltung seiner früheren Eigenschaften. Die mächtigen Wälder erheben sich zwar auch jetzt noch an seinen Ufern, aber verändert ist ihr ruhig-großartiger Anblick, obwohl noch immer ein Gegenstand würdig genauer Betrachtung. — Der Mississippi hat viele große Strudel mit wirbelartiger Bewegung und converer Oberfläche von 60—90 Fuß im Durchmesser, die ein bedeutendes Geräusch verursachen und ein Boot merklich von seiner Straße abbringen können. Zufälle verändern oft die Richtung der Strömung und treiben sie gegen die Spitze irgend einer Insel, Sandbank oder Krümmung. Die Strömung führt dann die Insel mit sich fort, verrückt die Sandbank, reißt den weichen Boden aus welchem die Krümmungen bestehen, mit allen darauf befindlichen Bäumen und Sträuchern weg und setzt sie wieder an einer andern Stelle nieder. Bei Hochwasserstand ist es den Uferbewohnern nichts Ungewöhnliches das furchtbare Krachen der abgerissenen Landstücke, die mit ihrer ganzen Vegation in die Fluthen stürzen, zu hören.

Wenn man den Mississippi zum ersten Male befährt, ist es rein unmöglich sich eine Idee von seiner Größe oder seinem Wasservolumen zu machen. Allein bedenkt man wie er vom Wasserfalle zu St. Anthony an einen Fluß nach dem

andern, dessen Mündung weiter als er selbst, ohne seine Breite im Geringsten zu verändern in sich aufnimmt, wie er nacheinander den mächtigen Missouri, den breiten Ohio, den St. Francis, White, Arkansas und Red River, lauter große, tiefe und wasserreiche Flüsse, verschlingt und dabei anscheinend immer noch sein gewöhnliches Volumen beibehält, — so fängt man doch wohl an, richtige Begriffe von der zunehmenden Tiefe der Strömung, die solch ungeheure Wassermassen dem Ocean zuführt, zu erlangen. Wenn man die Balize*) verläßt und stundenlang mit einem guten Winde nach S. O. segelt, so sieht man auf allen Seiten Nichts als die weißschäumenden Wellen des Mississippi, nachdem das Land schon längst aus dem Gesichtskreise entschwunden.

Zwischen der Mündung des Ohio und St. Louis, auf dem rechten Ufer, befinden sich die Hügel gewöhnlich ganz in der Nähe des Flusses, oder sind wenigstens nie mehr als zwei Meilen davon entfernt. Es sind größtentheils perpendiculäre Kalksteinmassen die manchmal die abentheuerlichsten Gruppen und Figuren wie z. B. Thürme, Wälle, Ruinen u. s. w. bilden. Zuweilen bespülen die Fluthen des Mississippi den Fuß jener Hügel, wie dies u. a. bei den Cornice Felsen und den Klippen oberhalb St. Geneviève der Fall ist.

Diese Hügel erheben sich wohl zwei bis drei hundert Fuß über die Wasserfläche. — Unter andern Eigenthümlichkeiten in der mineralischen Formation des Mississippiufer sei hier noch jener riesenhaften Felsenmassen, des „Grand Tower“ (der große Thurm) und „Shot Tower“ (Schrotthurm) bei Herculaneum (ebenfalls auf dem rechten Ufer) erwähnt. — Der jährliche Austritt des Mississippi, von seiner Quelle an bis zur Mündung des Missouri, geschieht gewöhnlich im März und dauert bis Ende Mai und seine mittlere Höhe beträgt dann fünfzehn Fuß. Bei niedrigstem Wasserstande findet man doch immer noch vier Fuß, von der Stromschnelle bei der Mündung des Desmoines an, bis zu der des Missouri. — Zwischen der Mündung des Ohio und der des St. Francis gibt es verschiedene seichte Stellen im Flußbette, so daß es den Lootsen bei niederem Wasserstande schwer fällt ihre Schiffe durchzuführen; unterhalb dieser Stelle können Schiffe von jeder Größe und zu jeder Jahreszeit leicht passiren, wenn sie die richtige Straße einhalten.

---

*) Balize, der Name den die Spanier dem Theile des Golfes von Mexico zunächst der Mündung des Mississippi gaben; siehe die letzte Lieferung d. W.: „Der Golf von Mexico.“

Die mittlere Wasserhöhe unterhalb der Mündung des Ohio beträgt fünfzig, die höchste, sechzig Fuß; oberhalb Natchez fängt sie an abzunehmen; bei Baton Rouge findet man selten mehr als dreißig und bei New = Orleans zwölf Fuß. Einige wollen dieses gradweise Abnehmen der Wasserhöhe den verschiedenen (unsichtbaren) Abfluß = Canälen, die ungeheure Wassermassen dem Meere zuführen, zuschreiben. Die Ufer, von Cairo abwärts, sind mit einer üppigen Vegetation bedeckt; Bäume, Sträucher und Pflanzen aller Art wechseln mit einander ab oder bieten sich dem Auge im buntesten Gemische und erscheinen hie und da, durch anmuthige Städtchen und schöne Plantagen hervorgehoben, in besonders reizendem Lichte. Fünf hundert Meilen weiter südlich beginnt die Baumwollen= — und unterhalb der Mündung des Red River (Rothen Flusses) die Zucker=Region. Von da an bis New=Orleans sind die Ufer auf beiden Seiten mit wunderschönen Plantagen bebaut und prachtvolle Wohnhäuser, inmitten der von duftenden Blumen und köstlichen Südfrüchten angefüllten Gärten, reihen sich in unübersehbarer Linie aneinander.

Von Columbia in Arkansas an, gewähren die Wälder von Baumwollenholz= (Cotton trees) und andern Bäumen einen merkwürdigen Anblick; sie sind großentheils mit dem sogenannten „spanischen Moose" bedeckt, welches in langen, dichten Flocken von den Aesten herabhängt und so der Gegend ein kirchhofähnliches, düsteres Ansehen verleiht; man gebraucht es zum Polstern anstatt der Pferdehaare und zwar mit so gutem Erfolge, daß es einen eigenen wichtigen Handelsartikel bildet.

Ein Reisender macht in einem verdienstvollen Werke über Amerika folgende Bemerkung, die hier angeführt zu werden verdient; er sagt: „Jedem der den Mississippi befährt und die ungeheuren, jetzt noch uncultivirten Länderstrecken die an seine Ufer grenzen betrachtet, müssen die Veränderungen welche die Zeit hier bewirken wird, klar vor's Auge treten. In hundert oder höchstens zwei hundert Jahren werden die Ufer des Mississippi, gleich den Küstenländern, in eine Linie fruchtbarer Plantagen umgewandelt sein; der Boden ist so fett als nur möglich, denn er besteht ganz aus dem vom Flusse angeschwemmten Lande (Alluvium) und ist so tief, daß die Nothwendigkeit ihn jemals brach liegen lassen zu müssen, gänzlich verschwindet. Bedenkt man wie viele Myriaden einst das Nilthal bewohnten und vergleicht damit das Mississippithal, so kann man wol ahnen zu welchem Zwecke diese, jetzt schon welt=

berühmten Regionen, die blos noch der Zeit zur Reife bedürfen, ausersehen sind."

Wir beginnen nun unsere Reise durch das Mississippithal beim Wasserfalle zu St. Anthony und gehen von hier an, in südlicher Richtung, nach dem Golfe von Mexico.

Der Wasserfall zu St. Anthony.

Der erste Europäer der je diese schöne und romantische Gegend besuchte war Pater Louis Hennepin, ein französischer Franziscaner-Mönch. — Als Missionär unter den Indianern in der Nähe des Fort Frontenac und durch seine häufigen Besuche bei den Iroquois südlich vom Ontariosee, ebenso auf seinen Reisen nach der Quelle des Allegheny-Flusses, war es ihm gelungen sich mit dem Character, den Sitten und Gebräuchen der Indianer vertraut zu machen. — Ehrgeizig, unternehmend und kühn wie er war ist es also nicht zum Verwundern wenn er mit noch zwei Recolett-Mönchen, theils um den geistlichen Bedürfnissen der Gesellschaft zu genügen, theils aber auch um das Unternehmen befördern zu helfen, La Salle, der damals eine zweite Expedition ausrüstete, seine Dienste anbot*).

Die zur Untersuchung des obern Mississippithales ausgeschickte Gesellschaft bestand aus Pater Hennepin und sieben andern Franzosen, als Ruderer u. s. w. Sie verließen Fort Crêve-Coeur am Illinois wo jetzt Florisant steht, am 28. Febr.

*) Hennepin berichtet, daß als er im Jahre 1674 mit La Salle in Canada ankam, er dort den Abbé de Fenelon späteren Bischof von Cambray und Author des Telemach, fand. — Bei der letzten Versammlung der historischen Gesellschaft zu New-York wurde ein Bericht verlesen, der als Bestätigung dieser Nachricht ein Verzeichniß der katholischen Hierarchie in Canada (Quebeck, 1834) angiebt, in welchem es heißt daß: „François de Salinac de Fenelon, Präsident, am 11. Juni 1668 ordinirt worden sei und im September 1673 Canada verlassen habe." Sein Name findet sich zusammen mit dem des Claude Troure, der am 10. Juni dess. J. ordinirt wurde. — Diese Beiden sind ohne Zweifel dieselben Individuen welche zusammen die Iroquois besuchten und deren auch Charleroix erwähnt. Der Bischof von Petree sagt in einem Briefe an Herrn Poitevin in Paris, er habe „zwei fromme und tüchtige Arbeiter nach einer Iroquois-Niederlassung nördlich vom Ontariosee, deren einer Mons. de Fenelon, dessen Name in Paris gut bekannt wäre und der andere Mons. Troure sei, gesandt." Dieser Umstand vermehrt noch das Interesse das sich an die geistlichen Entdecker des Westens knüpft.

H Lewis pinx

Lith Inst Arnz & Co Dusseldorf

The falls of St Anthony.



1680, und kamen durch den Illinois in den Mississippi. Dann verfolgten sie in Canoes den Lauf des eistreibenden Flusses stromaufwärts, bis ihnen der Wasserfall im Monat Mai den Weg versperrte. Hennepin drückt sich folgenderweise über den Wasserfall aus: „er ist in der That an und für sich fürchterlich und sein Anblick hat etwas Erstaunliches"; — der Franziskaner benannte ihn zu Ehren seines Schutzpatrons, des hl. Antonius von Padua; er schnitt in einen nahestehenden Baum ein Kruzifix und hing als Zeichen der Besitznahme das Wappen von Frankreich daran auf. Hennepin durchkreuzte wochenlang die Gegend in der Nähe des Wasserfalles bis er endlich mit seinem ganzen Gefolge von den Sioux (Dacotah-) Indianern gefangen genommen wurde; doch gelang es ihnen bald wieder zu entkommen. Sie erreichten die Mündung des Wisconsin, gingen diesen Fluß hinauf und kamen endlich durch den Fox- (Fuchs) Fluß nach Green-Bay (Michigansee), woselbst sich damals eine französische Mission befand.

Capitain Jonathan Carver besuchte den Wasserfall am 17. November 1767 in Begleitung eines Winnebago-Häuptlings. Der Indianer der die Gegend noch nie gesehen hatte, bestieg den höchsten Felsen den er finden konnte, warf nach einer langen an den „Großen Geist" gerichteten Rede all' seinen Schmuck als Friedeopfer in den Fluß und beendigte die Ceremonie mit einem langen Gebete.

Der Fluß wird hier durch eine Insel (Grand Island) die sich sowol ober- als unterhalb des Falles erstreckt, in zwei ungleiche Theile geschieden. Die Entfernung der Insel vom rechten Ufer beträgt sechshundert vier und dreißig — und vom linken dreihundert Fuß. Die Insel selbst ist zweihundert sechs und siebenzig Fuß breit und ungefähr zwölfhundert Fuß lang. — Es gibt noch drei kleinere Inseln dort: „Spirit-" (Geister-) „Cataract-" (Wasserfall-) und „Rock-" (Felsen-) Insel. — Der äußere Anblick des Falles ist sehr unregelmäßig, weil die Kalksteinlage unter dem Sandsteine vom Wasser weggewaschen wird; ungeheure Felsblöcke fallen zuweilen herunter und der Fuß des Wasserfalles sowol als auch das Flußbett unterhalb desselben, sind mit solchen titanischen Felsmassen angefüllt. — Bei einer kürzlich veranstalteten trigonometrischen Messung fand es sich, daß die Breite des Flusses siebenzehn hundert und zwei und achtzig Fuß an jener Stelle betrage. — Die Höhe des Wasserfalles wechselt zwischen siebenzehn und zwanzig Fuß.

Man sagt daß das Felsenbett des Flusses oberhalb des Wasserfalles so glatt und eben sei wie ein gehobelter Fußboden; einige Begleiter des Majors Long machten sich im Sommer 1823 das Vergnügen den Fluß, vom rechten Ufer ausgehend, zu durchwaden; sie erreichten die Insel und von da aus das linke Ufer; allein sie waren dem Wasserfalle zu nahe gekommen und geriethen in große Gefahr von der starken Strömung fortgerissen zu werden, obwol die Tiefe des Flusses blos zwei und einen halben Fuß betrug. — Die Insel ist mit einem dichten Walde bedeckt der ein unheimliches Dunkel über die Gegend ausbreitet. Carver beschreibt „eine kleine Insel*) unterhalb des Wasserfalles von ungefähr ein und einem halben Morgen im Umfang, auf welcher eine große Menge Cedern wachsen, deren Zweige von so vielen Adlernestern bedeckt seien als sie nur möglicherweise tragen könnten." Die Ursache dieser Erscheinung schreibt er der Nähe des Wasserfalles zu, weil die Vögel durch denselben gegen Menschen und Thiere geschützt seien, denn der Indianer fürchte sich den Strudel zu passiren und es fänden sich am Fuße des Wasserfalles stets eine Menge todter Thiere und Fische die über denselben herunterstürzend, an den Felsen zerschellten. — Er bemerkt noch ferner daß die Insel oberhalb des Falles (Grand Island) etwa vierzig Fuß breit und über vierzig Fuß lang sei, gerade in der Mitte des Flusses stünde und nur wenige zerrissene Cedern und Tannen darauf wüchsen.

Die Strudel erstrecken sich einige Meilen weit unterhalb des Wasserfalles und der Fluß hat vom Felsen bis zu den Strudeln ein Gefäll von hundert Fuß. Perpendiculäre Felsen auf beiden Ufern von hundert Fuß Höhe reduciren hier das Flußbett zur engen Schlucht; rechts, am Fuße der Klippen, steht die Ruine einer alten, vor vielen Jahren für den Gebrauch der Garnison zu Fort Snelling erbauten Mühle; ein ähnliches Gebäude das noch im Jahre 1823 hier stand, ist total verschwunden; beide Mühlen waren, so lange man sie gebrauchte, der Obhut eines Unteroffiziers mit einiger Mannschaft anvertraut. — Die Entfernung zwischen dem Fort Snelling und dem Wasserfalle beträgt zu Lande sieben — und nach dem Laufe des Wassers, neun Meilen. Man hört das Getöse des Wasserfalls, bei günstiger Witterung, ganz deutlich

*) Diese Insel existirt nicht; Carver schreibt überhaupt etwas unbestimmt und man kann seinen Angaben nicht allzustrenges Vertrauen beimessen.

zu Fort Snelling; Carver sagt: er habe es „auf eine Entfernung von fünfzehn Meilen" gehört und Featherstonough will sich an der Mündung des St. Croix am „Handelsposten" (dreißig Meilen unterhalb des Wasserfalles) befunden und dort das Geräusch ebenfalls deutlich vernommen haben.

Dem Geologen gewährt der Wasserfall zu St. Anthony ungeheuer viel Interesse und ebenso dem Poeten und Bewunderer der großartigen Natur. Die fossilienreichen Ufer die den Mississippi von der Mündung des Wisconsin an characterisiren hören hier auf und die Felsenformation nimmt einen neuen, ganz und gar von dem bisherigen verschiedenen, Typus an*).

Im Jahre 1850 wurde von einer Gesellschaft von Speculanten in Boston, oberhalb des Wasserfalles, auf dem linken Ufer, eine Stadt angelegt; sie ist durch einen Damm gegen Ueberschwemmung geschützt und hat den Namen „The City of the Falls of St. Anthony oder St. Antonsstadt. Nur wenige Jahre werden vergehen und das Brüllen des Wasserfalles wird durch das Getöse der Fabriken und Maschinerien übertönt werden.

Den Indianern ist der Wasserfall unter verschiedenen — aber durchaus poetischen — Namen bekannt. — Die Chippewas nennen ihn: Ka-ka-bi-kah (Klippenfelsen); bei den Dacotahs heißt er: Me-ne-ha-ha (Lachendes Wasser); auch Ha-ha-wo-tepa, Ra-ra und O-wa-me-ne. Jede Nation hat

---

*) Nicollet spricht sich folgendermaßen darüber aus:

Folgendes sind die geognostischen Verhältnisse des Mississippi-Thales von der Mündung des St. Peter aufwärts zu den Wasserfällen von St. Anthony.

1. Die Basis der Hügel bildet ein feinkörniger, leicht zerreiblicher Sandstein ohne Schichtung, dessen Mächtigkeit sechszig bis achtzig Fuß beträgt. Einige Stellen zeigen Flecken die von Eisenoxyd herrühren, während andere Stellen vollkommen weiß sind. Ohne Zweifel würden die letztern einen vorzüglichen Sand zur Glasbereitung liefern.
2. Auf diesem lagert ein dichter, undeutlich schiefriger Kalkstein von verschiedener Farbe, hellgelb bis graulichgelb. Er enthält viele unregelmäßig zerstreute organische Ueberreste, zum Theil mit glänzenden Kalkspath-Krystallen überzogen, zum Theil gänzlich in Stein umgewandelt. Dieses Lager hat eine Mächtigkeit von acht bis zwölf Fuß und ist in Schichten von zwei Zoll bis ein Fuß Dicke zertheilt. Der Kalkstein hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem, welchen Dr. Locke in seinem Bericht über die geognostischen Verhältnisse von Ohio Klippen-Kalkstein nennt und den neuerdings Dr. Owen in seinem Bericht über den Bergwerksbezirk von Illinois und Iowa beschrieben hat.
3. Die oberste Decke besteht aus Sand, Kies und Thon, mit Bruchstücken des zertrümmerten Kalksteins gemengt. Ueber die Kuppen und Abhänge der Hügel sind erratische Blöcke zerstreut, welche man bis zu den Höhen des Pilot Knob*) verfolgen kann.

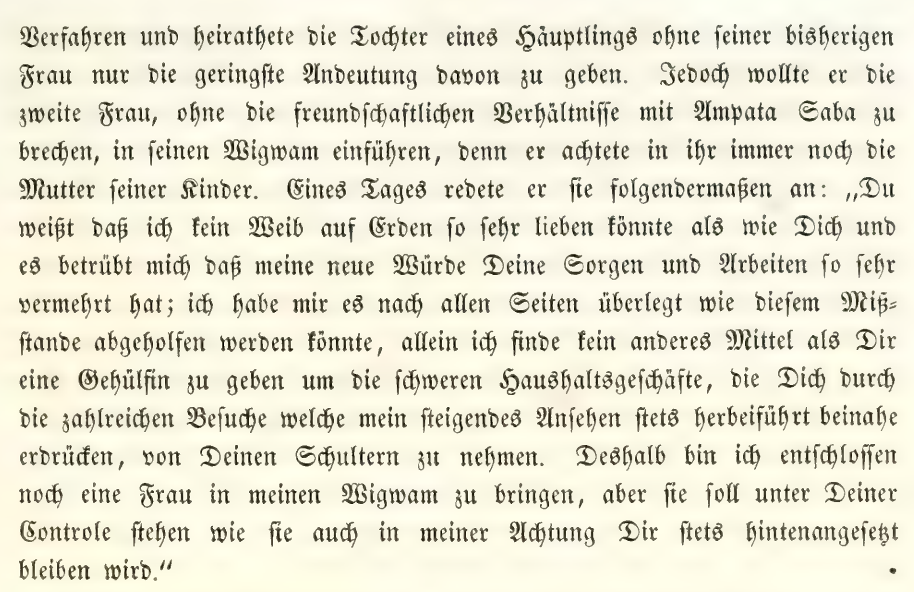
*) Pilot Knob (Lootsenspitze), Name eines benachbarten Berges.

ebenfalls ihre eigenen Legenden die sich an diese Stelle knüpfen; die Dacotahs erzählen die folgende:

Ampata Saba oder die erste Frau.

Ampata Saba (der dunkle Tag) war die Frau eines braven jungen Kriegers und Jägers, mit welchem sie zwei Kinder hatte. Sie lebten stets in vollkommener Zufriedenheit miteinander und ihr Glück wurde nur zuweilen durch Wechselfälle wie sie das Waldleben mit sich bringt, für kurze Zeit gestört. Bald wohnten sie auf der weiten Prairie, bald bauten sie ihren Wigwam im dichten Walde nahe am Ufer eines Flusses den sie in ihrem Canoe befuhren um Fische zu fangen, sobald ihnen das Fleisch der wilden Thiere nicht mehr behagte. Alles fand sich im Ueberfluß, es fehlte ihnen an gar Nichts. So vergingen die ersten Jahre ihrer Ehe im ungetrübtesten Glücke. — Aber mit der Zeit nahm auch der Krieger an Ruhm und Ansehen zu und bald betrachtete man ihn als einen Weetshahstshy=Atapee oder Häuptling. Jetzt öffnete sich seinem Ehrgeiz und Stolze ein neues Feld. Der Ruhm eines Häuptlings wird, wie bekannt, durch die Anzahl seiner Frauen bedeutend vermehrt und sein Wigwam war von nun an stets voll von Besuchern. Welche kamen um sich Raths zu erholen, Andere um seine Gunst zu erlangen. Alles dies verursachte Ampata Saba keine Beschwerde, denn die rothen Leute sehen es gerne wenn sie zahlreiche Besuche erhalten und Gastfreundschaft üben können. Aber bald kam ihr das Gerücht zu Ohren ihr Mann wolle noch eine zweite Frau nehmen und das betrübte sie nicht wenig. — In der Absicht ihr Ansehen durch eine Verbindung mit dem Häuptlinge zu vergrößern, hatten ihm einige bedeutende Krieger seines Stammes desfalsige Anträge gemacht und dabei bemerkt, daß es für einen Häuptling unumgänglich nöthig sei mindestens zwei Frauen zu besitzen.

Das war Gift in ihren Adern, denn sie hatte ein großes Herz und liebte ihren Mann unendlich; der Gedanke seine Liebe mit einer Andern getheilt zu wissen war ihr unerträglich. Allein sie fand bald daß sein Entschluß gefaßt war und ihre Demonstrationen zu keinem Erfolge führten. Angefeuert durch grenzenlose Ambition, wollte er um jeden Preis die höchsten Ehren gewinnen und zu diesem Ende seinen Einfluß auf den Stamm durch eine Verbindung mit einem mächtigen Häuptlinge erhöhen. Auf diesen Grund hin entschuldigte er sein



Verfahren und heirathete die Tochter eines Häuptlings ohne seiner bisherigen Frau nur die geringste Andeutung davon zu geben. Jedoch wollte er die zweite Frau, ohne die freundschaftlichen Verhältnisse mit Ampata Saba zu brechen, in seinen Wigwam einführen, denn er achtete in ihr immer noch die Mutter seiner Kinder. Eines Tages redete er sie folgendermaßen an: „Du weißt daß ich kein Weib auf Erden so sehr lieben könnte als wie Dich und es betrübt mich daß meine neue Würde Deine Sorgen und Arbeiten so sehr vermehrt hat; ich habe mir es nach allen Seiten überlegt wie diesem Mißstande abgeholfen werden könnte, allein ich finde kein anderes Mittel als Dir eine Gehülfin zu geben um die schweren Haushaltsgeschäfte, die Dich durch die zahlreichen Besuche welche mein steigendes Ansehen stets herbeiführt beinahe erdrücken, von Deinen Schultern zu nehmen. Deshalb bin ich entschlossen noch eine Frau in meinen Wigwam zu bringen, aber sie soll unter Deiner Controle stehen wie sie auch in meiner Achtung Dir stets hintenangesetzt bleiben wird."

Obwol diese Worte ihr Herz zerrissen, hörte Ampata Saba doch mit der größten Aufmerksamkeit zu; sie antwortete in den rührendsten Ausdrücken die wirkliche Liebe nur erfinden kann; sie sagte ihm seine Befürchtungen seien gänzlich ungegründet, denn sie fühle sich stark genug doppelte Anstrengungen mit Leichtigkeit zu ertragen, wenn er ihr nur seine Liebe nicht entziehen wolle u. s. f. — Allein er ließ sie immer noch nicht merken daß die zweite Heirath schon vollzogen sei, weil er sich auch nach dieser Unterredung noch der Hoffnung hingab sie von ihrer Ansicht abzubringen, während Ampata Saba kein Mittel unversucht ließ ihren treulosen Gatten auf's Neue zu fesseln.

Als er aber den verhaßten Gegenstand wieder zur Sprache brachte, schloß sie ihre Vertheidigung mit der Drohung: er möge sich gegen die Consequenzen seines fatalen Vorhabens wahren.

Endlich als er sah daß Alles vergebens und ihre Zustimmung unter keiner Bedingung erlangt werden konnte, theilte er ihr seine geschehene Verbindung mit und sagte, daß wenn sie seine Frau nicht freundlich aufnehmen *wolle* sie solche, wenn auch feindlich, aufnehmen *müsse*, denn er sei einmal fest entschlossen sie in seinen Wigwam zu bringen.

Aber ehe er noch Zeit hatte seine Drohung zu erfüllen war schon Ampata Saba entflohen und mit ihren Kindern zu ihrem Vater, dessen Wohnung ziemlich

weit entfernt lag, zurückgekehrt; dort lebte sie eine Zeit lang ziemlich ruhig bis der Stamm aufbrach um die Jagdplätze zu beziehen. Ampata Saba begleitete ihren Vater und wäre gerne irgendwohin gegangen um sich nur recht weit von ihrem lieblosen Gatten entfernen zu können.

Der Winter war vorüber und mit dem Frühjahre kehrten die Indianer wieder nach dem Flusse zurück. Sie besserten ihre Boote aus die sie im Herbste dort gelassen hatten, packten die Felle der den Winter über erlegten Thiere hinein und fuhren hinunter nach dem Wasserfalle. Als sie sich dem Strudel näherten der dem Hauptwasserfalle vorangeht blieb Ampata Saba eine Zeit lang zurück, schob dann ihr Canoe in den Fluß und bestieg es mit ihren Kindern. Die reißende Strömung machte bald das Rudern unnöthig; sie erhob sich und das Ruder hoch haltend, fing sie an ihre Todtenklage zu singen:

„Ihn liebt ich mit der Liebe meines Herzens,
Für ihn bereitete ich das wald=getödtete Wild
Und nährte mit Holz das Feuer im Wigwam;
Für ihn nur gerbt' ich das Fell des edlen Hirsches
Und schnitt daraus die Moccasins, die seine Füße schmücken.
Ich wartet seiner Rückkehr von der Jagd bis daß die Sonne schied
Und freute herzlich mich, sobald sein männlicher Tritt ertönte;
Er warf die Bürde von der Schulter, — es war ein Hirsch, —
Ich eilte schnell ein saftges Mahl ihm zu bereiten. —
Mein Herz war ganz in ihm und er in meinem Herzen;
Doch hat er jetzt mich weggestoßen, und and're Liebe sich erkoren.
Mein Leben ist so freudlos, — eine schwere Bürde,
Sogar die lieben Kinder schaffen neuen Kummer,
Sie gleichen ihm so sehr! — Wie kann ich des Lebens Last ertragen
Wenn Alles nur zu meinem Schmerze hilft? —
Ich erhob meine Augen zum Meister des Lebens
Und sprach: Nimm hin denn Manito was Du gespendet,
Es ist zu bitter, das lieblose Leben; —
Jetzt steh' ich auf der Strömung und sie erfüllt mein Fleh'n.
Ich seh' den weißen Schaum aus der Tiefe sich heben,
Ich höre das tiefe Gemurmel der stürzenden Wellen,
Leb' wohl! es ist mein Grabesgesang! —

Ihre Stimme verlor sich in dem Tosen des Wasserfalles, die Strömung riß ihre zerbrechliche Barke mit Blitzesschnelle hinab. Als die Freunde ihre Absicht erriethen war sie dem Abgrunde schon zu nahe; sie sahen den Kahn eine Secunde lang sich auf dem Rande drehen, — dann stürzte er hinab über den steilen Felsen, — es war zu spät. — Niemals wurde eine Spur des Bootes aufgefunden, es verschwand auf ewig.

So endete Ampata Saba. Und doch wollen die Indianer zuweilen bei Mondschein das herunterstürzende Canoe gesehen — und andere ganz früh des Morgens die klagenden Töne gehört haben, wenn der Geist Ampata Saba's, die beiden Kinder an der Brust, durch die Morgennebel zog!

Der folgende Auszug aus einem langen Gedichte hat eine ähnliche Legende zu Grunde.

Indianische Todtenklage.

(Aus dem Englischen übers.)

Sie steuert den Kahn auf der reißenden Tiefe,
Es tönet so schrecklich ihr Grabesgesang,
Als wenn's aus den Höhlen vom Ufer her riefe,
Daß schrill durch des Wasserfalls Brüllen es klang.

Schnell hebt sich der Adler empor aus dem Baume
Und hält, in den Wolken hochkreisend, scharf Wacht;
Der Panther duckt nieder im buschigen Raume,
Das furchtsame Reh flieht hinaus in die Nacht.

Sie sieht nicht den Adler, sie hört nicht das Reh,
Die Sinne umschattet von rasendem Kummer;
Ihr Schicksal ist schrecklich, — unendlich ihr Weh' —
Ein Geist, aufgestört aus dem ewigen Schlummer.

Die weinenden Kinder umschlingen sie bange,
Erschreckt durch der Mutter Dämonengestalt;
Sie herzt sie so innig und küßt sie noch lange,
Dann tönt ihre Klage, daß weithin es schallt:

„O Kinder! — verloren; — Weib, Mutter! — verlassen; —
Mit Freude und Wonne und Allem ist's aus;
Er, der uns mit liebender Hand sollt umfassen,
Stößt herzlos und grausam die Seinen hinaus.

„Der Vater, der Gatte umarmt mich nicht mehr,
Und Ruh' ist auf Erden mir nimmer gegeben;
Die Sinne bewildert, das Herze so schwer, —
Nimm Du denn, Manito! dies freudlose Leben."

Und hin schießt die Barke zum schäumenden Rand
Durch Felsen und Strudel schnell wie der Orkan;
Zu spät sind die Freunde mit rettender Hand,
Sie stehen und schauen das Gräßlichste an.

Der Kahn auf des Wasserfalls Spitze schon stund,
Dort sah man ihn wirbelnd im Kreise sich dreh'n,
Dann stürzt er hinab in den gähnenden Schlund,
Und Mutter und Kinder sind nicht mehr geseh'n!

Prairien.

Es gibt deren zweierlei: flache und rollende Prairien. Die Ersteren werden in einer der folgenden Lieferungen ihren Platz finden; wir beschränken uns für jetzt auf die in dem anliegenden Blatte illustrirten rollenden Prairien.

Man findet sie überall im Westen America's, jedoch die großartigsten derselben liegen westlich von den Staaten Missouri und Jowa; dort mag der Reisende tagelang wandern ohne einen Baum oder Bach anzutreffen, er erblickt Nichts, soweit das Auge reicht, als einen auf allen Seiten vom Firmamente begrenzten Ocean von Gras. — Die Indianer stecken sie während des Hochsommers gewöhnlich in Brand; die weite Ebene verwandelt sich dann in ein Feuermeer, in welchem ganze Heerden von Büffeln, Hirschen und andern Wildes, die dem zerstörenden Elemente nicht entfliehen können, umkommen.



H Lewis pinx. Lith Inst. Arnz & Co. Dusseldorf

The rolling prairies.



Das Gras ist auf den rollenden Prairien gewöhnlich sechs bis acht Zoll hoch, wollig, süß und sehr nahrhaft und hat, weil es dem Büffel zur Hauptnahrung dient, den Namen „Büffelgras" erhalten.

Unter allen Thieren des Westens sind die Büffel am zahlreichsten auf diesen Ebenen vertreten, obschon jährlich unglaubliche Massen derselben blos der Felle und Hörner wegen getödtet werden. Auch wilde Pferde trifft man hier in ziemlich großer Anzahl, jedoch ist ihr eigentliches Revier weiter südlich, in den Staaten Missouri, Arkansas und Texas gelegen. Die wilden Pferde sind zwar nicht Ur-Producte America's, verdienen aber doch hier besonders betrachtet zu werden. Es ist gar nichts Seltenes, ganze Heerden derselben, — Abkömmlinge der aus den spanischen Niederlassungen in Mexico entkommenen zahmen Pferde — auf den Prairien, westlich vom Mississippi, anzutreffen. Früher fand man sie auch häufig in den Kootannie-Ländern, in der Nähe der nördlichen Quellen des Columbia-Flusses, auf der Ostseite der Felsengebirge (Rocky Mountains); allein sie sind aus jener Gegend schon seit längerer Zeit verschwunden. — Den Indianern sind diese Pferde, die sowohl im wilden Zustande als auch gezähmt ungeheure Schnelligkeit an den Tag legen, von hauptsächlicher Wichtigkeit, besonders den Sioux, Osages, Pawnees und Cammanhees, die jene Gegenden bewohnen. Sie ziehen stets in großer Anzahl gegen dieselben zu Felde und sobald sie eine Heerde gewahr werden, theilen sie sich in drei Haufen und stellen sich in gehöriger Entfernung von einander in der Richtung auf, nach welcher hin die fliehenden Pferde, wie sie aus Erfahrung wissen, ihren Weg nehmen. — Die erste Abtheilung macht Jagd auf die Heerde und treibt sie der zweiten zu; die verfolgen sie dann mit frischen Pferden bis sie bei der dritten Abtheilung ankommen und jenen gelingt es gewöhnlich sie zu ermüden und eine Anzahl derselben mit dem Lasso zu fangen. Das Zähmen der Pferde macht den Indianern wenig Mühe; sie lassen sie während der ersten Tage ohne Futter im Freien angebunden stehen, dann besteigen sie dieselben und jagen so lange auf der Ebene umher, bis die armen Thiere vor Hunger und Ermattung nicht mehr weiter können und so von sich selbst zahm werden, obschon sie noch manche ihrer natürlichen Laster beibehalten.

Zur Büffeljagd ist das Pferd den Indianern beinahe unentbehrlich und ebenso zum Transport ihrer Wigwams und Familien; es ist also bei den Rothhäuten, außer dem geliebten Feuerwasser, der werthvollste Gegenstand. Der

Indianer kennt keinen größeren Reichthum als ein gutes Pferd zur Büffeljagd; das eines Feindes zu stehlen ist bei ihm eine ebenso heroische That, als in der Schlacht einen Häuptling zu tödten. Es ist zum Erstaunen welch' ungeheure Strecken sie zuweilen zurücklegen und welche Gefahren und Entbehrungen sie überwinden um eine solche Heldenthat zu vollbringen. Trotzdem daß der Indianer nie anders schläft, als ein geladenes Gewehr zur Seite und sein Pferd, die Vorderfüße mit ledernen Riemen geschlossen, ganz in seiner Nähe angebunden, so erweckt ihn doch zuweilen das Geräusch des auf seinem Lieblinge davon jagenden Feindes. — Der Jäger der auf diesen Ebenen sein Pferd verliert ist wol eben so schlimm daran als der Seemann der nach einem Schiffbruche auf einem Flosse den weiten Ocean durchschwimmt.

Die folgenden Notizen über den Büffel oder Bison entnehmen wir theilweise den Werken Dr. Richardson's und Dr. Godman's.

„Zur Zeit der ersten Niederlassungen der Europäer in Nord-America traf man zuweilen Büffel an der Küste des atlantischen Oceans; allein es scheint als gehörten sie auch damals auf der Ostseite der Apalachischen Gebirge zu den Seltenheiten; auf den vom Arkansas, La Platte, Missouri, obern Saskatchewan und Peaceflusse begrenzten Prairien findet man sie jedoch in ungeheuern Heerden. Es scheint als habe man ihnen in Europa keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, bis einige in England unter dem anziehenden Namen Bonasus gezeigt wurden. Der Bonasus wurde schon im Alterthum beschrieben, war aber seit langer Zeit ganz von der Erde verschwunden, bis man ihn in dem americanischen Büffel wieder erkannte. Er gleicht beinahe dem Auer- (Ur-) Ochsen der Deutschen wie ihn Cuvier beschreibt, dem Bonasus des Aristoteles, dem Bison des Pausanius und Plinius und dem Urus des Caesar, der bis unter Karl dem Großen in Deutschland sehr häufig war, jetzt aber blos noch in den Gebirgen zwischen dem caspischen und schwarzen Meere angetroffen wird.

Die Büffel, theils von den Indianern gestört, theils um Futter zu suchen, wandern unaufhörlich von Ort zu Ort. Das junge sanfte Gras das nach einem Prairiebrande wächst, zieht sie in unübersehbaren Massen an. Stiere und Kühe leben getrennt in Heerden, doch sind die Letzteren stets von einem oder zwei Bullochsen begleitet. — Der Büffel ist im Allgemeinen scheu und flieht sobald er einen Feind wittert, welch' Letzteres ihm durch ein äußerst feines Geruchsorgan auf eine ziemlich weite Ferne ermöglicht wird. In Gesell-

schaft werden sie weniger schnell müde und folgen ihrem Führer, ohne auf die Jäger die sich ihnen in den Weg stellen im Geringsten zu achten und die Gefahr in einem solchen Falle von ihnen zertreten zu werden, ist also nicht gering. Einem verwundeten Büffel entgegenzutreten ist äußerst gefährlich, denn er verfolgt den Jäger auf's hartnäckigste und obschon sein Lauf schwerfällig wird, so ist es ihm doch noch ein Leichtes den schnellsten Läufer einzuholen.

Das Fleisch dieser Thiere ist im frischen Zustande sehr schmackhaft und dem eines gut genährten Mastochsen ziemlich ähnlich; die Zunge wird als eine Delicatesse betrachtet und übertrifft die des zahmen Hornviehes bei weitem an Güte. Der Fleischhöcker*) über dem Buge ist ebenfalls nicht zu verachten. Die Canadier nennen ihn Bos und bei den Orkney=Jägern im Dienste der Hudsonsbay=Gesellschaft heißt er Wig; er besteht aus sehr gutem feinem Fleische, das in Stücke geschnitten und gesalzen ebenso schmackhaft wird als die Zunge. Die feine Wolle macht das Büffelfell sehr werthvoll; in Canada bezahlt man drei bis vier Pfd. Sterling für eine gut gegerbte Büffelhaut, die hauptsächlich im Winter dem Reisenden vortreffliche Dienste leistet. In England hat man ein sehr schönes und besonders feines Tuch aus der Büffelwolle fabricirt und in der Colonie Osnabayna am rothen Flusse (Red-River) werden die stärksten und dauerhaftesten Kleidungsstücke daraus gefertigt.

Die Büffel welche waldige Gegenden bewohnen leben in kleineren Heerden zusammen, erreichen dagegen individuell eine bedeutendere Größe als die auf der Prairie.

Kommen sie auf ihren Wanderungen an einen Fluß, so durchschwimmen sie denselben ohne Zögern und behalten so ziemlich die Marsch=Ordnung wie auf dem Lande bei. Auf der Flucht vor dem Feinde ist es dem Leitochsen unmöglich anzuhalten; die Hinteren drängen so stark daß er vorwärts muß, obwohl ihn dort sicheres Verderben erwartet; das wissen die Indianer wol und

*) Die Indianer sowohl als auch die Trapper bereiten daraus das sogenannte Pemican. Die besten und reinsten Theile des Büffels werden ganz fein gehackt, gesotten und in einen aus der noch frischen Haut gemachten Sack geschüttet; dann kommt eine ziemliche Quantität geschmolzenes Fett und Mark dazu und der Beutel wird luftdicht verschlossen. Mit der Zeit trocknet derselbe, schrumpft und preßt das Fleisch zu einer harten Masse zusammen, die sich, vor Feuchtigkeit bewahrt, mehrere Monate lang hält. Man kann es dann sowie es aus dem Sacke genommen wird verzehren, oder auch eine äußerst nahrhafte Suppe daraus bereiten.

machen es sich zu Nutzen; und in der That, ein sicheres Mittel diese Thiere in Massen zu erlegen giebt es nicht als eine ganze Heerde einem Abgrunde zuzujagen wo sie unaufhaltsam über hundert Fuß hohe Felsen hinabstürzen und so den Indianern zur leichten Beute werden.

Haben die Indianer eine solche Büffeljagd en-gros vor, so wählen sie den schnellsten Läufer unter ihren Jünglingen, der sich in einen Büffel verkleidet; er zieht ein Fell über sich, befestigt den Kopf sammt Hörnern und Ohren auf seinem eigenen Haupte und stellt sich so zwischen einer Büffelheerde und den Abgründen die sich oft meilenweit an den Ufern der Flüsse hinziehen, auf. Die Indianer umringen dann die Heerde so weit als thunlich und stürzen auf ein gegebenes Signal unter gellendem Schreien auf sie los; die erschreckten Büffel sehen nur einen Ausweg offen, gerade da wo der verkleidete Indianer steht und auf diesen stürzen sie alle los; der Indianer selbst läuft aus Leibeskräften dem Abgrunde zu und verschwindet plötzlich in einer vorher zu diesem Zwecke ausersehenen Höhle; der erste Büffel erscheint jetzt auf dem äußersten Rande des Abgrundes, er bäumt hoch auf vor Entsetzen — aber da ist kein Rückweg; er stürzt, von den Nachfolgenden gedrängt, hinab in die furchtbare Tiefe und die ganze Heerde ihm nach.

Zuweilen trifft man Heerden von 3 bis 5000 Stück die Ebene so weit das Auge reicht bedeckend; einige Reisende wollen sogar welche von 10,000 Stück gesehen haben, allein die Richtigkeit dieser Angabe muß dahingestellt bleiben.

Wer das Jägerleben im Westen nicht kennt wird wol schwerlich eine Nacht in der Nähe solcher Büffelheerden in Schlaf verbringen können, denn das Geräusch das die schnaubenden Stiere immerwährend verursachen, gleicht dem fernrollenden Donner und die Erde dröhnt meilenweit unter ihren Hufen.

Gleichwie bei den zahmen, so finden auch bei den Büffelochsen Kämpfe statt; übrigens sind sie im Allgemeinen friedlicher Natur und greifen äußerst selten Menschen oder andere Thiere an ohne vorher gereizt worden zu sein."

Im Vorgrunde der gegenwärtigen Illustration, auf der linken Seite, ist ein indianisches Jagdlager dargestellt. Die Zelte welche die Indianer auf ihren Fisch- und Jagdzügen mit sich führen, bestehen aus etwa zehn Fuß langen, in einem Zirkel von ungefähr neun Fuß im Durchmesser in die Erde getriebenen Stangen, um welche herum eine aus sechs bis acht zusammengenähten Büffelfellen bestehende Decke mit hölzernen Pflöcken befestigt wird und bilden ganz

gute, gegen Wind und Wetter geschützte obwol nur temporäre, Wohnungen. In der Mitte der Hütte wird auf der Erde ein Feuer angezündet und der Rauch zieht durch eine oben angebrachte Oeffnung hinaus. Die Docatahs nennen sie „Teepees." — Links vom Wigwam bemerkt man an einem Baumstamme einen Köcher, einen Schild und andere in farbige Tücher gewickelte Gegenstände; das ist — „Medicin." Bei den Indianern wird jeder von einem Priester und Quacksalber (Medicine man) gesegnete Gegenstand, sei es was es wolle, zur Medicin; ein Talisman durch welchen der Besitzer gegen alle Krankheiten und besonders gegen Anfechtung der bösen Geister welche die Indianer stets umschleichen, geschützt zu sein glaubt, aber nur so lang die Medicin rein bleibt; die Berührung eines andern als des Eigenthümers ist unrein und besonders die des Weißen macht alle Heilungs- und Schutzeffecte derselben zu Schanden so daß der Gegenstand neu gesegnet werden muß*); die Medicin zu berühren ist deßhalb die größte Beleidigung die man dem Indianer anthun kann. Am besten eignen sich Gewehre, Tomahacks, Bogen und Schilder die in der Schlacht oder auf der Jagd gute Dienste geleistet haben zur Medicin und die Kosten der Einsegnung, besonders wenn sie recht „geisterdicht" (spirit-proof) sein soll, sind nicht unbedeutend; gewöhnlich bezahlt man dafür zwei gute Pferde und ein paar Dutzend Büffelfelle und denkt recht billigen Kaufes davon gekommen zu sein.

In unserer Ansicht erscheint ein berittener Häuptling; er sitzt auf einem jener wilden Pferde die er selbst gefangen und gezähmt hat; sie sind klein aber schön gebaut, ausdauernd und von ungeheurer Geschwindigkeit. Solche Pferde machen oft Reisen von 3000 englischen Meilen in hundert Tagen; also jeden Tag dreißig Meilen, ohne andres Futter als Prairiegras, — mit den Wolken zum Dache und der kahlen Erde zum Lager.

---

*) Gerade als der Autor dieser Skizzen sich in jener Gegend befand kam der Fall vor, daß ein junger Mann der aus Unvorsichtigkeit solche Medicin berührte, beinahe sein Leben einbüßte. Zwei Indianer schoßen nach ihm; glücklicherweise war die Entfernung zu groß und die Pfeile fielen zu seinen Füßen nieder.

Der St. Peters Fluß.

Man nimmt an Le Sueur oder Lesueur sei der erste Europäer gewesen der diesen Fluß beschifft habe, als er auf Befehl des Grafen de Frontenac, damaligen Gouverneurs von Canada oder Neu-Frankreich, die Gegend um Fort Snelling im Jahre 1695 untersuchte. — Er ging 130 Meilen weit den Fluß hinauf und entdeckte am Mahato oder Blauerdflusse (Blue Earth river, ein Nebenfluß des St. Peters) eine Kupfermine. — Im October 1702 machte er eine zweite Reise dahin, erbaute ein Fort und hatte in weniger als einem Monate dreißig tausend Pfund Kupfer zu Tage gefördert*). Die Entstehung des Namens St. Pierre, oder St. Peter, den der Fluß seit seiner Entdeckung getragen, ist ungewiß. Mayor Long glaubt, Le Sueur der Entdecker desselben, habe ihn zu Ehren seines Begleiters des Herrn St. Pierre de Repantigni so genannt, während ein geniales Individuum seine Abstammung aus den Worten „sans pierres" „ohne Steine" herleitet, weil auf einer ziemlich großen Strecke von seiner Mündung an auf beiden Ufern kein Stein zu finden ist. — Charleroix erwähnt des Namens, sagt aber Nichts über seinen Ursprung.

Die Sioux-Indianer nennen die Handelsstation am St. Peter „Mdote-minni-sotah," und den Fluß selbst „Watapan-minni-sotah," — „den Fluß mit dem trüben Wasser." — Bei den Chippeways heißt er: Ash-ki-bo-ki-si-bi; — der grüne Blatt Fluß.

Die Breite des St. Peters an seiner Mündung beträgt bei ziemlicher Tiefe drei hundert fünf und siebenzig Fuß; er hat einen ziemlich schlängelnden Lauf und nimmt weiter oben sowohl an Breite als auch an Tiefe ab. Seine Farbe ist grau und trübe und contrastirt stark gegen das klare perlende Wasser des Mississippi; von seiner Mündung an verfolgt er zuerst eine südwestliche und dann bis zu seiner Quelle im Polecat- (Stinkthier) See eine nordwestliche Richtung. — Dieser See liegt auf dem coteau des prairies, einer Wasserscheide und hat einen Umfang von drei Meilen; östlich davon die Quellen des Mississippi und westlich die der Neben- und Beiflüsse des Missouri im 45. Grade N. B. Es ist ein merkwürdiger Umstand daß man von hier aus in einem

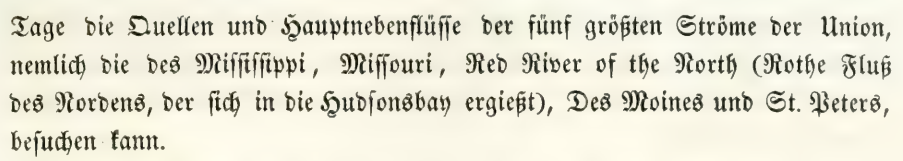
*) Der Fluß des Le Sueur führt heute noch den Namen Mahato; allein man hat trotz der eifrigsten Nachforschungen keine Spur von Kupfer finden können.

H. Lewis pinx

Lith. Inst. Arnz & Co. Düsseldorf

The valley of St. Peters.





Tage die Quellen und Hauptnebenflüsse der fünf größten Ströme der Union, nemlich die des Mississippi, Missouri, Red River of the North (Rothe Fluß des Nordens, der sich in die Hudsonsbay ergießt), Des Moines und St. Peters, besuchen kann.

Der St. Peter braucht vermöge seines ungemein schlängelnden Laufes fünf hundert Meilen um eine Strecke von kaum zwei hundert und fünfzig Meilen zu durchfließen; die Schifffahrt auf demselben ist durch Wasserfälle unterbrochen und sein Gefäll beträgt hundert und fünfzig Fuß. Unter den See'n die der St. Peter in seinem Laufe durchschneidet sind Big-Lake, (der große See) und Lac qui parle (der sprechende oder Echosee) und unter seinen Nebenflüssen der Spirit-Mountain- (Geisterberg), Macato- und Yellow Medicine- (Gelbe Medicin) Fluß, die bedeutendsten. — Schöne Hügel begrenzen die Ufer des St. Peter auf beiden Seiten in parallelen Ketten, erheben sich aber doch nur selten höher als zwei hundert Fuß über dem Wasserspiegel; die mittlere Breite des St. Petersthales beträgt eine und eine halbe Meile und die des Flusses, während der ersten vierzig Meilen von seiner Mündung aufwärts, zwei hundert Fuß; von da an verringert sie sich bedeutend. Nicollet sagt: der St. Peter habe eine Länge von vier hundert und siebenzig Meilen wovon die ersten zwei hundert und fünfzig von der Mündung an schiffbar seien.

Ungefähr fünfzig Meilen oberhalb der Mündung stößt man auf Stromschnellen (Rapids) und der Fluß engt sich zu einer Breite von achzig Fuß ein. — Indianische Dörfer sind hier nicht selten und man findet mehrere derselben in der Nähe von Fort Snelling; sie stehen während der Jagdsaison verlassen und ihre Bewohner kommen nur zurück um den Anbau des indianischen Korns (Mais) zu betreiben.

Das St. Petersthal wird als äußerst romantisch und anziehend beschrieben; es besteht aus sehr fruchtbarem, von zahlreichen Flüssen und Bächen die sich alle in den St. Peter ergießen, bewässertem Boden. Der untere Theil des Thales ist niedrig gelegen und daher der Ueberschwemmung ausgesetzt, jedoch die Prairien weiter nordwestlich von der Mündung sind erhaben und trocken. — Felsen findet man weniger häufig.

An der Mündung des St. Peters, beinahe dem Fort Snelling gegenüber, steht einer der Haupt-Handelsposten der americanischen Pelzgesellschaft;

er heißt: Mendota, — oder: „Die Begegnung der Gewässer". Der Anblick der sich hier bei der Ankunft eines Dampfschiffes darbietet, ist wirklich merkwürdig, besonders wenn sich — wie gewöhnlich — verschiedene indianische Lager in der Nähe befinden.

Hier nun noch wenige Bemerkungen Nicollets*) über den St. Petersfluß. — „Der Name St. Peter (der St. Pièrre der Franzosen) scheint dem Landungsplatze an der Mündung des St. Peters schon seit den ältesten Zeiten eigen zu sein, allein der Ursprung desselben ist unbekannt. Pater Hennepin der im Jahre 1680 den Wasserfall zu St. Anthony entdeckte, erwähnt des Flusses gar nicht; das von ihm bei seiner Rückkehr nach Frankreich herausgegebene Werk ist übrigens sehr undeutlich und confus und darin durchaus keine Reiseroute angegeben; vielleicht hatte er gar keine Gelegenheit den St. Peter zu besuchen; auch wurde er von den Sioux Indianern sehr belästigt, so daß das Versehen am Ende zu verzeihen wäre."

Le Sueur schreibt in seinem „Tagebuch meiner dritten Reise, 1700": „Der Name St. Peter ist den Handelsleuten (Traders) wohl bekannt und allgemein von ihnen diesem Flusse beigelegt." Ich hege durchaus keinen Zweifel daß dieser Name sich von einem canadischen Pelzhändler Namens de St. Pièrre der jene Gegend lange bewohnte, herdatire. Carver will einen Mons de St. Pièrre gekannt haben der in der Nähe des Pepinsees gewohnt habe, allein das war schon vier und sechzig Jahre nach Le Sueurs Reisen. Sei dem allem wie es wolle, es ist das Beste den Namen unverändert zu lassen, weil irgend eine Veränderung in der Benennung solcher Gegenstände sehr leicht Verwirrungen in die Geschichte dieser fernen Gegenden bringen und das theilweise noch über denselben schwebende Dunkel vermehren könnte."

Die Sioux nennen ihn Minni-Sotah und die Station an der Mündung desselben Mdote-Minni-Sotah. Das Adjectiv sotah ist sehr schwer zu übersetzen. Die Canadier geben es ziemlich gut in dem französischen Worte brouillé wieder, vielleicht deutsch am entsprechendsten mit „trübe" zu übersetzen; z. B. minni sotah, trübes Wasser; obwohl manche „klar", andere „brausend" dafür sagen, so gibt doch der Dacotah-Ausdruck „ishta-sotah"

---

*) Nicollet's Reports sind jedenfalls die glaubwürdigsten Quellen über alles was das westliche America betrifft.



H Lewis pinx

Lith. Inst. Arnz & Co. Düsseldorf

The little falls.



„trüb-äugig" eine bessere Idee an die Hand die ich festzuhalten mich bemühe; der Name „rara" den die Dacotahs dem Wasserfalle zu St. Antony geben bestärkt mich noch in dieser Ansicht, denn rara kommt von dem Zeitworte irara „lachen", weil das von dem Felsen herunterstürzende Wasser ein ähnliches Geräusch verursacht. (Die Chippeways nennen ihn „Kakabika" „der gespaltene Felsen.")

Die Breite des Flusses bei der Furth oberhalb seiner Mündung, beträgt nach den von Nicollet und Sibley angestellten Messungen drei hundert und zwanzig Fuß; die des Mississippi gerade unterhalb Fort Snelling fünf hundert sechs und siebenzig Fuß; zwischen diesen beiden Plätzen liegen die Felsen auf welchen Fort Snelling erbaut ist und etwas Wiesengrund, zusammen mit einem Umfange von 1263 Fuß; die Höhe der Fläche auf welcher das Fort und das indianische Agenturgebäude stehen beträgt 106 Fuß über dem Niederwasser-Pegel der beiden Flüsse; die des Pilot-Knob ist 262 Fuß.

Der Calhoun Wasserfall.

Vom Wasserfalle zu St. Anthony an breitet sich nach allen Seiten hin eine ungeheure Prairie aus. Gegen Norden und Westen verliert sie sich am fernen Horizonte; gegen Südwesten berührt sie den St. Petersfluß und erstreckt sich noch acht Meilen weit über die Landspitze die sich beim Zusammenfluß desselben mit dem Mississippi bildet und durch die Hügelreihen des St. Peterthales begrenzt wird, hinaus; gegen Süden endlich stößt sie an das auf hohen Felsen an der Vereinigung der beiden Flüsse erbaute Fort Snelling.

Es giebt in dieser Gegend viel Interessantes für den Naturforscher sowol, als auch für den Bewunderer erhabener Naturerscheinungen im Allgemeinen und darunter besonders reizende Wasserfälle; einer derselben etwa zwei und eine halbe Meile von Fort Snelling entfernt heißt „Browns-Fall" — „Little (Kleiner) Fall" oder auch „Calhouns-Fall" und ist unter allen gewiß der Interessanteste. Der kleine Fluß der den Wasserfall bildet kommt aus dem Calhounsee, der nebst noch einigen andern schönen klaren Wasser-

flächen, etwa acht oder zehn Meilen westlich vom Fort gelegen ist. Ohne Zweifel ergoß sich der Calhounfluß einst zwei Meilen oberhalb des Forts, über ein felsiges Ufer hinunterstürzend, in den Mississippi; allein das Wasser wusch nach und nach den Kalkstein weg, so daß der Fluß jetzt eine kleine Biegung macht und von einer etwa zwanzig Fuß breiten Felsenfläche in einen mehr als vierzig Fuß tiefen, von dunklen Wäldern beschatteten Abgrund hinabstürzt. Der Fall verursacht einen immerwährenden feinen Staubregen und bildet, wenn ihn die Sonnenstrahlen im richtigen Winkel treffen, einen brillanten Regenbogen. Das immerwährende Anschlagen einzelner Wassertheile gegen den Felsen verursachte eine starke bogenähnliche Wölbung desselben, die zusammen mit der darüber hinwegstürzenden Wassermasse eine geräumige Kammer bildet, so daß man durch dieselbe hinweg von einem Ufer nach dem andern passiren kann ohne einer andern Gefahr als durch den Staubregen tüchtig durchnäßt zu werden, ausgesetzt zu sein. Diese Kammer gleicht ganz der „Windhöhle" (cave of the winds) hinter dem berühmten Niagarafall, die von unzähligen Fremden besucht wird und deren Entstehung ganz ohne Zweifel derselben natürlichen Ursache zugeschrieben werden kann.

Unter den zahlreichen Quellen die aus den benachbarten Hügeln entspringen ist eine besonders merkwürdig; sie ist stets reichlich mit Wasser versehen, gut beschattet und hat den Namen „Baker's Quelle". Nicollet maß dreimal des Tages die Temperatur des Wassers während der ersten zwanzig Tage des Juli 1836 und den ganzen folgenden Winter hindurch und fand stets 46 Grad*) im Juli und 45 Grad 5' im Januar; man kann also diese Zahlen als durchschnittliche Temperatur des Climas in dieser Gegend betrachten; das durch Nicollet erzielte Resultat stimmt auf's Genaueste mit den seit vielen Jahren zu Fort Snelling angestellten Beobachtungen überein.

---

*) Fahrenheit.

H. Lewis pinx. | Lith. Arnz & Co. Düsseldorf

St. PAUL'S.

IM MENESOTAH TERRITORIUM.



St. Paul,

auf einer schönen Hügelreihe vier bis fünf Meilen unterhalb Fort Snelling erbaut und mit diesem und dem Wasserfalle zu St. Anthony durch einen guten Weg verbunden, war noch vor wenigen Jahren die nördlichste Ansiedlung am Mississippi. St. Paul wurde im Jahre 1847 angelegt und hat*) etwa fünfhundert Einwohner. In der Nähe giebt es bedeutende Farms, denn der Boden ist hier sehr fruchtbar, und Wald und Prairien wechseln in gutem Verhältnisse miteinander ab.

Bis noch vor Kurzem gehörte das Land der Regierung; aber im Monat August gelangte es bei einer Regierungs-Land-Versteigerung in den Besitz verschiedener Actionaire, etwa zweihundert an der Zahl, die es vermittelst eines Agenten in Compagnie erstanden hatten. Der Agent bezahlte der Regierung für die ganze Strecke Landes etwa zweihundert Dollars, oder $1^1/_4$ Dollar per Morgen. Die St. Paulitaner hatten sich zahlreich bei der Versteigerung eingefunden, nicht sowol um selbst bieten zu wollen, als nur um Andere — Nichtbewohner St. Paul's (out siders) — an einem speculativen Höhertreiben der Preise zu verhindern. — Das Land wurde schon vor der Versteigerung in Parcellen (Lots) eingetheilt, und manche derselben haben — bei einer Länge von 150 und Breite von 80 Fuß — einen Werth von 500 Dollars**). St. Paul muß einen raschen Aufschwung nehmen, denn als

---

*) Diese Angaben gelten für das Jahr 1849; später folgen noch die nach dem Census von 1852 festgestellten statistischen Zahlen.

**) Als ich im Jahre 1849 in St. Paul war, bot mir einer der Traders (Handelsleute) dorten ein Stück Landes von 900 Quadratfuß an, wenn ich ihm eine Ansicht von St. Paul malen wolle, die besonders sein Haus und Magazin recht deutlich darstellte; so bescheiden auch dieser Wunsch war, konnte ich mich doch nicht entschließen, ihm zu willfahren, weil ich zu sehr mit der Aufnahme meiner Skizzen beschäftigt war und in der That damals für ganz St. Paul keine Stunde Zeit verloren hätte; jetzt, nach vier Jahren, habe ich es sehr zu bereuen nicht auf den Vorschlag eingegangen zu sein, denn das mir angebotene Stück Land hat einen Werth von mindestens dreitausend Dollars und hätte jedenfalls eine prächtige Farm abgegeben, wie man sie heute kaum für die doppelte Summe in jener Gegend haben kann. — Auf solche Weise wurden hier viele Leute in ganz kurzer Zeit grundreich; sie kauften das wilde Land um einen Spottpreis und traten es später mit hundertfachem Gewinne fußweise wieder ab.
(Aus dem Tagebuche des Herausgebers.)

die nördlichste Dampfschiffs-Station auf dem Mississippi bildet es das natürliche Depôt und den Transithafen für eine ungeheure Menge Waaren und ist ebenfalls ein sehr geeigneter Ort zur Vertheilung der jährlichen Zahlungsraten an die nördlichen Indianer*), die sich wol stets auf mehrere hunderttausend Dollars belaufen, und ohne Zweifel wird daraus die Hauptstadt des neuen Minnesotah-Territoriums werden.

Während des Monates Juni 1849 kamen aus der Selkirk-Colonie**) am rothen Fluß des Nordens nicht weniger als vierzig mit Pelzwerk, Büffelzungen, indianischen Curiositäten 2c. beladene Wagen hier und zu Fort Snelling an, die wieder gegen verschiedene Waaren, als Tuch, Kaffee, Thee, Zucker, Branntwein 2c. umgetauscht wurden; auf diese Weise wird hier in kurzer Zeit ein bedeutender Handel mit den Colonien geschaffen werden.

Unterhalb St. Paul zieht sich eine Reihe blendend weißer Sandstein-Felsen hin, die aus der Ferne betrachtet einen merkwürdigen und angenehmen Anblick gewähren.

Die beifolgende Ansicht von St. Paul wurde im Jahre 1849 aufgenommen; seit jener Zeit hat sich aber hier Vieles verändert: eine ungeheure Strecke indianischer Ländereien nördlich und westlich von Fort Snelling ging durch Kauf in den Besitz der Regierung über, aus welchen theilweise das Minnesotah-Territorium entstand. (Mennesotah ist der indianische Name des St. Petersflusses.) Kein Theil des Mississippithales wurde so rasch bevölkert als eben dieses Territorium, und St. Paul, die Hauptstadt desselben, nimmt einen riesenmäßigen Aufschwung. Vor vier Jahren bestand sie nur aus wenigen, einen Handelsposten bildenden Häusern; die Einwohner waren canadische Jäger und Schiffer, Trappers, Creolen und Halbwilde (Halfbreeds), die sich die schönsten unter den indianischen Squaws herausgesucht hatten und so wieder eine neue Generation kräftiger Jäger und Trapper heranzogen. Allein durch

*) Die Sioux-Indianer erhalten für ihre Ländereien während der nächsten dreißig Jahre eine jährliche Rente von 20,000 Dollars, die ihnen theilweise in verschiedenen zu ihrer Existenz nöthigen Artikeln, als Tuch, Decken, Gewehre, Munition, gesalzenem Fleische, Glasperlen u. s. w. und theilweise in Geld ausbezahlt wird.

**) Diese Colonie wurde schon vor vielen Jahren von Lord Selkirk am Red River of the North (rothen Fluß des Nordens) angelegt und ist ein bedeutender Handelsposten mit ungefähr 6000 Einwohnern, die hauptsächlich aus Jägern, Trappers und Halb-Indianern (Halfbreeds) bestehen.

die Besitznahme jener Länder von civilisirten Einwanderern veränderte sich der Stand der Dinge durchaus; denn jene Grenzbewohner, die nur mit Indianern zusammenleben können, geriethen auf diese Weise in Gefahr, durch ihre unternehmenden Rivalen, die Land ankauften und es schnell cultivirten, verdrängt, sammt den Indianern sich eine neue Heimath suchen zu müssen, weil durch die Colonisation das Wild verscheucht wird und das Land „nur noch als Wohnplatz für jene „„kirchgehenden und stubensitzenden““ Menschen (wie sie die Einwanderer nennen) tauglich bleibt.“ Die Indianer zogen in der That weiter nordwestlich, und den Bewohnern von St. Paul oder „Pig's Eye“ (Schweinsauge*) blieb nichts übrig als ihren alten Freunden und Gönnern nachzufolgen. — So ging es den französischen Grenzbewohnern von jeher; anstatt sich mit den neuankommenden, besser civilisirten Einwanderern zu verschmelzen, wie man es eigentlich erwarten könnte, hielten sie sich vielmehr weit von ihnen entfernt, denn die Schullehrer, Advocaten und ähnliche unnöthige Neuerungen derselben kamen ihnen gar zu verdächtig vor, und diese sind nie im Stande sich das Vertrauen der halbwilden Grenzbewohner zu erwerben.

In der That, die französischen Creolen sind die einzigen Menschen die sich so ganz den Rothhäuten anschließen und ihre Sitten und Gebräuche annehmen können. Im Augenblicke wo der Anglo-Sachse ankommt, ändert sich Alles; die Nation unter welcher er sich niederläßt muß entweder seine Lebensweise annehmen oder — sich einen andern Wohnplatz aufsuchen.

Die americanische Pelz-Station Mendota bei Fort Snelling gab früher den Bewohnern von St. Paul auf directe und indirecte Weise hinlängliche Beschäftigung, allein das hört nun auch auf, weil nach dem Stande der Dinge es höchst wahrscheinlich ist daß die Pelz-Gesellschaft den Posten Mendotah verlassen und dafür weiter westlich einen neuen gründen wird.

Es mag hier wol am Platze sein diese in der Wildniß lebenden Jäger und Trapper mit einigen Worten näher zu beschreiben, denn es werden doch am Ende nur Wenige im Stande sein, sich über die Ausdehnung dieser Pelz-Gesellschaften und die Anzahl der durch dieselben beschäftigten Leute eine richtige Idee machen zu können. Früher wurden Jagd und

*) Wegen der kleinen schiefstehenden Augen der von französischen Canadiern und indianischen Frauen erzeugten Race von Halb-Blut-Indianern (Halfbreeds) so genannt.

Biberfang hauptsächlich auf, oder wenigstens nahe bei den großen, beinahe auf ihrer ganzen Länge schiffbaren Strömen und deren Nebenflüsse betrieben; allein seitdem neue Gesellschaften aufkamen und der Biber seltener wurde, stellte sich die Nothwendigkeit ein das Wild in den entfernteren, in den wilden Schluchten der Felsengebirge (Rocky mountains) entspringenden Flüssen aufzusuchen. Bis dahin bildeten die canadischen Jäger und Schiffer (Boatmen) die Seele des Pelzhandels und selbst diese kühnen „Männer des Nordens", diese „gewaltigen Stoßvögel" zogen es vor sich in einem leichten Canoe von den Strömen tragen zu lassen, als auf mühseligere Weise, zu Fuße oder zu Pferde umher zu wandern.

Aber jetzt trat eine neue Klasse von Jägern in's Leben, „die Gebirgs-Jäger" (Mountaineers), welche die ungeheuren Gebirgsketten des Westens zu ihrem Revier auserkoren, um in den Schluchten und Abgründen derselben ihren gefährlichen Beruf zu verfolgen. Sie sind stets zu Pferde, und eben diese anstrengenden Bewegungen, die Beschaffenheit des Landes das sie durchziehen, steile Berge, weite Ebenen und reine Luft, scheinen sie zu weit mehr abgehärteten und ausdauernden Menschen gemacht zu haben als die Pelzhändler und Trapper früherer Zeiten, die prahlenden „Men of the North."

Ein Mann der stets zu Pferde sitzt muß nothwendigerweise durchaus von einem der immer im Boote kauert, verschieden sein. Der Gebirgsjäger ist daher kühner, flinker, stärker und thätiger; verschwenderisch in Wort und That, unachtsam der schwersten Mühseligkeiten, furchtlos im höchsten Grade; er lebt nur der Gegenwart und denkt niemals weiter hinaus als auf den laufenden Tag.

Es existirt sogar ein merklicher Unterschied zwischen diesen Gebirgs-Jägern und denjenigen welche nur die untern Regionen der Berge an den Ufern des Missouri besuchen. Die Letzteren, gewöhnlich französische Creolen, wohnen in gemüthlichen Häuschen oder wenigstens Hütten, gegen Wind und Wetter geschützt, stets im Bereiche der Munitions- und Proviant-Zufuhren aus den Colonien, gewissermaßen außer Gefahr, und fern von den eigentlichen Beschwerden des Hochgebirgslebens. Sie sind darum auch lange nicht so kühn, weniger unabhängig, und bei weitem nicht so energisch im Verfolgen des Wildes als die eigentlichen Gebirgs-Jäger. Wenn sich einer der Letzteren je einmal in die von solchen Creolen bewohnten Gegenden herunter verirrt, so gleicht er in seinen Mienen und Benehmen einem wilden Truthahne wie er in der Mitte

einer Heerde zahmer Hühner auf einem Meierhofe umherstolzirt. Gewöhnt in Zelten oder gar unter freiem Himmel zu bivouakiren, verachtet er den Comfort einer soliden Wohnung. Wenn er hungrig ist, so nimmt er seine Büchse und holt sich ein Wild, und hat er kein Haus so zündet er im Walde ein Feuer an und macht sich seinen Braten zurecht. Mit seinem Pferde und seiner guten Büchse fordert er die ganze civilisirte Welt in die Schranken, deren weichliche Sitten er durchaus verachtet; sogar die Directoren der am Fuße der Berge gelegenen Handelsposten behandeln den „Mountaineer" mit besonderer Ehrerbietung, und geben es nicht zu daß er mit ihren gewöhnlichen Mieth-Jägern (hirelings) zusammen esse und wohne. Es giebt vielleicht auf der ganzen weiten Erde keine Menschen, die ein so gefährliches und beschwerliches Leben führen als diese Mountaineers, und dabei dennoch diese Lebensweise jeder andern vorziehen. Keine Mühe, keine Gefahr, keine Entbehrung ist im Stande den Trapper von seiner Lieblingsbeschäftigung abzubringen. Die leidenschaftliche Aufregung des wilden Jägers grenzt zuweilen an's Wahnsinnige. Vergebens besetzen oft die blutdürstigsten und listigsten Indianer seinen Weg, vergebens bergen spitzige Felsenklüfte und schauerliche Abgründe seine Beute — die Fährte eines einzigen Bibers ist hinreichend ihn alle Gefahren und Schwierigkeiten vergessen zu lassen.

Zuweilen sieht man ihn wie er mit Biberfallen beladen, von Eisscholle zu Eisscholle springend, über halbzugefrorene Flüsse dahineilt oder auf den steilen Felsen der Rocky Mountains herumklettert, um in den entlegensten Gegenden die noch keines weißen Mannes Fuß betreten, Flüsse und See'n aufzusuchen wo er von seinen Rivalen unbeachtet, den ergiebigen Fang betreiben kann.

So lebt der Mountaineer, der kühne Jäger des Westens, und aus solchen Leuten und bekannten und nichtbekannten Indianerstämmen besteht die Bevölkerung der mächtigen Felsengebirge, welche die Scheidewand zwischen dem atlantischen und pacifischen Ocean bilden.

Wir kehren nun wieder zu St. Paul zurück. Die Bevölkerung des Städtchens betrug im Jahre 1849, wie schon oben bemerkt, 500 Einwohner und drei Jahre später (1852) fanden sich nach gehabtem Census*) fünftausend Einwohner,

*) Der Census wird nur alle fünf Jahre vorgenommen, und es ist wahrscheinlich daß in dem gegenwärtigen Jahre wieder eine bedeutende Bevölkerungszunahme stattgefunden habe.

eine Zunahme wie sie nur in America stattfinden kann und dem Europäer beinahe unglaublich erscheinen dürfte. So groß war der Andrang nach diesem „neuen Paradiese" daß einmal über 1300 Personen genöthigt waren wegen Mangels an Häusern so lange in Zelten zu wohnen, bis man deren genug erbaut hatte.

Jetzt gewährt St. Paul ganz das Aussehen einer „großen Stadt"; man findet dort ein Regierungsgebäude (für das Territorium Minnesotah), ein Bezirks-Gerichtshaus, ein Rathhaus, Kirchen, Schulen, ein literarisches Museum u. s. w.

Ganz in der Nähe sind zwei merkwürdige Höhlen; sie sind beide interessant genug um sie vollständig zu beschreiben. Eine derselben heißt „die Quellen-Höhle" (Fountain Cave) und die andere ist die berühmte „Carver's Höhle" (Carver's Cave).

Die Quellen-Höhle (Fountain Cave).

Drei Meilen unterhalb Fort Snelling, auf der Ostseite, besteht das Ufer aus einer Reihe niedriger Hügel von weißem Sandsteine die, schon seit Jahrhunderten vom Flusse bespült, verschiedene fantastische, jedoch regelmäßige Formen annehmen und darum die „Cornice-Felsen" genannt werden. Sie erstrecken sich ungefähr neun Meilen weit den Fluß entlang und enthalten verschiedene Höhlen. Eine derselben, die Quellen-Höhle, wurde im Jahre 1811 entdeckt und ist sehr bemerkenswerth. Ihr Alter datirt ohne Zweifel nicht sehr weit zurück, denn die Indianer betrachten sie weder als „ehrwüdig wegen großen Alters" noch halten sie darin heilige Festlichkeiten ab, wie das sonst gewöhnlich mit solchen seltenen Felsen der Fall ist. Sie verdankt ihren Ursprung einem kleinen Quellen-Bache der nach und nach durch die obere Kalksteindecke brach und die weiche Sandsteinlage unter derselben wegwusch. Innerhalb der Höhle bildet der Bach einen kleinen See und fließt durch den Eingang zu derselben in eine etwa dreihundert Fuß lange Schlucht, die gerade unterhalb der Insel bei St. Paul in den Mississippi mündet.

Verfolgt man diese Schlucht eine kurze Strecke weit vom Flusse aus, so stößt man auf einen runden etwa vierzig Fuß hohen Felsen von weichem Sand-

steine der hier die Passage gänzlich absperrt, und rechts von demselben auf den Eingang zur Höhle. Die Wölbung ist am Eingange etwa zwanzig Fuß hoch und dreißig Fuß breit, nimmt aber schnell an Größe ab und reducirt sich bei einer Tiefe von fünfzehn, zu einer Höhe von sechs, und einer Breite von zehn Fuß. Der Bach aber wird im Gegentheil tiefer je weiter man in die Höhle dringt und scheint aus einer ziemlich großen Quelle zu entstehen. Die mittlere Temperaturhöhe derselben ist sowohl im Sommer als im Winter gleich der aller andern Quellen in dieser Gegend, ungefähr 46 Grad Fahrenheit. Boden, Dach und Wände bestehen aus sehr weichem, schneeweißem Sandsteine; diese letztere Eigenschaft, zusammen mit dem schäumenden spiegel-klaren Bache, bildet den Hauptanziehungspunkt der Höhle. Die Wände sind so weich daß man sie mit dem Messer durchschneiden kann, und man findet eine Masse Namen, worunter die des General Caß und Schoolcraft, darauf eingegraben. — Nicollet bezeichnet die Höhle auf seiner Karte mit dem Namen „New Cave" (Neue Höhle), und die Indianer nennen sie „das Steinhaus".

Featherstonaugh glaubt es sei dieselbe Höhle die Carver im Jahre 1766 entdeckte; allein die ältesten Indianer versichern, daß sie zu jener Zeit noch gar nicht existirt habe, und sie ist in der That durchaus verschieden von der in den folgenden Zeilen beschriebenen

Carver's Höhle. (Carver's Cave.)

Zwei Meilen unterhalb St. Paul ist eine Höhle welche Carver als einen Hauptversammlungsort der Naudowessie-*) (Dacotah- oder Sioux-) Indianer bezeichnet; sie pflegten alljährlich dort hinzuziehen um ihre Todten zu begraben**) und zugleich in Rathsversammlungen (councils) die öffentlichen Angelegenheiten des Stammes für das folgende Jahr abzuhandeln.

*) Als Carver die Sioux oder Dacotah-Indianer besuchte, hörte er sie oft das Wort „Naudowessie" aussprechen und glaubte es sei der Name ihres Stammes. Allein Naudowessie heißt „unsere Feinde," womit sie die Chippeways bezeichnen, mit welchen die Sioux in immerwährender Fehde begriffen sind.

**) Ein solcher Begräbnißplatz wird in einer der folgenden Lieferungen illustrirt erscheinen.

„Die Höhle" — schreibt Carver — „ist etwa dreißig [?] Meilen unterhalb des Wasserfalles zu St. Anthony gelegen und hat eine erstaunliche Tiefe. Die Indianer nennen sie Wakan-teepe „die Wohnung des Großen Geistes." — Der Eingang zu derselben ist zehn Fuß breit und fünf Fuß hoch; das innere Gewölbe zunächst desselben hat eine Breite von dreißig und eine Höhe von fünfzehn Fuß und der Boden besteht aus sehr feinem klaren Sande. Zwanzig Fuß vom Eingange stößt man an das Ufer eines See's, der dem Anscheine nach eine unbestimmte Ausdehnung hat, denn die Finsterniß in der Höhle ist so dicht, daß es bis jetzt unmöglich war sie vollständig zu untersuchen. „Ich warf" — schreibt Carver — „einen kleinen Kieselstein mit aller Kraft gegen den Hintergrund zu, hörte ihn aber doch noch in's Wasser fallen und zwar mit einem fürchterlichen Getöse das schauerlich durch die öden Räume hallte; auch fand ich viele in groben Figuren in die aus ganz weichen Sandsteinen bestehenden Wände eingegrabene indianische Hieroglyphen dort, die dem Moose nach zu urtheilen das sie beinahe ganz bedeckte und mir das Suchen sehr erschwerte, sehr alt zu sein schienen. Der Weg zur Höhle führt vom Flusse aus durch eine enge, steile Schlucht."

Im Jahr 1817 besuchte Major Long die Höhle, konnte aber nur auf Händen und Knien kriechend durch den Eingang kommen. Er fand die Dimensionen derselben viel kleiner als Carver, wahrscheinlich durch das allmählige Einstürzen der verschiedenen den Eingang bildenden Kalk- und Sandsteinlagen hervorgebracht. Bald nach der Anwesenheit Long's fand man den Eingang gänzlich abgesperrt; er blieb so bis Nicollet am 5. Juni 1837, von seinen beiden indianischen Dollmetschern (vom Chippeway- und Dacotah-Stamme) unterstützt, die Höhle wieder öffnete. Nicollet sagt er habe genug gesehen um von der Wahrheit der Carver'schen Angaben überzeugt zu sein, obwol es ihm nicht gelungen sei sie ganz von Schutt zu reinigen.

Ein Chippeway-Krieger gerieth beim Anblick des unterirdischen See's so in Enthusiasmus daß er sein Messer als „Friedopfer für Wakan-teepee" hineinwarf, worauf er dem „Großen Geiste" eine lange Anrede hielt. — Auch Carver hielt hier eine Rede, aber nicht dem „Großen Geiste", sondern vor einer Versammlung von Naudowessie-Häuptlingen, als er im Mai 1767 von seiner Reise nach dem St. Petersthal zurückkam.



Lith Jnst Arnz & C° Dusseldorf.

KLEIN RABENDORF.



Der Weg zur Höhle führt immer noch, wie zu Carver's Zeit, „durch eine enge, steile Schlucht" und die Wände sind gerade wie damals, „mit vielen, ein hohes Alter verrathenden, indianischen Hieroglyphen bedeckt."

Klein Rabendorf.

Vier oder fünf Meilen unterhalb St. Paul liegt ein altes indianisches Dorf. Es hat natürlich wie alle Dörfer, Flüsse, Höhlen, See'n und Berge in dieser Gegend, verschiedene Namen. Die Sioux-Indianer nennen es „das Dorf des Je-hay-pehah-mo-nee"; von Fremden wird es „das Dorf der Ka-po-jah (thätigen Race) oder auch Klein Rabendorf genannt.

Die hier folgende Beschreibung eines Reisenden der vor einigen Jahren jene Gegenden besuchte, dürfte vielleicht interessant sein.

„Stromaufwärtsfahrend kamen wir an ein großes indianisches Dorf; es heißt „Klein Rabendorf" und ist von ungefähr drei hundert Sioux-Familien bewohnt. Dampfschiffe halten so selten hier an, daß es eine allgemeine Ueberraschung unter den Einwohnern hervorrief als wir Anstalten zum Landen machten; sie kamen von allen Seiten herbei und stellten sich „der Dinge harrend die da kommen sollten", am Ufer auf. Ein großer Theil derselben schien aus Frauen und Kindern zu bestehen. Die gegenseitige Scheu die sich anfangs fühlbar gemacht hatte, verschwand bald als sich die beiden so verschiedenen Menschenraçen einmal einander genähert hatten; es war eine äußerst groteske und interessante Scene. — Die Thüren der Wigwams waren geschlossen, man erlaubte uns jedoch in drei oder vier derselben einzutreten um das Innere genau betrachten zu können. In der Mitte war der Feuerplatz und um denselben herum liefen mit Fellen bedeckte Bänke von ungefähr fünf Fuß Breite und drei Fuß Höhe, auf welchen die Indianer sitzen und schlafen. In den Ecken hingen verschiedene Kriegs- und Jagdgeräthe und andere Instrumente, deren Gebrauchsanwendung uns gänzlich unbekannt war.

Unsere Aufmerksamkeit wurde schon vor dem Landen durch verschiedenfarbige, auf den Spitzen der Hügel im Hintergrunde des Dorfes anscheinend von Baum zu Baum ausgebreitete Gegenstände, angezogen. Wir erstiegen die

etwa zwei bis dreihundert Fuß hohen Hügel und fanden daß jene Gegenstände — den Kirchhof bildeten. Auf hohen Stellagen standen Särge, die mit rothen, blauen oder weißen Tüchern bedeckt waren und Leichname enthielten; es waren dreizehn theils roh gezimmerte Kasten, theils Bruchstücke von kleinen, nach dem Geschmacke dieser einfachen Menschen aufgestellten und verzierten Booten. Auf einem dieser großen Gestelle bemerkte ich blos eine schön verzierte indianische Wiege. Man sagt daß die todten Körper ein Jahr lang so stehen gelassen und nach Ablauf dieser Zeit auf den Boden gesetzt werden, wo dann die Indianer ein Dach darüber bauen; ein solches „Beinhaus" stand nebenbei.

Vom Kirchhofe zurückkommend bot sich uns ein lustiges Schauspiel dar. Eine Dame von unserer Gesellschaft hatte kleine Stückchen farbigen Tuches, Glasperlen und andere ähnliche Pretiosen aus dem Dampfschiffe geholt, in der Absicht sie unter der indianischen Jugend zu vertheilen. Aber bald sammelte sich eine so bedeutende Anzahl von Kindern an daß sie genöthigt war die Spielsachen unter die Kleinen zu werfen, um nicht von ihnen umgerissen zu werden. Und nun ging der Tanz los; einige wollten einander zuvorkommen, überpurzelten sich aber und erhaschten gar Nichts, während Andere eine erstaunenswerthe Geschwindigkeit in Sprüngen und Wendungen an den Tag legten. Das Triumphiren der Glücklichen war wirklich äußerst naiv und unterhaltend; sie folgten uns noch theils zu Lande, theils im Wasser watend, nachdem das Boot schon wieder abgestoßen war. Einer von uns warf ein Spiel Karten über Bord, die der Wind nach allen Seiten hin jagte; viele davon fielen in's Wasser; aber das hielt die muntern Kinder nicht ab, sie sprangen in den Fluß und holten sich die „schönen Bilder" zu nicht geringer Freude der auf dem Verdecke versammelten Passagiere heraus. Ich bedaure daß unsre Zeit zu kurz war um diese interessanten Leute genauer beobachten zu können."

Als Major Long im Jahre 1823, auf seiner Entdeckungsreise nach der Quelle des St. Peter durch dieses Dorf kam, bestand es blos aus ungefähr zehn bis zwölf rohen Hütten. Sie waren mit Baumrinde gedeckt und auf den Seiten mit Stellagen zum Trocknen von Wassermelonen, Mais u. s. w. versehen. Damals hieß das Dorf „Petit Corbeau", der kleine Rabe; es war dieses der Name des Vaters und Großvaters des zu jener Zeit „regierenden" Häuptlings Che-tau-wa-ko-ma-ne (der gute Sperlingjäger). Der Name der Horde war „Ka-po-jah" — die thätige Race.

Dieser Ort ist schon längst als ein Begräbnißnißplatz der Sioux bekannt. Als Carver im Jahre 1766 hier war, nannte man ihn schon „ancien". — Obgleich die Indianer schon damals, wie auch jetzt noch, ein Nomadenleben führten und nur während kurzer Zeit in Hütten beisammen wohnten, so kehrten sie doch jeden Frühling von den fernen Quellen des Mississippi und St. Peter, ihre Todten mit sich schleppend, hieher zurück. Die Leichname waren in Büffelfelle eingebunden und wurden hier auf Stellagen gesetzt oder in die Zweige der Bäume befestigt, je nach dem letzten Wunsche des Verstorbenen. Wenn es unmöglich war den Körper wegen eingetretener Fäulniß zu transportiren, so wurde das Fleisch verbrannt und die Gebeine zum Begräbniß aufbewahrt. Die Freunde und Verwandte des Verstorbenen besuchen den Leichnam sehr häufig bis Verwesung eintritt; dann drücken sie ihm zum letzten Male die Hand und nehmen Abschied, obwol sie ihre Besuche dann immer noch fortsetzen. — Es gibt in dieser Nachbarschaft eine große Anzahl von (Grab?-) Hügeln (Mounds), in welchen ohne Zweifel die Gebeine längst dahingegangener Geschlechter ruhen. —

Dampfschiffe halten, wie schon oben bemerkt, nur selten hier an, und der Reisende der diesen Ort besuchen will thut am besten von St. Paul aus zu Fuße hinzugehn; der Weg ist schön und die Entfernung beträgt blos vier oder fünf Meilen.

H. Schoolcraft, der unermüdliche Reisende und berühmte Archäolog, gibt in seinem großen, gegenwärtig von Seiten der Regierung in der Herausgabe begriffenen Werke, interessanten Aufschluß über die Sitten und Gebräuche der Indianer. Wir entnehmen daraus die folgenden Betrachtungen und weisen zugleich für ausführlichere Belehrung auf jenes ausgezeichnete Werk hin.

Musik, Gesang und Poesie der Indianer.

Die nordamericanischen Stämme besitzen — im engeren Sinne genommen — die Elemente der Musik und Poesie. Ihre Kriegsgesänge enthalten oft Anflüge von ächtem, in poetische Fantasien gehülltem, heroischen Gefühle, und sowol ihre öffentlichen als auch gelegenheitlichen Reden sind voll eloquenter

und poetischer Gedanken. Ein neuerer americanischer Schriftsteller sagt: „Wir erwarten mit Recht glänzende Beredsamkeit von den Indianern, denn sie besitzen ein lebendiges Gedächtniß, eine poetische, selbst im gewöhnlichen Style an passenden Gleichnissen reiche Sprache, einen, gleich ihrem Körper, niemals von engherzigen Convenienzen verkrüppelten Geist, und Leidenschaften die um so heftiger im Busen brennen, je mehr äußerlicher Zwang ihnen auferlegt wird.“ — Und doch findet man in unserer, mehr in Zeitungen und periodischen Schriften zerstreuten, als in ordentlichen Werken systematisch gesammelten Literatur, diesen Gegenstand nur spärlich und auf recht armselige Weise vertreten. Eine der ersten, nach der Entdeckung Americas bekannt gewordenen Eigenschaften der Indianer ist ihre ungeheure Tanz- und Singlust; so sehr auch dieser Zug diese Menschenrage zu characterisiren im Stande ist, so haben doch nur Wenige sich es zur Aufgabe gemacht Beispiele davon aufzubewahren. Nach vielen günstigen Gelegenheiten die sich uns zur Beobachtung der verschiedenen Stämme darboten, können wir die Versicherung geben, daß es wirklich äußerst schwierig ist solche Sammlungen zu machen, ohne dem intellectuellen Character der Stämme, deren Gesänge stets mündlich und sehr häufig ex tempore producirt werden, zu nahe zu treten.

Die meisten Hindernisse die sich einem solchen Unternehmen in den Weg stellen entstehen theils aus dem Mangel an tüchtigen Uebersetzern und der entfernten Lage derjenigen Orte an welchen solche Beobachtungen angestellt werden können, theils aus Furcht vor bedeutenden dadurch entstehenden Zeitverlusten und der ungeheuren Schwierigkeit solche Dinge in jeder Beziehung richtig zu notiren. Was wir also hiermit dem geneigten Leser vorzulegen im Stande sind, wolle blos als Beitrag zur Lösung einer noch in ihrer Kindheit dastehenden Frage betrachtet werden und soll eher dazu dienen Andere zur Fortsetzung der begonnenen Untersuchungen anzufeuern, als dem Wißbegierigen genügenden Aufschluß über dieses interessante Thema zu gewähren.

Die americanischen Indianer betrachten das Tanzen sowol als Privat-Vergnügen als auch als öffentlichen Gottesdienst, und es bildet einen Haupt-Characterzug in ihren Sitten und Gebräuchen. Es ist stets mit Gesang, und, nur wenige Fälle ausgenommen, mit Begleitung von musicalischen Instrumenten verbunden. Stämme die noch so verschiedene Sprachen reden und noch so entfernt von einander wohnen, stimmen in diesem Gebrauche überein, und man

nimmt an daß durch das Tanzen die für oder gegen einen Gegenstand gehegten Ansichten, auf eine allen Stämmen gemeinsame Weise ausgedrückt werden können. Es ist ein Gebrauch der bis auf die kleinsten Einzelnheiten von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde und bei den am entferntesten wohnenden Stämmen wahrscheinlich heute noch auf dieselbe Weise wie zur Zeit als Columbus das americanische Festland betrat, ausgeführt wird. Man hat die Bemerkung gemacht, daß zum Christenthume bekehrte indianische Familien oder auch einzelne für die Civilisation gewonnene Individuen diese Ceremonie zu allerletzt aufgeben, so daß man es als den besten Beweis von vollständiger Bekehrung ansehen kann, wenn sie einmal die Instrumente bei Seite legen und das Tanzen unterlassen.

Es gibt einen Kriegs-, Medicin-, Wabeno-, Ehren-, (gewöhnlich Betteltanz genannt) und noch verschiedene andere Tänze; jeder hat ein eigenes angemessenes Tempo, eigene Melodie und Worte. Niemals wird ein Fest oder eine religiöse Ceremonie ohne einen solchen Tanz und Gesang abgehalten. Auf solche Weise drücken sie ihren Dank aus für guten Erfolg auf der Jagd; für Triumph über die Feinde und für alle sonst vom Großen Geiste ihnen erzeigte Wohlthaten. Durch Tanzen und dabei abgehaltene Reden wird die allgemeine Ansicht über einen wichtigen Gegenstand ausgesprochen, und nicht selten werden der bei Festlichkeiten und Tänzen versammelten Jugend moralische Lehren ertheilt. Tanzen ist das Haupt-Zufluchtsmittel des Indianers, will er irgend einen günstigen Eindruck auf die Menge machen. Die Priester und Propheten haben mehr als alle andern Classen für die Cultur der Nationalgesänge und Tänze gethan und können als die Barden der indianischen Stämme betrachtet werden. Sie sind gewöhnlich die Componisten, Tanz- und Ceremonienmeister, und vermöge ihres ausgezeichneten Gedächtnisses, die beßten Ueberlieferer der heiligen Gesänge und Traditionen des Stammes.

Auf solche Weise ist der Tanz mit allen Vorkommnissen des indianischen Lebens verwoben und jede Begebenheit, öffentlich oder privat, wichtig oder unwichtig, steht mit diesem Gebrauche in mehr oder weniger genauer Verbindung. Fälle wo Gesang ohne Tanz vorkommen kann, beschränken sich immer auf die innersten Familienangelegenheiten. Die Mutter singt ein einfaches Schlummerlied um ihr in einem schwebenden Bettchen liegendes Kind in Schlaf zu wiegen. Kinder haben ebenfalls gewisse Lieder die sie des Abends vor den

Thüren der elterlichen Wigwams spielend, zur nicht geringen Erbauung europäischer Ohren auf schauderhafte Weise von sich zu geben wissen.

Improvisirte Erzählungen werden zuweilen als Duette behandelt und in durchaus recitatorischen Melodien gesungen.

Musikalische Instrumente haben sie nur wenige und äußerst einfache. Das Pibbegwon ist das einzige ihnen bekannte Blasinstrument, eine Art Flöte. Es besteht gewöhnlich aus zwei halb-cylinderförmigen, mit Fischleim zusammengefügten Stücken Cedernholz, über welche eine feuchte Schlangenhaut gezogen wird um das Springen des Holzes zu vermeiden. Es hat acht Löcher die mit einem glühenden Eisen eingebrannt werden, und wird wie das Flageolet durch ein Mundstück geblasen.

Das Taywa'egun (timpanum) ist eine Art Tambourin, oder Trommel mit nur einem Schlagfelle; es besteht aus dem von einem hohlen Baume abgesägten Stücke Holzes und einem über die Oeffnung der Höhlung gespannten Felle.

Das Mittigwukeek ist ein ähnliches aber größeres Instrument, und hat ein Fell auf beiden Seiten; es gleicht unsrer großen Trommel, während das Erstere mehr der Pauke gleich kommt. Sie werden hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, bei religiösen Ceremonien gebraucht.

Das Sheshegwon ist eine Klapper; sie wird je nach der Absicht und den Mitteln des Klapper-Virtuosen auf verschiedene Weise gefertigt. Zuweilen macht man sie aus Thierblasen (daher auch der Name), und zuweilen aus wilden Kürbisschaalen, oder man befestigt ganz einfach die getrockneten Hufe des Hirsches an einem Holze. Man gebraucht dieses Instrument sowol zum Hervorbringen von Tönen, als auch zum Markiren des Tactes.

Mündliche Composition.

So gewöhnlich auch indianische Gesänge sind, so ist es doch keine leichte Aufgabe genaue Copien oder Nachbildungen von denselben zu erhalten. Wenn sogar die Schwierigkeit der Notation überwunden ist, so bleibt es noch sehr in Frage, ob die Reproduction des Gesanges ein geübtes Ohr zufrieden stellen wird. Dazu kommt noch der Umstand daß die Dollmetscher sehr häufig den Text falsch übersetzen und daß die Indianer theilweise aus Argwohn und theil-

weise auch aus Furcht zu viel von ihren Geheimnissen zu veröffentlichen, manches zur Sache gehörige dem Weißen vorenthalten. Dieß Alles, zusammen mit der idiomatischen Eigenheit ihrer wild-phantastischen Composition, macht ein genaues Wiedergeben derselben in einer der civilisirten Sprachen, besonders der englischen, wenn nicht unmöglich, doch gewiß sehr schwer.

Ihre Thematen bilden selten ein für sich bestehendes Ganzes; sie gehen immer in der buntesten Reihenfolge von einem Gegenstand zum andern über, und die den Text bildenden Erzählungen und Beschreibungen sind stets unvollständig und abgerissen. Zuweilen vernimmt man einen interessanten Satz; aber er wird nicht weiter geführt und der Zuhörer wartet umsonst auf die Fortsetzung. — Eine kurze Allegorie, ein treffendes Symbol, ein Ausbruch von Leidenschaft und wieder ein zarteres Gefühl oder eine kräftige Betheuerung, verdrängen einander, während das Hauptthema von dem Singenden zurückgehalten, oder wenigstens nur in Bruchstücken angedeutet zu werden scheint. Die eigenthümliche Construction und Biegsamkeit der indianischen Sprache verursachen eine Nüancirung in der Ausdrucksweise, wie sie in keiner andern vorkommen kann.

Der Himmel ist das große Magazin woraus der Indianer immer seinen Vorrath an Phantasieen erneuert. Die Wolken und Planeten, Sonne, Mond und Sterne, Blitz und Donner, Electricität, Meteore und die endlosen Lichtveränderungen am Firmamente, — diese alle bilden den Stoff zu den treffenden Gleichnissen in ihren Gesängen. Aber sie bleiben bloße Gleichnisse, — ohne Ausführung, — ohne regelmäßige Folgerung, — eine Menge von Bruchstücken, gleich so vielen Pinselstrichen auf der Leinwand, ohne daß sie ein ganzes, vereintes Bild darstellen. Die Striche können von einem Meister herrühren, und die Farbentöne ausgezeichnet sein; aber ohne regelmäßig gezeichnet und kunstvoll verbunden zu sein, bleiben sie eine formlose, todte Masse.

Im Kriege achten die Indianer genau auf den Flug der Raubvögel, die ihnen als Symbole des Muthes und Sieges gelten und deren Flügel- und Steißfedern zum Schmucke des erfolgreichen Kriegers dienen. Wenn eine Anzahl Indianer einen Krieg beschlossen und ihren Gefühlen einmal durch Singen und Tanzen Luft gemacht haben, so wenden sie ihre ganze Aufmerksamkeit den Bewegungen dieser Vögel zu. Daher sind ihre Kriegsgesänge auch stets voll solcher Anspielungen. Der folgende Vers eines solchen Kriegsliedes besteht aus

der Zusammensetzung einer Anzahl abgebrochener Sätze, Ausrufungen u. s. w. die im Ganzen genommen die Intention des Dichters wol ziemlich deutlich ausdrücken.

„Die Adler schreien und fliegen vorbei,
Sie wetzen die Schnäbel blutroth;
Erhebt — erhebet das Siegesgeschrei,
Wir ernten uns Ruhm oder Tod."

Ihre Ausdrucksweise ist gewöhnlich sehr poetisch und erhaben; allein sie ist wie schon oben bemerkt, und besonders beim Kriegsgesange, zu zerrissen und unzusammenhängend. Man hört von einem Helden, einer Schlacht, einem Schlachtfelde, vom Flug der Adler, — das Andere denkt sich der Indianer; solche Andeutungen reichen hin, ihm die Einzelnheiten zur Genüge verständlich zu machen.

An heißen Sommerabenden versammeln sich gewöhnlich die Kinder der Chippeway Indianer vor den Wigwams ihrer Eltern um sich mit Spielen der verschiedensten Art zu unterhalten. „An einem solchen Abende wurde ich," erzählt Schoolcraft, „von einem sonderbaren Geschrei aus meinen Betrachtungen gestört, das mir nach all dem unter den Indianern Erlebten doch immer noch unerklärlich vorkam. Ich trat hinaus um mich nach der Ursache des Lärmens zu erkundigen und siehe da! es rührte von einem Haufen singender und springender Kinder her, die damit beschäftigt waren den unzähligen Johanniswürmchen welche die Ebene bedeckten nachzulaufen, bei welcher Gelegenheit sie ein Lied improvisirten das seiner Eigenheit wegen mitgetheilt zu werden verdient."

Das Lied an die Feuerfliege.

Wau wau tay see!
Wau wau tay see!
E mow e shin
Tshee bwau ne baun — e wee!
Be eghaun — be eghaun — ewee!
Wa wau tay see!
Wa wau tay see!
Was sa koon ain je gun
Was sa koon ain je gun.



H. Lewis pinx.　　　　Lith. Inst. Arnz & Co. Düsseldorf

ROTHE FELSEN PRAIRIE.



Flatternd- *) weißes Feuer-Insekt!
Beweglich-weißer Feuer-Wurm!
Leuchte mir eh' ich nach Hause geh'
Gieb mir Licht eh' ich schlafen geh' —.
Komm! kleiner tanzend-weißer Feuer-Käfer;
Komm! kleines beweglich-weißes Feuer-Thier;
Leuchte mir mit deinem hellen,
Weiß-flammend-scheinenden Instrument,
Dem kleinen Lichte! —

Die Rothe Felsen-Prairie.

Dieser berühmte Ort ist ein heiliger Versammlungsplatz der Indianer. Dort liegt ein rothangestrichener Felsblock den sie als Manito verehren, und daher der Name der Prairie. Der Felsen besteht aus einem Granitblocke von etwa vier und einem halben Fuß im Durchmesser und ist, nach Major Long's Angabe, der erste, westlich vom Rock river (Felsenfluß) entdeckte Urfelsen (primitive rock). Seiner Seltenheit wegen wird er von den Indianern göttlich verehrt; sie besuchen ihn sehr häufig und legen am Fuße desselben ihre verschiedenen Opfer, als: Pfeifen, Tabak, Decken, Waffen u. s. w. nieder.

Die rothe Felsen-Prairie liegt auf dem linken Mississippi-Ufer, etwa zwei Meilen unterhalb Klein Rabendorf. Im Vorgrunde auf diesem Bilde ist eine Gruppe von Indianern in ihren wirklich schönen und geschmackvollen Costümen dargestellt. Ebenso die Art und Weise wie die Frauen vermittelst eines über

---

*) Die Partikel „wa" begreift „flatternd" und „bewegend" in sich, so daß das indianische Idiom getreu beibehalten bleibt. — Das Affixum see, in dem Satze „wa wau tay see" kommt von der Wurzel asee, „ein lebendes Wesen," oder: „eine geschaffene Form," nicht Mensch. Setzt man Ahw vor den Stamm, so wird dadurch das ganze Geschlecht der vierfüßigen Thiere — und durch Pen, das der Vögel ausgedrückt. — Der Chippeway-Ausdruck für Licht „was sa koon ain je gun" wörtlich übersetzt „hell-weiß-flammendes-Instrument," bezieht sich auf die Licht-Elemente. — Eben durch diese concrete Ausdrucksweise können so viele Ideen in so wenigen Worten verkörpert, und eine eigentlich wörtliche Uebersetzung in's Deutsche kaum gegeben werden.

die Stirne laufenden, an ein Bündel befestigenden, breiten Bandes, ihre Lasten schleppen.

Besonders merkwürdig ist die hier ebenfalls dargestellte Manier des Kinder-Transportes. Wenn ein Kind sechs Monate alt ist wird es auf ein schmales, unten mit einem kleinen Aufsatz zum Anstemmen der Füße versehenes Brettchen gebunden. Oben an demselben ist ein halbbogenförmiger Reif angebracht, von welchem ein kleines Vorhängchen von farbigem Zeuge zum Schutz gegen Regen und Wind herabhängt. Der Rand desselben ist mit Glöckchen, Perlen und anderem Spielzeuge verziert, die das Kind zwar betrachten, aber nicht berühren kann, denn Hände und Füße sind vermittelst eines über die ganze Wiege laufenden Bandes festgebunden, damit die liebende Mutter ihr Kind nicht verliert. Im Lager angekommen, werden die Kinder gewöhnlich ein paar Stunden lang an Bäumen aufgehangen — natürlich in den Wiegen — bis die Mütter mit Errichtung des Wigwams, Holzhacken, Feuermachen, Kochen u. s. w. fertig sind, und Zeit haben sich um die Kleinen zu bekümmern.

Polygamie ist sehr häufig unter den Indianern. Es giebt Häuptlinge die vier bis sechs Frauen haben, doch gewöhnlich begnügen sie sich mit zweien. Der indianische Krieger hält sich für entehrt wenn er mehr thut als jagen und scalpiren, daher die Nothwendigkeit mehr als eine Frau zu besitzen. Obgleich die indianischen Frauen klein sind und durch frühes Heirathen und schwere Arbeiten frühzeitig alt werden, so ist es doch nicht selten daß eine solche Squaw eine Last von fünfzig Pfunden auf einem viele Tage dauernden Marsche mitschleppt und täglich eine Strecke Weges von fünfzehn Meilen zurücklegt.

Unterhalb des Dorfes in der Entfernung gewahrt man zwei kleine Inseln; die auf der linken Seite ist die „Jungfern-Insel.“ Dort feiern die Indianer das „Jungfernfest“ an welchem Niemand Theil nehmen darf der — sich nicht dazu qualificirt. Die Tradition erzählt daß sich ein Mädchen, das auf die Anklage eines verschmähten Liebhabers von dem Feste ausgeschlossen wurde, auf dieser Insel erhängt habe.

Keuschheit wurde einst bei den Dacotahs als Haupttugend betrachtet, und ein Vergehen hatte, besonders beim schönen Geschlechte, häufig Selbstmord zur Folge. Nach dem Glauben der Indianer haben auch Frauen Antheil an dem „gelobten Lande,“ Unkeusche, Selbst- und Kindesmörderinnen ausgenommen. —

Selbstmord geschieht hier meistens vermittelst Erhängens an einem Baume, daher auch der Volksglaube annimmt, daß Selbstmörder in das Land des bösen Geistes eingehen, und ewig den Baum an dem sie sich erhängten am Halse nachschleppen müssen. Deshalb suchen sich die zum Selbstmord entschlossenen Dacotahfrauen wolweislich immer den allerkleinsten und schwächsten Baum heraus, damit sie in jener Welt keine allzugroße Last zu schleppen haben. — Die folgende Legende mag dazu dienen diesen Gegenstand ausführlicher zu illustriren.

Liebe und Krieg.

Mehr als zweihundert Winter sind entschwunden seit der Ruhm Wowanosh's an den Ufern des Mississippi ertönte. Er war ein Häuptling aus einer uralten Linie, in welcher sich die Herrscherwürde seit vielen Jahren von Vater auf Sohn fortgeerbt hatte. — Wowanosh war stolz auf seine Ahnen. Mit den Vortheilen einer hohen Geburt vereinigte er noch viel persönliches Ansehen. Er war von großer Statur, besaß riesenmäßige Stärke, einen heroischen Muth und beispiellose Behendigkeit. Sein schwerer Bogen war wegen seiner unerhörten Dimensionen unter allen Nachbarstämmen berühmt und gefürchtet. Man sagt, er habe einen Pfeil mit solcher Kraft durch den Körper eines Büffelochsen geschossen, daß er auf der andern Seite des Thieres herauskommend noch einen zweiten Büffel tödtete. Wowanosh's Rath wurde ebensogern gesucht als sein Zorn vermieden, so daß er überall als geschickter Jäger, tapferer Krieger und weiser Rathgeber berühmt war. Aber er hatte den Meridian des Mannesalters überschritten und allgemein wurde ihm der Titel „Akkeewaizee" (einer der lange auf der Erde gelebt) beigelegt. So war Wowanosh, dem die ganze Nation einstimmig die höchste Verehrung und die unumschränkteste Gewalt zuerkannt hatte.

Der berühmte Häuptling besaß eine einzige Tochter die lange genug gelebt hatte um das Blühen der Bäume zum achtzehnten Male zu bezeugen. Ihr Vater war nicht so berühmt wegen seiner Stärke als sie wegen ihrer Tugenden, schlanken Gestalt, feurigen Augen und ihres dunklen wallenden Haares. — Ein

junger Mann aus dem Stamme hatte ihr Herz gewonnen und beschloß, obwol er aus einer ganz gewöhnlichen Familie stammte und keine andre Empfehlung aufzuweisen hatte als eine schlanke, kräftige Gestalt, frohen Muth und ein männliches Auftreten, bei dem ahnenstolzen Häuptlinge um die Hand der Geliebten zu bitten.

„Höre mich junger Mann," sprach Wowanosh nachdem der junge Held unter Zittern sein Anliegen vorgebracht hatte, „und merke wol auf das was ich reden werde.

„Du verlangst meine Tochter, meinen einzigen Trost im Alter, die theuerste Gabe vom Meister des Lebens. Andere, so jung, so kräftig und so feurig wie du kamen zuvor, und mancher von ihnen hatte ein besseres Recht die Augen zur Tochter Wowanoshs zu erheben als du; — sie gingen leer aus. Junger Mann! hast du auch wol bedacht wer es ist den du dir zum Schwiegervater wählen willst? weißt du auch welche Thaten ich vollbrachte bis mein Name bekannt wurde unter allen Völkern? — Wo ist denn ein Häuptling der nicht stolz wäre Wowanosh's Freund zu heißen? — Wo ist ein Jäger der Wowanosh's Bogen spannt? Wo ist ein Krieger dessen höchstes Bestreben es nicht wäre einstmals tapfer zu werden wie Wowanosh? Hast du nicht gehört daß meine Väter von Osten kamen, geschmückt mit Federn und bekleidet mit Macht? Und weß' rühmst du dich junger Mann, das dich dem Krieger-Hause Wowanosh's gleich stellte? Hast du dem Feinde auf dem Schlachtfelde begegnet, und wo sind deine Trophäen? Hast du je große Qualen ertragen, Hunger lange gelitten, oder große Müdigkeit überwunden und so deine Stärke gezeigt? Wird wol dein Name auch außerhalb deines bescheidenen Geburtsortes genannt? — So geh' denn hin junger Mann, ernte dir erst einen Namen; denn nur der Held kann mit der Tochter des Helden sich paaren, und denke nicht daß ich mein altes Wappen mit dem „Awaussee" *) vermischen werde."

Der eingeschüchterte Liebhaber ging; aber mit dem festen Entschlusse eine That zu vollbringen die ihn der Tochter Wowanosh's würdig machen sollte,

*) Die amerikanischen Indianer schreiben in Hieroglyphen. — Statt des Namens gebrauchten sie eine symbolische Andeutung ihres Standes zur Unterschrift. — Der Krieger malt einen Adler statt des Namens, — der Jäger einen Falken, — der Fischer einen „Awaussee" (Raubfisch) u. s. w.

oder im Kampfe zu fallen. Er rief seine Alters- und Jagdgefährten zusammen, theilte ihnen mit daß er eine Expedition gegen die Feinde unternehmen wolle, und bat um ihren Beistand. Die Meisten ergriffen mit Freuden diese Gelegenheit ihren Durst nach Thaten zu stillen, — Andere wurden sonst noch für das Unternehmen gewonnen, und ehe die Sonne zum zehnten Male die Kuppeln der Berge im Westen vergoldet hatte, sah sich der kampfbegierige Liebhaber an der Spitze einer bedeutenden Anzahl junger, thatenlustiger Leute. Jeder Krieger war nach dem damaligen Gebrauche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Auf dem Rücken trugen sie den Keemoot, einen kleinen, ledernen, mit Lebensmitteln angefüllten Sack und der puggamaugun (Schlachtkeule) war nebst dem maupung (Steinmesser) vermittelst eines aus Hirschfell gefertigten Gurtes um die Hüfte befestigt. Einige führten auch sheemauguns. (Lanzen die aus einer sechs Fuß langen, mit einer starken Steinspitze versehenen Stange von hartem Holze bestanden.)

So ausgerüstet und nach dem Geschmacke jedes Einzelnen auf's Schönste tättowirt, zogen sie nach dem zum Kriegstanze bestimmten Platze.

Von Wowanosh's Wigwam bis zu der unter dem Namen Shogwoimakong bekannten Landspitze, zog sich eine weite grasige, auf der einen Seite von dem sandigen Ufer des Sees, und auf der andern von Eichen-, Pappeln- und Tannenwäldern begrenzte Ebene, auf welcher hie und da ein Wigwam oder eine kleine Baumgruppe sichtbar wurde. Ungefähr in der Mitte, auf einem von Gras befreiten ziemlich weiten Raume, stand eine große alte Tanne, unter welcher seit undenklichen Zeiten der Kriegstanz abgehalten wurde.

Dort versammelten sich die Jünglinge um ihren Anführer, dessen Rang durch die weißen Adlerfedern auf seinem Kopfe angedeutet wurde.

Ein hell-loderndes Feuer brannte auf dem freien Platze; um dieses führte er seine Leute zwei oder dreimal, in gemessenem Schritt und mit feierlichem Gesange im Kreise herum. Dann plötzlich stillestehend erhoben sie das furchtbare Kriegsgeschrei und der Tanz begann. Ein alter Mann schlug den Tact auf der Trommel; andere schüttelten den sheesheegwun und erhoben zuweilen ein Geschrei das in den fernen Bergen wiederhallte. Jeder Krieger sang dann einen Vers aus einem passenden Liede und die Andern fielen mit folgenden Worten im Chor ein:

„Die Adler schreien und fliegen vorbei,
Sie wetzen die Schnäbel blutroth;
Erhebt — erhebet das Siegesgeschrei,
Wir holen uns Ruhm oder Tod.“ —

So setzten sie den Tanz mit nur wenigen Unterbrechungen drei Tage lang fort; dann verloren sie sich, Einer nach dem Andern vom Feuer weg, damit Jeder seinen besonderen Weg nach dem besprochenen Zusammenkunftsplatze auf der feindlichen Grenze einschlagen konnte. Ihr Anführer war nicht unter den Letzten die das Feuer verließen, aber doch nicht ohne vorher zärtlichen Abschied von seiner Geliebten genommen zu haben. Er erzählte ihr wie ihr Vater ihn so kränkend abgewiesen habe und daß er nun entschlossen sei sich durch Heldenthaten die Achtung Wowanosh's zu erringen, oder zu sterben; daß er unmöglich weder mit ihr noch ohne sie glücklich sein könne, ehe er dem ganzen Stamm die Stärke seines Herzens*) bewiesen habe; seine Träume seien freilich nicht so günstig ausgefallen als er gewünscht hätte, allein er werde nicht aufhören den großen Geist um Sieg und Ruhm anzuflehen. Endlich schied er, nachdem sie sich Beide das Versprechen unverbrüchlicher Treue gegeben hatten.

Alles was die Tochter Wowanosh's später von ihrem Geliebten hörte war, daß er, nachdem er sich durch die unerhörtesten Heldenthaten die Bewunderung Aller, Feinde wie Freunde, erworben hatte, von einem Pfeil in's Herz getroffen, gefallen sei. Jedoch die Feinde wären, viele Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde lassend, geflohen.

Von dieser Stunde an wurde kein heiterer Laut mehr in dem stets von Gesang und Fröhlichkeit ertönenden Wigwam Wowanosh's vernommen. Seine Tochter welkte dahin Tag und Nacht, und Thränen und Seufzer, Weinen und Klagen wechselten beständig miteinander ab. Bitten und Drohungen, Ueberredungen und Vorwürfe, Alles war vergebens, — ihre Jugend, ihr Glück war dahin. Ihr einziges Vergnügen bestand darin hinauszuziehen in einen entfernten Theil des Waldes und, unter einem schattigen Baume sitzend, stundenlang ihre Klage zu singen.

Die folgenden Bruchstücke ihrer Lieder leben heute noch im Munde des Volkes:

*) Ind. Ausdruck für Muth.

O! wie soll ich singen den Ruhm des Geliebten?
Sein Geist lebt noch frisch bei mir fort; —
Das Gras das auf seinem Erd-Bette wächst
Ist noch zu kurz; ich hör' nicht sein Seufzen im Wind.
O! er war schön und stark!
O! er war brav! —

Ich darf die Stille nicht brechen
Mit Zeit verschwendendem Lied,
Denn sein Geist kommt und lispelt mir zu. —
Ich hör' ihn im Rauschen der Blätter.
Er spricht: „ich bin, Liebchen, bei Dir;
Ich liebe Dich auch noch im Tod'."
Er sprichts und ich höre ihn reden,
Doch deckt ihn der gelbliche Sand.
Lisp'le Geist,
Lisp'le mir zu.

Ich singe; das Gras erwidert mein Klagen,
Sein Seufzen entspricht meinem Kummer;
Ich erheb' meine Stimme und singe sein Lob,
Ich beweine den Tod des Geliebten. —
Weile Geist, o weile!
Bleib' Geliebter, bleib! —

Der Geist des Geliebten verläßt mich,
Er geht in das Land der Freude,
Und bereitet das Brautbette mir; —
Und hier will ich klagend sein' warten,
Bis er kommt und führt mich zur Ruh! —
Eile Geist, eile!
Komm'! Geliebter, komm'!

So ging sie täglich hinaus und wiederholte ihr trauriges Lied. Bald kam ein kleiner Vogel auf den Baum geflogen unter welchem sie saß, der mit seinem lieblichen sanften Gezwitscher ihren Gesang zu erwidern schien. Es war ein

fremder Vogel wie sie noch nie einen gesehen hatte. Er kam wenn sie kam, und sobald es dunkel wurde flog er weg. Kein Wunder daß sie glaubte es sei der Geist des Geliebten, und ihre Ausflüge nach dem Walde um so häufiger wiederholte. Sie that Nichts als singen und fasten. — Eines Morgens wurde sie im Dorfe vermißt. Drei Tage vergingen dem ängstlich harrenden Vater in Sorge und Pein, sie kam nicht. Da entbot er all seine Leute und machte sich mit ihnen auf den Wald zu durchsuchen. Er verfolgte ihre Spur bis zu einer Insel im Mississippi. Dort fand er endlich seine Tochter todt an einem ganz jungen Bäumchen hängend. — Auch der kleine Vogel war verschwunden und es wurde allgemein angenommen, er sei mit der Seele der Unglücklichen nach dem Lande der Wonne geflogen.

Aber in Wowanosh's Wigwam fielen die Thränen bitterer Reue und der alte Häuptling lebte noch lange um täglich seinen falschen Stolz und seine Hartherzigkeit bis an sein Ende zu verwünschen.

Seither nennt man jene grüne Insel im Mississippi, „die Jungfern-Insel."



H Lewis pinx. Lith Inst Arnz & Co Dusseldorf.

The mouth of the river St. Croix.



Der St. Croix Fluß.

Er entspringt, gleich allen Flüssen im Nordwesten Amerikas, aus einer Reihe von kleinen Seen. Aus diesen führen verschiedene kleine Canäle, die durch ihre Vereinigung den St. Croix bilden. Nach einem ruhigen Laufe von fünfzig Meilen bildet der Fluß auf einer Strecke von weiteren fünfzig Meilen eine Anzahl von kleinen Stromschnellen (Rapids), bis er zuletzt einen Wasserfall von bedeutender Höhe verursacht. Auf dieser Stelle wurden von der, hauptsächlich aus Capitalisten (von den östlichen Staaten) bestehenden „St. Croix-Holz-Gesellschaft" Sägemühlen errichtet, von wo aus Holzflöße von bedeutendem Werthe nach St. Louis und den anderen Städten am Mississippi verschickt werden. Die Fichtenwälder am St. Croix haben ihres Gleichen nicht mehr auf dem ganzen amerikanischen Continente, ausgenommen am Penobscot und Kennebick im Staate Maine; dieser Theil von Wisconsin muß also, vermöge der ausgezeichneten Gelegenheit das Holz gänzlich zu Wasser nach seinem Bestimmungsorte bringen zu können, der bedeutendste werden. Er zieht bis jetzt schon, hauptsächlich aus den New-England-Staaten, bedeutende Massen von Einwanderern und Capitalien an, und an den Ufern des Flusses werden bedeutende Kupferminen vermuthet. Carver sagt: er habe verschiedene Lager von „Jungfern-Kupfer" an den Quellen des St. Croix gefunden.

Die Schönheit der Gegend in der Nähe des St. Croix-Wasserfalles, wie überhaupt am ganzen St. Croix-Flusse, hält recht leicht einen Vergleich aus mit der irgend eines anderen Flusses im Nord-Westen. Vom Wasserfalle aus, (der der Schifffahrt auf dem St. Croix ein Ende macht,) windet sich der Fluß auf einer Strecke von etwa sechzig Meilen abwechslungsweise durch Felsen und Prairien hin, bis er sich zuletzt zu einem wunderschönen See — Lake St. Croix genannt — erweitert. Viele halten diesen See für noch viel lieblicher, als den Lake Pepin (Pepinsee); die Felsen an seinen Ufern sind weniger steil und

finster, die Hügel niedriger und besser zum Anbau geeignet, und seine Breite weniger ausgedehnt. Zwei Meilen unterhalb des See's ergießt sich der wieder zum Flusse eingeengte, etwa drei hundert und sechzig Fuß breite, St. Croix im 44° 45′ N. B. in den Mississippi. Der letztere Fluß hat einige Meilen unterhalb der Mündung des St. Croix an seichten Stellen eine röthliche, an tiefen aber eine ganz dunkle Farbe; eine Erscheinung, deren Ursache ohne Zweifel der aus dem St. Croix hereingeschwemmten Erde zugeschrieben werden kann.

Der Name des Flusses stammt ursprünglich von einem Franzosen, der an seiner Mündung Schiffbruch litt. Pater Hennepin nannte ihn »La rivière de la tombeau« wegen des an seiner Mündung befindlichen indianischen Begräbnißhügels (mound). Carver sagt: daß zur Zeit, als er den St. Croix besuchte, drei Banden von Naudowessie-Indianern (Flußbanden, River Bands genannt) an seiner Mündung Dörfer besaßen.

Die Strecke von der Mündung des Flusses in den Mississippi bis zum St. Croix-Wasserfalle — fünf und sechzig Meilen — ist für Dampfboote schiffbar, und eine regelmäßige Verbindung vermittelst derselben zwischen Galena und Stillwater hergestellt.

Einen Hauptausfuhrartikel, außer dem Bauholze, bilden noch die Moosbeeren und wilder Reis. Stillwater steht am obern Ende des St. Croix-See's und ist Dampfbooten zu jeder Jahreszeit zugänglich. Die Entfernung von hier bis zum Wasserfalle zu St. Anthony beträgt zu Lande siebenzehn Meilen, zu Wasser aber wol viermal so viel. Die Stadt zählt 8000 Einwohner und hat zwei Hôtels. — Die Gegend um Stillwater ist besonders wegen ihrer Salm-Flüsse gerühmt und Wild giebt es hier in großer Menge.

Der Hauptwolstand dieses neuen Territoriums besteht in dem Handel mit den Indianern und dem Holzhandel. Der letztere beschäftigt eine große Anzahl von Leuten — hauptsächlich aus den Neu-England Staaten. — Da das Nähere über diesen Handelszweig wol nur Wenigen außer den dabei Betheiligten bekannt sein dürfte, so wollen wir es versuchen unsern Lesern in wenigen Worten eine Beschreibung davon zu geben.

„Die ungeheuren Urwälder im Innern dieses Landes liefern an Balken, Masten, Brettern, Pfosten, Sparren, Stäben, Latten u. s. w. das Material zu einem bedeutenden Handelszweige; außerdem werden große Massen von Brennmaterial nach Boston und andern Seehäfen in Neu-England ausgeführt.

Das Fällen der Bäume in den innern Districten wird gewöhnlich im Winter vorgenommen. Die Einwohner versammeln sich in kleinen Abtheilungen und dringen trotz der kalten Jahreszeit in die Tiefe der Wälder. Hier bauen sie ihre mit Baumrinde bedeckten Hütten und beginnen, obwol der Schnee zuweilen fünf bis sechs Fuß tief liegt und der Thermometer 18 bis 20° unter dem Gefrierpunkt steht, ihre harte Arbeit. Die Bäume werden in Blöcke von ungefähr achtzehn Fuß Länge geschnitten, durch Ochsen über den Schnee an das Ufer des Flusses geschleppt und auf das Eis hinuntergerollt. Dort sammeln sich Tausende solcher Holzblöcke an, die dann, sobald die Frühlingssonne das Eis schmilzt, mit demselben den Fluß hinunter treiben bis zu den Sägemühlen. Da aber die oberen Flüsse eng und gekrümmt sind, so kommt es nicht selten vor, daß zuweilen achtzig bis hundert Tausend solcher Baumstämme zwischen den beiden Ufern eingeklemmt stecken bleiben. Ein solches Hinderniß wird ein „Jam" genannt und das Beseitigen desselben ist äußerst mühsam und gefährlich. Es geschieht dadurch, daß man die ersten Balken mit einer Axt weghaut; ist dieses einmal vollbracht, so drängt die ganze Last des Holzes sammt der oberhalb desselben angesammelten Wassermasse vorwärts und reißt dann Alles mit sich weg, das ihr in den Weg kommt. Sobald die Balken an den Sägemühlen ankommen, sucht sich Jeder sein vorher schon mit seinem Namen bezeichnetes Eigenthum heraus und verarbeitet es gleich auf der Stelle. Die Holzhauer (Lumberers, Riverdrivers) verdienen gewöhnlich fünf bis sechs Dollars per Tag; es giebt aber auch kein härteres, physisch und moralisch nachtheiligeres Geschäft als eben dieses. Der gefrorene Schnee, auf dem der Lumberer sein Wohnhaus baut, ist noch nichts im Vergleiche mit dem durchdringend kalten Schneewasser, in welches er zuweilen bis an den Hals hineinwaden muß. Um sich gegen die Kälte zu schützen und den Körper für solche Strapazen zu stärken, trinken diese Leute unmäßige Quantitäten von Whiskey (gemeinem Branntwein), und frühzeitiges Alter und verkürzte Lebenstage sind die gewöhnlichen Folgen davon. Aber trotzdem lieben sie diese Lebensweise und einmal daran gewöhnt, sind sie nie mehr davon abzubringen. Das so schwer verdiente Geld verschwenden sie mit der größten Unbedachtsamkeit und bringen, sobald sie ihr Holz verkauft haben, die übrige Zeit bis zum Wiedereintritt des Winters, wo sie ihre harte Arbeit von Neuem aufnehmen, in süßem Nichtsthun zu." —

Der Winter ist hier zwar sehr lang und kalt, aber auch trocken und gesund, und bildet für die Einwohner die Hauptvergnügungs-Saison. Bälle, Schlitten-

fahrten, Fischen unter dem Eise, Jagd auf Fische und Elenthiere u. s. w. wechseln miteinander ab, oder reihen sich vielmehr ohne Unterbrechung aneinander. Der Sommer ist kurz und warm, und das Pflanzenwachsthum schreitet hier mit solchen Riesenschritten vorwärts, wie es sich der Bewohner anders klimatisirter Länder kaum denken kann. Der folgende Auszug aus dem Tagebuche des Autors ist dazu geeignet, diese Gegend genau zu charakterisiren:

„August, 18., 1847. Den Willow-river-Wasserfall besucht und eine Skizze in Oel davon gemacht. Der Willow-Fluß entspringt aus einer Reihe von Seen mitten in einem schönen Fichtenwalde, achtzig Meilen oberhalb des Wasserfalles. In der Nähe des Letzteren hatte Jemand, in der Absicht einen »pre-emption« Anspruch zu machen, ein kleines Stück Prärieland cultivirt; man sah kein Haus in der Nähe, das Feld war nicht umzäunt und seit der Aussaat weder von Unkraut gereinigt, noch sonst gepflegt worden. Unser Führer versicherte, daß kaum sechs Wochen seit der Urbarmachung dieses Landes vergangen seien und dennoch fanden wir Mais sechs Fuß hoch, Kartoffel in Blüthe, Wassermelonen beinahe reif und Rüben so groß, daß wir nicht umhin konnten eine davon mitzunehmem; wir wogen sie in Stillwater und fanden sie bei einem Umfange von elf und ein halb Zoll, sieben und ein halb Pfund schwer und kerngesund.“ —

In den kleinen Seen gibt es sehr gute Fische; Karpfen, Hechte und Forellen werden in Unmassen angetroffen. Während wir mit Zeichnen beschäftigt waren, fing unser Führer mit der Angel in zwei Stunden, hundert und fünf und achtzig solcher Fische, die zusammen etwa einen Centner wiegen mochten. Er suchte sich die besten heraus und warf die übrigen wieder weg. Als wir sein grausames und verschwenderisches Verfahren tadelten, antwortete er einfach: „Wo die herkommen, gibts noch mehr für lange Zeit“. —

Roth Flügeldorf.

Vier Meilen oberhalb des Pepinsees auf dem linken Ufer des Mississippi und an der Mündung des Canonflusses, liegt das alte indianische Dörfchen Red-Wing-Village. Der Ursprung dieses Namens ist nicht genau bekannt. Major Long schreibt ihn einem Häuptlinge zu, der im Jahr 1823, als Long



H Lewis pinx — Lith. Jnst. Arnz & C° Dusseldorf

Red Wing's Village.



auf seiner Reise von Prairie du Chien nach Fort Snelling diesen Ort besuchte, hier wohnte. Er hieß „Shakea" oder: „der Mann der sich roth malt"; Long nannte das Dorf hierauf »L'aile rouge« — „der rothe Flügel".

Featherstonaugh kam im Jahre 1837 dahin, und der damals regierende Häuptling hieß „Machpaja Muzah" — „eiserne Wolke". — Shakea, (Rothflügel) der berühmte alte Häuptling, war gestorben. Major Long sagt: Shakea sei der ausgezeichnetste Anführer gewesen, den die Dacotahs je gehabt; obwol seine Geburt ihn nicht zum Häuptlingsrange befähigte. Sein Sohn hieß Fah-tun-ka-ma-ne, „der laufende Büffel," hatte aber wenige der guten Eigenschaften seines Vaters geerbt. Shakea, der damals schon ziemlich alt war, empfing den Major Long und seine Begleiter mit großer Ceremonie und rauchte den »Calumet« (die Friedenspfeife) mit ihnen. Diese Ceremonie ist eine der merkwürdigsten bei den wilden Stämmen des Nordwestens und kommt hauptsächlich als Ehrenbezeugung gegen die ausgezeichnetsten Glieder eines Stammes in Gebrauch. Kommt man in einen Wigwam und sieht in einer Ecke ein Bündel reich verzierter Pfeifen stehen, so kann man sich darauf verlassen in der Wohnung eines großen Mannes, der die Scalpe eines gefürchteten Feindes, die vor der Thüre des Wigwams an einer Stange hängt, abgezogen, oder außerordentliche Beschwerden und Gefahren auf einem Zuge gegen die Feinde seines Stammes ertragen hat, eingekehrt zu sein.

Wenn ein Krieger durch Ueberreichung des Calumet geehrt werden soll, so werden alle Glieder des Stammes, den Pfeifen-Candidaten ausgenommen, von dem Tage an welchem die Ceremonie vor sich gehen soll, in Kenntniß gesetzt. Zur bestimmten Stunde begiebt sich dann das ganze Volk in corpore zur Wohnung des ausgezeichneten Individuums, umringt die ganze Familie unter Schreien, Singen und Tanzen, und erdrückt sie beinahe mit Liebkosungen. Unterdessen wird der Calumet (mit welchem jeder Held und Krieger vorher versehen wurde,) herumgegeben und jeder sagt ihm dann der Reihe nach „daß er jedenfalls ein merkwürdig großer Mann sei; darauf bedankt er sich, sagt es sei dieß der schönste Tag seines Lebens und beendigt seine lange Rede natürlich mit der Versicherung, daß die Auszeichnung eine ganz unverdiente sei, u. s. w. Allein das Sonderbarste bei der Sache, kommt erst nach. Sobald die Pfeife ausgeraucht ist, fängt der „Ausgezeichnete" an all' sein eigenes Hab und Gut sowie das seiner Angehörigen unter der Menge zu vertheilen, und hört nicht eher auf, bis er gar Nichts mehr hat; ja selbst Stahl und Stein zum Feuermachen

gibt er weg, so daß er so leer dasteht als wäre er erst im Augenblicke zur Welt gekommen. Das ist aber auch der Moment seiner größten Größe und der unumstößlichste Beweis seines „großen Herzens. Wer von nun an seine Macht bezweifelte oder seinen Rathschlägen widerspräche, wäre ein „Barbar" und eine Squaw würde sich auf immer entehren, wollte sie ihn je eines Blickes würdigen. — Einige aus der Menge machen nun dem ausgezeichneten Individuum wieder kleine Gegengeschenke, und er gibt sich sogleich daran seinen Hausstand wieder auf den vorigen Fuß zu erhöhen, was ihm wol auch immer über kurz oder lang gelingt. So unglaublich dieß auch alles klingt, so bleibt es doch immer ein Factum, und diese Ehre wird bei den Indianern höher gehalten als Geld und Gut. Der Geizigste unter ihnen würde keinen Augenblick zögern sein letztes Pferd oder seine letzte Decke hinzugeben, um solche Ehren zu erlangen. Ein anderer, beinahe ebenso absurder Gebrauch besteht darin, daß bei gewissen Familienereignissen mehr oder weniger bedeutende Geschenke gemacht werden. Z. B. Wenn ein Kind erkrankt, so schickt der Vater seinem nächsten Nachbar ein Pferd oder sonst einen werthvollen Gegenstand; dafür übernimmt es dieser auch das ganze Dorf von dem Unglücksfalle zu unterrichten und die Beleidsbezeugungen der Bewohner zu empfangen. Diese Ceremonie zu unterlassen wäre geradezu schmutzig und gemein, und der Vater des Kindes würde als einer der ein „weiches Herz" hat, gemieden und verachtet.

Wenn ein Kind das Alter erreicht um seine Ohren durchstechen zu lassen, werden ebenfalls Geschenke gemacht. Die Operation muß durch einen Fremden — Nicht-Blutsverwandten — geschehen, welcher gewöhnlich für seine Mühe ein Pferd bekommt. — Ebenso wenn ein Jüngling sein erstes Wild erlegt oder zu einem Männerfeste zugelassen wird. Im letzteren Falle wird oft wie beim Calumet Alles weggeschenkt und nur die allernöthigsten zum Leben unumgänglich nöthigen Gegenstände bleiben dem Eigenthümer.

In der Umgebung von Rothflügeldorf findet man eine große Anzahl indianischer Grabhügel, die deutlich beweisen wie stark einstmals die Bevölkerung dieser Gegend gewesen sein muß. — Der Mississippi ergießt sich durch drei Canäle in den Pepinsee, welche durch zwei große Inseln am obern Ende des See's gebildet werden. An dem Canale, der zwischen dem linken Ufer und einer langen mit Bäumen und Gebüsch bedeckten Insel hinführt, steht das Rothflügeldorf. Vor vielen Jahren wurde hier unter der Leitung eines schweizer Missionärs, des Herrn Danton, eine Missionsstation errichtet.

Im Sommer steht das Dorf auf dem entgegengesetzten Ufer, und die conisch-formirten, hohen Wigwams werden dann aus Büffelfellen gefertigt.

Die der Chippewas sind gewöhnlich lang und niedrig und werden aus Birkenrinde gemacht, die man sich leicht in dieser Gegend in ungeheuren Quantitäten verschaffen kann. —

In diesem Dorfe erlebten wir ein indianisches Abentheuer das interessant genug ist um hier erzählt zu werden. Wir entnehmen es wörtlich unserem Tagebuche: „Ehe wir das Dorf verließen besuchten wir einige Wigwams, rauchten mit den Eigenthümern derselben, besahen uns indianische Kochkunst, besonders die Zubereitungsweise junger Hunde und untersuchten ihre Waffen, Schmucksachen u. s. w., von welchen wir einige interessante Exemplare erlangten.

Einer der Häuptlinge führte uns in sein Teepee und hieß uns (auf Büffelfellen) Platz nehmen. Seine Familie, bestehend aus seinen Frauen, Kindern und einigen Verwandten, setzten sich um den Kessel herum, der in der Mitte des Wigwams über dem Feuer hing, und wir befanden uns nun so recht in der Mitte einer ächten, wilden Indianerfamilie, so gemächlich als man sich es nur denken kann. Ein kleines Kind lag in einem Weidenkörbchen, das die Stelle der Wiege vertrat und schaute durch ein, in der Büffelfell-Wand befindliches Loch hinaus, allem Anschein nach verwundert darüber, daß die Welt so groß ist. Eine der Squaws schnitt einen jungen Hund in kleine Stücke, um eine Hunderagout zu bereiten; während die Männer aus ihren steinernen Pfeifen Kinnikinick*) rauchten. Nachdem wir uns eine Zeit lang mit ihnen unterhalten hatten, setzten wir sie mit unserer Schießbaumwolle in nicht geringes Erstaunen. Wir sagten ihnen es wäre eine neue Art von Cha-cha-dee oder Schießpulver, was sie übrigens nicht glauben wollten. Ich ließ ein Stückchen auf der flachen Hand explodiren. Da riefen sie alle wie aus einem Munde: „Hoh! Hoh!" Einer dem die Sache nicht klar werden wollte, zog die Ladung aus seiner Pistole und bat uns eine Probe damit abzulegen. Sie wurde mit Baumwolle geladen und die ganze Gesellschaft begab sich vor die Thüre des Wigwams. Der Indianer ergriff die Pistole, drückte los und — sie versagte. Schon glaubten die Indianer sich auf unsere Kosten lustig machen zu können als mir die Ursache des Versagens einfiel. Die Pistole

---

*) Indianischer Tabak. Sehr feingeschnittene Baumrinde, mit wohlriechenden, verdorrten Kräutern vermischt.

hatte ein Feuerschloß! Ich steckte ein spitzzugedrehtes Stückchen Baumwolle in das Zündloch, gab die Pistole dem Indianer wieder und beim zweiten Versuche ging sie los und zwar mit einem tüchtigen Knalle. Jetzt ertönte es nochmals: „Hoh! Hoh!" im Kreise herum, und des Verwunderns war gar kein Ende. Sie erklärten alle, es sei „Wakon Cha-ha-dee" oder „Geisterpulver."

Später besuchten wir den obersten Häuptling und hier begegneten wir einem kleinen Unfalle.

Ein nackter, etwas benebelter, oder auf gut deutsch riesig betrunkener Indianer trieb uns ganz ohne alle Etiquette in die Wohnung des Häuptlings. Dieser lag ebenfalls betrunken auf einem Büffelfelle und schlief. Ich war der Letzte, der in das Haus gelangte, und da es zufälligerweise eine Thüre hatte, schlug ich sie hinter mir zu, gerade als dieser die Hand ausstreckte um mich bei der Scalpe zu fassen und sich so tüchtig klemmte. Der Indianer stieß einen Ton aus, der halber einem Schmerzens- halber einem Kriegsgeschrei glich und wahrscheinlich ziemlich viel von Beiden enthielt. Er versuchte die Thüre aufzureißen, allein eine der Frauen gab mir einen starken Holz-Pflock, der dazu diente, die Thüre von innen zu befestigen. Auf diese Weise gelang es mir, die streitsüchtige Rothhaut, deren Name „Chun-dah-kee" — Klapperer — war, am Eindringen zu verhindern. Als er sah, daß er nicht zu uns kommen konnte, wollte er abwarten bis wir zu ihm, d. h. heraus kommen würden und legte sich, nachdem er zuerst zu unserer herzlichsten Belustigung einen Kriegstanz „gerattelt" hatte, ruhig vor der Thüre nieder.

Bald überzeugte uns ein lautes Schnarchen, daß Gott Whiskey den gefürchteten Krieger überwältigt hatte. Er schlief so fest, daß wir ruhig über ihn wegsteigen konnten, ohne Furcht „den schlafenden Löwen zu wecken."

Wir besuchten ebenfalls den dort stationirten Missionair und fanden, daß mehr Schnaps bei den Indianern eingeführt wird, als Bibeln.

Was die häuslichen Eigenschaften der Indianer betrifft, so findet man, daß in demselben Verhältnisse wie sie mit den Weißen in Berührung kamen, Arbeitsscheu, Unmäßigkeit und Grausamkeit gegen ihre Frauen mehr und mehr bei ihnen zunahmen. Die Ursache dieser traurigen Veränderungen und aller sonst daraus entstandenen Uebel liegt in der Einfuhr geistiger Getränke.

Auf der linken Seite der beiliegenden Illustration ist ein merkwürdiger Berg dargestellt, der

La Grange.

Er hat ungefähr einen Umfang von einer Meile und gleicht aus der Ferne betrachtet, in seiner isolirten Lage, so ganz dem Gegenstande, welchem er seinen Namen verdankt. Die Franzosen sind, gleich den Indianern, bekannt für die ausdrucksvollen Benennungen, welche verschiedene Plätze und Dinge in vielen Theilen des Mississippithales von ihnen erhielten.

Der La Grange ist übrigens auch noch unter den Namen „Zuckerhut" und „Zwillingsberg" bekannt. Letztere Benennung verdankt ihren Ursprung folgender indianischen Sage:

„Vor vielen hundert Jahren stand auf dieser Stelle ein Berg, der gerade noch einmal so groß als der heutige Zwillingsberg war. Da geschah es daß die Bewohner zweier Dacotahdörfer, die bisher stets in Frieden gelebt hatten, wegen des Besitzes dieses Berges in Streit geriethen und schon auf dem Punkte standen ihn mit dem Tommahawk in der Hand zu schlichten. Um Blutvergießen zu verhüten, legte sich nun der große Geist ins Mittel. Der spaltete in jener Nacht, auf welche der Kampf folgen sollte, den Berg in zwei Theile, ließ die eine Hälfte auf ihrem alten Platze und führte die andere auf die Wabashaw-Prairie, (vierzig Meilen weiter unten am Flusse) wo das andere Dorf lag, und stellte so beide Theile durch einen „Staatsstreich" zufrieden."

Ob nun die Tradition wahr oder falsch berichtet, wollen wir nicht untersuchen; jedenfalls sehen sich die beiden Berge einander so ähnlich, daß es den abergläubischen Indianern nicht zu verübeln ist, wenn sie sich diese seltene Erscheinung auf mährchenhafte Weise zu erklären suchen.

Auf der Spitze des La Grange steht ein etwa vier Fuß hoher, indianischer Mound (Grabhügel). Die Aussicht auf dieser Höhe ist in der That unbeschreiblich schön. Der Besucher ist von einer reizenden Landschaft und zugleich von einer Menge von — Klapperschlangen umringt. Die Angaben verschiedener Reisenden, daß diese Reptilien nicht oberhalb des Pepinsees angetroffen würden, ist also grundlos! Man hat sogar welche am Wasserfalle zu St. Anthony und an den Quellen des St. Petersflusses gefunden und getödtet. Major Long war ohne Zweifel der erste Weiße, welcher diesen Berg (im Jahre 1817) erstieg, wenn nicht Carver ihm schon (1767) zuvorkam. Wahrscheinlich ist es derselbe

Berg, dessen der Letztere in seinem Tagebuche mit folgenden Worten gedenkt: „Zuweilen erschienen ganze Pyramiden von Felsen, die wie Ruinen alter hoher Thürme aussahen, und zuweilen fürchterliche Schluchten und Abgründe. Das Merkwürdigste ist aber daß, während sich die Verhältnisse auf der einen Seite so gestaltet hatten, die andere Seite desselben Berges bis zur Spitze mit dem üppigsten Pflanzenreichthume bedeckt war. Von dort aus bietet sich die schönste Aussicht dar, die man sich nur denken kann. Grüne Ebenen, fruchtbare Wiesen, zahlreiche Inseln, auf welchen die verschiedensten Bäume, mit guten Trauben bedeckte Weinreben, Pflaumenbäume, die sich unter der Last ihrer köstlichen Früchte beugen, in großen Quantitäten wachsen und hauptsächlich, so weit das Auge reicht, der majestätische, sanft dahinfließende Strom, erfüllen den Beschauer mit Staunen und Bewunderung."

Achtzig Jahre sind verflossen, seitdem Carver den La Grange bestiegen und, mit nur wenigen Ausnahmen, kann seine Beschreibung auch heute gelten; denn im Jahre 1852 sah der Berg noch gerade so aus wie zur Zeit als ihn der erste Weiße (1767) beschrieb.

Indianisches Begräbniß.

Die in dem beiliegenden Blatte illustrirte Weise die Todten zu begraben oder besser: zu bewahren, ist unter allen Stämmen des Westens hauptsächlich nur den Dacotahs und Chippewas eigen. Der Sarg besteht entweder aus Birkenrinde, oder aus einem alten Canoe oder wird, wo es welche giebt, aus Brettern gefertigt, und ist mit verschiedenen grellen Farben angestrichen oder mit grellfarbigen Tüchern bedeckt. So wird er während zwölf bis achtzehn Monaten auf einem eigens dazu errichteten Gerüste aufbewahrt; zuweilen bleiben die Särge so lange stehen, bis kein Platz mehr bleibt um neue darauf setzen zu können und man findet gewöhnlich sechs bis acht Särge auf einem solchen Gerüste. Wenn der zuletzt Begrabene während der vorgeschriebenen Zeit ausgestellt war, werden alle Gebeine aus den Särgen genommen und am Fuße des Gerüstes begraben. Jede Familie hat ihren eigenen Begräb-



H Lewis pinx

Lith. Inst. Arnz & C° Dusseldorf

The Indian Cemetery.



nißplatz, (gewöhnlich auf der Spitze eines benachbarten Hügels) und es gibt Nichts das den Indianer so sehr beleidigen kann, als wenn ein Weißer diesen Platz durch seinen Besuch entweiht. — Ein Gebrauch, der recht deutlich zeigt wie es mit der indianischen Seelenlehre aussieht, ist der Folgende: Sobald der Sarg auf das Gerüst gebracht ist, werden rings um dasselbe Körbe mit Speisen und Getränken befestigt, damit der Geist, der während der ersten zwanzig (nach andern dreißig) Tage sich dort aufhalten muß, keinen Mangel an Nahrungsmitteln erleide; ist es Winter, so wird unter dem Gerüste ein starkes Feuer erhalten, damit der Geist nicht erfriere. Die Verwandten des Verstorbenen geben ihm Opfer mit hinüber in das Jenseits, und man findet daher stets eine Anzahl von Friedenspfeifen, Speeren, Decken, Gewehren und ähnlichen werthvollen Gegenständen an den Gerüsten hängend. Die Indianer bewachen ihre Begräbnißplätze unaufhörlich; denn sie befürchten immer, (nicht ohne Grund) daß jene von den Weißen entweiht und die Opfer gestohlen werden könnten. Manche dieser Memento Mori's gewähren in der That einen rührenden Anblick. So z. B. fanden wir an dem Sarge eines Kindes die Glasperlen, Muscheln, Glöckchen u. s. w. befestigt, womit es in seinem Leben zu spielen pflegte. Ganz gewiß das Thun einer liebenden Mutter; denn ob das Herz unter einer rothen oder weißen Haut schlägt, Mutterliebe bleibt sich überall gleich.

Wo ein Krieger begraben liegt, sieht man stets eine kleine rothe Flagge über dem Sarge wehen; bei Frauen und Kindern aber eine weiße. — Bei den Chippewas werden die Särge gewöhnlich in den Aesten der Bäume befestigt und die Ursache dieses Verfahrens entsteht wol bei beiden Stämmen aus dem Umstande, daß in diesen Gegenden unzählige Rudel von Wölfen herumschwärmen welche, wollte man die Todten in der Erde begraben, den Leichnam in kürzerer Zeit wieder herausscharren würden, als der Indianer, mit seinen unvollständigen Instrumenten, im Stande wäre ein Grab zu Stande zu bringen.

Mit dem Stoicismus der Indianer sieht es bei weitem nicht so gefährlich aus, als manche Reisende es darstellen wollen. Sie machen bei ihren Begräbnißfeierlichkeiten einen solchen Heidenlärm und bezeugen ihren Schmerz auf so laute und auffallende Weise, daß man glauben möchte, es sei lange nicht so schlimm gemeint als es aussieht; allein andere Umstände beweisen, daß der Indianer den Verlust eines Freundes oder Verwandten recht tief und schmerzlich empfindet. Die Frauen bleiben oft Tage und Nächte lang auf dem Begräbniß-

platze ohne Nahrung zu sich zu nehmen und schneiden und reißen sich mit scharfen Muscheln unter den rührendsten Ausrufungen. Die Männer stoßen nicht selten ihre Messer durch das dicke Fleisch an Armen und Schenkeln, und beweisen durch Vergießen des eignen Blutes ihren tiefgefühlten Schmerz.

Die merkwürdigste Trauer-Ceremonie existirt bei den Chippewas. Der Trauernde nimmt ein Stück Holz, brennt es zu Kohle und schwärzt sich damit jeden Morgen Gesicht, Brust und Hände so lange, bis das ganze Stück Kohle auf diese Weise verbraucht ist, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu waschen. Die Größe des Holzes ist natürlich gleich der Größe seines Schmerzes und diese Trauermode ist jedenfalls die billigste, wenn auch nicht die reinlichste. —

Viele Indianerstämme begraben ihre Todten in Höhlen; andere bauen grobe Todtenhäuser und wieder andere folgen derselben Methode wie wir.

Eine bedeutende „Nekropolis" wurde in der Nähe von Hamilton in West-Canada entdeckt. Schoolcraft besuchte jenen Ort und gibt folgende Beschreibung davon:

„Vor etwa sechs Jahren riß hier der Sturm einen großen Baum um, an dessen nun blosgelegten Wurzeln verschiedene Gebeine entdeckt wurden. Man stellte zu wiederholten Malen Ausgrabungen an und fand eine Anzahl von massiven, menschlichen Skletten, die wirklich in Erstaunen setzte. Welchem Volke sie angehörten und aus welcher Ursache so ungeheuer viele hier zusammen begraben wurden, sind Fragen, die bis jetzt noch ihrer Lösung harren. Das Interesse wird noch durch den Umstand vermehrt, daß die Leichname nicht wie jetzt einzeln, sondern in Masse zusammen in einem großen Grabe (zuweilen groben Gewölbe) der Länge nach auf einander liegen. In dieser Beziehung gleichen sie den auf Isle Ronde im Huronsee aufgefundenen Leichnamen und scheinen, wie es mit jenen der Fall ist, nach vollendeter Verwesung der Fleischtheile gesammelt und hier in corpore zum zweiten Male begraben worden zu sein. Keiner der ältesten Einwohner erinnert sich des Daseins von Indianern in dieser Gegend, und die Tradition gibt ebenfalls durchaus keinen Aufschluß darüber. Gewöhnlich gilt die Annahme unter den Einwohnern es habe hier vor x Zeiten eine große Schlacht stattgefunden. Allein der Umstand, daß kein einziges Skelett Spuren von erlittener Verwundung oder überhaupt Gewaltthätigkeit aufweißt, überdieß ein Theil derselben von Frauen und Kindern herrührt und eine bedeutende Anzahl von häuslichen Geräthschaften, wie sie

gewöhnlich mit den Todten begraben werden, aufgefunden wurden, widerspricht gänzlich einer solchen Vermuthung. Weniger unwahrscheinlich ist es anzunehmen, daß eine bösartige Seuche zu Grunde liegen könnte; doch würde sich die Frage, ob jemals Indianer in solchen Massen existirt hätten, daß die Krankheit eine so bedeutende Anzahl derselben auf einmal hinwegraffen konnte, schwer beantworten lassen. Die Gräber, soweit sie bis jetzt untersucht waren, zogen sich quer über die ganze Ebene. Eines derselben konnte kaum weniger als 1500 □ Fuß im Umfang haben. Diese ganze Strecke wurde einmal von Curiositätensammlern umgegraben, und unter anderen Dingen einige kupferne Töpfe gefunden, von welchen einer fünf kleine Kinderköpfe enthielt. Könnte man genau die Zeit bestimmen, welche die auf den Gräbern stehenden Buchen und schwarzen Eichen brauchten, um einen Umfang von 16 bis 24 Zoll zu erreichen, so hätte man dadurch zugleich mit ziemlicher Gewißheit die Zeit angegeben, zu welcher jene Gräber vollendet oder verlassen wurden.

Jedoch vermuthe ich, daß diese Bäume in gemäßigten Breiten und fruchtbarem Boden weniger langer Zeit bedürfen um eine gegebene Größe zu erreichen, als man gewöhnlich annimmt. Nach einer angestellten, oberflächlichen Untersuchung glaube ich, daß diese Todtenstadt aus der natürlichen Ansammlung einzelner Begräbnisse und der periodischen Niederlage der in benachbarten Dörfern und Jagdplätzen ausgegrabenen Sklette entstanden sei; Seuchen mögen allerdings das Ihrige dazu beigetragen haben. Die Begräbnisse finden sich in der höchstgelegenen Ebene des Landes, die also an und für sich einen zu Gräbern geeigneten Platz bildet. Die immerwährend nomadisirenden Indianerstämme lassen ihre Todten niemals auf ihren Zügen zurück, sondern schleppen sie stets mit sich nach dem allgemeinen Begräbnißplatze.

Die Gegend ringsumher bot jedenfalls alles zur Existenz des Indianers Nöthige im Ueberflusse. Hirsche und Bären waren meist zahlreich hier und werden noch in großer Anzahl angetroffen. Auch alte, obwol verlassene, Biberdämme findet man sehr häufig und wir hörten, daß im Norden und Osten der Landes zahlreiche Spuren der kleineren Pelzthiere vorhanden wären. Zuckerahorn, der hier häufig wächst, gehört ebenfalls zu den indianischen Lebensmitteln. In dieser Gegend existiren einige räthselhafte Erdwälle, die sich fünf bis acht Meilen weit quer über die Ebene hinziehen. Ich sah sie zwar nicht selbst, hörte aber, daß sie ungefähr sechs Fuß hoch und von Strecke zu Strecke durchbrochen seien. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese, so weit von den großen Gewässern

und Hauptwasserstraßen entfernten Wälle, für nichtmilitärische Zwecke erbaut wurden, und wahrscheinlich bezweckten, den wilden Thieren den Weg gewissermaßen zu versperren, damit sie gezwungen waren ihren Ausgang durch jene thür-ähnlichen Oeffnungen zu nehmen, wo sie den hinter dem Walle versteckt liegenden Jägern um so sicherer in die Hände fielen.

Die Tradition der Iroquois-Indianer (von Colden aufbewahrt) representirt diesen Theil Canadas bis zu Three River (Drei-Fluß) als von den Adirondacks, einer zahlreichen, wilden und kriegerischen Raçe, die mit den Iroquois in beständiger Fehde lebte, bewohnt. Die Franzosen bezeichneten dieselbe Raçe, trotz ihrer verschiedenen Sprachen, mit dem Namen Algonquins. Sie hatten drei Hauptstädte (Dörfer) am Utawas und dessen Quellen, und zogen sich als die Iroquois an Stärke zunahmen, weiter nach Nordwesten zurück. Welche Nation hier auch gejagt und ihre Todten begraben haben mag: gewiß ist einmal daß sie das Land vor der Entdeckung Canadas schon bewohnte und auch nachdem die Franzosen den Pelzhandel eingeführt hatten, noch besaß; denn die in den Gräbern aufgefundenen primitiven und fabrizirten Gegenstände beurkunden deutlich zwei gänzlich verschiedene Perioden. Die alten Beinperlen, die wir nebst crania u. s. w. unter den Bäumen hervorscharrten und durchaus den in Grave-Creek-Mound ausgegrabenen, mit Unrecht für „Elfenbein" gehaltenen Knochen gleichen; Amuletten von Bein und Muscheln, sowie Pfeifen von feinem Speckstein und verhärtetem, rothem Lehm datiren alle aus der ersten Periode und es wurden stets von den Ur-Einwohnern, vor der Einfuhr von den in Europa fabrizirten Wampum oder Seawans, Porzellan- und Glasperlen und verzierten Tonpfeifen, gebraucht. Ich untersuchte einige große, beinahe zerfressene und verfaulte Seemuscheln, die wahrscheinlich von den Ufern des atlantischen Oceans hiehergebracht worden waren.

Nachdem wir unsere Ausgrabungen, so weit es beschränkte Zeit und ein einziger Spaten erlaubte, ausgedehnt hatten, kehrten wir nach Dundas zurück, wo wir erst nach Sonnenuntergung zwar müde, aber doch zufrieden mit dem Ergebniß der, über einen, die Antiquitäten Canadas mit denen der Vereinigten Staaten verbindenden Gegenstand, angestellten Untersuchungen, ankamen." —



H Lewis pinx.

Lith. Jnst. Arnz & C° Dusseldorf.

Lake Pepin.



Der Pepinsee.

Als Pater Louis Hennepin im April 1680 von der Mündung des Wisconsin nach dem Wasserfalle von St. Anthony und dem noch zweihundert Meilen oberhalb desselben gelegenen St. Francisflusse ging, entdeckte er den Pepinsee. Hennepin wurde in der Nähe des Wasserfalles sammt seinen beiden Begleitern **Antoine Auguel**, genannt **Picard du Gay** und **Mitchel Aho**, von den Isauti oder Chippewas gefangen und wieder stromabwärts geführt. Am Pepinsee wurde eine Rathsversammlung gehalten, in welcher über das Loos der Gefangenen entschieden werden sollte. Diejenigen Indianer, welche für den Tod der Weißen stimmten, brachten die ganze Nacht, wie es die Sitte mit sich bringt, mit lautem Heulen zu, um ihre Freunde für ihre Meinung zu gewinnen. Allein diese Thränen waren umsonst vergossen. Hennepin und seine Begleiter wurden freigelassen und zur Erinnerung an diesen Umstand nannten sie den See **Lac de pleurs**. Charleroix gab ihm den Namen **Lac de bons secours** und Lesueur, der Entdecker des St. Petersflusses, bezeichnet ihn als **Lac de Pepin**. Bei den Dacotah-Indianern heißt er **Meneh-tongo** oder **Tongomeneh**. Der Ursprung des Wortes „Pepin" ist nicht gewiß bekannt, stammt jedoch wahrscheinlich von den Franzosen her. Carver sagt: „Eigentlich sollte der See im St. Croixflusse, gerade oberhalb der Mündung desselben in den Mississippi, so genannt werden; ich habe übrigens, trotz der von den Indianern erhaltenen Nachrichten, den untern See als den Pepinsee bezeichnet, weil es bei den, den Fluß bewohnenden **Traders** (Pelzhändlern), so gebräuchlich ist." —

Andere schreiben diese Benennung einem französischen Jesuiten-Missionäre Namens Pepin zu.

Der Pepinsee ist ungefähr fünf und dreißig Meilen lang und zwei bis vier Meilen breit und verfolgt durchschnittlich eine südöstliche Richtung. Es ist der einzige See im ganzen Mississippi, unterhalb des Wasserfalles, und entsteht aus einer Erweiterung des auf einer kurzen Strecke insel-freien Stromes. Unterhalb des See's hat das Thal eine Breite von sechs Meilen; die eine Hälfte desselben wird ganz von dem dicht mit Inseln bedeckten Flusse in Anspruch genommen. Jeder der den Pepinsee befahren hat weiß, daß er wegen seiner Stürme und Sturzwellen berüchtigt uud seine Strömung so langsam ist,

daß sie kaum bemerkt werden kann. Am obern und untern Ende desselben wird sie jedoch reißend, der Lauf des Wassers schlängelnd, und die Oberfläche des See's ist mit Inseln und Sandbänken besät.

Man kann sich keine lieblichere Wasserfläche denken als den Pepinsee bei ruhigem, klarem Wetter; aber auch keine wildere Scene, als wenn seine Wogen vom Sturm gepeitscht gegen die Felsenklippen prallen, die, zwei bis vierhundert Fuß über dem Wasserspiegel erhaben, seinem Wüthen ewig trotzen.

Der See ist an seiner breitesten Stelle durch ein Felsen-Cap, das vom linken Ufer aus, oberhalb Pointe aux sables, gegenüber dem „Mädchen-Felsen" hervorragt, in zwei Theile, den oberen und untern See, getheilt. Es ist oft gefährlich dieses Cap zu umschiffen, besonders wenn Wind und Wellen hoch gehen, welches hauptsächlich bei Tage der Fall ist. Mit Sonnenuntergang legt sich auch der Wind gewöhnlich wieder und der Schiffer wartet die Nacht ab, um bei Mondschein seine Reise fortzusetzen.*) Pointe aux sables ist berühmt

*) Dieses ist übrigens nicht immer der Fall, wie der folgende Auszug aus unserm Reise-Tagebuche zur Genüge zeigen wird:

„Die Passage des Pepinsee's wird uns wol allen gewiß als ein, nach einer wahren Schreckensnacht angenehm verlebter Tag, im Gedächtnisse bleiben. Es war noch kaum Tag, als wir am Fuße des „Point-no-Point", wo wir unser Nachtlager aufgeschlagen hatten, durch das Einstürzen unsres Zeltes und das Rauschen des von den Wellen an's Ufer geworfenen Sandes, aus dem Schlafe geweckt wurden. Ein Sturm war losgebrochen und die Wellen stürzten in die Cajüte unseres kleinen Bootes. Wir hatten zwar das Vordertheil der beiden Canoes, über welchen die Cajüte erbaut war, ziemlich weit an's Ufer gezogen, allein die Wellen stürzten darüber weg und füllten sie beide. Das Boot lag ganz auf der Seite, von den Fluthen gegen einen Felsen geworfen. Wir rannten wie närrisch herum, rissen die Kleider vom Leibe und standen bald in Paradies-Uniform bis über die Hüften im Wasser, bemüht, das Boot aufzurichten und flott zu machen, das uns auch endlich mit übermenschlicher Anstrengung all' unsrer Kräfte gelang. Wir befestigten es nun in einem, von hervorspringenden Felsen gebildeten kleinen Hafen, pumpten das Wasser heraus, luden unsre sieben Sachen wieder ein und segelten, da sich der Sturm gänzlich gelegt hatte, nach einem tüchtigen und hart verdienten Frühstücke, mit einer herrlichen Brise nach dem „Mädchen-Felsen". Als wir die Mitte des See's erreicht hatten, sahen wir eine indianische Familie in ihrem Canoe mit Blitzesschnelle vom entgegengesetzten Ufer aus, durch die Wellen dahin fliegen und bemerkten ebenfalls die von ihnen zurückgelassenen Wigwamspfosten; sie waren während der Nacht unsere nächsten menschlichen Nachbaren. — Wir erreichten nach einer kurzen und angenehmen Fahrt den Felsen von welchem die Sage geht, daß sich „Wenona" ein schönes Indianermädchen aus „Liebes-gram" von seiner Spitze herabgestürzt habe. Ihr Entschluß muß fest gestanden und ihr Gram in der That unendlich gewesen sein, sonst würde sie gewiß ihr Vorhaben aufgegeben haben, längst ehe sie die steile Höhe erreicht hatte. Es erforderte unsre ganze Kraft und Ausdauer den Felsen zu ersteigen, in der Absicht von seiner Spitze aus die Augen an einem herrlichen Anblicke zu weiden; aber mit Todesgedanken im Kopfe und Grabesgesang auf den Lippen die schwindelnde Höhe zu erreichen, dazu gehört indianische Entschlossenheit. — Die Aussicht auf

wegen seiner Kieselsteine, unter welchen sehr häufig Carneole, Agathe, Jaspis-Klappersteine u. a. m. gefunden werden. — Das Wasser des See's ist tief, aber klar und rein und so durchsichtig, das bei ziemlicher Tiefe die Kiesel auf dem Grunde ganz deutlich gesehen werden können. Unter den zahlreichen Fischen, die hier gefunden werden ist besonders der „Ruderfisch" zu erwähnen. Er hat eine ziemlich lange, ruderähnliche Nase, die ihm (zum Erhaschen der Insecten) beim Aufpflügen des Sandes vortreffliche Dienste leistet. Wilde Wasservögel, als: Gänse, Enten, Wasserhühner u. s. w. bedecken zuweilen, je nach der Jahreszeit, den See in ganzen Schwärmen und in den angrenzenden Wäldern nisten unzählige wilde Truthühner. Die größten Büffel wurden früher auf den vom Pepinsee begrenzten Prairieen erlegt und noch im Jahre 1817 fand man welche am Büffel-Flusse, der sich nahe am Fuße des See's in den Mississippi ergießt. Capitain St. Pierre, ein Pelzhändler aus Canada, (dem zu Ehren Lesueur den St. Petersfluß benannte) hatte am Pointe aux sables einen Handelsposten errichtet, von welchem Carver im Jahre 1767 noch die Ueberbleibsel antraf.

---

der Spitze dieses Berges belohnt zur Genüge die Mühe des Ersteigens. Vierhundert Fuß tief unter dem verwunderten Beschauer liegt der See wie ein ungeheurer Spiegel meilenweit ausgebreitet, seine Oberfläche kaum durch ein leises Kräuseln getrübt. Das Ufer erhebt sich auf der rechten Seite zu hohen, stellenweise mit Bäumen und Gebüschen der verschiedensten Art bewachsenen Hügeln und auf der linken erstreckt sich eine wunderschöne Ebene vom Flusse an bis zu den Hügeln, die auf beiden Ufern den Hintergrund bilden. — Städtebewohner brauchen nicht weiter zu gehen als hierher, wenn sie romantische Einsamkeit suchen; denn auf der ganzen ungeheuren Strecke die man von jener Stelle aus überschaut, ist kaum ein einziges Häuschen sichtbar — und auf dem Rücken des mächtigen Stromes vielleicht ein einziges kleines Canoe. Der Gesang der Vögel, die unten in den Bäumen herumflatterten, das Gesumme der Insecten und das leise Rauschen des Flusses waren die einzigen Laute, welche die tiefe Stille, die uns hier umgab, unterbrachen. Wie wird es aber in hundert Jahren dort aussehen? Wol mag der Wanderer auch dann auf jener Bergesspitze stehen; aber er schaut hinunter auf die Kirchthurmspitzen in „Wenonastadt" und in der Ferne erblickt er hundert Dörfer statt eines Häuschens und auf dem Rücken des mächtigen Stromes schaukeln sich Hunderte von Schiffen und Boote aller Art und das Canoe des Wilden kennt er nur aus der Fabel.

Der Mädchensprung.

Die Ufer des Pepinsee's waren von jeher ein Lieblingsaufenthaltsort der Indianer des Nordwestens und es existiren noch verschiedene, an diesen Ort sich knüpfende Sagen, die den Stempel ächt indianischer Poesie und wilder Einbildungskraft an sich tragen. Die folgende ist interessant genug um hier etwas ausführlich mitgetheilt zu werden.

I.

Auf dem hohen Ufer des obern Mississippi, ungefähr sechzig Meilen unterhalb des berühmten Pepinsee's, steht ein indianisches Dörfchen, — es ist Wabashadorf. Vor hundert Jahren, als noch die ersten Blaßgesichter den Riesenfluß befuhren, regierte dort Keora, der mächtigste Häuptling im ganzen Dacotah-Stamme. Der alte Indianer-König hatte eine einzige Tochter; sie hieß „Wenona" oder „die Erstgeborene"; aber die jungen Mädchen und Jünglinge des Stammes nannten sie „Oa-la-i-ta," — „der dunkle Tag". Als Tochter eines Häuptlings war Wenona der drückenden Behandlung nicht ausgesetzt, die im indianischen Gesellschaftsverbande dem weiblichen Geschlechte widerfährt und von diesem eben als das gewöhnliche Loos der Frauen betrachtet und ertragen wird. — Oalaita war ein Ideal von wilder Schönheit. Ihre schlanke Gestalt — ungleich der gewöhnlichen viereckigen Figur der Indianerinnen, hatte eine üppige Grazie, eine Biegsamkeit, wie sie den fashionabelsten Salon zieren könnte. Ihr rabenschwarzes Haar fiel in langen Flechten über den vollen Nacken; ihr munteres Auge sprühte das Feuer erwachender Jugendkraft, und ihre ganze Haltung war so natürlich edel und ungezwungen, wie sie nur den Kindern der Wildniß in diesem Theile der Welt gewöhnlich eigen ist. — Es ist für unsern Zweck wol einerlei ob, gleich wie in weniger uncivilisirten Staaten, die königliche Macht und der ungeheure Reichthum Keora's, oder ob Wenona's seltne Schönheit die Ursache der allgemeinen Verehrung war, die seiner Tochter zu Theil wurde. Genug, Wenona war das höchste Ideal aller Jünglinge im ganzen Stamme. Die ausgezeichnetsten Häuptlinge hatten ihre Fackeln vor Wenona's Wigwam angezündet und waren mit kalter Höflichkeit empfangen, in andern Worten rundweg abgewiesen worden.

So hatte Wenona ihr achtzehntes Jahr erreicht, als einer jener verheerenden Kriege, welche die indianischen Völker viel eher decimiren als das Schwert der

H. Lewis pinx.

THE MAIDEN ROCK.

DER WERONA FELSEN.



Weißen es je gethan, zwischen den Dacotahs und den heldenmüthigen Menomonees, ausbrach. Die Feindseligkeiten wurden hauptsächlich zwischen den wandernden Horden mit Heftigkeit geführt und, obschon von beiden Seiten die unerhörteste Grausamkeit gehandhabt wurde, verfolgten doch die eigentlichen Gesammtstämme ruhig ihre gewöhnliche Lebensweise und Beschäftigung.

Es war an einem schönen Sommermorgen als Wenona ihren Bogen und Köcher ergriff und leichten Schrittes und noch leichteren Herzens hinauszog in den Wald. Sie war schon so weit von ihrem Dorfe entfernt, daß sie den von den Wigwams aufsteigenden Rauch nicht mehr sehen konnte, als sie ein lautes „Ugh," ganz nah an ihrer Seite ertönend, aus ihrem Sinnen störte. Im nächsten Augenblicke stand ein junger, als Spion bemalter und verzierter Menomonee-Krieger in ihrem Wege. Die Götter des classischen Alterthums hätten wol schwerlich dem Bildhauer ein schöneres Modell zu einem Apollo mit seiner Lieblings-Waldnymphe gegeben, als diese Beiden, wie sie sich plötzlich verwundert und bewundernd einander gegenüber standen. —

Es ist unnöthig — wäre es auch ganz und gar möglich — zu erzählen, auf welche Weise diese, zweien an Sitten und Sprache gänzlich verschiedenen, feindlichen Stämmen angehörigen jungen Leute sich miteinander zu verständigen wußten; sicher ist es jedenfalls daß die jungen Wilden nicht eher schieden, als bis sie sich gegenseitig die eigenthümlichen Gefühle mitgetheilt hatten, welche bei dieser zufälligen Zusammenkunft sich ihrer Herzen bemächtigt hatten. Daß solche Dinge möglich sind, können wir jedenfalls glauben und nehmen, um allen Argumenten über den Gegenstand auszuweichen an, Wenona habe ein Herz im Busen getragen, das sie eben dahin führte, wohin schon oft Menschenkinder in andern Theilen des irdischen Edens geführt wurden.

Die Schatten der fliehenden Sonne verlängerten sich über die wild-schöne Landschaft, als Wenona nach ihrem Dorfe zurückkehrte. „Eine ungekannte, noch nie gefühlte Freude" bewegte ihr junges Herz, als hätte ein unsichtbarer Besuch aus dem Lande der Geister seinen Wohnsitz darin aufgeschlagen und schaffte Bilder von überirdischer Wonne. Ah, wie zogen jetzt Wenona's Tage so lieblich dahin; wie ein verborgenes Bächlein aus moosigem Waldesgrunde sich silberhell in seinem schneeweißen Sandbette schlängelt, so flossen Bilder von zukünft'gem Glücke durch ihre Seele. So vergingen Tage und Wochen; und jede neue Sonne, die über den Bergen im Osten aufging, schien auf die beiden Liebenden in des Waldes Einsamkeit.

Talangamane, — „der rothe Flügel" — war ein Menomonee-Krieger, der sich durch große Heldenthaten schon im jugendlichen Alter die Häuptlingswürde erworben hatte. Er hatte als Spion, und in der Hoffnung auf wilde Abenteuer, das Dorf Keora's umschlichen und wurde — ohne Widerstand — von des Häuptlings schöner Tochter gefangen genommen. Seine feindliche Absicht war vergessen und alle früheren Leidenschaften concentrirten sich in ein wonniges Gefühl, wie es der wilde Sohn der Wildniß noch nie zuvor empfunden. Kein Wunder denn, daß der verliebte Menomonee Alles vergessend, Tag für Tag, Hand in Hand mit seiner schönen Feindin die alten Wälder durchzog. Kein Wunder daß der stolze Talangamane den schönsten Schmuck von seinem Kriegerkleide nahm, um Oalaita damit zu zieren und sich demüthig bückte, um die Moccasins zu küssen, die er an ihren kleinen Fuß befestigte. Kein Wunder daß die augenblickliche Erfüllung ihrer leisesten Wünsche einen tiefen Eindruck auf Wenona, der solche Aufmerksamkeit noch nie widerfahren war, ausübte: sie erwiederte herzlich die Versicherungen ihres geliebten Menomonee, den sie in seiner stolzen Schönheit für nichts weniger als die Verkörperung eines Kriegers der Wacondah's selbst hielt. Kein Wunder endlich, daß diese wilden Liebenden sich bald ewige Treue gelobten und keinen Augenblick an die Folgen eines solchen Versprechens, unter den bestehenden feindlichen Beziehungen ihrer Stämme zu einander, dachten. Und doch kommen solche Unbedachtsamkeiten auch unter civilisirteren Leuten vor, als Dacotahs und Menomonees. Was kümmerte es Wenona, wenn auch je ein solcher Gedanke in ihr aufgestiegen wäre, daß der Geliebte ihres Herzens ein feindlicher Häuptling war und ihr Dorf in feindlicher Absicht aufgesucht hatte? Sie betrachtete ihn als die Verwirklichung einer Vision, die längst ihre Phantasie erfüllt hatte, — als ein Wesen das dazu geschaffen und bestimmt war die Leere auszufüllen, die sich schon längst in ihrem Herzen fühlbar gemacht hatte. Sie wußte weiter nichts und wollte weiter nichts wissen, als daß sie ihn unendlich liebte. Gerade so wie sie, dachte auch Talangamane — und wenn je in der Erinnerung an nichterfüllte Pflichten sich seine Stirne verfinsterte, so reichte ein Lächeln von den Lippen seiner Gefährtin hin, den Schatten gleich wieder zu verjagen. —

II.

So vergingen Monate. Lange Sicherheit hatte auch hier, wie überall, Nachlässigkeit zur Folge. Die häufige und immer länger dauernde Abwesenheit Wenona's vom Dorfe, hatte den Verdacht ihrer Brüder erweckt, und eines Morgens waren

sie ihren Fußstapfen gefolgt. Das Weitere läßt sich leicht errathen. Talangamane wurde gefangen genommen, und unerachtet Wenona's Thränen und Bitten, zu einem grausamen Tode verurtheilt. Er hörte sein Urtheil mit Ruhe an und blickte auf die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung mit jenem stoischem Gleichmuthe, der dieser Menschenraçe allein unter solchen Umständen eigen ist. Er wußte es ja schon lange, um welch' hohen Preis er spielte — er wußte daß sein Leben in der einen Wagschale lag und seine Liebe in der andern. Er war vorbereitet. Allein seine wilde Liebe hatte ihm das Leben doppelt werthvoll gemacht. Der Gedanke allein Wenona verlassen zu müssen, war genug ihn die Qualen des Feuertodes vergessen zu lassen und füllte sein Herz mit Kummer und Weh'; aber seine Mienen verriethen keine Spur von Bewegung. Anders war es mit dem unglücklichen Mädchen. Vor ihr stand ihr junger Held, — er, für den ihr keusches Herz zuerst gepocht, dem sie ihr ganzes Leben, ihre ganze Zärtlichkeit geweiht hatte — als Opfer ihrer innigen Liebe; ihre Sinne umnebelten sich, wenn sie an sein gräßliches Schicksal dachte. Sie versuchte Bitten und Thränen, wie sie nur dem weiblichen Herzen zu Gebote stehen, um Gnade von ihrem Vater zu erwirken, doch umsonst! Das finstere Auge des alten Kriegers blickte kalt auf seine weinende Tochter herab und, von Leidenschaften gestachelt, die er nie in seinem Leben bezähmt — und nur der Schmach gedenkend, die ihre Liebe zu einem Feinde des Stammes über ihn brachte, verließ er sie mit einer Hast, die ihr deutlicher als irgend Etwas zu verstehen gab, daß sein Entschluß unabänderlich fest stehe.

III.

Es war in der Nacht vor der Hinrichtung, als Wenona, die mit den Gebräuchen ihres Stammes vertraut wol wußte, daß mit Anbruch des Tages die Martern ihres Geliebten beginnen würden, ihren Wigwam verließ und mit verstohlenen Tritten nach der Hütte schlich, in der Talangamane bewacht wurde. Die Nacht war kalt und rabenschwarz; das ganze Dorf lag im tiefsten Schlafe und nur einige alte Indianer lagerten als Wache um die Hütte des Gefangenen herum. Ihre Bitte um Einlaß wurde stillschweigend gewährt, denn es ist Sitte daß Jeder den Gefangenen in der Nacht vor seinem Tode besuchen darf und Wenona's Liebe zu dem feindlichen Häuptlinge war von ihrer Familie, aus Furcht vor Entehrung, vor dem Stamme geheim gehalten worden. Bei ihrem Eintritte würdigte sie der Gefangene kaum eines Blickes; die Wache zog sich zurück und — die Liebenden waren allein.

IV.

Der Morgen dämmerte im Osten, und aus ihren Wigwams strömten die Bewohner des Dorfes um Zeugen des grausamen Schauspiels zu sein. Die schläfrigen Wächter versicherten stets auf die häufigen Anfragen der Wilden, daß der Gefangene sicher sei; denn Niemand hatte ihn besucht als die Tochter Keora's, und auch sie hatte man wieder zurückkehren gesehen, als die tiefe Dunkelheit hereinbrach, welche gewöhnlich der Geburt des jungen Tages vorangeht. Sie öffneten daher mit größtem Selbstvertrauen die Thüre auf Befehl des Häuptlings, der jetzt mit seinen Kriegern hineintrat, aber auch wie von einer Schlange gestochen zurückprallte; denn vor ihm stand — statt des feindlichen Häuptlings — sein eignes Kind, angethan mit dem kriegerischen Schmucke des Entflohenen! —

Unbeschreiblich war die Wuth und Entrüstung des alten Häuptlings nach dieser Entdeckung. Die Folgen schienen hier einen Augenblick zweifelhaft; allein die Tochter des Häuptlings war über gewöhnliche Beleidigung und öffentliche Bestrafung erhaben, und das ergrimmte Volk mußte unbefriedigt abziehen. Selbst der stolze Keora gab seiner Tochter nicht einmal einen Verweiß, sondern befahl ihr ganz ruhig, sich zu ihrer Hochzeit, die in wenigen Tagen mit einem Häuptlinge aus dem Stamme, dessen Werbung sie schon längst zurückgewiesen hatte, erfolgen sollte vorzubereiten. Der alte Krieger ahnte nicht daß er seiner Tochter, die er zwar durch ein Machtwort von der Wuth des Volkes gerettet hatte, durch diesen Befehl eine Strafe auferlegte, welcher sie den Tod auf dem Scheiterhaufen willig vorgezogen hätte.

Tahtunker oder „der Büffel", der Häuptling dem Keora seine Tochter verlobt hatte, war ein Krieger von hohem Range und bedeutendem Einflusse. Er war schon ziemlich über die Blüthe des männlichen Alters hinaus und hatte während seiner Kriegerlaufbahn stets solchen Muth, solche wilde Stärke und grausame Tapferkeit an den Tag gelegt, daß ihm der Stamm einstimmig die Häuptlingswürde zuerkannte. Lange hatte er die Gleichgültigkeit Wenona's ertragen und seine wiederholten Anträge immer zurückgewiesen sehen müssen; mit um so größerer Schadenfreude hatte er den Tod des feindlichen Kriegers, in dem sein scharfes Auge schnell den Rivalen erblickte, beschleunigt und um so größer war seine Wuth, als er sich durch den aufopfernden Muth Wenona's in seiner teuflischen Erwartung getäuscht sah. Er wiederholte jetzt seine Werbung auf's Neue und gab zugleich dem alten Häuptlinge nicht undeutlich zu verstehen, daß er seine ganze Macht und seinen, beinahe unbegrenzten, Einfluß auf den immer

noch aufgebrachten Stamm anwenden würde, um sich an ihm zu rächen, wenn er ihm jetzt noch seine Tochter versagte.

Umsonst war daher Wenona's Flehen, umsonst ihre Einrede gegen diese Verbindung mit einem Manne den sie haßte, und ihre Berufung auf das dem Menomonee gegebene Versprechen, — Keora war entschlossen, und Widerstand diente nur dazu ihn in seinem Entschlusse zu befestigen. Die Brüder Wenona's, deren Liebling sie immer gewesen, waren einer erzwungenen Heirath abgeneigt und versuchten Bitten und Liebkosungen, wie sie nur aus treuem Bruderherzen fließen können, um sie freiwillig dazu zu bewegen, — doch umsonst. Die kostbarsten Geschenke häuften sich in ihrem Wigwam und alle möglichen Vorkehrungen für eine angenehme Existenz wurden getroffen, — selbst der rohe Tahtunker versprach, um ihr Jawort zu erlangen, daß alle früheren Bewohner seines Wigwam's die Sclaven ihres Willens werden sollten, — aber vergebens.

Noch lange dauerte das Drängen der Freunde und die Liebesversicherungen Tahtunker's, bis endlich Wenona, des Lebens überdrüssig und um der unaufhörlichen Belästigungen los zu werden, ihre Zustimmung gab.

Groß war die Freude welche diese Nachricht unter dem Stamme verursachte, und die Vorbereitungen zu einer großartigen Hochzeitsfeier wurden sogleich in Angriff genommen. Es wurde beschlossen, um die schöne blaue Farbe erlangen zu können, mit welcher sich die Indianer bei solchen Festlichkeiten tätowiren, die Hochzeit an den Ufern des Pepinsee's abzuhalten, wo jener Farbstoff in Massen gefunden wird.

V.

Es war an einem sanften Herbstabende, als die Hochzeitsgesellschaft in ihren festlich verzierten Canoes in den See einfuhr. Der Pepinsee ist eine wunderschöne Wasserfläche, etwa dreißig Meilen lang und zwei bis vier Meilen breit. Auf seinem linken Ufer erheben sich steile Felsenmassen perpendiculär von der Oberfläche des Wassers, welche zuweilen verschiedene phantastische Formen, wie etwa von Burgen, Thürmen, Verließen u. s. w. annahmen. Auf dem rechten Ufer liegt eine große Prairie, deren hohes Gras und grellfarbige Blumen meilenweit dem Auge sichtbar sind, bis sie ganz im Hintergrunde, von einer kaum noch in äußeren Umrissen bemerkbaren Hügelreihe begrenzt wird.

Die nebligen Strahlen einer indianischen Octobersonne lagen schläfrig auf der fernen Hügelspitze und erleuchteten mit mattem Goldscheine die felsbegränzten Ufer; die herrliche Moccasin-Blume, und die flammende Indiarose

schaukelten sich fröhlich im kühlen Morgenwinde, der das lange Prairiegras über die Ebene hin trieb, bis sich Welle um Welle am blauen Horizonte verlor; die burgähnlichen Klippen warfen ihre riesigen Schatten über den blauen See, dessen sandigen Boden der Schaufel-Stör Agate und Carneole, (nach weniger harter Beute suchend), durchfurchte.

Wenona betrachtete all' diese Scenen, welche noch vor wenigen Wochen ihr Auge mit Wonne, und ihr Herz mit Freude erfüllt haben würden, mit stierem, theilnahmslosem Blicke. Während der ganzen Fahrt saß sie regungslos auf den weichen Pelzen, die für sie in ihrem regenbogenfarbigen, feenhaft geformten Canoe, dem Hochzeitsgeschenke ihrer Brüder, aufgehäuft waren. Ihre Schönheit welkte sichtlich dahin; das Rosenroth ihrer sanften Wangen hatte einer tödtlichen Blässe Platz gemacht; die hellen Töne des Gesanges waren von ihren Lippen erstorben; der feurige Schein ihrer schwarzen, von Thränen beschwerten Augen war umnebelt und nur zuweilen wandte sie den Blick, wie um Gnade flehend, auf das ernste Angesicht ihres kriegerischen Vaters. Aber da saß der alte Häuptling, steif und bewegungslos wie eine Marmorsäule; sein Angesicht war ruhig wie die wellenlose Oberfläche des tiefen See's, und sein Herz so kalt, so erbarmungslos wie die Felsen die ihn begrenzen. Hätten die Brüder Wenona's ahnen können, welch' furchtbarer Sturm im Herzen ihrer Schwester wüthete, sie würden sicherlich der unnatürlichen Hochzeit auf einmal ein Ende gemacht und Wenona auf immer von dem verhaßten Bräutigam befreit haben. Allein sie verstanden die Gefühle nicht, die das Herz des armen Mädchens zerrissen und schrieben ihren eigenthümlichen Widerwillen gegen Tahtunker, durch dessen Antrag sich jede Tochter des Stammes geehrt gefühlt haben würde, einem mädchenhaften Eigensinne zu, den Zeit und Erfahrung gewiß leicht besiegen konnten.

Die Gesellschaft hatte jetzt ihren Bestimmungsplatz — einen Ufervorsprung halbwegs den See hinauf — erreicht und zogen, nachdem sie in eine kleine waldige Bucht eingelaufen waren, die Canoes am Fuße eines steilen Felsens, dessen Spitze sich wolkenhoch über ihre Häupter erhob, an's Land. Am folgenden Morgen herrschte emsige Thätigkeit im Lager der Indianer. Die Frauen bereiteten das Hochzeitsfest, während die Männer über den See gefahren waren um auf der, unter dem Namen „Pointe aux sables" bekannten, sandigen Fläche, die sich dort weit in den See hinaus erstreckt, Carneole und Agate zu suchen, die den Brautschmuck bilden sollten. Wenona saß allein in ihrem Wigwam. Sie hatte sich es zur Bedingung gemacht, daß ihr Bräutigam sie nicht eher

besuchen durfte, bis ein gesetzliches Anrecht auf ihre Person seine Gegenwart erheischte. Um ihr diesen Gefallen zu erweisen, war Tahtunker mit einigen andern Männern in den nahen Wald gezogen, um Wild zum Hochzeits-schmause aufzutreiben. Sobald Jene mit ihren verschiedenen Obliegenheiten beschäftigt waren, erhob sich Wenona, schmückte sich mit den Geschenken ihres geliebten Talangamane, verließ dann den Wigwam und verfolgte langsam den Pfad, der auf den Felsen führte. Auf der Spitze angekommen, sang sie mit glockenreiner Stimme ihr Todtenlied, daß es weit über den See und den Wald hinschallte. Ihre Freunde erhoben, durch den Klang ihrer Stimme aufmerksam gemacht, die Augen zu dem Felsen und erblickten mit Schrecken und Grauen, das unglückliche Mädchen auf der äußersten Spitze desselben stehend. Der leise Morgenwind trug deutlich die einzelnen Sylben ihres Gesanges über den See zu ihren verzweifelnden Brüdern. — Sie besang in der wilden Poesie der Indianer, ihre unglückliche Liebe. Ihrem geliebten Menomonee-Häuptlinge bot sie ein baldiges Wiedersehen auf den gesegneten Fluren des Geisterlandes; von Vater und Brüdern verabschiedete sie sich in den zärtlichsten Ausdrücken, und die jungen Mädchen des Stammes warnte sie vor den Folgen bedachtloser Liebe. Ihrer Worte an den wilden Tahtunker waren wenige aber bitter; sie rieth ihm, sich eine andere Braut zu suchen, um ihren Verlust zu ersetzen. Dann richtete sie sich hoch auf und sang ihren Abschieds-gruß dem schönen Vaterlande, dem milden Sonnenschein, dem blauen Himmel, den silbernen Sternen, den nebelumflorten Hügeln, dem spiegelhellen See. (Ein französischer Pelzhändler, der gerade in jenem Augenblicke in seinem pelzbeladenen Canoe den See hinunterfuhr und die unglückliche Catastrophe mit ansah, erzählt, der Gesang des unglücklichen Mädchens sei so herzzerreißend gewesen, daß selbst seine rauhen, halbwilden Jagdgefährten, sich der Thränen nicht erwehren konnten.) Sobald Wenona's Todesgesang ertönte, stürzten ihre Freunde auf den Felsen zu; welche in der Absicht ihn zu ersteigen um sie noch zu retten — andere um sie im Stürzen, in ihren Armen aufzufangen. Unter Bitten und Thränen beschworen sie ihre Brüder, von dem gräßlichen Vorhaben abzulassen, es sollte keine Macht auf Erden ihre Verbindung mit dem feindlichen Häuptlinge hindern — die Reue kam zu spät. Als die letzten Laute auf den Lippen des unglücklichen Mädchens erzitterten, stürzte sie sich herab von der fürchterlichen Höhe und fand in den Wellen des See's ihr Grab.

Der Wenona'sfelsen.

(Ein Fragment.)

Wer steht auf jener Felsenhöh',
Im weißen Kleid, und singt?
Was ist es für ein mächtig Weh',
Das dort so wild erklingt? —

Wenona ist's, des Häuptlings Kind
Das, einem Geiste gleich,
Hinauf sich in die Wolken schwingt, —
Entflieht dem Erdenreich.

Entflieht dem Land wo Unrecht siegt,
Und Treue nicht besteht;
Wo reine Tugend unterliegt,
Und wahre Lieb' vergeht.

. . . .
. . . .

Was ist's das jene zarte Blum'
Schon im Erkeimen lähmt;
Eh' noch, zu ihres Schöpfers Ruhm,
Ihr süßer Duft entströmt?

Es ist ein Wurm der immer nagt,
Der sie in's Herze sticht;
Es ist der Liebe Unglücksmacht,
Die jene Blume bricht.

. . . .
. . . .

Was deutet wol der Reigentanz
Im Thal am Pepinsee?
Der Krieger ohne Schwert und Lanz',
Der Wigwam weiß wie Schnee?

Es ist Wenona's Hochzeitstag'
Der Wigwam ist ihr Haus;
Der See wird heute noch ihr Grab,
Dann ist der Reigen aus.

Sie hat den Liebsten kühn befreit
Aus Freundes — Feindeshand,
Den man dem Feuertod geweiht,
Weil er Wenona fand.

Der Freunde Fluch, des Vaters Grimm
Belohnten ihren Muth;
Man gab sie dem Verhaßten hin,
In eitler Zornes-Wuth.

Doch, dem Geschicke zu entfliehn
Wenona sich ermannt;
Besteigt, als Jene waldwärts ziehn,
Die steile Felsenwand.



H Lewis pinx

Lith Jnst Arnz & C° Düsseldorf

MEDIZINFLASCHENDORF.



Viel Grüße an den Liebsten fern,
Trägt sie den Wolken auf;
Dann wendet sie sich hin zum Herrn,
Läßt ihrem Schmerze Lauf: —
. . . .
. . . .

„Es naht die Todesstunde sich,
Bald hör ich auf zu sein;
So führe Du, Manito! mich
In Deinen Himmel ein."

Sie spricht's — und von der steilen Höh'
Springt muthig sie herab:
„Wenona fand im Pepinsee
Ihr frühes, feuchtes Grab."*)

Wabasha's Dorf.

Auf dem untern Theile der Wabashaprairie steht ein altes Dacotahdorf, das gleich der Prairie selbst, seinen Namen einem alten, berühmten Dacotahhäuptlinge verdankt, der vor vierzig Jahren hier regierte. Er hieß „Wa-ba-sha" oder „Rothblatt" und sein Ruhm als weiser Rathgeber und begabter Redner, war im ganzen Stamme verbreitet. Das Dorf liegt auf einer weiten Ebene, am Fuße hoher Felsenhügel. Im Hintergrunde zieht sich ein schönes, auf beiden Seiten von hundert Fuß hohen, steilen Klippen begrenztes Thal zwischen den Hügeln hin, und auf allen Seiten, soweit das Auge reicht, umschließen natürliche Felsenmauern die herrliche Aussicht. Die hohen Wigwams der Dacotahs am Ufer des mächtigen Flusses, der seine klaren Wogen hier durch unzählige Inseln wälzt, machen einen höchst romantischen, angenehmen Eindruck und die zahllosen **Mounds**, die auf den Spitzen der Hügel wie Denkmäler einer vergangenen Raçe thronen, ziehen einen unermeßlichen Cordon längs des blauen Horizontes.

Wa-ba-sha war im Jahre 1823 ungefähr fünfzig Jahre alt. — Der gegenwärtige Häuptling führt denselben Namen und ist ein Sohn Wabasha's. Es ist derselbe, der im Jahr 1849 die Winnebagoes überredete, ihren Vertrag zu brechen und nicht weiter zu ziehen. Dafür wurde er von Lieutenant Hall

*) Ausführlicher in dem nächstens erscheinenden Werkchen: **Die Sagen der Indianer;** 24 Originalgedichte von G. B. Douglas. Mit Illustrationen von Louis Toussaint.

arretirt und nach Fort Snelling gebracht, jedoch, nachdem die Winnebagoes ihre Reise fortgesetzt hatten, auf Bitten seines Onkels Winne-sheek, wieder freigelassen.

Die Scene auf dieser Prairie, als die Winnebago- und Dacotah-Indianer hier gelagert waren und sich weigerten weiter zu ziehen, war in der That äußerst malerisch und interessant. General Fletcher hatte nämlich zu Fort Atkinson eine Rathsversammlung gehalten, in welcher die Winnebagoes einen Tag zu ihrer Abreise festsetzten.

Als die Zeit herannahte, machten sie Ausflüchte und bestimmten einen andern Tag. Der Termin war um und die Indianer zogen immer noch nicht. Der Regierungs-Agent ertheilte ihnen endlich bestimmten Befehl die Prairie zu verlassen und weiter zu gehen, weil er glaubte, daß sie seiner friedlichen Ermahnungen spotteten. Die Indianer zeigten hierauf feindliche Absichten, und einige derselben entflohen nach Wisconsin und auf dem Wege nach dem Missouri; jedoch der bei weitem größte Theil derselben wurde endlich veranlaßt, theils zu Land und theils in Canoes, weiter stromaufwärts zu ziehen. Auf der Wabashaprairie angekommen, versuchten die Dacotahs alle mögliche Ueberredungskunst, um sie zu einer abermaligen Weigerung zu bringen, denn sie vermutheten, (mit Recht) daß die Winnebagoes nicht nur auf ihrem Zuge durch das Land der Dacotahs bedeutenden, wenn auch nur temporären, Schaden zufügen, sondern auch durch die Verbindung mit den Chippeways, die durch ihre Niederlassung auf der Grenze des Chippeway-Landes in Aussicht stand, ihre alten Erbfeinde bedeutend verstärken würden.

Am 14. Juni 1849 erschien Herr Rice, ein Pelzhändler, zu Fort Snelling und brachte die Nachricht, daß mit den Winnebagoes in Gutem nichts mehr auszurichten sei; sie wären auf der Wabashaprairie, etwa hundert und vierzig Meilen unterhalb Fort Snelling gelagert und weigerten sich hartnäckig, die Reise nach ihrer neuen Heimath fortzusetzen. Auf die Bemerkung des Herrn Rice daß, wenn ein Theil der zu Fort Snelling stationirten Truppen nach der Wabashaprairie marschiren wollten, die Indianer vielleicht zum Abzug bewogen werden könnten, verließ Major Eastman, damals Capitain und Festungscommandant, Fort Snelling in Begleitung von einundzwanzig Soldaten, eines Feldwebels, eines Corporals und etwa hundert alliirten Dacotah-Indianern und schiffte sich auf dem Dampfboote „Dr. Franklin", das eben den Fluß

hinunterfuhr, ein.*) Bei ihrer Ankunft auf der Wabashaprairie fanden sie dort eine Compagnie berittener Freiwilliger und eine Abtheilung Infanterie, (ebenfalls Freiwillige) im Ganzen etwa zwei hundert Mann. Die Indianer schienen sich wenig um die sie begleitenden Truppen zu kümmern; denn sie thaten gerade was und wie sie wollten; allein, bald erfuhren sie daß sie jetzt mit einem Manne zu thun hatten, der nicht mit sich spaßen ließ. Capitain Eastman übernahm sogleich bei seiner Ankunft den Befehl über die gesammten Truppen, deren Zahl sich auf dreihundert Mann belaufen mochte, und traf seine Vorkehrungen. Die Indianer waren zwischen sieben bis achthundert Mann stark; beinahe alle mehr als sechs Fuß hoch, gut bewaffnet und beritten. Sie trugen ihre grellfarbigen, mit Muscheln, Scalpen u. s. w. verzierten Kleider und Decken und führten, vermöge ihres langen Aufenthaltes in der Nähe von Prairie du Chien, Kugelbüchsen und Pistolen; nur einige hatten außer der Lanze noch Bogen und Pfeile. Capitain Eastman ließ sich durch diesen kriegerischen Pomp nicht irre machen; er hatte lange unter den Indianern gelebt, kannte ihren Character und ihre Sitten ganz genau und wußte wol was hinter dieser Maskerade steckte. Er construirte sogleich ein Carré, dessen drei Landseiten aus den Wagen, in welchen den Indianern Gepäck und Proviant nachgeführt wurden, bestanden; während ein großes Kielboot, welches Munition und Proviant für die Truppen enthielt, die vierte (Wasser-) Seite bildete; so daß er sich, im Falle er auf der Prairie geschlagen würde, in die Wagenburg zurückziehen — und falls auch diese genommen würde, vermittelst des großen Kielbootes seinen Rückzug bewerkstelligen könnte. Nachdem alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen waren, berief er sowol die Winnebagoes als auch die Dacotahs zu einer Rathsversammlung. Das Lager der Indianer war zwei Meilen weit von dem der Truppen entfernt und zwischen den Beiden lag ein tiefer, für Pferde unzugänglicher Morast, so daß die Indianer einen ziemlichen Umweg machen mußten, um zu den Weißen zu gelangen. Des Nachts brachte einer von des Capitains Spionen die Nachricht, daß die Indianer ihre Pferde um den Morast herumführten, und ihre Waffen auf der andern Seite des Lagers in dem hohen Prairiegrase verborgen hielten. Es lag nun klar am Tage daß

*) Der Author befand sich zu jener Zeit in Fort Snelling. Durch die Freundlichkeit des Herrn Capt. Eastman wurde ihm glücklicherweise die Gelegenheit geboten, denselben nach der Wabasha-Prairie begleiten zu können, woselbst er, während eines zehntägigen Aufenthaltes, die gegenwärtigen Skizzen aufnahm.

sie die Absicht hatten, die Weißen bei der Rathsversammlung zu überfallen oder vielleicht noch in derselben Nacht zu überrumpeln. Capitain Eastman befahl sogleich die Pferde zu satteln und ließ die ganze Mannschaft unter Gewehr treten. Die beiden Kanonen wurden geladen, die Wache verdoppelt und alle mögliche Vorsicht angewandt, um die Ausführung ihres Vorhabens zu verhindern. Als der Morgen anbrach fand es sich, daß die Nachrichten des Spions wol begründet waren. Die ganze Ebene in der Nähe des Lagers war mit Pferden bedeckt, die zwar nur zu grasen schienen, hinter welchen sich jedoch die Indianer zu verbergen suchten; einige saßen sogar schon zu Pferde. In demselben Augenblicke ertönte das Commando des Capitains. Die Truppen entwickelten sich quer über die Ebene, die hier etwa eine Meile breit ist. Der linke Flügel lehnte sich an die Wagenburg, der rechte stieß beinahe an die Hügel, und im Centrum standen die sechszig freiwilligen Cavalleristen, auf deren beiden Seiten die Kanonen aufgepflanzt wurden. Als die Indianer sahen daß ihr Plan entdeckt war, ergriffen sie ihre Waffen, stiegen zu Pferde und gallopirten unter gräßlichem Geschrei bis nahe an die Truppen heran. Ihre Absicht war die Linie zu durchbrechen und dann in der daraus entstehenden Unordnung die Soldaten einzeln nieder zu reiten. Capitain Eastmann gab sich alle mögliche Mühe, seine Truppen vom Feuern abzuhalten; denn es war ihm hauptsächlich daran gelegen, im Falle der Kampf unvermeidlich wäre, daß der erste Schuß auf der indianischen Seite fallen sollte. Er wußte zwar, daß das Lärmen und Schreien der Indianer weiter Nichts zu bedeuten hatte; allein der Scherz war doch etwas zu weit getrieben. Deshalb ritt Capt. Eastman, um der Sache ein Ende zu machen, mit seinem Dollmetscher vor die Fronte und stellte den obersten Häuptling zu Rede. Er sagte ihm, daß er die Indianer zu einer friedlichen Rathsversammlung berufen habe und nun kämen sie bewaffnet und beritten, dem Anscheine nach in feindlicher Absicht, und daß sein großer Vater, der Präsident, Frieden mit den rothen Männern haben wollte; wenn sie aber den Krieg vorzögen, so hätten sie die Folgen sich selbst zuzuschreiben. Dann befahl er einem seiner Leute, neunzig Fuß weit vor der Fronte eine Fahne aufzupflanzen und erklärte den Indianern daß, sobald einer die Grenze überschritte, er sein Feuer auf sie eröffnen lassen würde. Diese Unterredung hatte den gewünschten Effect. Die Indianer sahen, daß die Weißen entschlossen waren Stand zu halten und zogen sich daher etwas zurück, um die Sache zu besprechen. Nach einer kleinen Weile sandten sie einige ihrer Häuptlinge und ließen dem Capitain sagen, sie hätten

H. Lewis pinx.

Lith Jnst. Arnz & Co Dusseldorf

THE GRAND COUNCIL.

JNDIANISCHE RATHS-VERSAMMLUNG.



nicht mit ihren weißen Brüdern kämpfen, sondern sie nur erschrecken wollen, um zu sehen ob die Blaßgesichter „große Herzen" (Muth) hätten, und die ganze Parade sei blos zu Ehren des großen Häuptlings (Chaska) Capitain Eastman, von dem ihnen ihre Dacotah-Freunde so viel erzählt hatten, abgehalten worden. Sie wollten gerne zur Rathsversammlung kommen, um mit ihren weißen Brüdern zu reden und die Friedenspfeife zu rauchen. Dadurch erhielt die Sache natürlich eine friedliche Wendung und endete mit unaufhörlichem Händedrücken, Freundschaftsversicherungen von beiden Seiten u. s. w. An demselben Morgen jedoch ereignete sich ein Vorfall, der möglicherweise zu allgemeinem Blutvergießen hätte führen können. Ein etwas benebelter Freiwilliger hatte einen der verbündeten Indianer beleidigt. Dieser hob seine Büchse und war eben im Begriff abzudrücken, als Herr Rice, einer der Dollmetscher, sich mit Blitzesschnelle auf ihn warf und, noch zu rechter Zeit, ihm das Gewehr entriß. Der Schuß des Indianers wäre wahrscheinlich das Signal zum allgemeinen Angriffe geworden; denn es hatte schon während des ganzen Morgens die größte Mühe gekostet, die kampfbegierigen Soldaten im Zaume zu halten.

Auf diese Weise besiegte Capitain Eastman durch kaltblütigen Muth und feste Entschlossenheit jene wilden Winnebagoes, die mehr Verderben angerichtet und der Regierung mehr zu schaffen gemacht hatten, als irgend ein andrer Stamm im ganzen Nordwesten. — Um zwei Uhr des Nachmittags fand die

Rathsversammlung

statt. — Es giebt unter den Indianern, besonders aber unter den Dacotahs, wirklich tüchtige Redner; sie argumentiren richtig und gehen geradezu — ohne alle Umschweife — auf ihr Ziel los. Folgende Beschreibung eines berühmten Redners aus dem Dacotahstamme, ist einem recht interessanten Werke entnommen. Es führt den Titel „Legends among the Sioux" (Legenden der Sioux-Indianer) von Mrs. Mary Eastman, deren Gatte, Major Eastman, lange zu Fort Snelling commandirte.

Cha-Co-Pee,
der Dacotah-Redner.

Cha-co-pee (Sechs) ist ein Dacotah-Häuptling und sein Dorf liegt ungefähr fünfundzwanzig Meilen von Fort Snelling entfernt. Seine

Bande führt den Titel: „Men-da-wa-kon-ton“ „das Volk des Geister-see's.“

Wer jemals zu Fort Snelling gelebt hat, wird Sha-co-pee niemals vergessen; denn wo ist das Haus in welchem er nicht seinen Besuch abgestattet, um dem Eigenthümer desselben die Hand zu drücken, und mit ihm zu rauchen? Sagt er doch jedesmal, er sei ein großer Häuptling und habe Hunger und müsse essen ehe er abreise! Und wenn man seine Anspielung nicht gleich versteht, so setzt er hinzu: „die Schatten der Sonne verlängern sich; es ist Zeit für Sha-co-pee nach Hause zu gehen.“

Sha-ko-pee ist nicht so groß wie „Böser Hagel„ (ein andrer Redner) hat auch nicht schöne, römische Züge wie „Alter Mann in der Wolke,“ (ein, wegen seiner römischen Gesichtsbildung berühmter Häuptling). Sein Gesicht ist entschieden häßlich zu nennen; allein in seinem feurigen, schwarzen Auge und auf seiner hohen Stirne liegt so viel Verstand und Wohlwollen, daß man ihn, trotz seiner übrigen, lästigen Eigenschaften lieb gewinnen muß.

Gegenwärtig befindet er sich in Trauer, sein Gesicht ist deßhalb schwarz gefärbt. Die Haare kämmt er niemals, sondern trägt ein schwarzseidnes Tuch um den Kopf geschlagen.

Seine Worte begleitet er stets mit entsprechenden Gesticulationen; er spricht gut und gibt sich, auch bei der geringsten Gelegenheit, ein Ansehen, als hätte er über Leben und Tod zu entscheiden.

Seine Hände sind klein und schön geformt, aber so schmutzig, daß er sich während seiner Trauerzeit der schwarzen Farbe gar nicht zu bedienen braucht; Reinlichkeit ist überhaupt unter seiner Würde.

Vor einigen Jahren drückte unsre Regierung den Wunsch aus, daß die Dacotahs und Chippeways Frieden schließen sollten. Diese beiden Stämme hatten schon oft Friedensschlüsse beschworen, aber — nach europäischer Sitte — auch immer wieder gebrochen. Bei dieser Gelegenheit wurden von beiden Seiten alle möglichen Versprechungen gemacht, vielleicht um in wenigen Tagen durch einen unbedachtsamen, jungen Krieger wieder gebrochen zu werden.

Sha-co-pee übt großen Einfluß auf die Dacotahs und mußte deshalb mit nach Fort Snelling ziehen, um bei der Rathsversammlung gegenwärtig zu sein. Früh am Morgen verließ er, mit noch zwanzig andern Kriegern, sein Dorf am Ufer des St. Peter'sflusses und fuhr nach dem Fort.

In der Nähe desselben angekommen, befestigten sie ihre Canoes der Breite nach nebeneinander, so daß Alle die Rede ihres Häuptlings hören konnten. Sie pflanzten das Sternenbanner und ebenfalls ihre eigene Standarte auf. (Letztere bestand aus einem krummen, mit Adlerfedern verzierten Stabe). Die Sonne vergoldete mit ihren Strahlen die grellfarbigen Mäntel und den Federnputz der Indianer, und Sha = co = pee erhob sich, gerade wie eine Tanne und stolz wie ein König, als die Canoes unter den Mauern der Festung dahinglitten.

„Jungens!" sagte er in seiner gewöhnlichen Anredungsweise, „die Dacotahs sind alle brav; niemals gab es unter dem Volke des Geistersee's einen Feigling. Frauen und Kinder mögen ihre Feinde fürchten, aber wir wollen ihnen die Stirne bieten und sie besiegen.

„Wir werden jetzt mit den weisen Männern reden, denn unser großer Vater will, daß wir mit unsern Feinden Frieden schließen sollen. Wir haben lange genug das Blut der Chippeways vergossen; wir haben um ihre Scalpen herum getanzt, und unsre Kinder traten ihre Köpfe in den Staub. Was wollen wir noch mehr? Darum lasset uns in die Versammlung gehen und merket wol auf die Worte des Dollmetschers wenn er uns erzählt, was unser großer Vater sagt, und ich werde für euch antworten. Dann, wenn wir gegessen und die Pfeife des Friedens geraucht haben werden, lasset uns zurückkehren nach unsrem Dorfe."

Nach dieser Rede nahm Sha=co=pee seinen Sitz wieder ein, in der Ueberzeugung, das Wohl des Staates befestigt zu haben. Er hatte das Reden heute für sich allein monopolisirt, und Alles nach seinem Gutdünken abgemacht; es geschah übrigens mit der größten Herablassung und seine Krieger waren zufrieden.

Sha = co = pee ist nicht nur Redner, sondern auch Bettler und zwar de première force; denn man kann ihn weder beleidigen noch abweisen. Sage ihm heute, du wollest ihm kein Mehl und Fleisch geben, so kommt er morgen drückt dir die Hand und verlangt Fleisch und Mehl. Er erreicht stets seinen Zweck; denn man thut am Besten ihm das Verlangte zu geben, um seiner los zu werden. Er hat sein Absteigequartier bei'm Dollmetscher und kommt eine Woche lang regelmäßig jeden Tag zur Mittagsstunde, um seinen Besuch abzustatten, und da er stets einen „gesegneten Appetit" mitbringt, so ist es das Vernünftigste, man capitulirt mit ihm, d. h. man giebt ihm was er haben will und läßt ihn laufen. Wenn man glaubt seiner ganz entledigt zu sein, so

kommt er doch noch einmal zurück, sagt, er wolle zum Danke für die Gabe, ein paar Enten schießen und man ist in der That genöthigt, ihm auch noch Pulver und Blei zu verschaffen.

Vor einigen Tagen kam Sha-co-pee mit noch zwanzig Kriegern um dem Commandanten zu Fort Snelling einen Besuch abzustatten. Die Dacotahs hatten nämlich gehört, daß die Winnebagoes ihre Ländereien an die Regierung verkauft hatten und im Begriffe wären, die Jagdgründe derselben, auf der Reise nach ihrer neuen Heimath zu durchziehen. Diese Anordnung seitens der Regierung wollte ihnen aber gar nicht gefallen. Im vergangenen Sommer hatten die Dacotahs einige Winnebagoes scalpirt und dafür wurden ihnen, als Strafe, viertausend Dollars von ihrer jährlichen Rente (für die an die Regierung abgetretenen Länder) abgezogen. Daraus entstand natürlich großes Elend unter den Dacotahs; sie litten Mangel an den nöthigsten Lebensmitteln und das Fieber raffte eine ziemliche Anzahl derselben hinweg. Dieser Umstand war ihnen noch frisch im Gedächtnisse und sie meinten, man hätte sie auch erst zu Rathe ziehen sollen, ehe man dem Feinde den Durchzug durch ihr Land gestattete.

Sie versammelten sich also und kamen, von dem Dollmetscher und Regierungs-Agenten begleitet, in das Fort, um ihre Beschwerde vorzubringen. Nachdem sie Alle, mit Ausnahme eines Einzigen, der ganz mal à propos auf einem hohen Stuhle saß, ihre Plätze auf dem Fußboden eingenommen hatten, trug der Agent ihre Klage vor und die Debatten wurden eröffnet. Die Indianer hörten, obwol sie kein Wort verstanden, mit der größten Aufmerksamkeit zu und nach einer kurzen Pause erhoben sich die Häuptlinge einer nach dem andern, um gegen den Durchzug der Winnebagoes zu protestiren. Sie sprachen Alle sehr vernünftig und mit Würde, und sobald eine Rede zu Ende war, riefen die Andern alle „Ho! Ho!" (Bravo!) Endlich kam die Reihe auch an Sha-co-pee; seine Mienen schienen zu sagen „ich bin das große Orakel." — Er schüttelte allen Anwesenden die Hand, verzog sein häßliches Gesicht zu einer wichtigen Miene und begann, gegen den Commandanten gewandt, seine Rede:

„Wir sind die Kinder unseres großen Vaters, des Präsidenten der Vereinigten Staaten; siehe auf uns nieder, denn wir sind auch deine Kinder. Du

bist hier um die Rechte der Dacotahs zu beschützen und sie vor Schaden zu wahren."

Während die Indianer mit großer Emphasis Ho! Ho! riefen, drückte Sha-co-pee wieder allen Anwesenden die Hände und fuhr dann folgendermaßen fort: —

„Einst gehörte diese ganze Gegend den Dacotahs. Wo hatte der weiße Mann einen Platz auf diesen weiten Prairien, den er sein eigen nennen konnte? Nicht einmal durch unser Land durfte er ziehen ohne unsre Bewilligung!"

„Unser großer Vater ließ uns sagen, er brauche unser Land. Wir haben ihm einen Theil desselben verkauft und wir thaten es gerne; aber er hat versprochen unser Freund zu sein und uns zu beschützen, wie ein Vater seine Kinder beschützt."

„Wenn der weiße Mann uns besuchen will, so öffnen wir ihm die Thüre unsres Landes und nehmen ihn freundlich auf; er betrachtet unsre Felsen, unsre Flüsse und Bäume und wir lassen ihn gewähren. Der weiße Mann ist der Freund der Dacotahs.

„Aber die Winnebagoes sind unsre Freunde nicht; es ist noch nicht lange her daß wir durch sie leiden mußten. Unsre Kinder schrieen nach Brod und unsre Weiber waren krank; sie konnten kein Korn säen und keine Kartoffeln pflanzen. Viele von uns starben; ihre Leichname liegen noch auf den Gerüsten, und die Nachtvögel erheben sich mit Geschrei, wenn der Sturmwind über die Todten braust."

„Wir hören daß unser großer Vater die Winnebagoes durch unser Land ziehen lassen will. Sie werden sich von unsrem Wilde nähren und jeder Vogel, jedes Reh das sie tödten, ist den Dacotahs verloren.

„Das Land der Dacotahs ist keine Heerstraße für die Winnebagoes. Wenn unser großer Vater von unsrem Lande Gebrauch machen will, so sollte er dafür bezahlen. Wir widersetzen uns dem Durchzuge unsrer Feinde; wenn es aber zu spät ist ihn zu verhindern, so verlangen wir tausend Dollar für jedes Dorf, durch das die Winnebagoes ziehen werden." —

How! How! riefen da die Indianer mit Enthusiasmus, und Sha-co-pee nahm seinen vorigen Platz wieder ein, nachdem er zum dritten Male allen Anwesenden die Hände geschüttelt hatte.

Ich bezweifle, daß sie dir je die tausend Thaler per Dorf bezahlen werden; aber mich freut dein muthiges Auftreten Sha=co=pee. Mögest du noch lange Reden halten und Mehl und Fleisch betteln, du größter Redner und größter Bettler der Dacotahs! —

In der Rathsversammlung sitzen oder auch stehen die Häuptlinge im Kreise auf der Erde und hinter denselben befinden sich die Krieger und Jünglinge. Sie alle rauchen während der mitten im Kreise stehende Redner seinen Vortrag hält. Eine Pfeife voll Tabak reicht gewöhnlich für drei oder vier Raucher aus, jeder raucht ein paar Züge und reicht dann die Pfeife dem neben ihm Sitzenden. Sobald eine Pfeife ausgeraucht ist, wird die des Nächsten gestopft und so der Reihe nach fort. — Der Indianer spricht selten länger als zwanzig Minuten, gewöhnlich dauert seine Rede blos zehn Minuten: er bedient sich kurzer Sätze und spricht beinahe immer in Gleichnissen. Stimmen die Zuhörer mit dem Gesagten überein, so rufen sie alle „Ho!" am Ende einer jeden Periode, und nach Beendigung der ganzen Rede drücken sie ihr Wohlgefallen durch ein lautes und gedehntes „How!" aus. Der Redner setzt sich dann wieder in den Kreis und raucht einige Minuten lang mit den Uebrigen; dann erhebt sich der nächste Sprecher, legt ruhig Decke und Pfeife auf die Seite und tritt in den Kreis. — Alles geschieht mit solcher Ruhe und Würde, wie sie manchen öffentlichen Rednern in civilisirten Staaten zum Vorbild dienen könnte. — Der Erfolg dieser Rathsversammlung war, daß die Indianer versprachen nach den Ländern ziehen zu wollen, welche ihnen die Regierung angewiesen hatte, und Capitain Eastman ihnen gelobte, daß, wenn sie bei ihrer Ankunft die Länder nicht gerade so finden würden wie man sie ihnen beschrieben hatte, sie zurückkehren oder durch andere Länder entschädigt werden sollten. Das Dampfschiff Dr. Franklin, das eben Zufuhren nach Fort Snelling brachte, wurde angehalten und Capitain Eastman schiffte sich mit seinen Truppen und ungefähr fünfzig Häuptlingen auf demselben ein, wol wissend, daß wenn die Häuptlinge sich einmal in seiner Gewalt befänden, die unter Obhut der Freiwilligen zurückgelassenen Indianer keine Schwierigkeiten machen würden. Dasselbe Dampfschiff führte nach einigen Tagen den übrigen Theil des Stammes sammt den Truppen den Fluß hinauf.



H. Lewis pinx.

MOUTH OF THE CHIPPEWAY, WISCONSIN.





Die Illustrationen dieser Lieferung repräsentiren:

„Die Rathsversammlung."

„Das Lager der Indianer."

„Das Lager der Truppen."

„Der Wenona - Felsen."

Die Ansichten wurden auf Ort und Stelle aufgenommen und sind so ausführlich, als die durch die gefährlichen Umstände verkürzte Zeit es erlaubte.

Der Chippeway - Fluß.

Ungefähr zwölf Meilen unterhalb des Mädchenfelsens und am Fuße des Pepinsee's, ergießt sich der Chippewayfluß, auf dem linken Ufer, in den Missisippi. Featherstonough giebt an, daß die Breite seiner Mündung 12 bis 1500 Fuß betrage; Carver fand im Jahre 1767 nur 240 Fuß Breite, bemerkt aber: „daß die Breite des Flusses bedeutend zunehme, je weiter man in denselben eindränge." — Sechszig Meilen von der Mündung des Chippeway, wird die Schifffahrt auf demselben durch Wasserfälle unterbrochen. Er entspringt aus einer Reihe kleiner See'n und besteht anfangs aus verschiedenen Armen, die in ihrer Vereinigung den eigentlichen Chippewayfluß bilden. Der bedeutendste jener Arme ist der Manidowish. Die Indianer nannten die See'n, welche die Quelle des Chippeway bilden, die Ottawa See'n. — Zwischen den beiden Hauptarmen des Flusses lag die sogenannte Kriegsstraße der Chippeway- und Sioux-Indianer. Die Anzahl der streitbaren Männer des ersteren Stammes wurde im Jahre 1823 auf 25,000 geschätzt.*) Die Ufer des Chippeway sind von ungeheuren Prairien begrenzt, auf welchen bisher bedeutende Heerden von Büffeln und andern Wildes angetroffen wurden. An der Quelle desselben, (am Ufer des See's), steht ein altes, früher sehr bedeutendes Chippewaydorf. Das von dem Chippewayflusse bewässerte Land, bildet einen der meistversprechendsten Theile des neuen Staates Wisconsin.

*) Die Anzahl der Chippeways wird zu 30,000 und die der Dacotahs oder Sioux zu 33,000 bestimmt.

Es wird behauptet, (und wol nicht ohne Grund) daß alle die Ländereien auf dem östlichen Ufer des Mississippi, vom Wasserfalle an, zwei hundert Meilen stromabwärts, einer Gesellschaft von — amerikanischen Bürgern, von welchen die Meisten zu New-York und Philadelphia wohnen, angehöre. Jonathan Carver, ein Agent der englischen Regierung, kaufte jene, seither unter dem Namen „Carver Tract" bekannten, fruchtbaren Ländereien von den Naudowessie-Indianern. Die Abtretung derselben an Carver geschah unter den bei den Indianern üblichen Feierlichkeiten, durch die Häuptlinge jenes Stammes, Otchlougoomlicheau und Haronapajtou. Von den Erben Carver's ging das Anrecht auf diese Ländereien, vermittelst Kaufs, auf einen gewissen Dr. Peters in New-York über, und dieser trat es wieder an die erwähnte Gesellschaft ab, nachdem er jedoch schon mehrere tausend Morgen an eine andere Gesellschaft verkauft hatte, welcher der Ex-Präsident Martin van Buren als Mitglied angehörte. Jener Carver-Tract erstreckte sich vom Wasserfalle an auf dem linken Ufer des Mississippi, 200 Meilen südlich — von da 120 Meilen östlich bis zur Quelle des Pineflusses — dann 150 Meilen nördlich, und von dort in gerader Linie westlich bis zum Wasserfalle zurück, und begriff einen der schönsten, reichsten, fruchtbarsten und bestbewässerten Theile der Welt in sich. Er enthält Blei- und Kupferminen von ungeheurem Werthe, und ebenso wunderschöne, mit Fischen aller Art angefüllte See'n. Der St. Croixsee ist 30 Meilen lang und im Durchschnitt etwa zwei Meilen breit; an seinem obern Ende steht ein Handelsposten. Der Che-Chacsee ist sehr groß, und an seinem Ufer befindet sich ebenfalls ein Handelsposten. Ebenso an den See'n Lac de Flambeau und Lac de Courtierville. Außerdem giebt es noch viele andre See'n, als: der Summersee, der Pagunvahawn, u. s. w., sowie viele Flüsse und Bäche. — Das Eigenthumsrecht Carvers auf diese Ländereien ist ohne Zweifel begründet, da sie unter der englischen Regierung vor dem Kriege mit, und vor der Existenz der amerikanischen Regierung, erworben wurden. Carver kaufte und besaß sie als brittischer Unterthan; die Indianer hatten sie an ihn unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten und gemäß des englischen Gesetzes „den Länder-Ankauf von den Indianern betreffend," (relative to purchasing land of de Indian tribes), auf rechtsgültige Weise abgetreten.

Als die amerikanische Regierung das Wisconsin-Territorium vermessen ließ, wurde der „Carver Tract" umgangen, und als solcher auf der Karte no-

tirt; wodurch das Eigenthumsrecht auf denselben stillschweigend anerkannt wurde. Die Gesellschaft in deren Besitz er sich jetzt befindet beschloß, die zwischen dem 45. und 55. Grade nördl. Breite liegenden Ländereien vermessen, und in Gemarkungen von 6 □ Meilen eintheilen zu lassen. Vermöge des Umstandes, daß das Land von großen Wassermassen umgeben ist und bedeutende See'n und Flüsse in sich schließt, ist das Clima hier weniger kalt und lange nicht so sehr dem Froste ausgesetzt als der im 42. Grade nördl. Breite liegende Theil der Vereinigten Staaten. — Colonien werden in verschiedenen Theilen des Landes errichtet, und die Niederlassung am Chippewayflusse hat ganz das Ansehen einer längst cultivirten Gegend. Fruchtbäume, Mühlen, gute Wohnhäuser, Korn, Gerste, Weizen, Roggen, Kartoffeln und Gemüse aller Art giebt es hier in Ueberfluß. Ebenso existiren am St. Petersflusse bedeutende Colonien, in welchen alles zum menschlichen Unterhalte Erforderliche, hervorgebracht wird.

Aus dem Chippewayflusse kommen bedeutende Quantitäten Bauholzes. Die Lebensart der Flößer ist nicht weniger romantisch als die der olim Bootleute, die schon manchem Romanschreiber interessanten Stoff zu unterhaltenden Werken geliefert haben. — In der Nähe der Mündung des Chippeway ergießt sich ein kleiner Fluß, der Bogus-Creek, an dessen Ufer einst eine berüchtigte Falschmünzerbande ihr Wesen trieb, in den Mississippi. Zwei Meilen unterhalb der Mündung des Chippeway, ebenfalls auf dem linken Ufer, ist Nelson's Landing oder Buttsville; dort befindet sich eine Waarenniederlage für Flößer ꝛc. Auf dem entgegengesetzten Ufer, etwas unterhalb Buttsville, ist eine große Half-breed-Niederlassung, und eine Meile unterhalb derselben beginnt die berühmte Wabashaprairie mit Prattés Landing, oder Wabasha-City. Die nächsten interessanten Orte sind: Grand Encampment Island and Point; (die große Lager-Insel und Landspitze gleichen Namens.) Der Name datirt sich von dem Umstande, daß die Dacotah-Indianer hier ihre Rathsversammlungen abzuhalten pflegten. — Nicht weit davon entfernt sind jene alten Fortificationen, welche von Carver zuerst beschrieben, und später von Featherstonough wieder entdeckt wurden; eine ungeheure, halbkreisförmige, mit beiden Enden an den Fluß stoßende und einem Graben umgebene Brustwehr, (vermuthlich) von 4 Fuß Höhe und einer Meile in Ausdehnung; groß genug um Schutz für 5000 Mann zu gewähren. Carver sagt: „diese Brustwehr schien mit solcher Geschicklichkeit ausgeführt gewesen zu sein, als hätte Vauban selbst den Plan dazu geliefert". Es ist über die Existenz dieser Ueberbleibsel häufig und viel

disputirt worden; jedoch Featherstonough behauptet mit Bestimmtheit, den von Carver beschriebenen Ort aufgefunden zu haben. Er landete auf dem rechten Ufer an einer mit Cedern bewachsenen Stelle in der Nähe eines kleinen, von Wabasha-Indianern bewohnten Dorfes, acht Meilen südöstlich von Rousqué's-Handelsposten, erstieg das ziemlich steile Ufer, auf dessen Spitze sich eine breite Prairie ausbreitet, und fand jene Ueberreste etwa zwei Meilen südlich von dieser Stelle.

Indianisches Jagdlager.

Die Indianer führen ihre Zelte oder Wigwams auf allen ihren Wanderungen mit sich. Wenn sie zu Wasser reisen, nehmen sie selbst die Zeltpfosten mit, und das Aufrichten der Wohnungen geht dann ziemlich schnell von Statten. Im andern Falle müssen die Pfosten erst im Walde gehauen werden, was natürlich einen nach Umständen, mehr oder minder bedeutenden Aufenthalt verursacht. Während die Frauen mit der Errichtung der Wigwams beschäftigt sind, ergreift der Indianer sein Gewehr und zieht auf die Jagd; von seinem Erfolge hängt stets die Befriedigung verschiedener leerer Magen ab; denn diese wilden Leute sorgen nur für den Augenblick und haben daher selten Vorrath. An ihnen erfüllt sich der Spruch: „S o r g e t n i c h t f ü r d e n k o m m e n d e n T a g, g e n u g s i n d 2c.“ Fällt die Jagd gut aus und es gelingt ihm einen oder mehrere Hirsche zu erlegen, so bringt er seine ganze Zeit mit Essen und Schlafen zu, bis ihn der Hunger wieder hinaustreibt und so geht es immer fort. So lange das Wild zahlreich ist, bleibt er ruhig auf einem Platze wohnen; fängt es aber an zu mangeln, so bricht er seinen Wigwam ab und zieht an einen andern Ort. Während des Sommers lebt der Indianer wie der Vogel im Hanfsaamen; aber wenn der lange Winter kommt, wendet sich häufig das Blatt; statt des Ueberflusses tritt gewöhnlich Mangel bei ihm ein und Kälte und Hunger sind seine leidigen Gäste. Die weniger sorglosen Familien, welche sich während des Sommers mit einem Vorrathe von Korn und Melonen versehen haben, beziehen ihre permanenten Winterdörfer; in diesen sind die Wohnungen etwas fester und der Jahreszeit angemessener; obwol immer noch mangelhaft genug für eine Gegend, wo das Thermometer zuweilen 10 bis 20° unter Null zeigt.



H Lewis pinx

Lith Jnst Arnz & C° Dusseldorf.

THE INDIAN CAMP.



Folgende Aufschlüsse über häusliche indianische Zustände, entnehmen wir dem Werke Schoolcraft's, „The Indian in his Wigwam;“ es hat den Vorzug vor andern ähnlichen Werken, daß Schoolcraft während seines langen Aufenthaltes unter den Indianern Selbstgesehenes und Selbsterfahrenes mittheilt; während viele Andere sich auf eine Darstellung oberflächlicher Eindrücke, welche indianisches Leben während einer kurzen Vergnügungsreise auf sie gemacht hatte, beschränken.

Ueber die häuslichen Einrichtungen der Stämme und indianische Familienzustände.

Es besteht zwischen allen Indianerstämmen Nord-America's, die ich persönlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, eine Familienähnlichkeit in Zuständen, gegenseitigen Verhältnissen und Pflichten. Clima und Lage, Mangel oder Ueberfluß an Lebensmitteln und andere zufällige Umstände haben bei den verschiedenen Stämmen gewisse Grade von Wohlbefinden verursacht. Ein Stamm mag dem andern auf der Jagd an Schnelligkeit, im Kriege an Tapferkeit überlegen sein, ohne daß jedoch hiedurch die allgemeinen Characterzüge verändert, oder die Rechte und Ansprüche eines jeden einzelnen Wigwambewohners verkürzt oder vergrößert werden könnten. Die Stämme, welche in den fruchtbaren Thälern des Ohio und Mississippi den Maisbau betreiben, besitzen bessere Mittel zur Entwickelung ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten als jene, die in den eisumstarrten Zonen, nördlich von den großen See'n, genöthigt waren und noch genöthigt sind, ihren ärmlichen Lebensunterhalt zusammenzuscharren. Die wohlgenährten Muscagees, Cherokees oder Choctaws, welche die sonnigen Thäler von Ober-Georgien, Alabama und Tennessee bewohnten; die kräftigen Osages, die sich südlich vom Missouri inmitten eines Ueberflusses an Korn und Wild ihres Lebens freuten — und die magern und ernsten Montaignees, Muskeegoes und Kenistenoes, die ihre Canoes mühselig durch die, mit Seegras und wildem Reise angefüllten Gewässer zwängten, bieten im Innern ihrer Wigwams verschiedene, gänzlich von einander abweichende Bilder häuslichen Lebens und Wohlbefindens. Aber überall findet man dieselben Begriffe, dieselben Gefühle, dieselben Pflichten und Verhältnisse zwischen Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Mann und Frau. Der Originaltypus der menschlichen Familie blieb wol unter ihnen erhalten; in der That besser als man von Menschen, die sich

in so barbarischem Zustande befinden, und von Zweigen einer Race, die so lange von civilisirten Völkern getrennt und so vielen Lastern unterworfen waren, erwarten kann. Es wäre deshalb unnütz eine Parallele zwischen den Gliedern einer innerhalb, und denen einer außerhalb des Bereiches der Civilisation vegetirenden Familie ziehen zu wollen; ja, es wäre sogar unmöglich, ohne gerade Bilder von Mangel und Noth malen zu wollen, die dem Jägerleben eigen sind, in ackerbautreibenden Staaten aber sicherlich beispiellos dastehen.

Die Bande der Blutsverwandtschaft, wenn nicht gerade stärker als bei civilisirten Völkern, sind doch jedenfalls sehr stark und frei von allen selbstsüchtigen oder eigennützigen Verhältnissen, durch welche jene geschwächt, ja sogar zuweilen total aufgelöst werden, wie es leider nicht allzuselten in civilisirten Staaten vorkommt.

Der wahre Grundbegriff von Ehe ist ebenfalls bei den Indianern sehr markirt ausgedrückt, obwol sie durch Jahrhunderte unsteten Lebens von ihrer ursprünglichen Höhe heruntergekommen, ihrer wichtigen Ceremonien verlustig, und in ihrem heiligen Character geschwächt worden ist. Ich habe bemerkt, daß unter den nördlichen Stämmen die Vielweiberei blos bei solchen Horden vorkommt, welche ein Land bewohnen, das von Natur aus mit den Mitteln zu reichlichem Lebensunterhalte begünstigt ist. Aber auch hier fehlt es nicht an Individuen, welche diesen Gebrauch als unpassend und unrecht bezeichnen; und selbst in den allerschlimmsten, indianischen Zuständen glimmt immer noch ein Funke von Wahrheit. Wenn die Gewissenhaftigkeit des Indianers mit einem Talglichte verglichen werden darf, so kann man von ihr sagen „sie sei zwar tief herabgebrannt, aber doch immer noch nicht ganz erloschen."

Das Verhältniß zwischen Mann und Frau beruht auf, gewissermaßen allgemeinen, Umständen. Verschiedene Zufälle oder Ursachen können eine Verbindung zur Folge haben. Zuweilen entsteht eine solche durch Vermittlung der Freunde zweier Familien; zuweilen durch einen plötzlichen Anfall von Bewunderung, entweder mit oder auch ohne Zustimmung der ernsteren und klügeren Glieder der betreffenden Familien. Wenn in einer Familie ein bisher noch unverheirathet gewesener Mann (wie es auch meistens der Fall ist) als Schwiegersohn angenommen wird, so wohnt er eine Zeitlang nach der Hochzeit im Wigwam seiner Schwiegereltern; und dieses Verhältniß dauert gewöhnlich so lange, bis eine Vermehrung der Familie, oder sonstige Umstände die Errichtung eines neuen Wigwams nöthig machen. — Geschenke bahnen immer noch dem

heirathlustigen Indianer einen Weg in jeden Wigwam. Es giebt auch Fälle wo bedeutende Ceremonien und Einladungen bei Hochzeiten vorkommen; sie beschränken sich jedoch auf „Staats-Verbindungen;" ein berühmter Held, ein Mann der sich durch glückliche Kriegführung oder auf sonstige Weise um den Staat verdient gemacht hat, giebt dadurch seinem Dorfe einen Grund zu der Annahme „daß ihm, als Belohnung seiner Verdienste, eine Frau gebühre."

Gewöhnlich beschränken sich die Heirathsceremonien auf einen Besuch des Bräutigams im Wigwam seiner Auserwählten. Es kommt darauf an wie er von der Letzteren, sowie von den Eltern derselben aufgenommen wird, und ob diese, sei es durch Ausdrücke oder auch Stillschweigen, ihre Zustimmung geben. Eine solche, gewöhnliche Heirath wird natürlich ganz privatim abgemacht. Die einzige, mir bekannte Ceremonie, ist das sogenannte Abbinos (zum Sitzen einladen), wo dem Bräutigam von der Mutter der Braut (welche alle häuslichen Angelegenheiten unter sich hat), ein permanenter Sitz im Wigwam angewiesen wird. Ist dieses geschehen so wird er von nun an als Bewohner des Wigwams und Familienmitglied anerkannt und installirt. Der einfache Grundsatz ist: „wer das Recht hat neben der Braut zu sitzen, ist auch ihr Bräutigam."

Der Wigwam selbst mit allem was dazu gehört, ist das Revier der Frau und steht unter ihrer alleinigen Herrschaft und Aufsicht. Sie weißt jedem Insassen seinen Platz zum Schlafen sowie zum Aufbewahren seines individuellen Eigenthums an. Diese Plätze sind permanent und können nur auf Befehl der Hausfrau verändert werden, was wol zuweilen, z. B. wenn Gäste zu bewirthen sind u. s. w. vorkommen kann. In einem so kleinen Raume wie ihn der Wigwam bietet, ist diese Einrichtung zur Aufrechthaltung der Ordnung unbedingt nöthig. Der Mann hat in diesen Dingen keine Stimme, und ich habe niemals von dem Falle gehört, daß ein Mann so weit seine Stellung vergessen hätte, um sich mit derartigen Kleinigkeiten abzugeben. Der Wald ist sein Revier, der Wigwam gehört der Frau.

Es giebt weder ein Gesetz noch eine Macht, die den Indianer davon abhalten könnte seine eigene Ehescheidung zu decretiren, d. h. seine Frau zu verlassen und eine andere nehmen, sobald er einen Grund dazu zu haben glaubt; und es kommen Fälle vor, in welchen derartige Schritte genommen und wenn begründet, auch gerechtfertigt werden können. Den besten Schutz gegen solche Vorkommnisse gewähren einer indianischen Frau ihre Kinder. Ihre unschuldigen Liebkosungen besänftigen den Zorn des beleidigten Vaters eher, als die rührendsten Bitten eines

treulosen Weibes, und wahrlich, der Indianer ist nicht weniger bereit den Regungen der Liebe und des Erbarmens Folge zu leisten, als der civilisirte Mann, dem es oft aus politischen Gründen nur darum zu thun ist einen, wenn auch noch so oberflächlich begründeten Vorwand zur Ehescheidung zu erlangen.

Die indianischen Frauen gebären im Durchschnitte nur zwei Kinder, welche ein reiferes Alter erreichen; diese eigenthümliche Erscheinung hat wol ihre Ursache in der unstäten Lebensweise der Indianer und dem häufig eintretenden Mangel an Unterhaltsmitteln. Ein anderer Grund liegt in der rauhen Behandlungsweise und den vielen Zufällen, welchen die Kinder ausgesetzt sind; hauptsächlich aber in der schrecklichen Unwissenheit der Indianer in medicinischen Angelegenheiten. Ich kenne einen Mann Namens Attuck, der sein drei Jahre altes Kind, das sich den Magen verdorben hatte, durch Eingeben einer übermäßigen Dosis von einer astriktiven Schierlingstinctur, getödtet hatte. Dieser Mann war gewiß ein sehr besorgter Vater, aber selbst in den Augen der Indianer ein schrecklich unwissender Mensch; er gehörte der nordöstlich vom Superiorsee wohnenden Indianerraçe an, welche man Gens de terre, Montaignees und Muskeegoes nennt.

Der Häuptling Jaba-Waddick, welcher an einer kleinen Bay am Fuße des Superiorsee's wohnte und stets einen Ueberfluß an Lebensmitteln besaß, hatte mit einer Frau vierzehn Kinder. Er hatte jung geheirathet, war ein sehr mäßiger Mann und ausgezeichneter Jäger, und besaß daher immer die Mittel seine Familie mit angemessener Nahrung und Kleidung zu versehen; er verlor auch nicht ein einziges seiner Kinder im zarteren Alter und wurde zum silberbehaarten Greise, ohne eine eigentliche Abnahme seiner Manneskraft wahrgenommen zu haben.

Die Pflichten und Arbeiten, welche indianisches Leben mit sich bringt, sind nicht, wie man häufig annimmt, ungleichmäßig, sondern vielmehr gleichmäßig zwischen Mann und Frau vertheilt. Eine solche Theilung ist sehr natürlich und entsteht aus dem ausschließlichen Jägerleben des Mannes. Es ist die Pflicht des Mannes die Nahrungsmittel herbeizuschaffen, und die der Frau, sie zuzubereiten. Diese Einrichtung an und für sich schon, beschränkt den Wirkungskreis des Mannes auf die Außenwelt, und den der Frau auf das Haus, wie es im civilisirten Leben ebenfalls vorkommt. Dem Manne liegt nicht nur die Jagd ob, sondern auch die Erhaltung und Vertheidigung des Landes, das Bauen der Canoes und die Anfertigung von Jagd- und Kriegsgeräthschaften.

H. Lewis pinx.

Lith. Inst. Arnz & Co Dusseldorf

TRAVELLING HUNTING-PARTY.

JNDIANER AUF DER JAGD.



Das Kochen, das Gerben der Felle der wilden Thiere, die alleinige Sorge um den Wigwam, das Aufbauen und Abbrechen desselben u. s. w., ist die Pflicht der Frau. Eine brave Jägersfrau setzt ihren Stolz darein, alles gut und schnell zu machen und ihren Wigwam stets nett und sauber zu halten, damit sie die Gäste ihres Mannes gehörig bewirthen könne. Der Wigwam *) ist nicht aus schweren Balken und massivem Holzwerke gefertigt, sondern aus leichten, kreisförmig in die Erde befestigten Pfosten, die ein Kind tragen könnte; die Spitzen derselben sind einwärts aneinander befestigt und mit weißer Birkenrinde überdeckt. Eine Latte von Cedernholz läuft von diesen Decken herunter und ist unten an ein rundes Stück Holz, oder an einen Stein befestigt, um sie in stürmischem Wetter fest zu halten. Das runde Holz dient zugleich als Teppichrolle, denn beim Abbrechen des Wigwams werden die aus Birkenrinde gefertigten Matten darauf gerollt und so transportirt. Die Pfosten bleiben stehen, denn es wäre überflüssig das Canoe mit Dingen anzufüllen, welche man in einer waldigen Gegend überall mit leichter Mühe erlangen kann. — Die Form dieser Jagdwigwams ist halbrund; sie sind sehr leicht und flechtwerkähnlich construirt. Das ganze transportable Material eines solchen Hauses besteht aus einem halben Dutzend Decken von Birkenrinde und eben so vielen Matten. Die Letzteren dienen als Fußteppiche und zugleich als Unterbetten, und werden aus der gemeinen Binse (lacustris) oder auch aus Schwertel netzartig zusammengewoben, und bilden einen eigenen Handelsartikel der Traders. Ein Theil dieses Pflanzengewebes wird gefärbt und in vielfarbigen Mustern verarbeitet.

Man trifft solche Wigwams stets an den obern See'n; der Reisende, der während der schönen Sommermonate einen Ausflug in jene, immer noch von Indianern bewohnte Gegenden macht, findet besonders in der Umgebung der Handelsposten zu Michilimackinac, Sault Ste. Marie und Green Bay täglich Gelegenheit, die Construction dieser einfachen Wohnungen in Augenschein zu nehmen. Zu Michilimackinac, wo es den Indianern schwer fällt neue Pfosten zur Errichtung ihrer Wigwams zu erlangen, ohne sie von weither schleppen, oder gar das Eigenthum Anderer antasten zu wollen, verfolgen sie seit einigen Jahren einen sehr genialen Plan um diese Hindernisse zu beseitigen,

*) Diese Beschreibung gilt hauptsächlich von den Wohnungen der Chippeway-Indianer. —

und ihren Zweck zu erreichen, ohne den Frauen die Mühe des Baumfällens zu verursachen. Die aus Baumrinde gefertigten Canoes sind nämlich zu leicht gebaut, um auf einer langen Reise eine so schwere Ladung tragen zu können, ohne durch eine Anzahl von der Länge nach auf dem Boden und an den Seiten derselben befestigten, Stangen verstärkt zu werden. Diese Stangen werden beim Landen aus dem Canoe — das zu kleineren Fahrten wie zum Fischen u. s. w. auch ohne dieselben benützt werden kann — genommen, kreisförmig in die Erde gesteckt, die oberen Enden derselben zusammengeknüpft und so das Skelett eines conisch geformten Wigwams hergestellt. Die Matten und Teppiche werden dann wie oben beschrieben, aufgerollt, und die Wohnung ist fertig. Alles dies geschieht eben so schnell, als es dem geschicktesten Soldaten möglich ist sein Zelt zu errichten.

Ehe wir die Annahme bestätigen, daß das Anfertigen der Matten und das Aufbauen und Abnehmen der Wigwams eine große, den Frauen allzuschwer fallende Arbeit sei, ist es nöthig einige andere Verhältnisse des indianischen Hauslebens zu beleuchten.

Die Indianerinnen haben im Ganzen genommen sehr wenig, und besonders während gewisser Jahreszeiten, beinahe gar Nichts zu thun. Die Frau des Jägers hat nicht wie unsere Farmersfrauen ihre Kühe zu melken, Butter und Käse zu machen und Hanf zu spinnen; sie braucht ihre Kinder nicht zu waschen und zu kämmen und für die Schule vorzubereiten; sie hat keine große Garderobe in Stand zu halten und keine Romane zu lesen; es ist ihr einerlei wie schnell oder langsam die Zeit vergeht; denn diese hat überhaupt für den Indianer weniger Werth als für den Weißen — time is not money bei ihm. Wenn die Indianerin ganz und gar derartiges zu thun hat, so ist es höchstens grobe Näharbeit. Sind die Teppiche und Matten einmal gemacht, so ist auf lange Zeit nichts Aehnliches mehr zu thun; denn diese Meubles werden aufbewahrt und so lange aufbewahrt und so lange gebraucht als möglich. Ist das Fell einmal gegerbt und ein Kleid daraus gefertigt, so wird es so lange getragen bis es stückweise vom Leibe fällt. Oefteres Waschen, Putzen und Kleiderwechseln ist ein Characterzug der höheren Civilisation, kommt aber im Jägerleben weniger vor. So fleißig eine Squaw auch sein mag, so hat sie doch nolens volens unverhältnißmäßig viel freie Zeit, und weiß nicht und kümmert sich auch nicht darum wie sie benützt werden könnte; während der Mann die Wälder durchstreift nach Wild, seinen Heerd und Jagdgrund gegen

die Eingriffe weißer und rother Feinde zu vertheidigen hat, sein Leben stets auf der Hand trägt und oft wochenlang von seiner Familie entfernt sein muß. In diese letztere Zeit fällt die Hauptarbeit der Frau. Sie verläßt dann den Wigwam, nimmt ihre Kinder im Canoe mit sich, oder wenn sie keines hat geht sie mit einer Nachbarin gemeinschaftlich aus, um Binsen zu schneiden, aus welchen sie während des Winters die Matten gemächlich anfertigt. Eine andere Beschäftigung der Frau ist das Ansammeln von Brennmaterial. Ihr Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, stets ein gutes Feuer zu erhalten, damit der Mann, wenn er von der Jagd zurückkehrt, seine nassen Moccasins trocknen, und seine Pfeife gemüthlich rauchen kann, während dem sie das mitgebrachte Wild zerlegt und einen saftigen Braten daraus bereitet.

Der Gedanke an und für sich, daß die Frauen Holz hauen müssen, erfüllt wol manchen unserer Leser mit Abscheu; denn das Wort Frau erweckt in ihm poetische Ideen von körperlicher und geistiger (ladylike) Anmuth und Feinheit. Allein das seit undenklichen Zeiten von jenen Menschen verfolgte Jägerleben, und die Gewohnheiten und Nothwendigkeiten die es mit sich bringt, geben der indianischen Frau wenig Antheil an diesen, wenn auch sonst dem weiblichen Geschlechte allgemeinen Characterzug. Das „Holzhauen" derselben ist am Ende ganz von der eigentlich darunter verstandenen Arbeit verschieden. Der Einwanderer schwingt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht seine sechs Pfund schwere Axt gegen ungeheure Bäume, bis er den Sonnenstrahlen einen Weg in das dichte Dunkel des Urwaldes gebahnt hat, um dann erst sein massives Haus aufbauen und dem mit Anstrengung herkulischer Kräfte von Bäumen und Sträuchern gesäuberten Lande „im Schweiße seines Angesichts" sein tägliches Brod abgewinnen zu können. Aber der Jäger rottet keine Wälder aus; er ist im Gegentheile darauf bedacht sie zu erhalten, damit das Wild ein sicheres Gehege finde. Er baut seinen Wigwam am Saume desselben auf fruchtbaren Ebenen, und zieht mit wenig Mühe sein Bischen Korn und Mais. Er kannte vor dem Jahre 1492 kein eisernes Instrument, mit welchem er einen Baum hätte fällen können, und er hat bis zum Jahre 1854 noch keine andere Axt als den Tomahawk geschwungen. Seine Frau machte ihr Feuer von jeher mit Reisern, die sie nur am Fuße der Bäume aufzuheben brauchte, und sie macht es heute noch so. Sie sucht sich das Holz im Walde zusammen, bricht es mit einem kleinen Handbeile in heerdgerechte Längen, und trägt es in kleinen Bündeln langsam nach Hause. Sie braucht nur wenig Holz um das Wasser

im Kessel sieden zu machen. Die Luft im engen Wigwam ist bald erwärmt und der Indianer betrachtet mit Staunen das ungeheure, hellauflodernde Feuer im Hause des Farmers. Die wenigen Felder, welche sie bebauen, entstanden gewöhnlich aus natürlichen, freien Plätzen im oder am Walde, und wurden nur langsam nach und nach erweitert. Ich habe bemerkt daß die Indianer für solche kleine Strecken cultivirten Landes, im Verhältniß zu der Größe ihrer durch Verträge abgetretene Ländereien, so enorm hohe Preise ansetzten, als wäre es in der That ein Verdienst, anstatt zehn Morgen nur einen halben angebaut zu haben; und dieser halbe Morgen kann als das Resultat der industriellen Thätigkeit von vielleicht zehn Generationen, jeden Alters und Geschlechtes, betrachtet werden. Wenn nun auch diese ganze Arbeit von weiblichen Händen verrichtet worden wäre, was übrigens schwerlich der Fall sein dürfte, da doch auch die alten Männer und Knaben zuweilen etwas daran thun, so würde immerhin die Zumuthung keine allzuübertriebene gewesen sein.

Es ist jedensfalls in dieser Ansicht von indianischem Leben genug gesagt, um das allgemein über den stolzen, arbeitsscheuen Jäger gefällte Urtheil wenigstens in Etwas zu mildern. Er hat, nach unserer Erfahrung, gewiß den schwersten und wichtigsten Theil der gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen; im Hause ist er mild, bedacht, zurückhaltend und stets friedlich, und kann in der That eher als der Gast seiner Frau, denn als ihr Tyrann (wie er häufig dargestellt wird) betrachtet werden. Man erkennt in ihm den Gebieter weniger in seinem Benehmen, als in der Aufmerksamkeit und Achtung, welche sie ihm erweist. Er ist ein Mann von wenig Worten. Wird seine Frau ungeduldig, so bleibt er ruhig. Wenn es ihm nicht mehr im Wigwam gefällt, so geht er weg. Sein ganzes Auftreten beweist, daß er ihre Herrschaft im Hause anerkennt und sich ihr unterwirft; und daß er sich in seinem männlichen Stolze über die Thorheit eines Disputes mit seiner Frau erhaben fühlt.

Der Hunde-Tanz.

Wir haben schon früher bemerkt, daß die Tänze der Indianer nicht Belustigungen, sondern religiöse Ceremonien, und in ihren Augen ebenso heilig



DOG DANCE.



und zum geistigen Wohlergehen erforderlich seien, als nur die Gebräuche einer beliebigen Kirche der civilisirten Weißen erscheinen können.

Jedem wichtigen Unternehmen der Indianer geht ein solcher Tanz voran, oder auch, nach Umständen, folgt unmittelbar der Ausführung desselben nach.

So giebt es einen Korntanz: wenn das Korn reif ist; einen Büffeltanz: wenn die Jäger auf die Büffeljagd ziehen; einen Kriegstanz: ehe ein Krieg unternommen wird und einen Scalptanz: wenn die Krieger siegreich aus der Schlacht zurückkehren. Ferner existirt der Bärtanz, der Wolftanz und der Hundtanz, welch' letzteren die beifolgende Illustration zum Gegenstande hat.

Die Religion ist ein eigenthümliches Gemisch von curiosen und mysteriösen Ceremonien, und eines ihrer Hauptprincipien besteht in dem Glauben, daß der Geist des Bösen (i. e. der böse Geist) sich in Träumen, in der Gestalt verschiedener Thiere offenbare. Ein solcher Traum wird als ein böses Omen betrachtet und es muß ein Tanz gegeben werden, um den bösen Geist zu versöhnen, oder seine Gewalt zu zerstören.

Den Donner halten die Indianer für einen großen Vogel, und es giebt viele merkwürdige Ceremonien und Tänze, in welchen seine vermuthliche Gewalt verehrt wird. Die Tänze sind zwar im Ceremoniell von einander verschieden, haben aber doch im Ganzen genommen so viel Aehnliches, daß man sich durch die Beschreibung eines einzigen, mit Veränderung der zu betanzenden Objecte, wol einen Begriff von den übrigen machen kann.

Einer der merkwürdigsten ist der Fischtanz, von den Indianern Ho-saw-kah-u-tap-pe genannt, bei welchem rohe Fische gegessen oder vielmehr, wie die folgende Beschreibung*) desselben zeigen wird, verschlungen werden.

„Vor einigen Tagen hatte ein Indianer aus dem Dorfe Sha-co-pee's einen Traum, in welchem er einen Fischreiher sah. Erschrocken wachte er auf und bat einen seiner Freunde, ihm einen Fisch zu fangen.

„Der Indianer brachte bald einen großen Hecht, welcher sogleich mit blauem Lehm bestrichen wurde und, um die Gefahr die dem Träumer drohen konnte abzuwenden, wurden Anstalten zum Fischtanze getroffen.

„Ein Kreis von Strauchwerk wurde gebildet und an der Seite desselben ein Wigwam errichtet. Hierauf setzten die Indianer die Kriegsgeräthschaften

*) Aus dem Werke: "The Legends of the Sioux;" von Maria Eastmann.

in die Mitte des Kreises, in dem ein Pfahl errichtet worden war, an welchem der rohe, blau angestrichene Fisch hing.

„Die Männer zogen dann beinahe ganz nackt in den Kreis; sie waren ganz schwarz angestrichen, mit Ausnahme der Arme und Brust, welche jeder nach seinem besondern Geschmacke in verschiedenen Farben tätowirt hatte. Für jeden Tänzer war innerhalb des Kreises ein Busch hingesetzt (der ein Fischreiherhest vorstellen sollte,) und außerhalb derselben trieb sich ein in einen Wolf verwandelter Indianer herum; er hatte einen Wolfspelz über sich gezogen und an seine Hände eine Art von runden Schuhen befestigt, damit er leichter auf allen Vieren laufen konnte. Um seine Rolle gut zu spielen blieb er außerhalb des Kreises und that als ginge er auf Raub aus.

„Sobald nun Alles parat war fingen die Medicinmänner im Wigwam an zu trommeln und zu singen. Dieß war das Zeichen für die innerhalb des Ringes bei ihren Nestern postirten, in Fischreiher metamorphosirten Indianer, zum Anfange des Tanzes. Jetzt begann ein allgemeines Quacken, Singen und Flügelschlagen, (wenigstens suchten sie mit den Armen die letztere Evolution nachzuahmen, welche auch während des ganzen Tanzes durchaus fortgesetzt wurde); so wurde eine Zeitlang um den Fisch herumgetanzt, bis sich endlich einer der Heldenjünglinge ein Herz faßte und mit dem Munde nach dem Hechte schnappte. Hatte er gute Zähne, so mag es ihm wol gelungen sein ein Stück davon abzubeißen; wo nicht, so mußte er ihn loslassen und weiter flattern.

„Ein Anderer versuchte hierauf ein Stück von der deliciösen (mit blauem Lehm überzogenen) Speise zu erhaschen, und so ging es fort, bis endlich der Anfang gemacht war. Dann flatterten die Fischreiher nach einander an den Pfahl, bissen ein Stück von dem Fische ab und eilten schnell wieder zu ihren Nestern zurück um es dort zu verbergen, damit der Wolf nicht dahinter kommen könnte.

„Nach einiger Zeit erschien auch der Wolf, der so häßlich bemalt war, daß die Kinder erschreckt davon liefen. Wie ihn die Reiher erblickten, rannten sie unter fürchterlichem Quacken und Flügelschlagen nach ihren Nestern, um ihre Speise zu beschützen. Dort mußten sie den auf der Erde liegenden Fisch ohne die Hände dazu zu gebrauchen, und unter fortwährendem Flügelschlagen sammt den Gräten verschlingen.

„Während sie damit beschäftigt waren, näherte sich der Wolf dem Pfahle, erfaßte den Rest des daranhängenden Fisches, macht sich damit so schnell als möglich auf allen Vieren aus dem Staube — und so endete der Fischtanz!"

Nicht minder merkwürdig ist der Donnertanz oder U-mi-ni-wa-chippe. Er wird von einem Manne gegeben, der den Donner fürchtet. Durch diesen Tanz soll der Geist versöhnt und so das Leben des Mannes gerettet werden. Wir entnehmen die Beschreibung dieses Tanzes ebenfalls dem oben angeführten Schriftsteller.

„Eine Anzahl junger Bäume werden in einem Kreise von etwa sechszig Fuß im Durchmesser in den Boden gesteckt, die Spitzen derselben nach dem Centrum zu gebogen und zusammengeknüpft. In der Mitte steht ein, ungefähr fünfzehn Fuß hoher, roth angestrichener Pfosten. Von diesem schwingt an einer Schnur ein Stück Birkenrinde — das ist der Donner. Am Fuße des Pfostens stehen zwei Knaben und zwei Mädchen.

„Die Ersteren sind roth bemalt und halten Keulen in den Händen — sie repräsentiren den Krieg; die Letzteren, mit blauem Lehm beschmiert, stellen den Frieden vor.

„Auf der einen Seite des Kreises steht eine Bude und etwa zwanzig Fuß weit davon entfernt, ein Wigwam. Der Kreis hat vier Eingänge.

„Wenn alle Vorbereitungen getroffen sind, kommt der Mann der den Tanz giebt aus dem Wigwam. Er ist so häßlich als nur möglich bemalt und kriecht auf allen Händen und Füßen der Bude zu; darf sie aber nicht eher erreichen, bis er vier Lieder (tunes) gesungen hat.

„Indessen schlagen die im Wigwam befindlichen Medicinmänner die Trommel und die Jünglinge und Squaws tanzen im Tacte dazu; sie hüpfen abwechslungsweise auf einem, dann auf dem anderen Fuße so schnell als möglich im Kreise umher und zwar so lange, bis die Musik aufhört. Nach einer kleinen Pause fängt die zweite Melodie an und dauert ebenfalls einige Minuten; dann kommt der dritte und endlich der vierte Tanz; das Ende eines jeden Tanzes wird durch ein furchtbares Geschrei seitens der Männer bezeichnet. Während dieser Zeit hat der Indianer die Bude erreicht. In derselben angekommen muß er wieder vier Lieder singen und sobald er seinen Gesang beendet, rennen die Frauen Kopf über Hals aus dem Kreise und zwar durch denselben Eingang durch welchen sie eintraten; die übrigen drei Eingänge sind für die Männer bestimmt, die, weil sie die Kriegsutensilien tragen, von den Frauen nicht berührt werden dürfen; denn die Kriegsgeräthschaften der Dacotahs sind noch niemals durch Berührung von Frauen entweiht worden. Aus

derselben Ursache bilden die Männer beim Tanzen den inneren Ring zunächst des Pfostens, an dessen Fuße jene heiligen Geräthschaften liegen.

„Wenn der letzte (achte) Tanz beendigt ist, schießen die Jünglinge nach dem an dem Pfosten hängenden Donner; sobald er fällt stürzen sie Alle darauf los und suchen ihn zu erhaschen. Am Fuße des Pfostens steht ebenfalls ein mit Wasser und blauem Lehm angefülltes Gefäß. Während dem sie nun den Gott ergreifen, bemühen sie sich zugleich, das Wasser aus dem Gefäß zu trinken, von welchem auch kein Tropfen übrig gelassen werden darf. Ist dieses geschehen, so ergreifen sie die Knaben und Mädchen — die Repräsentanten des Krieges und Friedens — nehmen den Ersteren die Pfeifen und Keulen ab und wälzen sie alle Viere so lange im Kothe herum, bis die rothe, resp. blaue Farbe gänzlich von ihren Gesichtern verschwunden ist. So wenig sich auch die armen Kinder auf diesen Theil des Tanzes freuen, so unterwerfen sie sich doch willig der Ceremonie; weil dadurch die schädliche Macht des Donners zerstört wird.

„Jetzt, nachdem das Wasser getrunken und die Wächter des Donners ihrer Pfeifen und Keulen beraubt sind, beginnt ein furchtbares Geheul und es ist rein unmöglich den Lärm in Worten zu beschreiben, welchen dieses Jammern und Lamentiren verursacht. Jeder thut sein möglichstes dabei und es fällt wahrlich Niemandem ein, seine Lunge nur im Geringsten schonen zu wollen.

„Ehe die Männer den Donner beschießen, müssen die Frauen den Kreis verlassen haben, auch darf während der ganzen Ceremonie außer dem Tanzgeber keiner der Anwesenden singen. Die Tänzer und Medicinmänner sowol als auch die Zuschauer sind alle so fein als möglich gekleidet; während die Hauptperson in der ganzen Ceremonie, der donnerfürchtende Indianer, seine allerschlechtesten Kleider anzieht und sich überhaupt so häßlich als möglich zu machen sucht.

Bei'm Ahahkah Kapah oder Elennthiertanze wird ebenfalls gegen das Bildniß des Donners gekämpft. Die Dacotahs haben eine große Meinung von der Majestät des Donners und folglich auch von ihrer eigenen Geschicklichkeit in dem (vermeintlich mit Sieg gekrönten) Kampfe gegen denselben.

Ein Traum, in welchem Elennthiere vorkommen, beunruhigt den Dacotah nicht wenig und er ruht nicht eher, als bis er einen Freund dazu überredet hat, ihm im Tanze beizustehen. Die Tänzer müssen alle Kleidungsstücke ablegen, den Körper mit röthlich-grauer Farbe bestreichen, (gleich der des Elenn-

thieres) und sich mit ungefähr 12 Fuß hohen jungen Bäumen versehen, an welchen die Aeste und Blätter sich noch befinden und deren sie sich beim Laufen oder Springen und im Kampfe mit dem an einen Pfahl befestigten Donner-Bildniß bedienen.

Die Tänzer rennen in einer Entfernung von 200 Schritten im Galopp um den Pfosten herum, nähern sich demselben nach und nach und schlagen mit ihren Bäumen — immer dabei tanzend — so lange nach dem Donner, bis es ihnen gelingt ihn zum Falle zu bringen.

Damit endet die Ceremonie und der Träumer hat so lange Nichts mehr von Elennthieren zu fürchten, bis sie ihm von Neuem wieder erscheinen."

Der Hundtanz wird von Jünglingen gegeben, welche zum ersten Male in den Krieg ziehen. Wie beim Donnertanze wird auch hier ein Kreis gezogen, und innerhalb desselben ein aus Büffelhäuten gemachter Tunnel von 15—20 Fuß Länge und 5 Fuß Höhe errichtet. In demselben sitzen die mit ihren Zaubergegenständen versehenen Medicinmänner, welche ein immerwährendes Trommeln und Singen unterhalten. Unterdessen wird ein Hund getödtet, die Leber aus dem Körper gerissen und an einen 5 Fuß hohen Pfahl befestigt. Die jungen Krieger versuchen nun, die Hände auf den Rücken gelegt, ein Stück davon abzubeißen, was ihnen, so schwer es auch fällt, doch nach und nach gelingt. Ist die erste Leber verzehrt, so wird ein anderer Hund getödtet und dieselbe Operation beginnt von Neuem. So lange jemand einen Hund in den Kreis wirft müssen die zukünftigen Helden die rohe Leber verschlingen.

Major Eastman, welchem der Verfasser dieses Werkes für zahlreiche Skizzen und Mittheilungen über indianische Zustände verbunden ist, erzählt folgende komische Anekdote:

„Ich hörte einmal, daß in der Nähe von Fort Snelling ein Hundtanz stattfinden sollte und wollte diese Gelegenheit benützen, um zu erfahren, wie viele Hundelebern diese Heldensöhne versorgen könnten. Ich schickte deshalb in ein benachbartes Dorf, ließ ein Dutzend Hunde kaufen, begab mich mit diesen nach dem Tanzplatze und kam eben an, als die dritte oder vierte Leber verzehrt worden war. Ich opferte einen meiner Hunde und der Tanz ging augenblicklich mit erneuerter Frische los; denn die Indianer fühlten sich nicht wenig geschmeichelt, daß ein Weißer und ein so großer Häuptling sie nicht nur mit seiner Gegenwart beehrt, sondern auch thätigen Antheil an ihrem Feste genommen hatte. Noch vier unglückliche Hunde wurden entlebert, und ich dachte

schon daran den sechsten hineinwerfen lassen zu wollen, als die Indianer anfingen in ihrem Eifer nachzulassen. Sie hatten wahrscheinlich das Magenweh bekommen und die Aussicht auf noch sieben Lebern war ihnen zu viel; es wurde ihnen übel und sie zogen sich trotz der lebhaften Anfeuerungen der Medicinmänner zurück.

Da nun keine rohen Lebern mehr gegessen werden konnten, wurde aus den andern Hunden ein großes Ragout gemacht, zu welchem mich die Indianer einluden. Ich mußte mitessen; denn wer die Gastfreundschaft der rothen Leute einmal angenommen hat, muß essen was man ihm vorsetzt; ein Abweichen von dieser Regel wäre eine tödtliche Beleidigung. Uebrigens ist das Hundefleisch gar nicht zu verachten, d. h. wenn es gekocht ist!"

Der Todtentanz findet statt nach dem Ableben eines Häuptlings, bei welcher Gelegenheit der ganze Nachlaß desselben unter seinen Verwandten vertheilt wird. Gewöhnlich belaufen sich die Kosten des Tanzes und des denselben begleitenden Males auf den ganzen Werth des Nachlasses, und die Erben bekommen Nichts.

Beschreibung der Illustration: „Ein Prairiebrand."

Der Zweck dieser Prairiebrände ist doppelter Natur; entweder um das Wild in größeren Massen erlegen zu können, oder (besonders in der Nähe von Colonie'n) um das alte Gras zu zerstören, damit das zarte, nahrhafte junge Gras, das im Frühlinge hervorbricht, sich um so leichter entwickeln und in den Bereich des Viehes gelangen könne; und um das Anwachsen von Bäumen zu verhindern, welches andernfalls sicherlich erfolgen würde.

Wenn (wie in dem anliegenden Blatte) Auswanderer von einem Prairiebrande überrascht werden, so mähen sie das Gras auf einer Strecke Landes, groß genug um mit ihrem Wagen, Pferden u. s. w. darauf stehen zu können, ab. Dann legen sie es auf einen Haufen, stecken es in Brand und derselbe Wind der das erste Feuer auf sie zuführt, treibt das zweite, selbstangezündete, von ihnen weg und sie befinden sich, obwol von einem Feuermeere umgeben in ziemlicher Sicherheit; denn wo einmal das Gras abgeschnitten ist, fehlt es dem Feuer an Nahrungsstoff, und der von ersterem gesäuberte Platz bleibt verschont.



PRAIRIE ON FIRE.

PRAIRIE IM BRAND.



Das Prairiegras erreicht gewöhnlich eine Höhe von 8 bis 12 Zoll; wo aber der Boden morastig ist wird es nicht selten 8 bis 10 Fuß hoch.

Auf diese Weise wird es erfahrenen Leuten möglich einem schrecklichen Schicksale zu entgehen. Aber leider kommt zuweilen der Fall vor, daß sich Auswanderer auf die Prairien hinauswagen, welche diese Verhältnisse nicht kennen und aus Mangel an Erfahrung oder an den mit dem Lande vertrauten Führern, elendiglich in den Flammen umkommen müssen.

Ein Prairiebrand.

Unter den Erscheinungen, welche das westliche America besonders scharf charakterisiren, nehmen die beinahe in allen Theilen desselben existirenden Prairien eine hervorragende Stellung ein. Es giebt deren zweierlei: rollende und flache. Die Ersteren wurden schon in einer früheren Nummer dieses Werkes beschrieben; den Letzteren seien die folgenden Zeilen gewidmet.

Flache Prairien sind Ebenen mit sehr fruchtbarem, vom Wasser angeschwemmtem Boden; sie treiben gerades, hohes Gras, sind zuweilen von See'n durchbrochen, und hie und da findet sich eine Gruppe von wilden Aepfel- oder auch gewöhnlichen Waldbäumen darauf, die sich wie Inseln mitten in einem grünen, grasigen Oceane ausnehmen. Es giebt Prairien von verschiedener Größe — von einer Meile bis zu Tausenden von Meilen in Ausdehnung. Die größten liegen im fernen Westen, der Heimath des Büffels und des rothen Jägers. Da wo sie theilweise cultivirt sind und das jährliche Abbrennen derselben unterlassen wird, wie es in den „Staaten" (östlich vom Mississippi) der Fall ist, wachsen in kurzer Zeit Bäume darauf. Der Boden ist mit nur wenigen Ausnahmen sehr fruchtbar und die alljährlich daraus erzielten Ernten an indianischem Korn und ähnlichen Früchten sind sehr bedeutend. In der Nähe von Ansiedelungen werden sie vorzugsweise als Weideplätze für Pferde, Rindvieh und Schweine benützt und es finden sich dort ganze Heerden von Hirschen und Rehen, welche sich in der Nähe von Colonien stark vermehren; da die beiden Hauptfeinde derselben, Indianer und Wölfe, in demselben Maaße abnehmen, in welchem Cultur und Civilisation voranschreiten. Wilde Truthhühner, Enten, Rebhühner, Schnepfen und Kaninchen werden in Massen auf denselben angetroffen und gewähren dem

Jagdliebhaber sehr viel Unterhaltung. Auch zahlreiche andere Thiere giebt es hier als: Waschbären, Opossums, Maulwürfe u. s. w. Die tiefe Stille, die den Reisenden beinahe immer auf diesen weiten Ebenen umgiebt, wird zuweilen durch ein Geräusch unterbrochen, als wäre eine Meute von Hunden auf der Prairie losgelassen; er sieht sich staunend um und erblickt einen edlen Sechszehnender, von einem Rudel hungriger Wölfe verfolgt, mit Blitzesschnelle vorübereilen. Aber umsonst schweift sein Auge in die Ferne, einen menschlichen Jäger zu entdecken, denn selbst die Rothhaut ist auf diesem wasserlosen Meere eine seltne Erscheinung.

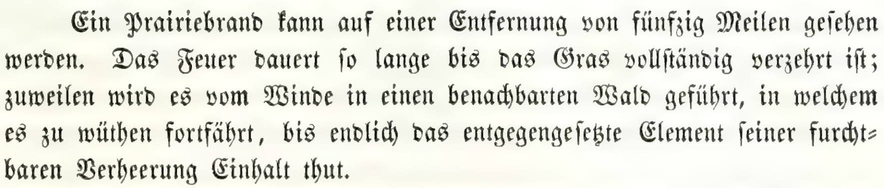
Theoretiker nehmen an, daß diese Prairien ursprünglich von Wasserflächen — See'n oder Meeren — bedeckt gewesen seien, und diese Ansicht wird durch den Charakter des angeschwemmten Bodens und die in den Kalksteinhügeln durchgehends aufgefundenen Muscheln jedenfalls bestärkt.

Alljährlich, gegen das Ende des Monates November wenn das Gras vollständig reif ist, werden die meisten Prairien in Brand gesteckt. Zuweilen entsteht das Feuer durch Zufall; meistens aber wird es von Jägern absichtlich angelegt.

Das trockene Gras, das oft die Höhe eines Mannes zu Pferde erreicht, brennt mit einer ungeheuren Schnelligkeit und die Flamme verbreitet sich in wenigen Minuten meilenweit. Bei starkem Winde durchkreuzen ganze Garben des brennenden Materials die Luft gleich feurigen Meteoren und der Horizont ist soweit das Auge reicht von einer schwarzen Rauchwolke verschleiert, während unter demselben ein Flammenmeer sich über die Erde breitet und hier und da brennende Grasbüschel vom Winde getragen in phantastischen Formen umher zischen, die nicht undeutlich an gewisse Idee'n von verlorenen Seelen, Fegfeuer u. s. w. erinnern.

Die bewilderten Vögel flattern mit ängstlichem Geschrei über die Flammen; der furchtsame Hirsch verläßt geängstigt sein Lager und flieht mit Blitzesschnelle vor dem zerstörenden Etemente; und der hungrige Wolf eilt, der Beute vergessend, heulend den fernen Wäldern zu.

Wenn ein erfahrener Jäger von einem Prairiebrande überrascht wird, so zündet er schnell das Gras in seiner Nähe an (wie der alte Trapper in Coopers „Prairie"); der Wind trägt die Flamme schnell vorwärts und bahnt ihm den Weg zu einem sicheren Orte. So besiegt er Feuer durch Feuer und vermeidet durch seine kaltblütige Entschlossenheit einen unvermeidlichen Tod in den Flammen.



Ein Prairiebrand kann auf einer Entfernung von fünfzig Meilen gesehen werden. Das Feuer dauert so lange bis das Gras vollständig verzehrt ist; zuweilen wird es vom Winde in einen benachbarten Wald geführt, in welchem es zu wüthen fortfährt, bis endlich das entgegengesetzte Element seiner furchtbaren Verheerung Einhalt thut.

Im Frühlinge fangen die Prairien wieder zu grünen an, und lange vor dem nächsten Herbste sind alle Spuren des vorjährigen Brandes verschwunden; wenn nicht vielleicht der geschwärzte Stamm eines wurmstichigen und astlosen alten Baumes ein schwaches Zeugniß von der Wuth des zügellosen Elementes ablegt.

Man mag eine Prairie zu den verschiedensten Jahreszeiten und unter den verschiedensten Umständen erblicken — sie wird stets den Beschauer mit Gefühlen der höchsten Bewunderung und des lebendigsten Interesses erfüllen. Sie erscheint entweder in großartiger Schönheit oder in fürchterlicher Majestät. Beim hellen Mittags-Sonnenscheine gesehen, gleicht sie einem großen See mit sanft ondulirenden Wellen, und ihre verschiedenfarbigen Blumen spiegeln sich in den Strahlen der Sonne, wie phosphorische Funken auf der Oberfläche des Wassers. Und wenn der Mond mit seinem Silberlichte am Firmament aufgeht, so glaubt man sich auf Venedigs Lagunen versetzt, so ruhig und sanft dehnt sich das Gras-Meer aus; und der Wanderer fragt sich staunend, warum nicht die Sterne am Himmel in seiner klaren Tiefe sich spiegeln? Im Sturme scheinen die gewitterschweren Wolken

„der Erde näher als Gewohnheit will;"

und der Blitz fährt über die Grasfläche hin, als mähte ein unsichtbarer Schnitter mit feuriger Sense; während der Wind durch die langen Halme braust, die seufzend und stöhnend, als wären es Saiten aus Aeolus' Harfe, der unwiderstehlichen Macht sich fügen.

Der Reisende mag sich in der Mitte einer solchen Prairie mit Sonnenaufgang von seinem Lager erheben, und bis Sonnenuntergang unaufhörlich in gerader Linie vorwärts gehen, und wird doch immer die Grenzen derselben, die in den fernen Horizont zurückzutreten scheinen, noch nicht erreicht haben. Er hört das Gesumse der emsigen Biene und freut sich mit den bunten Schmetterlingen und den tausenderlei Insekten, die vor ihm herumschwirren; er erblickt in der Ferne unübersehbare Heerden von grasenden Büffeln, und den wilden, doch jetzt friedlichen Indianer eifrig mit der Jagd beschäftigt. Er hört das

muntere Wiehern der wilden Pferde, unter deren unbeschlagenen Hufen die Erde erdröhnt und die mit ihren freien Mähnen, wie Wimpeln vom Morgenwinde bewegt, sich über die Ebene ausbreiten. Das flinke Wild durchkreuzt zuweilen seinen Weg; der Wolf erhebt sich knurrend aus seinem Lager, und der kleine Prairiehund bellt noch von seinem Erdhügel herunter den Vorüberziehenden an, ehe er sich in seine unterirdische Wohnung zurückzieht. Obwol der Wanderer vielleicht nicht seines Gleichen auf der weiten Reise trifft, so ist er doch nicht ganz allein; denn überall zeigt sich ein reges Leben und, um in der emphatischen Sprache des Indianers zu reden: „Der große Geist weilt auf der Prairie."

Die Prairie.*)

I.

Im Frühling keimt's und grünt und blüht
Als wollt' Natur Natur gebären,
Und bis zum fernen Horizont
Bedeckt ein ungeheurer Teppich
Von tausend Arten wilder Blumen,
(Viel schöner als Ostindiens Kunstgewebe,)
Die scheinbar unbegrenzte Prairie.
Und wenn die Sonne durch den Nebel bricht,
Und tausend süße Wohlgerüche
Gleich Morgenopfern auf zum Himmel steigen,
Dann fühlt der Mensch erst recht, wie groß
Der Schöpfer solcher Schöpfung ist.

II.

Im Sommer steht die mächt'ge Prairie
Beinah in ihrer vollen Blüthe,
Und Worte reichen lange nicht
Den tiefen Eindruck zu beschreiben,
Den solcher Anblick auf uns macht.
Allein der Sonne heiße Gluth
Ist hier unmöglich zu ertragen;
Und Mensch und Thier flieht in die Wälder
Und sucht ermattet Ruh' und Kühle.

III.

Der Prairie höchste Glanzperiode
Tritt kurz vor ihrem Tode ein;
Denn erst im Herbst entfalten gänzlich
Die Blumen ihre Purpurblüthen;
Der Sonne milde Strahlen spiegeln
In ihren Kelchen golden dann,

*) Aus dem nächstens erscheinenden Werkchen: „Das Land der Indianer" Gedichte von G. B. Douglas. Illustrirt von Louis Toussaint.

Und auf der Blätter Silberrande
Sitzt wie ein glänzend Diadem,
— Mit Diamanten nicht zu gleichen —
Ein heller Kranz von Perlenthau.
Es säuseln leise Zephyrlüfte
Wie Geistertöne durch das Gras
Und kosen flüsternd mit den Blumen;
Und tausend Vögel, buntbefiedert,
Erheben sich und singen freudig
Mit hellem Klang des Schöpfers Lob.
. . . .
Doch wie's auch sonst im Erdenleben
Zum Leid der Menschen oft geschieht,
Daß zwei Extreme sich berühren,
(Und nimmer gut ist der Erfolg,)
So geht es hier; auf Freud' folgt Leid.
Des Menschen unbezähmte Gier
Hat nie genug an dem was ihm
Natur in weisem Maaße spendet,
Um seiner Jagdlust zu genügen
Greift er zum wilden Elemente,
Das, einmal seiner Fesseln ledig,
Der schwache Mensch nicht zähmen kann.
Und so vergeht der Prairie Pracht
Im Nu; ein tobend Feuermeer
Verzehrt des Westens schönste Zierde
Und wälzt sich unaufhaltsam fort,
Bis ihm ein and'res Element,
Den unbegrenzten Weg vertritt. —
Noch gestern blühend, lieblich duftend,
Lag stolz der Ocean von Gras;
Und heute steigen schwarze Wolken
Von der verheerten Brandstätt' auf.

IV.

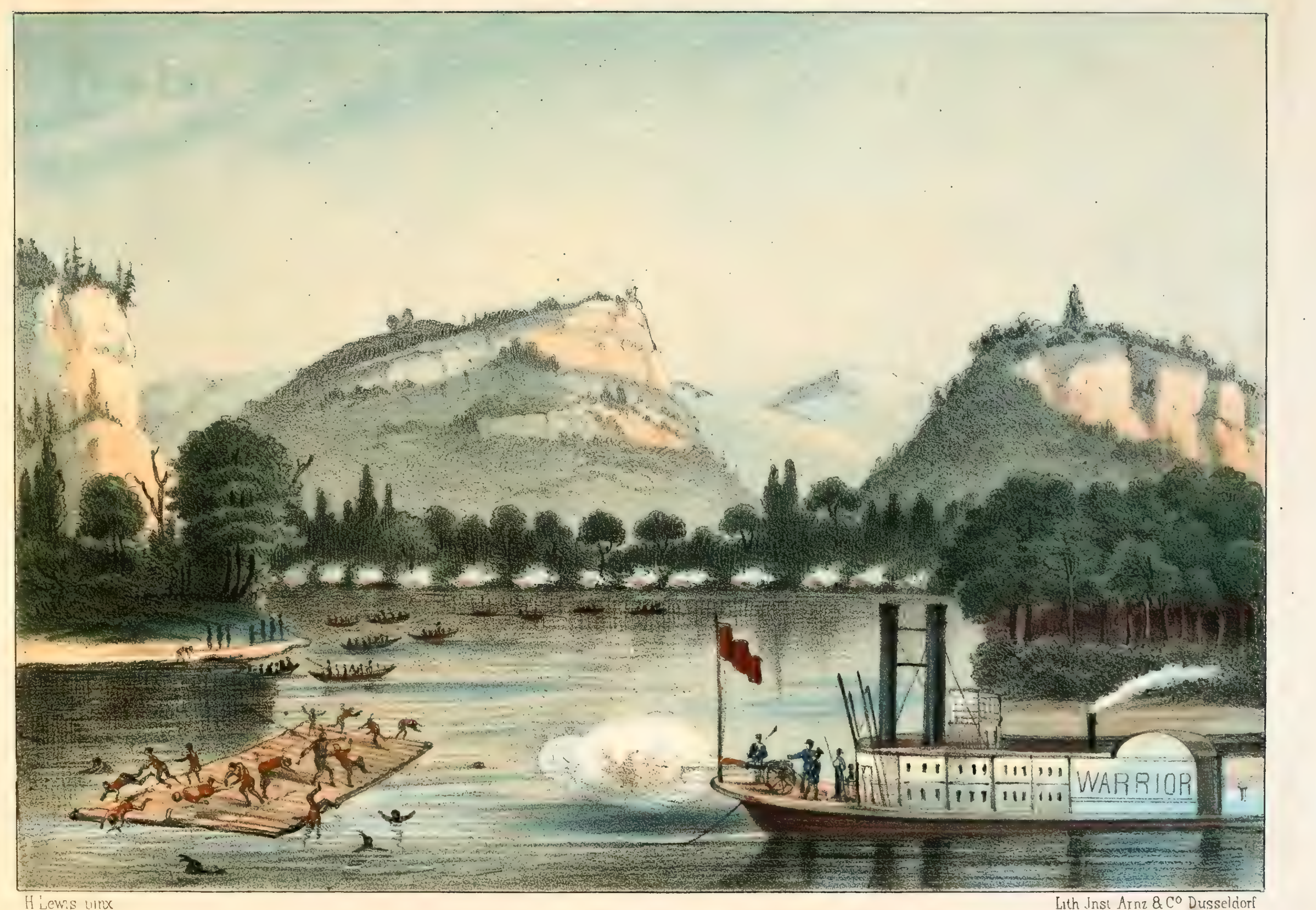
S'ist Winter! — statt des Blumenteppichs
Dehnt sich ein weites Grabkleid aus.
Entschwunden sind die Zephyrdüfte,
Verstummt der Vögel Lobgesang,
Und statt der Biene emsig Summen
Herrscht öde Stille rings umher.
Die Sonne wirft ihr grelles Licht
Auf einen großen, weißen Spiegel,
Und geht nach kurzer Tagesherrschaft
Im Westen kalt und schaurig unter.
Da ist kein Baum, kein Strauch, kein Halm
Dem müden Auge zur Erholung,
Und selbst den reinen Sternenhimmel
Verdunkelt wildes Schneegestöber.
Dem Wand'rer pocht das Herz wol lauter,

Der auf der öden Prairie weilt;
Ihm ist's als wär' die Welt gestorben,
Als lebte Niemand außer ihm;
Denn wo er nur das Aug' hinwendet,
Erblickt er ein Memento Mori,
Die Prairie, — wie ein starrer Leichnam
In ihr Sterbekleid gehüllt.
Doch weiß er wol, Tod ist nicht Tod
Wo's ein Auferstehen giebt;
Und die Welt ist nicht gestorben,
Und die Prairie ist nicht todt;
Denn der Lenz weckt sie bald wieder
Sanft mit einem Kusse auf.

Die Schlacht von Bad Axe.

Die Mündung des Bad Axe Flusses ist berühmt als der Ort, an welchem der Black-Hawk-Krieg beendigt wurde, und die Schönheit der Gegend ringsumher ist nicht weniger bekannt als jene historische Begebenheit selbst. Eine Kette von etwa zehn bis zwölf Hügeln, die sich dort zu einer bedeutenden Höhe erheben, ist besonders merkwürdig. Das üppige Wachsthum, welches sie alle bedeckt, wird in einer gewissen Höhe von einem ziemlich breiten Kalksteinstreifen unterbrochen, der mit dem Grase und Strauchwerk ober- und unterhalb desselben einen starken Contrast bildet und, aus der Ferne betrachtet, gleichsam wie ein lederner Gürtel aussieht. Zwischen dem Bad Axe- und Racoon-Flusse liegt eine große Prairie, die dem Reisenden eine angenehme Lagerstätte bietet. Die beiden Flüsse ergießen sich auf der Ostseite in den Mississippi; gegenüber der Mündung der Ersteren liegt eine große Insel und hier war es, wo im Sommer des Jahres 1832 die letzte Schlacht zwischen den Americanern und den Sac- und Fox-Indianern, im sogenannten Black-Hawk-Kriege, geschlagen wurde.

„**Muckatah Mis-haki-acki-ah**“ „der schwarze Sperlingfalke“ (Black-Hawk), dem jener Krieg sowol Namen als Ursprung verdankt, war ein berühmter und in der That ebenso ausgezeichneter Häuptling, als Pontinac oder Tecumseh; er besaß alle Eigenschaften, die einen wahren Helden ausmachen und nur wenige der Laster, welche dem indianischen Häuptlinge gewöhnlich eigen sind.



H Lewis pinx — Lith Inst Arnz & C° Dusseldorf

BATTLE OF BAD AXE. — SCHLACHT VON BAD AXE.



Die ersten Feindseligkeiten, die zu jenem Kriege führten, gingen von den Indianern aus. Rothvogel, (Red Bird) ein Dacotah-Häuptling, griff am 30. Juli 1827, in Verbindung mit Black-Hawk und einigen Indianern von beiden Stämmen, zwei Kielboote an, welche mit Proviant nach Fort Snelling segelten. Im Monat Juni 1827 wurde eine Gesellschaft von vierundzwanzig Chippeways, die einen Besuch zu Fort Snelling abstatten wollten, von den Dacotahs überfallen und acht Mann davon getödtet. Der Commandant zu Fort Snelling ergriff vier Dacotahs und lieferte sie den Chippeways aus, die sie auch sogleich erschossen. Um sich dafür zu rächen, ging Rothvogel, der schon einmal eine Schlappe von den Chippeways erhalten hatte, den Fluß hinunter nach Prairie du Chien, tödtete zwei Weiße und verwundete einen dritten; alsdann kaufte er von einem Pelzhändler ein Fäßchen Brantwein, versteckte sich an der Mündung des Bad Axe und erwartete die von Fort Snelling zurückkommenden Kielboote. Eines derselben fiel in den Hinterhalt, das jedoch nach einem vierstündigen Gefechte, in welchem zwei Leute getödtet und vier verwundet wurden, entkam. Um Mitternacht erschien das zweite Boot, das jedoch, durch die Finsterniß geschützt, seine Reise unangefochten fortsetzte.

Im September kam General Atkinson mit seiner Brigade an, nahm den Rothvogel mit noch sechs Winnebagoes gefangen und brachte sie nach Prairie du Chien. Rothvogel starb im Gefängnisse; die sechs Winnebagoes wurden im October vor Gericht gestellt und im December erschossen.

Black-Hawk, der ebenfalls gefangen und des Angriffes auf die Boote angeklagt war, wurde wegen Mangels an Beweisen frei gelassen, obwol er später seinen Antheil an dem Verbrechen bekannte.

Im Juli 1830 verkaufte Keokuck „der wachsame Wasserfuchs" zu Prairie du Chien alle den Sac- und Fox-Indianern gehörigen, östlich vom Mississippi gelegenen Ländereien an die Vereinigten Staaten. Das Dorf der Sacs stand schon seit hundert und fünfzig Jahren auf der durch den Zusammenfluß des Rockflusses mit dem Mississippi gebildeten Landspitze, umgeben von siebenhundert Morgen fruchtbarer Felder, die sich zwei bis drei Meilen weit längs des Mississippi hinzogen. Das ganze Grundeigenthum der Sac-Indianer erstreckte sich von der Mündung des Wisconsin bis zur Portage des Sioux an der Mündung des Missouri, hatte also einen Umfang von beinahe siebenhundert Meilen.

Dieser Vertrag erfüllte Black-Hawk mit Unwillen und Aerger. Er hätte gerne alle Besitzungen seines Stammes abgetreten, nur das alte Dorf mit den schönen Kornfeldern, welche die Squaws seiner Nation seit so vielen Jahren in Frieden bestellt hatten, und dem Todtenplatze, wo die Gebeine seiner Väter ruheten, wollte er um keinen Preis im Besitze der Blaßgesichter wissen. Er ging deßhalb im Frühling 1831 mit seiner Bande über den Fluß und ließ sich in seinem alten Wohnorte ruhig nieder. Allein im Monate Juni wurde er von General Gaines, an der Spitze von tausend Mann, angegriffen und wieder zurückgetrieben. Im Frühling 1832 kehrte er abermals zurück und wurde von General Atkinson zum zweiten Male verjagt. Bald darauf verbrannte General Whitesides die Stadt des Propheten am Rathflusse und am 14. Mai jagte Black-Hawk, mit vierzig Indianern, den Major Stillmann und seine zwei hundert und siebenzig Freiwillige dreißig Meilen weit bis nach Dixon's Ferry! Die Weißen verloren etwa zwölf Mann, deren Körper furchtbar verstümmelt wurden; die Indianer hatten nur zwei Todte.

Am 6. Juni waren drei tausend Mann unter Waffen gegen fünf hundert Indianer; dennoch schickte der Congreß damals sechshundert Jäger zu Pferde aus „zum Schutze der Grenzen." —

Vom 14. bis zum 29. Juni fielen verschiedene kleine Scharmützel vor, die jedoch zu keinem Resultate führten. Anfangs Juni brach die Cholera aus, die sowol unter den Indianern als auch unter den Weißen furchtbare Verheerungen anrichtete. Am 21. verlor Black-Hawk in einem Gefechte mit General Dodge sechszig Mann und beschloß hierauf sich mit seinem ganzen Stamme bei der Mündung des Bad Are über den Mississippi zurückzuziehen. Er erreichte diesen Punkt am 31. Juli mit seinem ungefähr vierhundert Köpfe zählenden Stamme, Frauen und Kinder inbegriffen; allein das Dampfschiff Warrior, Capitän Throckmorton, mit vierzig Mann und einem Sechspfünder, versperrte ihnen den Weg. Die Indianer kamen unbewaffnet an's Ufer und pflanzten zwei weiße Flaggen auf, worauf ihnen der Capitän befahl, ein Canoe an's Dampfschiff zu schicken. Da sie jedoch diesem Befehle keine Folge leisteten, so vermuthete man Verrath und ein mörderisches Feuer wurde auf sie eröffnet. Am nächsten Morgen kam General Atkinson zu Lande herauf; die Indianer befanden sich jetzt zwischen zwei Feuern und erlitten nach einem hartnäckigen Kampfe von drei Stunden einen Verlust von hundert und fünfzig Mann. Von den Amerikanern fielen siebenundzwanzig und beinahe ebensoviele wurden

verwundet. Fünfzig indianische Frauen und Kinder wurden gefangen genommen und eine große Anzahl fiel während des Kampfes. Eine junge Squaw von neunzehn Jahren war gerade damit beschäftigt ihr, Kind zu säugen, als eine Musketenkugel durch den Arm desselben und zugleich in ihre Brust schlug. Sie fiel, ihr Kind noch im Tode fest umklammernd!

Als Black-Hawk sah, daß Alles verloren war, floh er mit dem Propheten und dem Ueberbleibsel seiner Bande den Fluß hinauf und ergab sich bei Prairie du Chien den Winnebagoes, die vereint mit den Menomonees und Dacotahs gegen die Sac- und Fox-Indianer zu Felde gezogen waren. Die Squaws machten ihm und dem Propheten Anzüge von weißen Rehfellen, in welchen sie am 27. August an General Street zu Prairie du Chien ausgeliefert wurden. Dieser übergab sie dem Obristen Z. Taylor, nachmaligem Präsidenten von Nord-America), der damals zu Fort Crawfort commandirte, und dieser schickte sie den Fluß hinab nach der Jefferson's Kaserne unterhalb St. Louis, wo sie am 7. September ankamen und in Eisen geschlossen wurden. Eilf Häuptlinge und fünfzig Krieger, die auf Rock-Island (Felseninsel) gefangen waren, wurden in Freiheit gesetzt.

So endete der berühmte Black-Hawk-Krieg, der drei Monate lang gedauert hatte. Im September 1832 schloß General Scott einen Vertrag mit Keokuck zu Rock-Island, nach welchem die Ländereien von der Grenze des Staates Missouri, nördlich bis zu den neutralen Territorien, enthaltend sechs Millionen Morgen Landes, an die Vereinigten Staaten abgetreten wurden. Keokuck behielt übrigens vierzig Quadratmeilen Landes am Iowaflusse nebst seinem alten Dorfe für sich. Zur selben Zeit traten die Winnebagoes ihre südlich vom Wisconsin und östlich vom Mississippi gelegenen Ländereien, die 4,600,000 Morgen enthielten, an die Regierung ab. Für diese beiden Landstrecken wurden 600,000 Dollars*) gegeben und noch verschiedene andere Dinge versprochen. —

Im Jahre 1833 reiste Black-Hawk mit noch fünf Häuptlingen nach den östlichen Städten und stattete dem General Jackson zu Washington einen Besuch ab. Bei dieser Gelegenheit erschienen die folgenden Verse in einer Zeitung:

---

*) Während dreißig Jahren zahlbar; nämlich jedes Jahr 20,000 Dollars, theils in Geld theils in Waffen, Munition, Tuch, Mehl u. s. w.

Der Indianer-Häuptling in Washington.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Ist nicht dein Herz fern in den dichten Wäldern,
Wo dir der schlanke Wigwam steht?
Wo über den Gebeinen deiner Eltern
Der große Geist sich still ergeht?
Hast du, o Held, der wilden Schlacht vergessen
Und willst du hier des Friedens Macht ermessen?

Die Jäger zieh'n sobald's im Osten tagt,
Sie folgen rasch dem edlen Wild;
Doch wo bist du, der Schnellste auf der Jagd?
Wo ist dein Bogen, wo dein Schild?
Der Wald ertönt vom lust'gen Jagdgeschrei;
Doch wo bist du? Dich seh' ich nicht dabei.

Der Tag verrinnt; mit ihm der Jagdlust Freude,
Am Wachtfeu'r regt sich's emsiglich;
Und ringsumher, zufrieden mit der Beute,
Die müden Jäger lagern sich.
Und wo bist Du? Dein Bogen ungespannt,
Dein Köcher leer, hängt friedlich an der Wand.

Ach fern weilst du von Prairie, See und Wald
Zu Washington der Weißen Gast;
Doch läßt der Hauptstadt bunt Gewühl dich kalt,
Weil du nicht Raum, nicht Freiheit hast.
Dir fehlt der Berge milder Sonnenschein,
Du kannst civilisirt nicht glücklich sein.

Im Jahre 1848 starb Black-Hawk im Dorfe Keokuck's. Keokuck selbst war schon 1847 an Gift gestorben. (Nach Andern an Whiskey.) Noch viele Jahre nach der unglücklichen Schlacht sah man die Gebeine der gefallenen Indianer am Ufer bleichen und selbst heute ist es nichts Seltenes, solche in der Nähe der Mündung des Bad Axe zu finden. Nicht weit von diesem Orte entfernt steht eine unbewohnte Hütte; es war die Wohnung eines alten Pelzhändlers, Namens Patrell. Schwarze Erinnerungen, Geschichten von Raub und Mord knüpfen sich an diese Hütte; sie steht verlassen und der Wanderer lauscht mit Entsetzen der Erzählung seines Führers, wenn er die grausige Stätte besucht. —

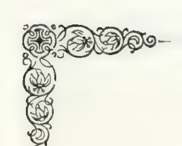
Gerade unterhalb dieser Stelle, am Fuße hoher Felsenberge lag einst das Dorf des großen Winnebago-Häuptlings „Win-ni-sheek;“ es ist jetzt nur noch von einem Pelzhändler (Trader) Namens Bonbare, bewohnt, der dort mit den wenigern Indianern, die jenen Ort besuchen, den Pelzhandel betreibt. —



H Lewis pinx. | Lith. Jnst. Arnz & C° Dusseldorf

JNDIANS SPEARING FISH. | JNDIANER BEIM FISCHSPIESSEN.







Das Fischspießen.

Das Fischspießen ist eine Lieblingsbeschäftigung der Indianer, besonders der Chippeways, sowie es überhaupt bei den meisten Stämmen einen Hauptnahrungszweig bildet.

Die Indianer wählen zum Fischspießen gewöhnlich eine Uferstelle, wo die Fische in Massen angetroffen werden und das Wasser tief ist. Dort zünden sie ein großes Feuer an und die Fische, durch den Schein desselben herbeigelockt, versammeln sich in großer Anzahl und fallen eine leichte Beute des speerbewaffneten Fischers. Die Indianer treffen die Fische mit der größten Sicherheit und es kommt nur selten vor, daß sie ihre mit Widerhaken versehene Lanze zurückziehen, ohne einen Fisch daran zappeln zu sehen. Zuweilen wird diese Art von Fischerei in einem Boote auf dem Flusse umherfahrend betrieben. Drei Indianer bemannen gewöhnlich ein solches Boot; einer derselben führt die Lanze, ein zweiter hält eine brennende Fackel und der dritte rudert. Zuweilen auch werden Fische mit Pfeilen geschossen, an welchen eine leichte Leine befestigt wird. — Auch Hirsche werden zuweilen bei Feuerschein gejagt. Sie haben gewöhnlich ihre festen Wechsel und pflegen, von den Musquitos gepeinigt, an solchen Stellen stundenlang bis an den Kopf im Wasser zu stehen. In der Nähe dieser Wechsel zünden die Indianer ebenfalls ein Feuer an und die Thiere, anstatt, wie man glauben möchte, dadurch verscheucht zu werden, bleiben im Gegentheil stehen und schauen neugierig in die helle Flamme. Der Jäger liegt entweder im Grase oder hinter einem Busche verborgen und es kostet ihn wenig Mühe, das durch den Feuerschein und die Musquitos gleichsam an die Stelle festgezauberte Wild zu erlegen. — Ein Indianer am St. Croixflusse will auf diese Weise an einem Abende neun Hirsche erlegt haben. —

Die Chippeway Indianer.

Wir befinden uns jetzt in dem früher von den Chippeways bewohnten Lande. Der Stamm ist einer der mächtigsten unter allen indianischen Nationen und die Anzahl seiner Glieder beträgt immer noch 20 bis 30 Tausend. Ihre Ländereien erstreckten sich früher östlich vom Mississippi bis zu den Ufern

der großen See'n und nördlich bis zu den Besitzungen der Hudsons-Bay-Pelz-Gesellschaft. Unter allen Indianerstämmen scheinen die in der Nähe der Quellen des Mississippi lebenden Chippeways von der Natur am meisten bevorzugt zu sein. Sie haben Fische aller Art, wilden Reis, Zuckerahorn und Wild in Ueberfluß; das Clima eignet sich vorzüglich zum Anbau von Korn, Waizen, Gerste und Mais, und die Kartoffeln gedeihen hier bei weitem besser als in den mittlern Staaten der Union. Die Jagd bildet einen besonders ersprießlichen Handelszweig; denn es gibt hier Bären, Hirsche, Elennthiere, Wölfe, Füchse, Vielfraße, Fischottern, Iltisse, Waschbären, Marder, Wiesel, Biber u. s. w. in großer Anzahl, obwol die Letzteren seit einiger Zeit etwas seltener in dieser Gegend gefangen werden. Auch das amerikanische Moosthier wird zuweilen angetroffen und man kann also annehmen, daß dieses die einzige Gegend in den Vereinigten Staaten sei, welche die feineren Pelzsorten zu liefern vermag. Die amerikanische Pelzgesellschaft unter der Firma Pièrre Chouteau u. Comp. in St. Louis betreibt ausschließlich den Handel mit diesen Indianern.

Als Nation sind die Chippeways von den Dacotahs, wie überhaupt von allen andern Indianerstämmen durchaus verschieden. In Sprache, Sitten und Gebräuchen, Kleidung und Gesichtstypus unterscheiden sie sich gänzlich von ihren Nachbarn, und ihre Häuser und Canoes construiren sie ebenfalls auf eine ihnen eigenthümliche Weise. In Person sind sie schlank und mager, aber gut geformt und thätig, obwol nicht stark. Bescheidenheit ist ihre kleinste Tugend und daß die Chippeways die edelsten Geschöpfe des Weltalls und die Weißen bloß dazu bestimmt sind, sie mit den nöthigen Lebensbedürfnissen zu versehen, ist eine ausgemachte Sache; darum hört man auch oft das für uns wenig schmeichelhafte Sprichwort aus ihrem Munde:

„so dumm wie ein Weißer!"

Die Chippeways und einige ihnen verwandte Stämme führen eine Art Wappen, (totem) wozu sie die Bildnisse von Thieren, als: Hirschen, Schwänen, Fischen u. s. w. benutzen. Die Glieder zweier Familien, welche ein und dasselbe Wappen führen, dürfen nie zusammen heirathen; denn sie werden als Blutsverwandte betrachtet. — Sie haben verschiedene Feste, Sagen und Gesänge und glauben, gleich allen Indianern, an Träume. Sie feiern Todten-, Traum-, Medicin- (oder Zauber-) und Jünglings-Feste, die Letzteren wenn ein Jüngling sein erstes Wild erlegt hat. Aber nicht nur Fest- sondern auch Fasttage gibt es bei den Chippeways und sie lassen es sich äußerst ange-

legen sein, ihre Kinder durch Lob und andere Reizmittel zwei bis drei Tage lang zur Enthaltsamkeit von Nahrungsmitteln anzufeuern. Dadurch wird es ihnen in späteren Jahren um so leichter, eine Zeit lang Mangel leiden zu können, ein Umstand, der um so häufiger unter den Indianern vorkommt, als sie durch den Riesenarm der Civilisation verdrängt und das Wild und andere Urproducte seltener werden. Fische und Reis bilden übrigens ihre Haupt-Nahrungsmittel und stehen ihnen beinahe zu jeder Zeit zu Gebote.

Die Chippeways theilen sich in Familien, weil die Natur des Landes es ihnen weniger gestattet, in ganzen Stämmen zusammenzuwohnen. Zwischen ihnen und den Dacotahs besteht eine immerwährende, unversöhnliche Feindschaft. — Eine Missionsgesellschaft, die „Baptist Missionary Society“ hat sich diese Gegend zum Arbeitsfelde auserseben und ist, wie man sagt, zu manchen befriedigenden Resultaten gelangt. Der Weg zu einem nutzbringenderen Glauben, besseren Einrichtungen und angemesseneren Beschäftigungen ist ihnen eröffnet; das Fortschreiten auf demselben geht übrigens etwas langsam und beschränkt sich bis jetzt noch auf einzelne Individuen. — Die Chippeways glauben an ein höheres Wesen, einen „Meister des Lebens“; allein sie haben keine Idee von einer moralischen Verantwortlichkeit. Vielweiberei ist gestattet und Heirathsceremonien gibt es nicht bei ihnen. Die Verwandten besorgen unter sich die nöthigen Einleitungen zu einer Verbindung und während der Bräutigam abwesend ist, wird ihm die Braut in seinen Wigwam gebracht. Kommt er nach Hause und ist mit der ihm zugedachten Ehehälfte zufrieden, so setzt er sich zu ihr und die Sache geht ihren gewöhnlichen Gang; im entgegengesetzten Falle aber verläßt er die Wohnung, wodurch er seine Mißbilligung an den Tag legt. —

Die Todten werden bei den Chippeways (wie schon früher beschrieben) eine Zeit lang auf Gestellen oder Bäumen aufbewahrt und die Gebeine nach einer gegebenen Frist begraben. Während der ersten Nächte nach dem Begräbnisse wird ein Feuer über dem Grabe angezündet; ein Gebrauch, der seinen Ursprung folgender Sage verdankt: —

„Die Chippeway-Krieger begegneten einmal ihren Feinden auf einer weiten Ebene und es kam zu einem blutigen Gefechte. Ihr Anführer war ein berühmter Held, der übrigens noch niemals solche Kraft und Muth an den Tag gelegt hatte, wie bei dieser Gelegenheit. Während die Feinde flohen und das Siegesgeschrei der Chippeways ertönte, fuhr ein Pfeil in des Häuptlings Brust, der ihn todt zu Boden streckte. Ein im Kampfe gefallener Krieger

wird nicht begraben, sondern auf der Erde sitzend, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, das Gesicht nach der Gegend gewandt, wohin die Feinde flohen. Kopfputz, Kleidungsstücke und Waffen werden sorgfältig zurecht gelegt, gerade als schliefe er nur und sollte sich beim Erwachen derselben bedienen. — In dieser Position verließen die Chippeways ihren Häuptling. Allein die Wunde, die er erhalten hatte, war wider alles Erwarten nicht tödtlich. Obwol des Sprachvermögens beraubt und zu schwach um sich zu bewegen, hörte der vermeintliche Todte Alles, was um ihn her vorging. Er vernahm deutlich die Todtenklage seiner Krieger, ohne im Stande zu sein den Irrthum aufzudecken. Als er den Händedruck der Freunde fühlte, wie sie der Reihe nach Abschied von ihm nahmen und sich endlich ganz allein und verlassen wußte, überkam ihn eine fürchterliche Angst und er strengte seine ganze Willenskraft an, um ihnen zu folgen. Es gelang ihm endlich sich zu erheben und es schien ihm, als bewege er sich nach der Richtung hin, die seine Freunde eingeschlagen hatten. Allein sein Körper war ihnen unsichtbar und seine Leiden wurden dadurch nur vergrößert. Er ließ sich übrigens keine Mühe verdrießen und wanderte immer mit ihnen fort. Wenn sie gingen, so ging er auch; ruheten sie, so ruhete auch er; schliefen sie, so schlief er mit, und wenn sie erwachten, so erwachte er ebenfalls. Kurz er that Alles was sie thaten; nur an ihren Erholungen konnte er, den Schlaf ausgenommen, keinen Antheil nehmen und das Vergnügen sich mit ihnen zu unterhalten war ihm versagt; denn sie hörten keine Sylbe, er mochte auch sprechen so viel er wollte. „Ist es möglich," rief er aus, „daß Ihr mich nicht sehet? Höret Ihr denn nicht, daß ich zu Euch rede? Wollt Ihr mich denn zu Tode bluten lassen, ohne nur einen Versuch gemacht zu haben, meine Wunden zu verbinden? soll ich denn verhungern, da Ihr Ueberfluß habt? ist denn Keiner unter denen, die ich so oft zum Siege führte, der mir ein Stück Brod reicht in meiner Noth?" So fuhr er fort an jedem Haltplatze seine Freunde zu ermahnen, allein Niemand vernahm seine Klage; wol hörten sie zuweilen leise Töne, allein sie glaubten es sei der Wind, der durch die Bäume strich, oder das Laub, das von den Aesten fiel.

Endlich erreichten die Krieger ihr Dorf. Frauen und Kinder kamen ihnen entgegen, wie es der Brauch ist, sie zu bewillkommen und ihren Ruhm zu besingen. Kumaudjeewug! Kumaudjeewug! Kumaudjeewug! — „sie sahen den Feind, fochten und siegten!" — tönte es aus jedem Munde, und die Nachricht von ihrer Ankunft flog mit Blitzesschnelle durch die benach-



H. Lewis pinx. Lith. Inst. Arnz & C[o] Dusseldorf

HUNTING THE DEER BY MOONLIGHT. HIRSCHJAGD BEI MONDSCHEIN.



barten Dörfer. Wer einen Freund verloren hatte kam, um sich über die Umstände seines Todes zu erkundigen; der alte Vater tröstete sich über den Verlust seines Sohnes mit dem Ruhme, den er in der Schlacht erworben; selbst die junge Wittwe vergaß ihren Schmerz, als sie von den Heldenthaten ihres Gatten hörte und die kleinsten Kinder stimmten in Ausrufungen ein, deren Sinn sie kaum verstehen konnten. Aber Niemand ahnte die Gegenwart des verwundeten Häuptlings. Er hörte, daß man sich nach seinem Schicksale erkundigte, daß er brav gefochten habe und, von einem Pfeil getroffen, todt auf dem Schlachtfelde liegen geblieben sei. Das war zu viel für ihn; erzürnt trat er unter seine klagenden Freunde und rief mit lauter Stimme: „Es ist nicht wahr, daß ich getödtet wurde und auf dem Schlachtfelde liegen blieb; ich bin hier! ich lebe! ich bewege mich! sehet doch! berührt mich nur! ich werde meine Lanze noch lange im Kampfe schwingen und beim Feste meine Trommel schlagen!" Allein Niemand sah und hörte ihn, es war alles vergebens. Endlich fiel es ihm ein, nach seinem Wigwam zu gehen; dort fand er seine Frau, wie sie sich die Haare ausriß und mit schmerzlichem Weinen sein Schicksal beklagte. Er versuchte es sich ihr bemerkbar zu machen, allein sie beachtete ihn nicht; er bat sie seine Wunden zu verbinden — sie rührte sich nicht; er schrie aus Leibeskräften in ihr Ohr: „Gieb mir zu essen, ich bin hungrig!" sie hörte blos ein leises Sausen, das war Alles. Erzürnt über ihr hartnäckiges Stillschweigen schlug er sie mit der geballten Faust auf den Kopf — und die gute Frau sagte zu einer anwesenden Nachbarin: „Ich habe Kopfweh."

Jetzt erst ging ihm ein Licht auf; er erinnerte sich als Knabe gehört zu haben, daß es dem Geist zuweilen erlaubt sei, nach dem Tode auf der Erde herumzuwandern und es fiel ihm ein, daß sein Körper auf dem Schlachtfelde liegen geblieben sein könne, während sein Geist die Krieger in das Dorf begleitete. Er beschloß also auf das Schlachtfeld zurückzukehren, obwol es vier Tagereisen weit entfernt lag, und machte sich auch gleich auf den Weg. Die ersten drei Tage seiner Reise vergingen, ohne daß ihm etwas Ungewöhnliches begegnete; als er aber am Abende des vierten Tages in die Nähe des Schlachtfeldes gelangte, sah er vor sich auf dem Wege ein Feuer brennen. Er trat auf die Seite, um auszuweichen; allein das Feuer hatte ebenfalls seinen Platz verlassen und war gerade vor ihm. Er ging auf die andere Seite und auch dort versperrte ihm das Feuer den Weg. Es schien entschlossen, ihm den Eingang zum Schlachtfelde verbieten zu wollen. Da verließ ihn endlich

die Geduld und er rief zornig aus: „Du Dämon! warum versperrst Du mir den Weg? Weißt Du nicht daß auch ich ein Geist bin und in meinen Körper zurückkehren will, oder glaubst Du, daß ich mich an der Ausführung meines Vorhabens verhindern lassen werde? Wisse denn, daß ich stets die Feinde meiner Nation besiegt habe und auch Dich besiegen kann!“ und mit einem Satze sprang er über das Feuer hinweg. Durch die Anstrengung erwachte er von seiner achttägigen Ohnmacht und fand sich auf der Erde sitzend, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt und seine Waffen zur Seite, gerade so wie ihn seine Krieger auf dem Schlachtfelde verlassen hatten. Die Augen erhebend, erblickte er über sich in den Aesten des Baumes einen großen Canieu oder Kriegs-Adler, denselben, den er schon früher in einem Traume gesehen und sich zum Schutzgeiste erkohren hatte. Dieser Vogel hatte ihn während der ganzen Zeit bewacht und die andern Raubthiere von seinem Körper abgehalten. — Er erhob sich und versuchte zu gehen, war aber noch zu schwach; das geronnene Blut hatte zwar die Wunde geschlossen, allein er durfte es doch noch nicht wagen sich anzustrengen, ehe sie verbunden oder geheilt war. Dieß gelang ihm auch bald mit Hülfe verschiedener Kräuter, deren Heilkräfte ihm bekannt waren. Endlich war er so weit hergestellt, daß er die Reise beginnen konnte. Unterwegs plagte ihn der Hunger, denn er sah kein großes Wild, jedoch gelang es ihm einige kleine Vögel zu schießen, die er des Nachts am Feuer röstete. Auf diese Weise schleppte er sich mühsam vorwärts, bis er endlich an einen Fluß kam, der ihn von seinem Dorfe trennte. Er gab das bekannte Signal, welches die Rückkehr eines abwesenden Freundes andeutet, worauf sogleich von der andern Seite ein Canoe abstieß, um ihn herüber zu holen. Das ganze Dorf war auf den Beinen und Jeder bemühte sich zu errathen, wer der Kommende sein könne, da doch die Krieger längst wiedergekehrt und nur die Todten zurückgeblieben waren. Einige meinten, es seien Jäger aus einem benachbarten Dorfe; andere glaubten es seien Feinde, welche sich dieser List bedienten, um die Scalpen der Chippeways zu erobern, und die alten Leute drückten ihre Mißbilligung darüber aus, daß man sie nicht erst zu Rathe zog, ehe das Canoe abgeschickt wurde u. s. w. Unterdessen war der todtgeglaubte Häuptling an's Land gestiegen und trat nun in den Kreis seiner erstaunten Freunde. Jeder wollte der Erste sein, ihn zu bewillkommen und die Verwunderung und Freude wollte gar kein Ende nehmen, als er seine Geschichte erzählte. Er schloß mit der Bemerkung, daß es am Besten sei man unterhalte während der ersten vier Nächte nach einem Begräbnisse

ein Feuer über dem Grabe, weil der Geist vier Tage lang reisen müsse, um in das Land des Lebens zu kommen, während dieser Zeit ein Feuer nöthig habe; die Freunde ersparten ihm dadurch die Mühe es selbst machen zu müssen und er könne dann sich um so eher der Helle und Wärme desselben erfreuen." Seit jener Zeit ist es bei den Chippeways zum Gebrauche geworden, während der ersten vier Tage und Nächte ein Feuer für den Todten zu unterhalten, was aber weniger des Geistes als des Körpers halber geschehen mag; denn der eigentliche Grund liegt wol in dem Umstande, daß die Wölfe den Leichnam in weniger als vier Nächten ausscharren und wandernde Geister es dann schwer finden würden, in ihre Körper zurückzukehren.

Es ist nicht selten, daß die Indianer sich alte Gebräuche oder auch Naturerscheinungen, deren Ursprung ihnen unbegreiflich ist, auf höchst ideale und in der That poetische Weise zu erklären suchen. Die eben erzählte Sage von dem in's Leben zurückgekehrten Häuptlinge liefert einen Beweis davon und der folgende Apolog ist nicht weniger dazu geeignet, das wild-poetische Gefühl dieser Naturmenschen im hellsten Lichte erscheinen zu lassen.

„Ein alter Mann mit grauen Haaren und langem Barte zog auf seinen Stab gestützt durch alle Länder und Zonen. Eines Tages, nachdem er vier Monate lang ohne Unterbrechung herumgezogen war, suchte er sich einen Ort aus, an welchem er wieder eine Zeit lang ausruhen könnte. Er hatte sich kaum niedergelassen, da sah er vor sich einen jungen Mann stehen von schöner Gestalt, mit rosigen Wangen, feurigen Augen und blumenbekränztem Haupte und aus seinem Munde kam ein Hauch, so süß wie der Duft der wilden Blumen des Gebirges. Sprach der alte Mann mit dem langen Barte zu ihm: „Laß uns hier zusammen ausruhen und mit einander reden. Aber zuvor laß uns ein Feuer anzünden und viel Holz zusammensuchen; denn wir werden es wol nöthig haben, um uns warm zu halten." Bald loderte die Flamme hell auf und die Beiden saßen vor derselben und erzählten einander woher sie kamen und was ihnen Alles begegnet war. Da wurde es dem jungen Manne kalt und er stützte den Kopf auf seine Hände, um sich warm zu halten. In diesem Augenblicke sprach der alte Mann: „Wenn ich über einen Fluß gehen will, so hauche ich seine Wellen an: sie werden hart und ich gehe über seine Oberfläche hinweg. Ich darf nur den Gewässern befehlen und sie stehen still, oder ich berühre sie mit dem Finger und sie werden hart wie ein Stein. Unter meinem Fußtritte werden weiche Dinge hart und meine Macht ist unbegrenzt."

Die Kälte wurde immer ärger und die Großsprecherei des Alten mochte wol den Jüngling langweilen; denn als der Morgen im Osten zu dämmern anfing, sprach er: „Nun mein Freund, ich möchte gern auch einmal reden.“ „Sprich“ erwiderte der Alte, „mein Ohr ist zwar alt, aber offen; ich kann hören.“ — „Auch ich“ fuhr der Jüngling fort, „durchziehe die ganze weite Welt. Ich sah die Erde mit Schnee bedeckt und die Wasser gehärtet wie Stein; aber ich brauchte blos darüber hinzuhauchen und der Schnee schmolz, das Eis brach, die Bergquellen fingen an zu rieseln und die Flüsse sich zu bewegen; unter meinem Fußtritte grünte die Erde, die Blumen blühten, die Vögel sangen fröhliche Lieder und Alles, was Deine große Macht geschaffen hatte, zerstob wie Spreu im Winde!“

Der alte Mann seufzte tief auf und sprach kopfschüttelnd zu dem Jünglinge: „Du bist der Frühling, ich kenne dich wol.“ „Recht,“ erwiderte Jener, „betrachte mein Haupt; es ist gekrönt mit Blumen und meine Wangen blühen wie Rosen; komm und berühre mich!“ „Du,“ sprach der Frühling „bist der Winter! Ich weiß wol, daß deine Macht groß ist, aber in mein Revier kannst du dich doch nicht wagen; dein Bart würde abfallen, deine Kraft vergehen und du würdest sterben.“ Der Alte fühlte die Wahrheit dieser Worte und ehe die Sonne am Himmel aufstieg war er verschwunden. Doch ehe sie schieden sprachen Beide: „Lebe wol, auf Wiederseh'n!“

In der beifolgenden Ansicht erscheinen zwei Hügel im Hintergrunde. Sie heißen: Cap à l'aile und Cap aux puants..

Scalpiren.

Dieser barbarische Gebrauch ist immer noch „gang und gäbe“ unter allen Indianerstämmen des Westens; sie scalpiren nicht nur die in der Schlacht getödteten Krieger, sondern auch Frauen und Kinder. Capitain Eastman zu Fort Snelling zeigte uns fünf Scalpen, welche die Dacotahs kurze Zeit vor unserer



H. Lewis pinx. Lith. Inst. Arnz & Co. Dusseldorf

SCALPING SCENE

on the Missisippi.



Anwesenheit im Fort, den Winnebagoes genommen hatten. Es ist übrigens nicht Gebrauch bei den Indianern, (wie häufig angenommen wird) den Kopf zu rasiren und blos ein Büschel Haare (Scalpirlocke) stehen zu lassen; wenigstens versichern mehrere Reisende, worunter der Autor dieser Skizzen, solches nie bei denselben bemerkt oder von ihnen gehört zu haben. Die fünf Scalpen zu Fort Snelling bestanden aus der ganzen obern Kopfhaut sammt allen Haaren und selbst die Ohren hingen noch daran. Jede Scalpe war auf einen runden Rahmen von Weidenholz ausgestreckt, welcher mit einem Griffe — zum Scalptanzen — versehen war. Die unglücklichen Eigenthümer derselben waren aus Versehen scalpirt worden. Die Dacotahs glaubten vorgeblich Chippeways vor sich gehabt zu haben und mußten für ihr Versehen nicht nur die Scalpen ausliefern, sondern auch noch an die Winnebagoes viertausend Dollars von ihrer jährlichen Grundrente als „Blutgeld" abtreten.

Es giebt übrigens doch Leute, wenn auch nur ausnahmsweise, welche das Scalpiren überlebt haben.

Ein Spanier zog einmal mit einer Karawane von Wagen und Maulthieren von Santa Fee nach St. Louis. Eines Tages ging er mit einem Amerikaner etwas voraus um zu jagen und wurde nebst seinem Begleiter von den Pawnee-Indianern überfallen. Sie setzten sich zwar muthig zur Wehre, wurden aber endlich zum Fallen gebracht, scalpirt und anscheinend todt auf dem Platze gelassen. Ihre ungewöhnlich lange Abwesenheit erfüllte das ganze Lager mit Besorgniß. Einige Jäger wurden abgeschickt, denen es auch bald gelang sie aufzufinden. Der Amerikaner war todt; aber der Spanier, obwohl von einem Pfeil getroffen, gespießt und scalpirt, lebte noch. Man brachte ihn in's Lager zurück, verband seine Wunden und pflegte ihn einige Tage lang; dann wurde er in einem Wagen nach der nächsten Stadt (Providence) gebracht, wo er sich so vollkommen erholte, daß er nach einiger Zeit seine alte Lebensweise wieder verfolgen konnte. Er trug von nun an natürlicherweise eine Perrücke und zieht sie als Vertheidigungsmittel selbst seiner guten Büchse vor; denn als er wieder einmal von den Indianern überfallen wurde, nahm er ruhig seine „Scalpe" herunter und schlug ihnen damit in's Gesicht. Die Indianer glaubten, er sei der Teufel und ergriffen schleunigst die Flucht.

Es ist bemerkenswerth, daß die Scalpen der Weißen, sei es aus Furcht oder aus Politik, auf schonendere Weise behandelt werden, als die der

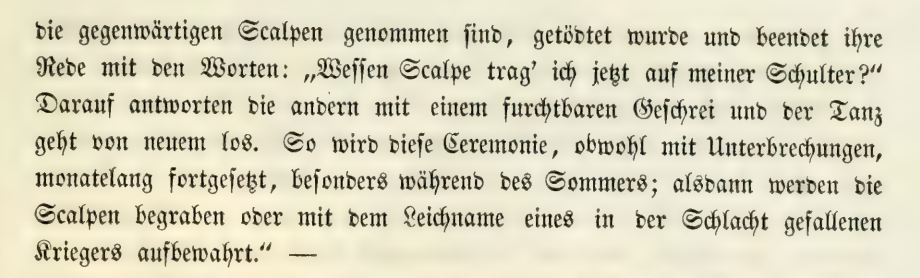
Indianer. Der Krieger, welcher eine solche erlangt hat, kann zwar die Triumph-ceremonie verlangen, sie wird aber blos auf die bei der Eroberung derselben gegenwärtig gewesenen Krieger beschränkt. Die Scalpe wird nach beendigtem Tanze herunter genommen und ein Stück von der Stirnhaut eines Büffels, an Stelle derselben dem Muthwillen des Volkes preisgegeben.

Die Tänze und Feste der Dacothas werden nicht als Belustigungen, sondern als religiöse Ceremonien betrachtet. Sie haben alle Zweck und Bedeutung und finden alljährlich Statt; denn sie sind fest überzeugt, daß sie der Große Geist im Unterlassungsfalle mit Krankheiten, Mangel u. s. w. bestrafen oder gar ihren Feinden in die Hände liefern würde. — Wir entnehmen die folgende Beschreibung eines Scalptanzes einem interessanten Werke über indianische Verhältnisse unter dem Titel: „Die Sagen der Dacotahs" von Marie Eastmann, (Gemahlin des Major Eastmann, früheren Commandanten zu Fort Snelling).

„So empörend auch ein Scalptanz uns erscheinen mag, so wird er doch von den Indianern als heilige Pflicht betrachtet, deren Erfüllung nicht nur den Männern, sondern auch den Frauen und Kindern obliegt. Die Medicinmänner singen dazu, schlagen die Trommel oder schütteln die Klapper. Irgend ein Ding, das einen Ton hervorbringt, ist Musik und kann dazu gebraucht werden.

Die Squaws tanzen in Gruppen von vier oder fünf im Kreise um die Scalpen; sie kehren einander den Rücken zu und richten sich bei jedem Trommelschlag aus ihrer duckenden Stellung so hoch auf, als nur möglich. Dabei hüpfen oder schleichen sie streng im Tacte ein paar Schritte links und vereinigen ihren „trommelfellzerreißenden" Gesang mit dem der Medicinmänner. Der Pfahl, an welchem die Scalpen befestigt sind, steckt entweder in der Mitte des Kreises in der Erde oder wird von einer der Frauen auf der Schulter getragen. Die Scalpe ist über ein rundes Stück Holz ausgestreckt und dieses an einem mehrere Fuß langen Pfahl oder Pflock befestigt. Gewöhnlich werden diese Siegestrophäen mit rother Erde bestreut und mit Federn, Bändern, Perlen und ähnlichen Pretiosen geschmückt. An Frauenscalpen bemerkt man gewöhnlich einen Kamm und eine Scheere.

Nachdem der Tanz einige Minuten lang gedauert hat, ruhen sich die Squaws aus. Während der Pause erzählt eine der Frauen das Schicksal ihres Mannes, Sohnes oder Bruders, der von dem Stamme, von welchem



die gegenwärtigen Scalpen genommen sind, getödtet wurde und beendet ihre Rede mit den Worten: „Wessen Scalpe trag' ich jetzt auf meiner Schulter?" Darauf antworten die andern mit einem furchtbaren Geschrei und der Tanz geht von neuem los. So wird diese Ceremonie, obwohl mit Unterbrechungen, monatelang fortgesetzt, besonders während des Sommers; alsdann werden die Scalpen begraben oder mit dem Leichname eines in der Schlacht gefallenen Kriegers aufbewahrt." —

Prairie du Chien.

Dieses alte und berühmte französische Dorf liegt auf einer schönen Ebene von zehn Meilen Länge und einer bis zwei Meilen Breite auf dem linken Ufer des Mississippi. Der Fluß ist hier eine Meile breit und beinahe ganz mit Inseln angefüllt. Auf der Südseite wird die Ebene vom Wisconsin begrenzt, der sich dort durch eine tiefe Mündung in den Mississippi ergießt; auf der Ostseite stößt sie an eine vierhundert Fuß hohe Felsenwand, die aus verschiedenen Lagern von Kalk- und Sandstein besteht; auf derselben liegt eine Anzahl von runden Erdhügeln, die wieder von einer Reihe indianischer Mounds (Grabhügel) gekrönt erscheinen und zwei Meilen weit parallel mit dem Flusse laufen. Auf dem rechten Ufer, der Prairie gegenüber, erhebt sich eine ähnliche Felsenreihe von der Oberfläche des Wassers. Ein kleiner Fluß, genannt Bloody run (Blutlauf) kommt hier durch eine tiefe Schlucht fließend herein; er hat seinen Namen von einer indianischen Schlacht, die an seinen Ufern stattfand. Das Dorf (Prairie du Chien) liegt vier bis fünf Meilen nordwestlich vom Wisconsin, von wo aus es deutlich gesehen werden kann; den Ursprung desselben erzählt Carver folgenderweise: —

„Ungefähr fünf Meilen von der Vereinigung der beiden Flüsse (Wisconsin und Mississippi) bemerkte ich die Ruinen einer Stadt in einer sehr schönen Gegend. Ich befragte die benachbarten Indianer um die Ursache dieser Erscheinung und erhielt von ihnen folgenden Aufschluß: —

„„Vor ungefähr dreißig Jahren erschien der Große Geist auf der Spitze einer westlich von der Stadt gelegenen Felsenpyramide und befahl den Indianern,

ihre Wohnungen zu verlassen; denn das Land auf welchem sie ihre Häuser erbaut hatten, gehörte ihm und er brauche es zu einem andern Zwecke. Um zu beweisen, daß er wirklich der Große Geist sei, der ihnen diesen Befehl ertheilte, versicherte er sie, daß im Augenblicke Gras auf dem Felsen wachsen sollte, auf dem er stand und von welchem sie wußten, daß er so kahl und unfruchtbar war, wie nur ein Stein es sein kann. — Die Indianer gehorchten und fanden bald, daß die angedeutete wunderbare Veränderung in der Natur des Felsen wirklich stattgehabt hatte. Nachdem sie den Ort verlassen hatten, erbauten sie eine Stadt am Mississippi, in der Nähe der Mündung des Wisconsin, auf der Ebene, welche von den Franzosen: La prairie des chiens (die Hundewiese) genannt wurde.

Es ist eine große Stadt und zählt ungefähr dreihundert Familien. Die Häuser sind gut und nach indianischer Manier gebaut und der Boden, auf dem sie stehen, ist sehr fett, so daß sie alle nöthigen Lebensmittel in Ueberfluß aus demselben ziehen können. Ich sah hier auch viele große und schön construirte Häuser. Die Stadt bildet zugleich einen großen Markt, wo nicht nur alle benachbarten, sondern auch selbst die an den entferntesten Zweigen des Mississippi wohnenden Indianerstämme sich alljährlich im Monate Mai versammeln, um ihre Pelzwaaren an die Traders abzusetzen. Es besteht schon lange die Uebereinkunft zwischen ihnen, (ohne welche kein Handel betrieben werden könnte) daß, obwohl die verschiedenen Nationen, welchen sie angehören, unter sich in Fehde begriffen sein mögen, sie sich während ihres Aufenthaltes hier aller Feindseligkeiten zu enthalten haben. Dieselbe Regel gilt auch für die Rothen Berge am St. Petersflusse, wo sie die Steine holen, aus welchen sie ihre Pfeifen machen.""

Das war im Jahre 1766. Man sagt jedoch, daß die Begleiter La Salle's sich schon im Jahr 1734 hier niedergelassen hätten, also zu derselben Zeit, in welcher Philadelphia gegründet wurde. Der Name der Stadt verdankt seinen Ursprung dem eines Indianerhäuptlings, welchen die Franzosen „le Chien" nannten. Es war früher ein blühender Handelsposten und zählte nahe an zweitausend Einwohnern, lauter Half-Breeds (Halb-Race, von weißen Vätern und indianischen Müttern gezeugt), nur wenige Franzosen ausgenommen. — Major Long fand im Jahre 1823 zerfallene Häuser, einige Magazine und etwa hundert und fünfzig Einwohner, Frauen und Kinder inbegriffen.

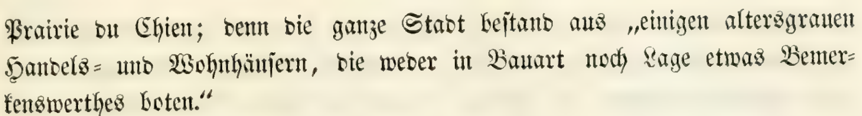
Zehn Jahre später, als Latrobe dahin kam, stand es noch schlimmer um



Lith. Inst. Arnz & Co. Düsseldorf

PRAIRIE DU CHIEN, WISCONSIN
in 1830





Prairie du Chien; denn die ganze Stadt bestand aus „einigen altersgrauen Handels- und Wohnhäusern, die weder in Bauart noch Lage etwas Bemerkenswerthes boten.“

Die gegenwärtige Einwohnerzahl beträgt ungefähr vierhundert; aber anstatt daß „nicht nur alle benachbarten, sondern auch selbst die an den entferntesten Zweigen des Mississippi wohnenden Indianerstämme“ sich alljährlich versammeln, waren es bloß die Winnebagoes, die während der letzten Jahre den Markt besuchten, und selbst diese kommen jetzt nicht mehr. Als indianischer Handelsposten hat Prairie du Chien seine Wichtigkeit verloren; aber als Depôt von Landesproducten und Metallen wird es wohl über kurz oder lang einen bedeutenden Aufschwung nehmen; denn der Boden ist von unversiegbarer Fruchtbarkeit und in der letzten Zeit sollen ansehnliche Kupfer- und Bleiminen entdeckt worden sein.

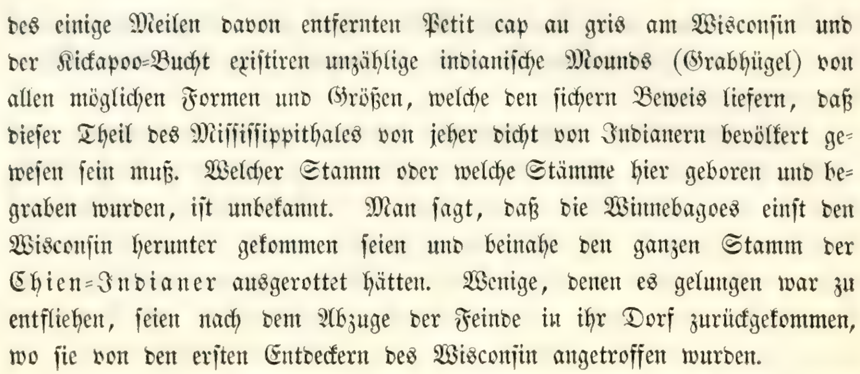
Die Entfernung von hier bis St. Louis beträgt sechshundert und bis zum St. Petersflusse zweihundert und sechszig Meilen. Prairie du Chien liegt im 43° N. B. und im 91° O L.

Schon in der frühesten Zeit wurde hier ein militärischer Posten zum Schutze der nordwestlichen Gränze errichtet. Das erste Fort bestand aus Blockhäusern und lag einige hundert Fuß weit vom Flusse entfernt, nördlich vom Dorfe, eine sehr unzweckmäßige Einrichtung; denn während der häufigen Ueberschwemmungen stand das ganze Thal unter Wasser und die Garnison war genöthigt auf den Spitzen der Hügel Schutz zu suchen.

Vor zwanzig Jahren wurde das jetzt noch stehende, aus Steinen gebaute Fort Crawfort errichtet. Als man den indianischen Grabhügel ebnete, auf welchem das Blockhaus stand, welches die einzige Fortification bildete, (als Prairie du Chien im Jahre 1812 von den vereinten Engländern und Indianern genommen wurde) und wo jetzt der Paradeplatz ist, wurden acht und vierzig in Särgen von Birkenrinde eingeschlossene Skelette gefunden.

Die Caserne ist groß genug um ein ganzes Regiment Infanterie aufzunehmen; allein zufolge des Armeebefehls vom September 1848 wurden blos zwei Compagnien vom sechsten Regimente — die gewöhnliche Anzahl — dahin beordert. Als Grenzfestung ist Fort Crawfort unbrauchbar; denn es beherrscht blos die Prairie, auf der es erbaut ist, während es selbst von allen benachbarten Hügeln innerhalb Kanonenschußweite beherrscht wird.

In der Nähe von Prairie du Chien sowohl als auch in der Gegend



des einige Meilen davon entfernten Petit cap au gris am Wisconsin und der Kickapoo-Bucht existiren unzählige indianische Mounds (Grabhügel) von allen möglichen Formen und Größen, welche den sichern Beweis liefern, daß dieser Theil des Mississippithales von jeher dicht von Indianern bevölkert gewesen sein muß. Welcher Stamm oder welche Stämme hier geboren und begraben wurden, ist unbekannt. Man sagt, daß die Winnebagoes einst den Wisconsin herunter gekommen seien und beinahe den ganzen Stamm der Chien-Indianer ausgerottet hätten. Wenige, denen es gelungen war zu entfliehen, seien nach dem Abzuge der Feinde in ihr Dorf zurückgekommen, wo sie von den ersten Entdeckern des Wisconsin angetroffen wurden.

In einer der Höhlen der Kickapoobucht soll der Sage nach eine riesengroße steinerne Figur stehen, die heute noch von den Indianern mit der größten Ehrfurcht betrachtet wird und der sie sich nie anders als um Friedopfer darzubringen nähern. Die Geschichte derselben bestätigt die eben erwähnte Sage von der Ausrottung der Chiens durch die Winnebagoes. Die Indianer erzählen sie wie folgt: —

„Vor vielen Jahren wurden die Chiens von den Winnebagoes überfallen und eine große Anzahl derselben niedergemetzelt. Einigen gelang es, obwohl verwundet, in die Berge zu entkommen und unter diesen war eine allgemein geachtete alte Squaw. Diese verhungerte in einer Höhle; aber ehe sie starb, kam der Große Geist und verwandelte sie in Stein. Von nun an konnte kein Winnebago die Höhle betreten, ohne gleich ihr in einen Felsen umgewandelt zu werden. Endlich aber erbarmte sich der Große Geist der Winnebagoes und nahm jener Riesenfigur die schreckliche Macht der Versteinerung wieder ab. Aber sie steht noch bis auf den heutigen Tag von den Opfern ihrer Rache umgeben, ein ewiger Denkstein den mordgierigen Winnebagoes!"

Die Prairie ist mit den Gräbern der gegenwärtigen Indianerrace bedeckt. Allein von den alten Grabhügeln wissen sie nichts zu sagen, ausgenommen, daß sie zu tief sind, um von ihrem Stamme gemacht worden zu sein und keine der Geräthschaften enthalten, welche sie von jeher mit ihren Todten zu begraben pflegten. — Vor einigen Jahren wurden beim Ausgraben eines Kellers, wenige Fuß unter der Erde, acht Riesenskelette nebeneinander liegend aufgefunden, die aber sogleich zu Staub zerfielen, als sie dem Luftzuge ausgesetzt wurden. —



Der Staat Wisconsin.

Dieser neugebildete Staat grenzt im Süden an den Staat Illinois, im Osten an den Michigansee, im Westen an den Mississippi und im Norden an das Minnesotah-Territorium. Er hat einen Umfang von 53,924 □ Meilen, ist also beinahe eben so groß wie Illinois, enthält jedoch weniger culturbares Land. Der Theil des Staates zwischen der nördlichen Grenze von Illinois und dem Wisconsinflusse und zwischen dem Michigansee und dem Mississippi ist frei von allen Anspruchsrechten der Indianer und theilweise auch schon vermessen und verkauft worden. Das Land in diesen Gegenden ist äußerst fruchtbar und sehr gut bewässert und es bestehen Aemter (Offices for the sale of public lands,) zu Mineral Point und Green Bay, wo Ländereien öffentlich zum Verkauf gebracht werden. In der Nähe des Michigansee's wächst sehr viel Bau- und Brennholz. Besonders zahlreich sind die weiße, rothe, schwarze Eiche und die Stecheiche, Buche, Esche, Linde, Pappel, Hemlocktanne, der Wallnußbaum, der weiße amerikanische Wallnußbaum (Hickory), der Zucker- und weiße Ahorn, die Ulme, wichte und viele andere. Der Boden ist nicht so tief und dunkel wie in den Prairie'n von Illinois, aber fruchtbar und leicht anzubauen; sandig ist er blos in der Gegend von Green Bay. In der Nähe dieses See's und der mit demselben in Verbindung stehenden Sturgeon Bay und zwischen diesen beiden Punkten, liegen bedeutende Moräste und Preiselbeersümpfe. Wilder Reis, Tamarisken, Sprossenfichten wachsen hier ebenfalls. In der Nähe des Rockflusses und von da bis zum Mississippi ist das Land ausgezeichnet, übrigens arm an Holz; aber Blei, Kupfer und vielleicht auch andere Erze werden in Masse gefunden. Auf der West- und Nordseite der Four Lakes *) dehnen sich mehr als 50 Meilen weit Moräste und Sandfelder aus, welche von den Franzosen „Terre tremblante" genannt werden; ein Name, welcher an und für sich hinlänglich den Character dieser Ländereien erklärt.

---

*) Viersee'n.

In dieser Gegend giebt es auch verschiedene kleine See'n. Der größte derselben ist der Winnebagosee, 30 bis 50 Meilen südlich von Green-Bay. Er ist 10 Meilen lang, 3 Meilen breit und ganz mit wildem Reis angefüllt; durch ihn fließt der Foxfluß. — Der Kushkanony liegt am Rockflusse zwischen Catfish und Whitewater und hat einen Umfang von 6 bis 8 Meilen; in seiner Nähe giebt es einige Moräste und Sümpfe.

Die Four Lakes sind eine Reihe von vier durch den Catfishfluß verbundenen See'n; sie sind 6 bis 8 Meilen lang, äußerst fischreich und von sehr gutem Ackerland umgeben. Der Catfish ergießt sich 25 bis 30 Meilen unterhalb der Grenzlinie von Illinois in den Rockfluß.

Green Bay, Colonie und Dorf, liegen im 44° 44, Nördl. B., 230 Meilen nördlich von Chicago, 220 Meilen nordöstlich von Galena und 120 Meilen von Fort Winnebago.

Navarino, eine vor wenigen Jahren angelegte Stadt, hat einen guten Hafen, nimmt guten Fortgang und verspricht eine bedeutende Handelsstadt zu werden.

Fort Winnebago, ein militärischer Posten, liegt auf dem rechten Ufer des Foxflusses, an einer Biegung desselben, gerade gegenüber der Portage. Von hier erstreckt sich eine niedrige, feuchte, drei Viertelmeilen breite Prairie bis an den Wisconsin; eine Gesellschaft wurde dazu patentisirt, einen Canal durch dieselbe zu bauen. Auf diesem Wege erreichten die ersten Entdecker des Mississippi im Jahre 1673 diesen Fluß.

Folgende Flüsse entspringen im östlichen Theile des Staates Wisconsin und ergießen sich nördlich von der Grenzlinie von Illinois in den Michigansee: —

Pipe creek, ein kleiner Fluß, nahe an der Grenze; Root river; Milwaukee, 90 Meilen von Chicago; Oak creek, 9 Meilen von Milwaukee auf der Nordseite des See's; Sand creek, ein kleiner Fluß, 20 Meilen von Milwaukee; Shab-wi-wi-a-gun, 70 Meilen von Milwaukee. Hier wachsen weiße Fichten, Ahornbäume, Buchen, Birken und Sprossenfichten (Spruce,) aber nur wenige Eichen. Der Boden ist eben und sandig. — Pigeon river ist 15 bis 20 Meilen weiter südlich und wird von ausgezeichnet gutem Lande begrenzt; unter den Bäumen sind Eschen, Buchen, Linden, Ulmen und Ahornbäume am häufigsten. Der Manatowak 40 bis 50 Meilen von Green Bay; hier findet man die Hemlocktanne und besonders viele Fichten. — Unterhalb Manatowak sind die Twin rivers; das



H. Lewis pinx. Lith. Inst. Arnz & Co. Düsseldorf

MOUTH OF THE WISCONSIN.
from Pikés Hill.

DIE MÜNDUNG DES WISCONSIN.



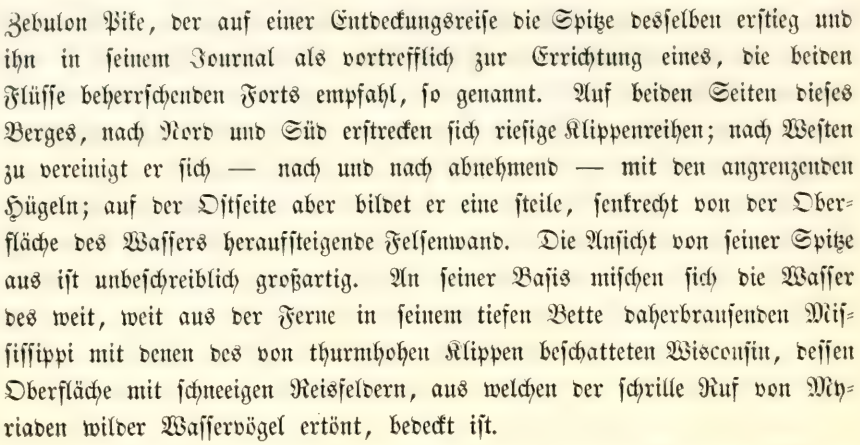
Land ist sandig, trägt jedoch viele Fichten und andere Bäume. — Die Entfernung zwischen Milwaukee und Green Bay beträgt nach der vom Staate angelegten Straße 112 Meilen, nach dem indianischen und am meisten benutzten Wege jedoch 135 Meilen. — Crawford County mit Prairie du Chien, Sitz des Gerichtshofes, ist nördlich vom Wisconsin.

Von der großen Biegung bei Fort Winnebago, landwärts bis zum Mississippi erstreckt sich eine Reihe von Hügeln. Sie erreichen eine Höhe von mehreren hundert Fuß und sind mit dichten Wäldern von Ulmen, Linden, Eichen, Eschen, Zuckerahorn, Wallnußbäumen rc. bedeckt. Der Boden ist zwar sehr gut, aber zu hügelig um angebaut zu werden und besteht nicht aus angeschwemmtem Lande. Gras wächst nicht in diesen Wäldern.

Wicon und Iowa scheinen die hauptsächlich für europäische Emigranten ausersehenen Staaten zu sein. Die große Hälfte ihrer Einwohner besteht aus Deutschen, Norwegern und Schweden und es existiren verschiedene von diesen bewohnte Städte und Colonien; sie bedienen sich außer der englischen ihrer eigenen Sprache und haben verschiedene ihrer alten Sitten und Gebräuche beibehalten. — Vorzügliches Land kann hier immer noch zu 1 bis 2 Thalern per Morgen angekauft werden und der Ackersmann hat weiter nichts zu thun, als es zu pflügen und zu umzäumen (frace); der Ertrag der ersten Ernte reicht gewöhnlich hin, die Kosten des Landes und der Umfriedigung zu decken. — Das Clima ist hier gesunder als in irgend einem andern Theile des Westens; Jagd und Fischerei sind vorzüglich. — Die Einwohnerzahl des Staates betrug im Jahre 1840, 39,945; nach dem letzgehabten Census (1850) fanden sich 305,191 Einwohner.

Die Mündung des Wisconsin.

Beinahe gerade gegenüber Prairie du Chien ist M. Gregor's Landing und wenige Meilen unterhalb dieses Dorfes ergießt sich der Wisconsin — auf dem linken Ufer — in den Mississippi. Gegenüber seiner Mündung liegt ein unter dem Namen „Pike's Tent“ (Pike's Zelt) bekannter Berg, der eine Höhe von 4—500 Fuß erreicht. Er wurde zu Ehren des Generals

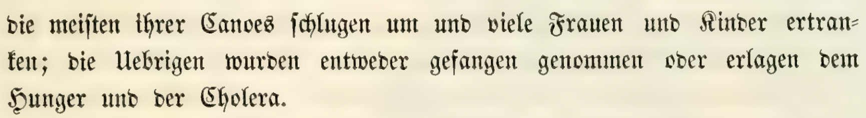


Zebulon Pike, der auf einer Entdeckungsreise die Spitze desselben erstieg und ihn in seinem Journal als vortrefflich zur Errichtung eines, die beiden Flüsse beherrschenden Forts empfahl, so genannt. Auf beiden Seiten dieses Berges, nach Nord und Süd erstrecken sich riesige Klippenreihen; nach Westen zu vereinigt er sich — nach und nach abnehmend — mit den angrenzenden Hügeln; auf der Ostseite aber bildet er eine steile, senkrecht von der Oberfläche des Wassers heraufsteigende Felsenwand. Die Ansicht von seiner Spitze aus ist unbeschreiblich großartig. An seiner Basis mischen sich die Wasser des weit, weit aus der Ferne in seinem tiefen Bette daherbrausenden Mississippi mit denen des von thurmhohen Klippen beschatteten Wisconsin, dessen Oberfläche mit schneeigen Reisfeldern, aus welchen der schrille Ruf von Myriaden wilder Wasservögel ertönt, bedeckt ist.

Der Wisconsin entspringt aus einem kleinen, von den Indianern Minne-kette-kittigan genannten See und bildet, nachdem er sich über mehrere Stromschnellen (Rapids) herabgestürzt hat, einen schönen, zwei Meilen breiten See. Von hier an verfolgt er einen schlängelnden Lauf von mehreren hundert Meilen und ergießt sich endlich durch verschiedene Mündungen in den Mississippi. Die Landschaften des Wisconsinthales sind großartig und eindrucksvoll. Berge und Felsen, Thäler und Ebenen wechseln stets an seinen Ufern und dichte Wälder von Fichtenbäumen beschatten seine Quellen. Der wilde Reis (Zizania) wächst auf allen seinen Inseln in üppiger Fülle, die, wenn er in voller Blüthe steht, wie Buchweizenfelder aussehen. Er wird drei bis vier Fuß hoch und ist eine Wasserpflanze. Sein Kern schmeckt süßlich und gleicht an Form dem Haber. Er wächst in großer Menge in den nordwestlichen Flüssen und See'n und dient sowohl den Indianern, als auch den zahllosen Wasservögeln, die jene Gegenden bewohnen, zur Hauptnahrung.

Die Indianer befahren den Wisconsin in ihren Canoes; aber auch beladene Barken und selbst Dampfschiffe gehen zuweilen bis nach Fort Winnebago hinauf. Der Fluß ist jedoch seicht, hat viele Sandbänke und ist nie mehr als eine halbe Meile breit, obwohl sein Thal, von Hügel zu Hügel gemessen, eine Breite von 1 bis 6 Meilen erreicht.

Am Schlusse des Black-Hawk Krieges kam ein Theil der flüchtigen Indianer den Wisconsin herab, in der Absicht, an der Mündung desselben über den Mississippi zu setzen, um sich an einem gegebenen Orte auf dem rechten Ufer dieses Flusses mit den Ueberbleibseln des Stammes zu vereinigen. Allein



die meisten ihrer Canoes schlugen um und viele Frauen und Kinder ertranken; die Uebrigen wurden entweder gefangen genommen oder erlagen dem Hunger und der Cholera.

Es wurde beschlossen (und zu diesem Zwecke eine Gesellschaft patentisirt) den Wisconsin durch Wegräumen des Sandes auf einer Strecke von 150 Meilen von seiner Mündung an für Dampfschiffe fahrbar zu machen und dann vermittelst eines Canoe's über die 1—2 Meilen breite Portage mit dem Foxflusse, der sich in den Michigansee ergießt, zu verbinden, auf welche Weise eine Communication zu Wasser zwischen dem Mississippi und den nordöstlichen See'n herzustellen wäre. Die Portage wurde schon seit einem halben Jahrhundert bei Hochwasser als temporärer Verbindungscanal benutzt und von Jägern und Pelzhändlern, Naturforschern und Indianern in Canoes befahren. Durch Erweiterung der s. g. Narrows oder Dalles (Flußengen, Dalben,) und Hinwegräumung der Sandbänke, könnte es den Dampfschiffen möglich gemacht werden, bis nach Point Boß — 300 Meilen von der Mündung des Flusses — hinaufzugehen und man sagt, daß Dampfboote diesen Punkt bei Hochwasserstand schon erreicht haben.

Zehn Meilen unterhalb des Wisconsin, auf dem rechten Ufer, steht der Mineral-Still (Mineralhügel) und zwei Meilen unterhalb desselben finden sich die Ueberreste einer alten, vermuthlich von einem französischen Handelsposten herrührende Fortification. — Der nächste interessante Gegenstand ist M'Multin's Insel und Wohnung und nur wenige Meilen davon entfernt, (immer noch auf dem rechten Ufer) liegt das hübsche Dörfchen La Prairie La Porte — jetzt Stadt Gothenburg. Noch acht Meilen weiter südlich und der Turkey- (Truthahn-) Fluß ergießt sich in den Mississippi. Seiner Mündung gerade gegenüber liegt Cassville ein kleines Städtchen, das im nächsten Abschnitte beschrieben werden wird. — Fünfzehn Meilen unterhalb Cassville — auf dem linken Ufer — ist die Mündung des Grantflusses und an seinen Ufern liegt, eine kurze Strecke vom Mississippi entfernt, das Dorf Potosi, in dessen Nähe sich die bedeutendsten Erzgräbereien der Grafschaft Grant (Grant-County) und vielleicht des Staates Wisconsin, befinden. —

Hier beginnt eine Reihe von Kalksteinhügeln, welche die verschiedenen Säulenarten vom Dorischen bis zum Corinthischen Style darzustellen scheinen. Sie erheben sich etwa 6—8 Fuß über die Oberfläche des Wassers und man möchte glauben, daß sie von Menschenhänden dazu geschaffen seien, die

auf ihnen ruhende Hügelmasse zu tragen, so regelmäßig ist zuweilen ihr Anblick. Wenige Meilen unterhalb derselben ist der Ort auf welchem vor mehreren Jahren die Stadt Sinapee angelegt wurde, das Wachsthum aber keinen günstigen Fortgang nahm. — Von hier an zieht sich eine Reihe malerischer Klippen acht Meilen weit am rechten Ufer des Mississippi hin, bis nach Dubuque.

Cassville. (Wisconsin.)

Eine kleine Ansiedelung, etwa 35 Meilen unterhalb Prairie du Chien und ehemaliger Handelsposten. Die Lage des Städtchens ist wunderschön „für ein Bild", aber weniger practisch für eine Stadt, denn die Ebene, auf welcher sie liegt, ist zu schmal und ihre Ausdehnung wird auf der einen Seite durch den Fluß und auf der andern durch Berge beschränkt. Im Jahre 1841, während des großen Speculations- und Stadterbauungsschwindels wurde dieser Ort von einer Gesellschaft angekauft, welche sogleich die Stadt Cassville anlegte und ein ungeheures Hotel mit einem Kostenaufwande von 30,000 Dollars, in der Hoffnung, dadurch Colonisten und Reisende heranzuziehen, erbaute. Allein die Gegend um Cassville war damals äußerst spärlich bewohnt und das Unternehmen scheiterte gänzlich. Es fand sich kein Wirth dumm genug, das Hotel zu miethen und einzurichten und als wir im Jahre 1849 Cassville besuchten, war das großartige Gebäude noch unbewohnt und ging mit raschen Schritten dem Verfalle entgegen.

Während der letzten Jahre jedoch wurde in dieser Gegend Blei entdeckt und zwar nicht nur in den Hügeln, im Rücken des Städtchens, sondern auch auf dem linken Ufer des Mississippi, am Turkeyflusse. Dieser Umstand verschaffte dem Orte einige Wichtigkeit und Cassville kann dadurch eines Tages eine bedeutende Handelsstadt werden. —

Als wir auf dem Wege nach dem Wasserfalle mit dem Dampfschiffe „Senator" hiervorüberfuhren, erzählte der Capitain folgende humoristische Begebenheit, die sich wenige Jahre zuvor, als er noch als Conducteur auf dem Boote fungirte, zugetragen hatte und deren Wahrheit er verbürgte: —

„Ein ehrlicher Irländer hatte sich als Deckpassagier auf dem Boote eingeschifft, den Capitain aber vorher ersucht, daß er ihn unterwegs nicht zum Holzhereintragen verwenden möge, wie es auf diesen Schiffen gebräuchlich ist;



H. Lewis pinx. Lith. Inst. Arnz & Co. Dusseldorf

CASSVILLE IN 1829. CASSVILLE IM JAHRE 1829.



„Ihr wisset ja wohl, bester Capitain", sagte er, „in Alt-Irland giebt es weder Schlangen noch Kröten, noch sonst beißende Bestien, denn St. Patrick (Gott segne ihn) hat sie gänzlich von der grünen Insel verbannt; und Ihr müßt wissen, Capitain, ich fürchte mich schrecklich vor diesem Vieh!" — Der Capitain schien sich die Bedingung gefallen zu lassen; das Dampfschiff stieß ab und der Irländer mit. — Als wir in Cassville landen wollten, war es schon ziemlich dunkel geworden und der Irländer erhielt den Befehl, mit der Leine an's Land zu gehen, um das Dampfschiff an einem Baume oder auf sonst eine Weise zu befestigen. Anfangs weigerte er sich dem Befehle Folge zu leisten, allein der Hochbootsmann versicherte ihn, (in nicht allzudelicaten Ausdrücken) daß eine Stadt in der Nähe und keine wilden Thiere zu befürchten seien. Endlich erstieg er das steile Ufer und suchte, oben angekommen, einen Gegenstand, um die Leine daran zu befestigen.

Damals hielt ein Bewohner des Städtchens einen großen, schwarzen Bären, der ziemlich gezähmt vor seinem Hause am Ufer angekettet lag. Pez hatte sich niedergekauert und lag im besten Schlafe als der Irländer, der ihn in der Dunkelheit für einen Baumstamm ansah, die Leine um ihn befestigte und gegen das Dampfschiff gewendet ausrief: „Capitain! die Leine ist fest, ob aber der Block halten wird, weiß ich nicht; zieht an! Die Leine wurde vom Schiffe aus angezogen und der Bär dadurch etwas unsanft aus seinem Schlafe aufgestört. Wie der den Irländer erblickte, richtete er sich sachte auf die Hinterbeine und begrüßte den Ruhestörer mit einer rippenbrechenden Umarmung. Der Irländer drehte den Kopf — und wer malt seinen Schrecken, als seine Nase mit der kalten Schnauze des Bären in Berührung kam! — Mit einem gellenden Schreie und unter übermenschlicher Anstrengung machte er sich von der Bestie los, sprang kopfüber die steile Uferböschung hinab und stürzte sich in den Fluß, wo er sicherlich ertrunken wäre, hätte ihn nicht ein Matrose aufgefischt. Es dauerte lange bis er wieder zur Besinnung kam und sein Erstes war, dann den Capitain zu versichern „daß ihn der nächste Bär total auffressen möge, wenn man ihn je wieder an's Land brächte, ehe das Schiff nach St. Louis zurückkehre. —

In der anliegenden Illustration erscheint Cassville als indianischer Handelsposten im Jahr 1829, zu welcher Zeit es jedenfalls interessanter war, als es gegenwärtig ist. Die Skizze wurde von Major Eastmann aufgenommen, der damals eine Truppenabtheilung nach Prairie du Chien führte.

Des Indianers Wachthaus.

Dieser Felsen bildet die höchste Spitze einer Reihe von Hügeln auf dem rechten Ufer des Mississippi, die sich von Cassville bis Dubuque, 30 Meilen weit längs des Flusses hinziehen und unter verschiedenen Namen als: Eagle Bluffs, (Adlerhügel,) Castle Rock, (Burgfelsen,) Coffin Rock, (Sargfelsen,) Pallisades, (Pallisaden,) bekannt sind. Sie bestehen aus kalkartigem Lehm und enthalten zahlreiche Fossilien.

Der Gegenstand unserer Illustration, „des Indianers Wachthaus" hat seinen Namen von dem Umstande, daß die Indianer bis noch vor mehreren Jahren am Fuße dieses Felsens ein Dorf besaßen und täglich die Spitze desselben, von wo aus sich eine weite Fernsicht bietet, zu ersteigen pflegten, um sich gegen etwaige Ueberfälle ihrer Feinde zu sichern.

Der Felsen besteht aus dünnen Schichten von höchstens zwei Zoll in Mächtigkeit und bietet dem Brecheisen nur geringen Widerstand. Versteinerte Muscheln werden hier in großer Menge gefunden. Am Fuße des Felsens bildeten sich durch das Anprallen der Wellen verschiedene Höhlen, die wie durch Säulen von einander getrennt scheinen und den Flößern und Bootleuten ein angenehmes Nachtlager bieten.

Eine der folgenden Lieferungen dieses Werkes illustrirt einen in der Nähe von St. Louis gelegenen, eigenthümlich bemalten Felsen und es mag hier am Platze sein, Etwas über die Hieroglyphen oder besser Bilderschrift der Indianer vorauszuschicken.

Wir entnehmen die folgenden Erläuterungen über dieses Thema einem interessanten, in einer amerikanischen Zeitung erschienen und dem um seine Forschungen unter den Indianern verdienten H. Schoolcraff dedicirten Artikel:

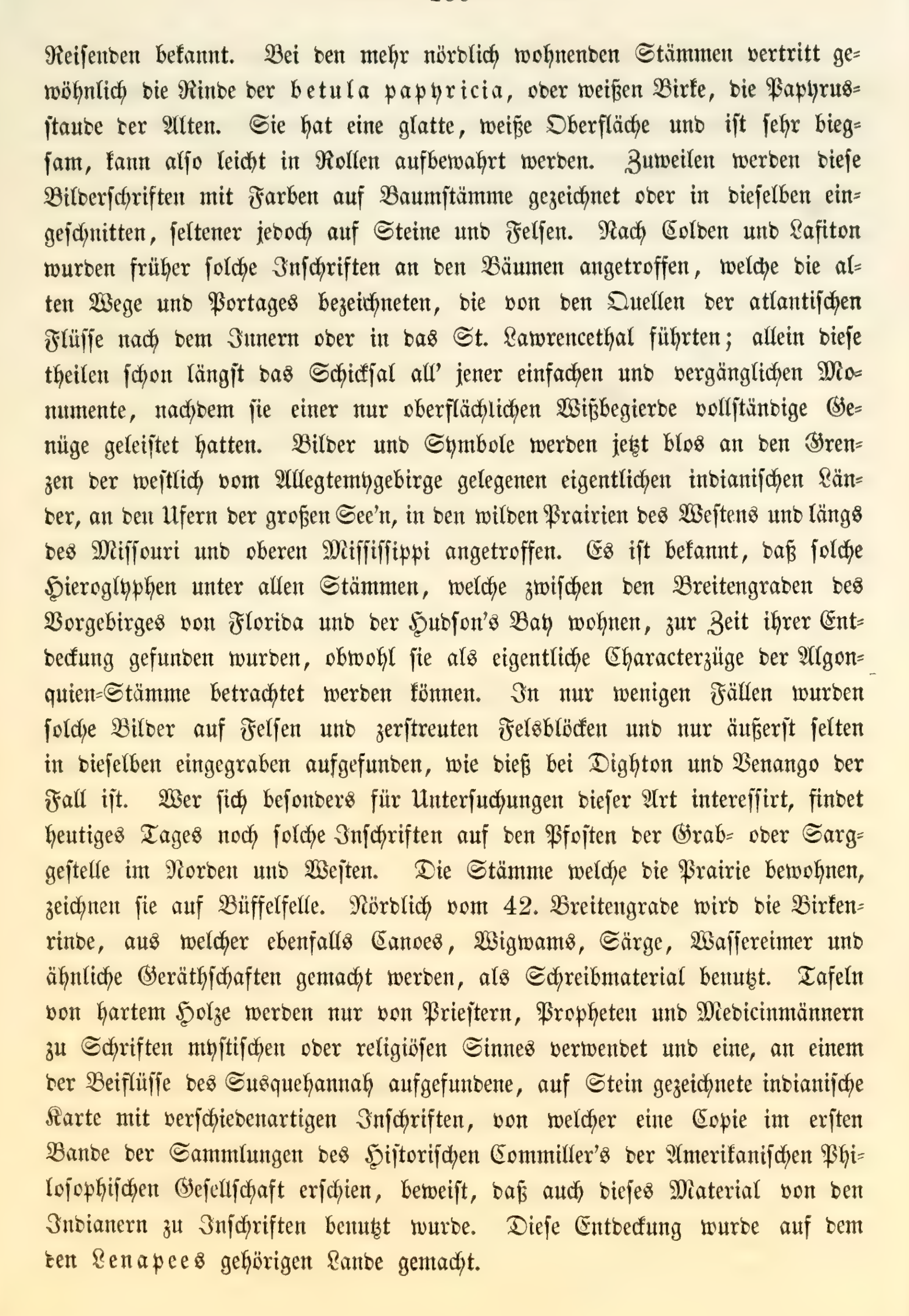
„Der Gebrauch der Indianer Nord-Amerika's, Figuren und Bilder auf Felle, Bäume und andere Gegenstände zu zeichnen, war schon den ältesten



H. Lewis pinx. Lith. Jnst. Arnz & Co. Dusseldorf

THE JNDIANS LOOK-OUT. DES JNDIANERS WACHTHAUS.





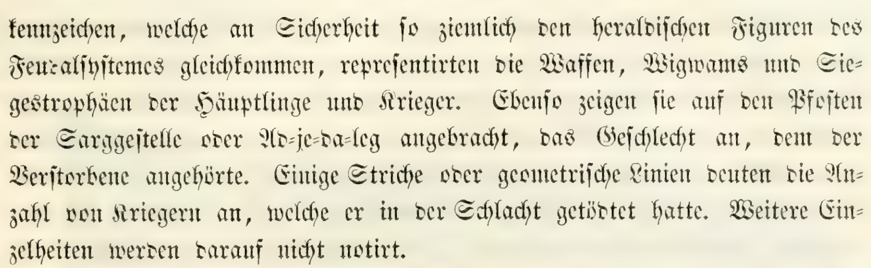
Reisenden bekannt. Bei den mehr nördlich wohnenden Stämmen vertritt gewöhnlich die Rinde der betula papyricia, oder weißen Birke, die Papyrusstaude der Alten. Sie hat eine glatte, weiße Oberfläche und ist sehr biegsam, kann also leicht in Rollen aufbewahrt werden. Zuweilen werden diese Bilderschriften mit Farben auf Baumstämme gezeichnet oder in dieselben eingeschnitten, seltener jedoch auf Steine und Felsen. Nach Colden und Lafiton wurden früher solche Inschriften an den Bäumen angetroffen, welche die alten Wege und Portages bezeichneten, die von den Quellen der atlantischen Flüsse nach dem Innern oder in das St. Lawrencethal führten; allein diese theilen schon längst das Schicksal all' jener einfachen und vergänglichen Monumente, nachdem sie einer nur oberflächlichen Wißbegierde vollständige Genüge geleistet hatten. Bilder und Symbole werden jetzt blos an den Grenzen der westlich vom Allegtemygebirge gelegenen eigentlichen indianischen Länder, an den Ufern der großen See'n, in den wilden Prairien des Westens und längs des Missouri und oberen Mississippi angetroffen. Es ist bekannt, daß solche Hieroglyphen unter allen Stämmen, welche zwischen den Breitengraden des Vorgebirges von Florida und der Hudson's Bay wohnen, zur Zeit ihrer Entdeckung gefunden wurden, obwohl sie als eigentliche Characterzüge der Algonquien-Stämme betrachtet werden können. In nur wenigen Fällen wurden solche Bilder auf Felsen und zerstreuten Felsblöcken und nur äußerst selten in dieselben eingegraben aufgefunden, wie dieß bei Dighton und Venango der Fall ist. Wer sich besonders für Untersuchungen dieser Art interessirt, findet heutiges Tages noch solche Inschriften auf den Pfosten der Grab- oder Sarggestelle im Norden und Westen. Die Stämme welche die Prairie bewohnen, zeichnen sie auf Büffelfelle. Nördlich vom 42. Breitengrade wird die Birkenrinde, aus welcher ebenfalls Canoes, Wigwams, Särge, Wassereimer und ähnliche Geräthschaften gemacht werden, als Schreibmaterial benutzt. Tafeln von hartem Holze werden nur von Priestern, Propheten und Medicinmännern zu Schriften mystischen oder religiösen Sinnes verwendet und eine, an einem der Beiflüsse des Susquehannah aufgefundene, auf Stein gezeichnete indianische Karte mit verschiedenartigen Inschriften, von welcher eine Copie im ersten Bande der Sammlungen des Historischen Commiller's der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft erschien, beweist, daß auch dieses Material von den Indianern zu Inschriften benutzt wurde. Diese Entdeckung wurde auf dem den Lenapees gehörigen Lande gemacht.

Colden sagt in seiner „Geschichte der fünf Nationen",*) daß der Graf de Frontenac, als er im Jahre 1696 seine mit Artillerie und allen sonstigen zur Offensive nöthigen militärischen Mitteln wohl versehene Armee in das Land der Iroquois-Indianer führte, an den Ufern des Ouandaga- (jetzt Oswego-) Flusses einen Baum gefunden habe, auf dessen Stamm die Indianer die französische Armee dargestellt hatten. Unter dem Baume lagen zwei Büschel Binsen, welche zusammen 1434 Stücke enthielten. Die Indianer erklärten dadurch den Franzosen, daß sie ihrer Macht Trotz böten und sie mit einer Anzahl von 1434 Kriegern (in zwei Abtheilungen?) zu bekämpfen bereit wären. — Unter anderen Characterzügen der „Fünf Nationen" erwähnt Colden noch der Mohawks welche, ehe sie in den Krieg ziehen, mit rother Farbe solche Zeichen und Symbole auf den Stamm eines Baumes malen, aus welchen ihre Absicht deutlich ersehen werden kann. Unter anderen Devisen fand er ein Canoe, dessen Spitze nach der Gegend des feindlichen Landes hindeutete. Auf dem Rückwege pflegten sie denselben Ort wieder zu besuchen und den Erfolg ihrer Expedition darauf zu simbolisiren. In diesem Falle wurde das Canoe herumgedreht, so daß die Spitze auf die entgegengesetzte Seite zu stehen kam.

Lafiton giebt in seinen „Nachrichten über die Völker Canada's" auf welche wir später ausführlicher zurückkommen werden, Aufschlüsse über diesen Gegenstand. Andere Geschichtsschreiber bis auf Smith und de Bré zurück, bezeugen ebenfalls, obwohl nur vorübergehend, die Existenz dieses Gebrauches unter den nördlichen Stämmen. Jedoch nur Wenige haben mehr gethan, als eben des Umstandes erwähnt; und Keiner hat bis jetzt zusammenhängende Einzelheiten darüber zu Tage gefördert.

Ein einziger Umstand hat schon in den frühesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Gesichtsforscher an sich gezogen. Ich meine den Gebrauch des Totems, (Wappen) welches schon zur Zeit der Entdeckung Canada's bei den Algonquinstämmen vorgefunden wurde. An diesem Totem erkannten schon die ersten Missionaire, auf welche Weise die Stämme in Geschlechter und diese wieder in Familien eingetheilt werden. Der Unterschied wird dadurch ganz deutlich hergestellt und Verwandtschaften angedeutet und aufrecht erhalten, nachdem sie die Tradition schon längst vergessen hatte. Diese Unterscheidungs-

*) London, 1747, pag. 190.



kennzeichen, welche an Sicherheit so ziemlich den heraldischen Figuren des Feudalsystemes gleichkommen, representirten die Waffen, Wigwams und Siegestrophäen der Häuptlinge und Krieger. Ebenso zeigen sie auf den Pfosten der Sarggestelle oder Ad-je-da-leg angebracht, das Geschlecht an, dem der Verstorbene angehörte. Einige Striche oder geometrische Linien deuten die Anzahl von Kriegern an, welche er in der Schlacht getödtet hatte. Weitere Einzelheiten werden darauf nicht notirt.

Es ist in keiner der Schriften die mir je zu Gesichte kamen, die Ansicht ausgesprochen worden, daß es entweder ein Figurenalphabet oder eine Anzahl von homophonischen Figuren gäbe, durch welche sowohl vermittelst einer Zusammenstellung von Symbolen die eine Begebenheit und die Gegenstände einer Begebenheit andeuten, als auch durch den Gebrauch einfacher, unter einander verbundener Zeichen, eine Reihe von nicht mit einander in directer Verbindung stehenden, wohl aber allgemein zusammenhängenden Ideen ausgedrückt werden könnte, — oder daß überhaupt ein Mittel existire, durch welches die hervorragendsten Ereignisse aufbewahrt und auf die kommenden Geschlechter wenigstens so lange Monumente und Nationen dauerten, überliefert werden könnten.

Besonders aber dachte bis jetzt noch Niemand daran, daß, (wie aus den folgenden Bemerkungen ersichtlich ist) ein symbolisches Notirungssystem zur Aufbewahrung der Gesänge und Beschwörungen der indianischen Metas und Priester existire, durch welche das Gedächtniß in der Erhaltung der Sprache oder vielmehr des Textes unterstützt wird.

Leute, welche mit den Zuständen der westlichen Stämme und besonders der unter den nördlicheren Breitengraden Wohnenden genau bekannt sind, haben schon längst bemerkt, daß die indianischen Priester und Wabenoes ihre Gesänge von solchen, auf Birkenrinde gezeichneten Bildern ablasen oder sangen. Es ist dies ein Umstand, der schon oft zur Kenntniß der auf den Grenzen stationirten Officiere und anderer in jenen Gegenden beschäftigten Civilpersonen gelangt ist. Unter Allen mit diesen Verhältnissen Vertrauten sind übrigens die Pelzhändler, Jäger (Trappers) und Dollmetscher, welche jene Gegenden besuchen oder auch permant in indianischen Dörfern wohnen, die am besten Unterrichteten. Ich habe niemals mit einem dieser Leute gesprochen, der nicht nur solche Inscriptionen gesehen hatte, sondern auch so vertraut damit war, daß sie weder sein Erstaunen noch seine Wißbegierde mehr erregten.

Meine Aufmerksamkeit wurde zuerst im Jahre 1820 auf diesen Gegenstand gelenkt. Im Sommer jenes Jahres befand ich mich auf einer Entdeckungsreise durch die Gegend der großen See'n und bemerkte eines Tages an der Mündung des Huranflusses, am Ufer des Saperiorsee's, ein mit jungen Bäumen umzäumtes und sichtbar mit vielem Fleiße beschütztes Grabmal. Am oberen Ende desselben stand ein Pfosten, auf welchem ein, das Geschlecht des verstorbenen Häuptlings repräsentirendes Thier abgebildet war. Verschiedene rothe Striche sagten entweder, wie vielen Schlachten er beigewohnt oder wie viele Scalpen er seinen Feinden abgenommen hatte. Unser Dollmetscher, in dessen Adern selbst etwas indianisches Blut floß, deutete diese Striche im letzteren Sinne.

Vom St. Louisflusse aus, der sich am Fond du Lac in den oberen Theil des See' ergießt, mußten wir um die Hügelkette, welche die Quellen dieses Flusses von denen des Mississippi scheidet, zu übersteigen, einen durch dichte Wälder und tiefe Moräste führenden Weg verfolgen. Wir hatten trübes, regnerisches Wetter, so daß wir mehrere Tage lang kaum einen wärmenden Sonnenstrahl erblickten. Unsere Gesellschaft bestand aus 16 Personen, worunter zwei indianische Führer; allein die Letzteren hatten trotz ihrer natürlichen Geschicklichkeit im Orientiren, den aus dem Labyrinthe führenden Faden verloren und waren einen ganzen Tag in den Morästen umhergeirrt. Wir hatten glücklicher Weise gegen Abend einen, wenige Zolle über dem Moraste erhabenen Ort erreicht und brachten dort die Nacht auf der kahlen, aber doch wenigstens trockenen Erde zu. Als wir uns des Morgens zum Aufbruche anschickten, bemerkten wir auf der Spitze eines 8—10 Fuß hohen Pfostens ein Stück Birkenrinde mit darauf gezeichneten Figuren. Das untere Ende des Pfostens war in der Erde befestigt und der obere Theil desselben neigte sich nach der Richtung hin, welche wir einzuschlagen im Begriffe waren. Mit Hülfe des Dollmetschers fanden wir, daß die Umstände unserer Reise und besonders der vergangenen Nacht, darauf dargestellt waren. Jeder von uns war characterisirt und die Soldaten ganz deutlich von ihrem Befehlshaber und dieser wieder von den Gelehrten der Gesellschaft unterschieden dargestellt. Die Indianer waren ohne Hüte repräsentirt, da diese, wie wir bemerkten, nur den Weißen oder Europäern attribuirt werden. Das Ganze war vollständig nach ihren gegenseitigen Conventionen und so correct gezeichnet, daß jeder Indianer, den der Zufall auf den Platz führen möchte, augenblicklich den Stand der Dinge erkennen mußte. Die Schrift war wie folgt: —

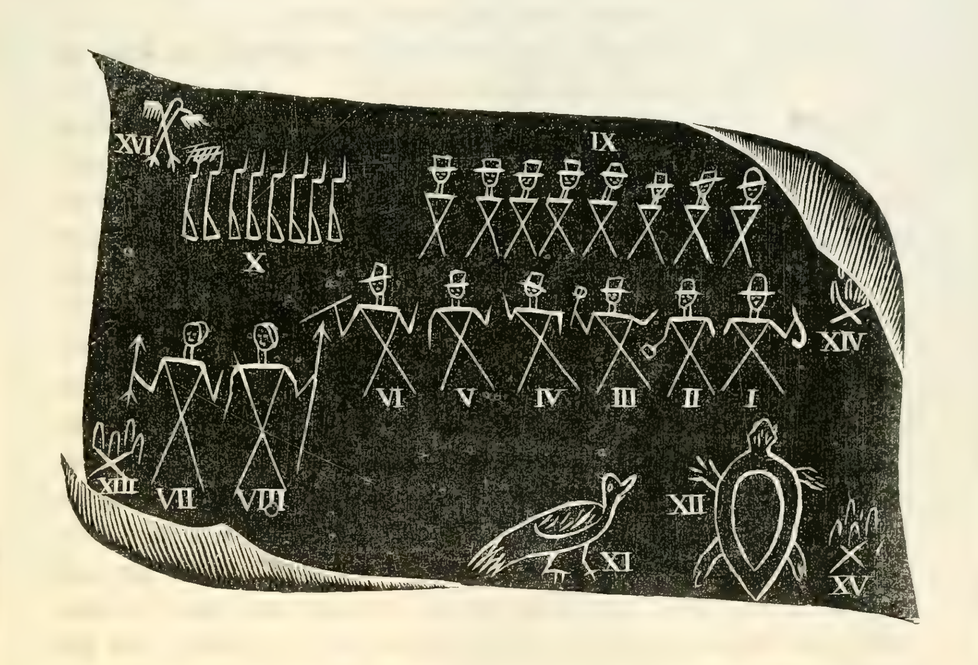


Fig. I	bezeichnet den Unterofficier, welcher die Soldaten befehligte; er hält einen Degen zum Unterschiede zwischen ihm und den Letzteren.
„ II	bezeichnet den Secretair; er hat ein Buch in der Hand.
„ III	„ „ Geologen und Mineralogen der Gesellschaft; er ist mit einem Hammer dargestellt.
„ IV u. V	bezeichnet die beiden Attachés.
„ VI	„ den Dollmetscher.
„ VII u. VIII	„ die beiden indianischen Führer; sie sind zum Unterschiede von den Weißen ohne Hüte dargestellt und der mit dem Pfeile zeigt den Weg.
„ IX	bezeichnet die acht begleitenden Infanteristen.
„ X	„ „ Musketen derselben.
„ XI u. XII	„ eine grüne Schildkröte und ein Rebhuhn, das Ergebniß der Jagd des vorhergehenden Tages.

Fig. XIII u. XIV bezeichnet, daß die Indianer ein von den Weißen abgesondertes Lager und Feuer hatten.

„ XV bezeichnet, daß Schildkröte und Rebhuhn am Feuer gebraten und verzehrt wurden.

„ XVI bezeichnet das Totem (Wappen) des Indianers, welcher den Weg zeigte; er hieß Chamees oder „der Stoßfalke“.

Unterhalb der Rolle waren drei Schnitte in den Pfosten angebracht, um die vermuthliche Länge der Reise von Portage aux Conteaux am St. Louisflusse an, bis zu den Ufern des Sandy Lake (Sandsee's) dem Ka-ma-ton-go-gom-ag der Odjibwas (Chippewag's), anzudeuten.

So war die Geschichte kurz und bündig erzählt. Unsere Führer hatten dieses Memorandum errichtet, um etwaige Landsleute welche den Ort passiren möchten, von dem Abentheuer — denn, daß sie die Reise als solches betrachteten, geht schon aus dieser Schrift und dem wirklich abentheuerlichen Umherirren des vorigen Tages deutlich hervor — zu benachrichtigen und die Ehre, dasselbe bestanden zu haben, für sich in Anspruch zu nehmen.

Ehe wir übrigens die Spitze des Berges erreichten, hatten wir zum zweitenmale Gelegenheit, den Scharfsinn der Indianer und zwar an einem sogenannten Man-i-to-wa-teg oder Manitopfosten, zu erproben. Als wir dieses Gerüst zu Gesicht bekamen, erhoben unsere Führer ein Geschrei, ob aus religiösem Aberglauben oder aus Freude, einen bekannten Gegenstand erblickt zu haben, ist nicht bestimmt; wir nahmen jedoch das Letztere an. Das Gerüst bestand aus acht gleich langen, glatt geschabten und mit gelber Ocker angestrichenen runden Pfosten, so gesetzt, daß sie ein Viereck bildeten und schien einer jener rohen Tempel oder Beschwörungs- oder auch Gebetplätze gewesen zu sein, welche nur den Metas oder Priestern bekannt sind und in welchen gewisse Ceremonien ausgeführt werden. Es war übrigens keine gewöhnliche Medicinhütte und man sah, daß bei der Erbauung derselben mehr als gewöhnlich Mühe angewandt war.

In dem Dorfe Sandy Lake fanden wir Bildnisse von Thieren, Vögeln und andere Figuren auf den Särgen, welche in der Nähe des Forts und an den Ufern des See's auf Gestellen ruhten. Aehnliche Zeichnungen bemerkten wir auch (sowohl hier als in anderen Gegenden) auf den Waffen, Keulen, Canoes und verschiedenen anderen beweglichen Gegenständen der Indianer.

Den Mississippi hinunterfahrend, kamen wir an einigen mit solchen In-



Lewis pinx. Lith. Inst. Arnz & C° Dusseldorf

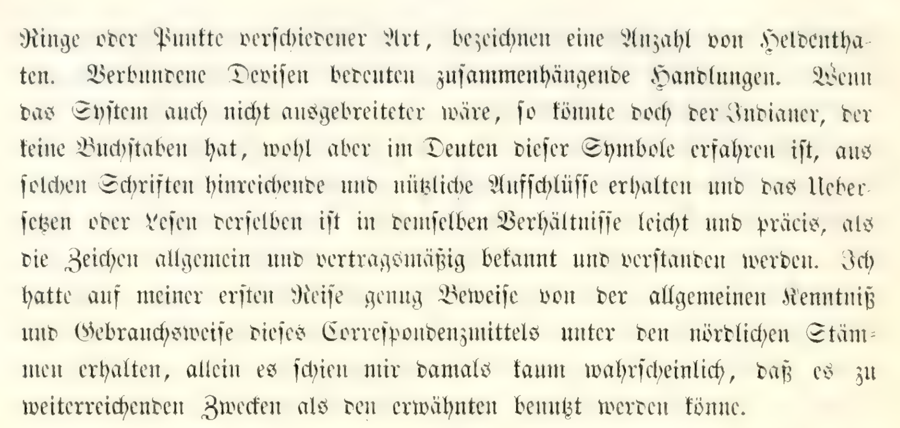
THE CAMP OF THE UNITED STATES TROOPS.



scriptionen bedeckten Felsen vorüber; einer derselben stand an der Mündung des Elkflusses, ein anderer in der Nähe derselben und ein Dritter auf einer Felseninsel am kleinen Wasserfalle; (Little Falls.) Im Laufe unserer Reise nach dem Wasserfalle zu St. Anthony bemerkten wir auf dem rechten Ufer wieder eine Rolle von Birkenrinde an einer hohen, auf einer Erderhöhung stehenden Stange hängen. An diesem Orte, auf dem wir unser Nachtlager aufschlugen, standen gegenüber einem völlig crystallisirten Hornblendefelsen eine Anzahl von Wigwampfosten, welche die Dacotahs hier zurückgelassen hatten. Die Inschrift auf der Birkenrinde bezog sich auf eine Unterhandlung, die zum Zwecke hatte, zwischen den Dacotahs und Chippewags einen permanenten Frieden zu Stande zu bringen. Eine große Anzahl Dacotahs vom St. Petershale, an deren Spitze ein berühmter Häuptling stand, waren so weit vorgedrungen in der Hoffnung, die Chippeways auf ihrer Sommerjagd anzutreffen. Oberst Leavenworth, der Commandant des im Bau begriffenen Forts hatte sie zu diesem Schritte angefeuert. Die Inschrift las der uns begleitende Chippeway-Häuptling Babesacundabee prima vista von der Birkenrolle ab; sie enthielt den Namen des Dacotah-Häuptlings, der mit seinen Kriegern hier war und die Versicherung, daß eine Friedensgesandtschaft günstig aufgenommen werden würde.

In der Gegend des Wasserfalles von St. Anthony fanden wir, daß diese Bilderschrift unter den Dacotahs eben so bekannt war als unter den Algonquinstämmen. Ebenso zu Prairie du Chien und Green Bay unter den Monomonees und Winnebagoes; zu Chicago unter den Pottowottomees und zu Michillimackinac unter den Chippeways und Ottaways, welche jene Insel in großer Anzahl besuchen. Ebendaselbst sah ich auf dem Rückwege das Grab eines berühmten Monomonee-Häuptlings, der bei seinem französischen Namen Tomas weit bekannt war. Er war auf einem Hügel westlich vom Dorfe begraben und auf seinem Ad-je-da-teg (Grabpfosten) fand ich die merkwürdigsten Begebenheiten seines thatenreichen Lebens in Hieroglyphen verzeichnet.

Diese Anzeichen waren genügend, um den Bilderschriften der Indianer meine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, als ich jene Gegend im Jahre 1822 wieder besuchte. Ein Hirsch, ein Bär, eine Schildkröte oder ein Kranich bezeichnet nach diesem Systeme den Namen eines Mannes und erhält die Sprache vollkommen, da sie den mit derselben Vertrauten gleich an die entsprechenden Worte Addick, Muckwa, Mickenock und Adjeejank erinnert. Marken,



Ringe oder Punkte verschiedener Art, bezeichnen eine Anzahl von Heldenthaten. Verbundene Devisen bedeuten zusammenhängende Handlungen. Wenn das System auch nicht ausgebreiteter wäre, so könnte doch der Indianer, der keine Buchstaben hat, wohl aber im Deuten dieser Symbole erfahren ist, aus solchen Schriften hinreichende und nützliche Aufschlüsse erhalten und das Uebersetzen oder Lesen derselben ist in demselben Verhältnisse leicht und präcis, als die Zeichen allgemein und vertragsmäßig bekannt und verstanden werden. Ich hatte auf meiner ersten Reise genug Beweise von der allgemeinen Kenntniß und Gebrauchsweise dieses Correspondenzmittels unter den nördlichen Stämmen erhalten, allein es schien mir damals kaum wahrscheinlich, daß es zu weiterreichenden Zwecken als den erwähnten benutzt werden könne.

Erst nachdem ich auf meiner zweiten Reise einen ihrer Metas, einen sehr verständigen und mit den Gebräuchen der Religion und Geschichte der Indianer wohlvertrauten Mann kennen gelernt hatte, leuchtete mir die Möglichkeit einer weiteren Ausdehnung dieses Systemes vollständig ein. Bei diesem Manne sah ich zuerst eine auf beiden Seiten mit verschiedenen Zeichen bedeckte hölzerne Tafel. Die Zeichen waren zwischen parallel laufenden Linien eingeschnitten und er bediente sich derselben bei seinen medicinischen und mystischen Gesängen als wären es Noten. Ich hörte diese Gesänge und bemerkte, daß Reihenfolge und Rythmus bestimmt und geregelt schienen. Nachdem ich ihn eine Zeit lang mit besonderer Auszeichnung behandelt und ihm hie und da, wie es gerade die Umstände mit sich brachten, einige Geschenke gemacht hatte, erklärte er sich geneigt, mir die verschiedenen Figuren, die symbolisirten Gegenstände und die sich an die Symbole knüpfenden Worte zu erklären. Durch diese bei verschlossener Thüre gemachte Offenbarung, wurde ich Mitglied der Medicin- und Wabenogesellschaft. Ich schrieb die Gesänge Satz für Satz in indianischer Sprache nieder und übersetzte sie dann wörtlich in's Englische. Nachdem ich diese Arbeit vollendet hatte, fand ich, daß dies System ein rein menemonisches war und daß Jeder nach diesen Zeichen genau singen kann, wenn er sie sich einmal in's Gedächtniß eingeprägt hat.

Jeder dieser Figuren bezog sich ausschließlich entweder auf den Medicin- oder Wabenotanz und ebenso die vollständigen Sätze oder Abtheilungen. Es konnte durchaus keine Verwechselung oder Vermischung entstehen, obwohl die Figuren für beide Gesänge gebraucht werden können. Diese Eintheilung der Symbole in Classen erstreckte sich ebenfalls, wie ich später bemerkte, auf Krieg,

Jagd und ähnliche Gegenstände. Das ganze Hieroglyphen von den groben Characteren auf den Ad-je-da-tegs bis zu den vollständigen Inschriften der Priester und Propheten auf Rollen von Birkenrinde beweist, daß genaue Beobachtungen und Forschungen nöthig waren, ein so interessantes und instructives Correspondenzmittel zu erfinden und zur allgemeinen Annahme zu bringen. Es läßt sich annehmen, daß eine einfache Aufzählung dieser Umstände hinlänglich wäre, unsern Zweck zu erreichen und anstatt einer förmlicheren, tieferen Einleitung vorausgeschickt zu werden. Allein nach reiflicher Ueberlegung scheinen mir doch einige Bemerkungen über den allgemeinen Character dieser Kunst bei einer Zergliederung der Elemente jener Symbole am Platze zu sein, denn so einfach sie auch sind, so erblicken wir doch in denselben das natürliche Substitut für Buchstaben, wodurch nicht nur einzelne allgemeine Ideen, sondern alle möglichen Classen von Gedanken, wie z. B. über Krieg, Jagd, Religion, Magie und Schwarzkünstlerei ꝛc. zur Kenntniß Anderer gebracht werden können. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, erblickt man in dieser Bilderschrift ein neues und unerwartetes Mittel und Licht über ihre Ansichten von der Gottheit, Schöpfung und Gestaltung der Welt, Astronomie, Naturerscheinungen, Unsterblichkeit der Seele, dem Zustande derselben nach dem Tode und Verbindung des Geistigen mit dem Materiellen zu erlangen. Ja, so weit geht die Wichtigkeit dieser Bilderschrift, daß man sie als Schlüssel zu den innersten Gedanken und verborgensten Zuständen der Indianer betrachten kann.

Gegenstände, von deren Offenbarung sie ihr stoischer und verdachtschöpfender Character abhält, oder Dinge, welche sie vielleicht mittheilen möchten, die aber in ihrer wortarmen Sprache nicht leicht oder doch nur unvollständig auszudrücken sind, können durch Symbole und Figuren deutlich und verständlich an den Tag gelegt werden. Der Indianer fürchtet sich nicht seinen Gott zu beschreiben, er denkt sich ihn in einer Gestalt und bezeichnet ihn durch eine solche. Er versteht unter einer Schlange, Schildkröte oder einen Wolf das Ideal von Weisheit, Stärke und Bosheit und denkt sich unter dem Bildnisse der Sonne den höchsten Grad allsehenden Verstandes. Aber er kann diese Dinge nicht besprechen. Was er davon glaubt, erklärt er keinem Weißen oder Fremden. Sein ganzes Lebensglück hängt von dem geheimnißvollen Dunkel ab, mit dem er das, was er über den Schöpfer und die Ansicht der Indianer von bösen und guten Geistern weiß, umgiebt. Durch eine Offenbarung

dieser Geheimnisse, selbst gegen seine eigenen Stammgenossen, würde er sich der gegenwirkenden Influenz der Geister aussetzen, von deren Existenz er in seinem Aberglauben und durch die Ausführung seiner nekromantischen Künste Kenntniß erlangt (oder vielmehr zu erlangen glaubt) und Glück und selbst das Leben auf's Spiel setzen. Dieser Umstand trägt hauptsächlich dazu bei, den Indianer furchtsam, argwöhnisch und geheimnißvoll zu machen. Allein in seinen Bilderschriften legt er diese Eigenschaften ab. Die Bilder repräsentiren Ideen — vollständige Ideen — und die Zusammenstellung oder Verbindung derselben auf einer Rolle von Birkenrinde, einem Baume oder Felsen offenbart eine fortgesetzte Reihe von Gedanken. Dies ist die Basis des ganzen Systemes.

Die Bilderschriften können in der That als die Litteratur der Indianer betrachtet werden. Man kann sie unmöglicherweise übersetzen, ohne zugleich vollständig in die Gedanken und den Glauben der Rothhäute einzudringen. In ihnen spiegelt sich Intelligenz dieser Völker und sie vertreten die Stelle der Buchstaben für die Unishinaba. *) Sie zeigen den Indianer zu allen Perioden unserer Geschichte, sowie er war und wie er noch ist; denn es ist sicherlich eine Wahrheit, daß, die wenigen Fälle ausgenommen, in welchen Indianer das experimentale Christenthum angenommen haben, die Rothhäute zu keiner Zeit fester an ihrer mysteriöse Religion hielten, als eben jetzt.

Dubuque, Stadt in Iowa.

Dubuque wurde im Jahre 1833 angelegt und ist der Sitz des Gerichtshofes für die Grafschaft gleichen Namens (Seat of Justice for Dubuque County). Die Stadt liegt auf dem rechten Mississippiufer und bildet das Centrum für den Bleihandel.

In dieser Gegend werden ungeheure Quantitäten von Blei zu Tage gefördert und die Zahl der Menschen, welche hieherzogen, sobald sich das Gerücht von der Entdeckung der Bleiminen verbreitet hatte, war so groß,

*) Der indianische Gattungsname für das gemeine Volk (Pöbel; Plebs.)



Lith Jnst Arnz & C° Dusseldorf

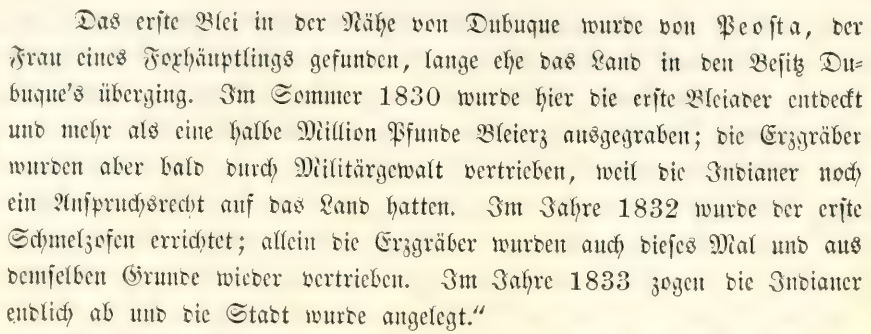
DUBUQUE IN JOWA.



daß in kurzer Zeit der ganze Markt verdorben wurde. Im Jahre 1827 wurde Blei zuerst in diesem Theile des Staates entdeckt und im folgenden Jahre war die Gegend wörtlich mit Erzgräbern, Schmelzern, Kaufleuten, Speculanten, Spielern und ähnlichen Characteren angefüllt. Aus solchen Leuten bestand im Jahre 1829 die Bevölkerung Dubuques, das bisher beinahe ganz unbekannt und verlassen da gestanden hatte. In Folge dieser überschnellen Bevölkerungsanhäufung wurde aber auch das Bleigeschäft gänzlich ruinirt. Jetzt wird es übrigens auf solidere Weise betrieben und ist in hohem Grade gewinnbringend. Die jährliche Ausfuhr beträgt 9 Millionen Pfund.

Die frühere Geschichte dieser Colonie ist nicht ohne Interesse und wir geben sie hier in kurzen Worten: „Ein Franzose, Namens Julien Dubuque, einer der Begleiter des berühmten La Salle gründete diese malerisch gelegene und jetzt wichtige Stadt. Am 22. September 1788 wurde zu Prairie du Chien von vier Fox-Häuptlingen ein Vertrag unterzeichnet, nach welchem sie ihrem französischen Freunde „La petite nuit" eine auf dem rechten Ufer des Mississippi 450 Meilen oberhalb St. Louis gelegene Strecke Landes von 150,000 Morgen abtraten. Dieser Platz hatte damals den Namen „die spanischen Minen" und erstreckte sich von den Höhen des Little Maquaquetois bis zu denen des Mesqualiemanque; war sieben franz. Meilen lang, drei franz. Meilen breit und hatte eine Oberfläche von 21 franz. Meilen.

Der spanische Gouverneur Baron de Carondelet genehmigte die Abtretung dieser Landesstrecke am 10. November 1796. Am 24. März 1810 starb Julien Dubuque im Alter von 45 Jahren. Seine irdischen Ueberreste wurden in einen bleiernen Sarg gelegt und auf ein steinernes mit einem Kreuze geziertes Monument gesetzt, welches Dubuque noch kurz vor seinem Tode zu diesem Zwecke auf einem steilen Hügel errichtet hatte. Der Sarg ruhte auf einem flachen Kalksteinblocke und in dem Monumente war ein durch eiserne Gitterstäbe verschlossenes Fenster angebracht. Die Indianer besuchten das Grab sehr häufig und unterhielten jahrelang eine brennende Lampe auf demselben. Jetzt existirt der Sarg nicht mehr; neugierige Besucher zerschnitten ihn nach und nach und nahmen die Stücke mit sich. Die Indianer glaubten, daß Dubuque den Biß der Klapperschlangen kuriren könne und hielten ihn deßhalb in hohen Ehren. Man sagt auch, daß der bleierne Sarg von ihnen gemacht worden sei; übrigens findet man seit seinem Tode keine Spur seines Aufenthaltes mehr unter ihnen. —



Das erste Blei in der Nähe von Dubuque wurde von Peosta, der Frau eines Foxhäuptlings gefunden, lange ehe das Land in den Besitz Dubuque's überging. Im Sommer 1830 wurde hier die erste Bleiader entdeckt und mehr als eine halbe Million Pfunde Bleierz ausgegraben; die Erzgräber wurden aber bald durch Militärgewalt vertrieben, weil die Indianer noch ein Anspruchsrecht auf das Land hatten. Im Jahre 1832 wurde der erste Schmelzofen errichtet; allein die Erzgräber wurden auch dieses Mal und aus demselben Grunde wieder vertrieben. Im Jahre 1833 zogen die Indianer endlich ab und die Stadt wurde angelegt."

Seit jener Zeit hat Dubuque reißende Fortschritte gemacht und ohne Zweifel wird daraus die Metropolis der Bleiminen-Region des Nordwestens und eine der bedeutendsten Städte am oberen Mississippi werden. Die Stadt liegt auf einem schönen, breiten Plateau, gerade gegenüber der Scheidelinie zwischen den Staaten Illinois und Wisconsin, etwa 450 Meilen oberhalb St. Louis und 600 Meilen unterhalb des Wasserfalles von St. Anthony. Die Einwohnerzahl beträgt 4000 und man findet dort eine Bank, einen Gerichtshof, verschiedene Kirchen. Dubuque ist zugleich der Sitz des „Vereinigten Staaten General-Feldmessungs-Amtes" (United States Surveyor General's Office) für Wisconsin und Iowa und des Landamtes (Land Office) für den nördlichen District Iowa. Zwei Zeitungen erscheinen täglich.

Der Boden ist hier sandig-alluvial. Zwischen der Stadt und dem Flusse zieht sich ein breites Stück solches angeschwemmten Landes hin, das die Dampfschiffe an einer directen Landung an oder in der Stadt verhindert. Ein Canal durchschneidet jedoch dieses Delta (förmige Ufer), wodurch wahrscheinlich dem Mißstande abgeholfen werden wird. — Im Hintergrunde der Stadt erheben sich schöne Hügelreihen, von deren Spitze aus die Gegend unbeschreiblich schön erscheint. Sie ziehen sich meilenweit längs des Flusses hin und man nennt sie „Eagle Bluffs," (Adlerhügel).







Lith Jnst Arnz & C° Dusseldorf

TÊTE DE MORT RIVER.　　DER TÊTE DE MORT FLUSS.



Der Tête de Mort-Fluss.

Der Tete de Mort, ein kleiner, jedoch schöner Fluß, entspringt in Jackson's County und ergießt sich 12 Meilen unterhalb Dubuque, auf dem rechten Ufer, in den Mississippi. An der Mündung desselben erhebt sich ein ungefähr 150 Fuß hoher Felsen. An dieser Stelle fand ein Ereigniß statt, dem der Felsen sowohl als auch der Fluß seinen Namen verdankt. Vor vielen Jahren nämlich führten die Sac- und Fox-Indianer Krieg mit den Dacotahs. Eine Anzahl der Letzteren hatte einen Streifzug in das feindliche Land unternommen und sich am Fuße des Felsens in Hinterhalt gelegt. Aber sie wurden von den Sacs entdeckt und plötzlich überfallen; bei Tagesanbruch versuchten sie den Rückzug anzutreten, wurden aber von einer noch größeren Anzahl Feinde aufgehalten und es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als entweder über den Fluß zu schwimmen oder die Spitze des Felsens zu erklimmen und sich dort so gut zu vertheidigen, als eben möglich. Sie wählten das Letztere, fanden sich aber als die Sonne aufging, gänzlich umringt, denn die Feinde zählten nicht weniger als 400 Krieger. Jetzt sahen sie, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken war und beschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, denn sie wußten wohl, daß, wenn sie sich ergaben, nur der Tod unter den gräßlichsten Martern zu erwarten stand. Sie formirten sich nun in eine feste Colonne und fingen an ihren Todesgesang anzustimmen. Als die Feinde von allen Seiten heranrückten, stürzten sie vorwärts und fielen sämmtlich im Gefechte. Nicht Einer blieb übrig, den Freunden die traurige Kunde zu überbringen. Ihre Leichname wurden scalpirt und über den Felsen heruntergeworfen. Als die französischen Colonisten viele Jahre später hieherkamen, fanden sie die von der Sonne gebleichten Schädel und Knochen der Entschlagenen am Fuße des Felsens liegen und ga-

ben ihm den Namen Tete de Mort-Felsen; den Fluß nannten sie ebenfalls Tete de Mort. —

Folgende interessante Beschreibung eines indianischen Massacre entnehmen wir dem öfters allegirten Werke „die Sagen der Dacotahs" von Marie Eastman: —

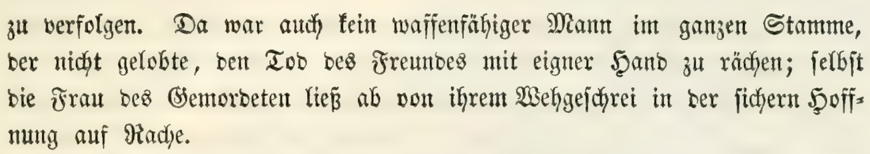
„Im Sommer 183— kam eine ziemlich bedeutende Anzahl von Chippeway-Indianer nach Fort Snelling. Sie lebten damals in Frieden mit den Dacotahs, die zu Ehren ihrer Gäste große Festlichkeiten veranstaltet hatten. Ihre Canoes flogen zusammen über den spiegelklaren Strom, während die Frauen das gemeinschaftlich erlegte Wild bereiteten. Die jungen Dacotahs fanden besondern Geschmack an den ovalen Gesichtern der Chippeway-Mädchen und die Chippeways entdeckten (was auch wirklich der Fall ist), daß die Töchter der Dacotahs bei weitem lieblicher seien, als die ihrer eigenen Nation.

Aber als die Zeit der Abreise herannahete, da weinte manches Chippeway-Mädchen, wenn sie daran dachte, daß sie zugleich auf immer ihren liebsten Hoffnungen entsagen mußte; denn ein Chippeway ist nicht lange seines Lebens sicher bei den Dacotahs und — ohne Zweifel — umgekehrt. —

Die Chippeways machten sich endlich in zwei Abtheilungen auf den Heimweg. Ein Theil ging längs des Mississippi hin und der andere längs des St. Croix. Sie machten den Dacotahs Geschenke, die jene erwiederten und schieden unter gegenseitiger Versicherung der innigsten Freundschaft.

Aber mit den Chippeways waren einige Marodeurs gekommen, die weniger freundschaftliche Gefühle gegen die Dacotahs hegten als jene. Solche Indianer-Vagabunden fügen sich keinem Gesetze und folgen stets den Trieben ihres räuberischen und rachgierigen Herzens. Sie ließen die Chippeways ruhig ziehen und versteckten sich in der Nähe des Calhounsee's, etwa sieben Meilen von Fort Snelling. Dort hatten sie kaum eine Stunde lang gelegen, als zwei Dacotahs, Vater und Sohn, vorüberkamen. Die Räuber feuerten und der alte Mann fiel; aber der Sohn entkam unverwundet und erreichte glücklich sein Dorf. Er theilte sogleich seiner Mutter den unglücklichen Vorfall mit und das Gejammer des armen Weibes brachte das ganze Dorf in Alarm. Die Nachricht vom Tode des Dacotah flog mit Blitzesschnelle von Dorf zu Dorf; indianische Läufer eilten nach allen Richtungen hin und nach vierundzwanzig Stunden standen dreihundert Krieger bereit, die Chippeways

zu verfolgen. Da war auch kein waffenfähiger Mann im ganzen Stamme, der nicht gelobte, den Tod des Freundes mit eigner Hand zu rächen; selbst die Frau des Gemordeten ließ ab von ihrem Wehgeschrei in der sichern Hoffnung auf Rache.



Wehe den unschuldigen Chippewahs! Des Mordes unbewußt, zogen sie ruhig ihre Straße dahin, während die Mörder mit der Scalpe des Dacotah's entflohen.

Die Letzteren jagten Tag und Nacht bis sie die Chippewahs einholten. Nichts anderes als Blut konnte ihren Durst nach Rache stillen und wehrlose Frauen und Kinder wurden zuerst niedergemetzelt, während die Männer furchtlos und keiner Schuld bewußt, ihre Reise ruhig fortsetzten. Sie hatten ihr Lager zwischen dem Wasserfall und dem Rumflusse aufgeschlagen und zogen, nachdem sie sich erfrischt hatten voraus, es ihren Frauen überlassend, langsam mit den Kindern nachzufolgen; sie Alle freuten sich nach Hause zu kommen, um den Zurückgebliebenen von der freundlichen Aufnahme und den Festen der Dacotahs erzählen zu können. — Die Frauen zogen langsam vorwärts mit den schlafenden Säuglingen an der Brust; die Kinder versteckten sich spielend hinter den Bäumen im Walde, um die andern beim Vorübergehen zu erschrecken und die Mädchen freuten sich darüber, daß ihre Rivalinnen die Töchter der Dacotahs, ihnen die Geliebten nicht mehr abspenstig machen konnten. — Da brachen plötzlich die Dacotahs aus dem Walde hervor und fielen mit gräßlichem Rachegeschrei über die wehrlosen Frauen her. Die Kinder wurden vor den Augen ihrer Mütter scalpirt und die Säuglinge an den Felsen zerschmettert, die nicht weniger gefühllos gegen ihr Wimmern sein konnten, als die Herzen der blutdürstigen Mörder.

Eine Schlacht zwischen Männern und Frauen! — Heldenmüthiger Krieger, spar' Dir die Mühe! Du brauchst nicht auch die Mutter zu tödten, sie ist schon hundertfach gemordet im Tode ihrer Kinder! — Umsonst halten die Jungfrauen ihre kleinen Hände, — bei den Wütherichen ist keine Gnade; sie flehen dieselben Männer auf den Knieen um Schonung an, welche sie noch am Tage zuvor mit Liebesbetheuerungen überhäuft hatten, — umsonst; da gilt nicht Schönheit, nicht Jugend; Rache ist ihr einziger Gedanke, Blut ihr einziges Verlangen.

Das Geschrei der sterbenden Frauen erreichte endlich die Ohren ihrer Männer und Brüder. Schnell eilten sie zurück und hielten braven Stand; aber der Dacotah's waren zu viele, — die Schlacht tobte fürchterlich! —

Die Chippeways ergriffen endlich ihre Weiber und Kinder und flohen. Einer derselben nahm sein Kind auf den Rücken, nachdem seine Frau todt zu seinen Füßen gefallen war und schlug sich mitten durch die Feinde. Zwei Dacotahs verfolgten ihn; sie dachten, er würde den Knaben verlassen und zu entrinnen suchen. Aber er schoß und ein Dacotah stürzte; der Andere ließ jedoch nicht ab, er war ja ohne Bürde, er mußte Sieger bleiben. Aber Vaterliebe ist stärker, als Todesangst — der zweite Dacotah folgte seinem Kameraden. Der Chippeway erreichte glücklich mit seinem Sohne die Heimath, um dort den Verlust seiner Lieben zu beweinen.

Die untergehende Sonne beleuchtete mit ihren Strahlen eine schreckliche Scene; da lagen die Chippeways, Jung und Alt, in blutigen Gruppen und die Raubvögel hielten mit heiserem Krächzen ihr gräßliches Mahl. Die Dacotahs hatten sich fürchterlich gerächt.

Die zweite Abtheilung der Chippeways, welche den St. Croix hinaufgezogen waren, ereilte ein gleiches Schicksal. Während sie sorglos schliefen, ertönte der Schlachtruf der Dacotahs und beinahe hundert Scalpen — obwohl die Chippeways tapfer fochten — bezeugen den Erfolg des mitternächtlichen Gemetzels.

Die Dacotahs zogen im Triumphe in ihre Dörfer ein; die Scalpen wurden unter allgemeinen Freudensbezeugungen vertheilt und die Vorbereitungen zum Tanze getroffen. Die Männer legten Trauer an um ihre gefallenen Feinde — wie es bei den Dacotahs Sitte ist — und die Frauen tanzten Monate lang um die zahlreichen Siegestrophäen."



GALENA, ON FEVER RIVER IN JLLINOIS



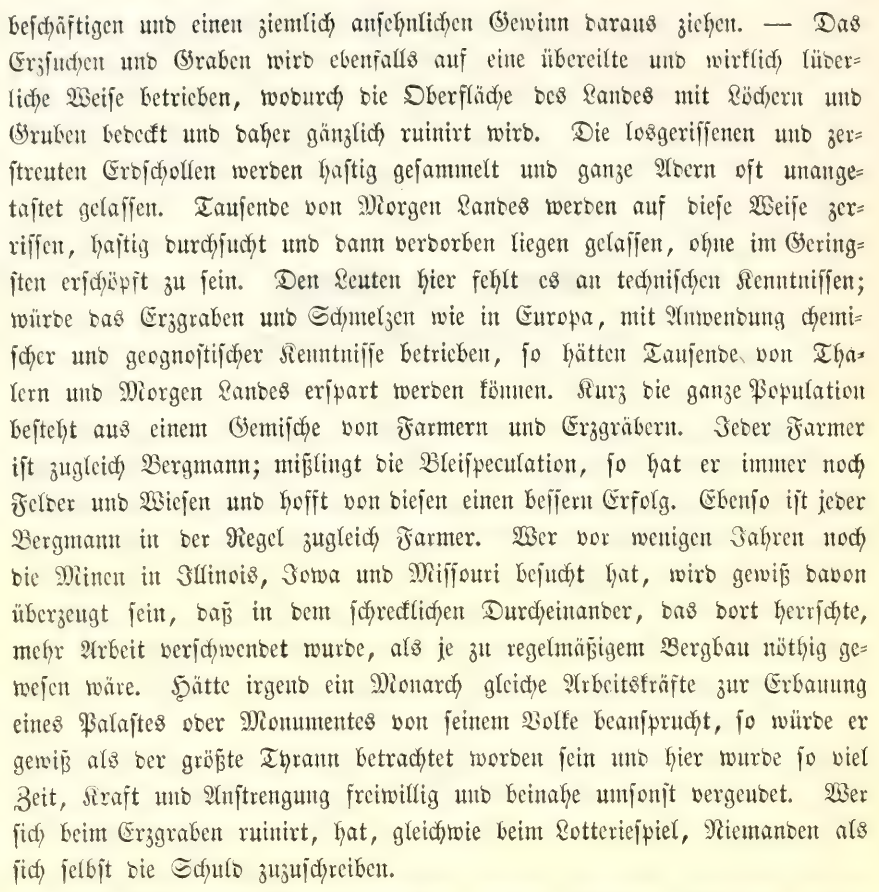
Galena, in Illinois.

416 Meilen oberhalb St. Louis.

Diese Stadt liegt nicht am Mississippi, sondern an einem Nebenflusse desselben, welchen die Franzosen La riviere aux feves, — nannten. Daraus wurde Fever- Fieberfluß. Die Verwandlung ist nach der englischen Aussprache des französischen Wortes so einfach, daß sie keiner weiteren philologischen Erläuterung bedarf.

Galena ist die Hauptstadt des Bleiminen-Districtes im Nordwesten von Illinois und der Sitz des Gerichtshofes für Jo Davies's County. Die Lage der Stadt, sieben Meilen oberhalb der Mündung des Fieberflusses, ist eine sehr angenehme. Sie wurde im Jahre 1826 angelegt und verdankt ihren Ursprung den in ihrer unmittelbaren Nähe gelegenen Bleiminen. Die gegenwärtige Einwohnerzahl beträgt 15,000 und die jährliche Ausfuhr von Blei 70 Millionen Pfunde. Das Bleierz ist von ausgezeichneter Qualität und enthält durchschnittlich 80% Blei und 5% Silber. Außerdem wurden kürzlich noch bedeutende Kupferminen entdeckt, die der Stadt gewiß eine Quelle immerwährender Wohlhabenheit sichern.

An keinem Orte in der Welt wurden solche ungeheure Quantitäten Blei gewonnen, als in und 60 Meilen um Galena. Allein der Gewinn wird durch die Unwissenheit der Schmelzer in der chemischen Behandlungsweise des Erzes bedeutend verringert, weil das Silber in den hiesigen Minen durchaus nicht beachtet wird, obwohl es gewiß der Mühe werth ist, wie auch durch verschiedene in England mit amerikanischem Blei vorgenommene Experimente zur Genüge bewiesen wurde. — Das Schmelzen des Bleierzes wird auf so oberflächliche und verschwenderische Weise betrieben, daß sich die verständigeren Erzgräber blos mit dem Nachschmelzen der weggeworfenen Asche und Schlacken



beschäftigen und einen ziemlich ansehnlichen Gewinn daraus ziehen. — Das Erzsuchen und Graben wird ebenfalls auf eine übereilte und wirklich liederliche Weise betrieben, wodurch die Oberfläche des Landes mit Löchern und Gruben bedeckt und daher gänzlich ruinirt wird. Die losgerissenen und zerstreuten Erdschollen werden hastig gesammelt und ganze Adern oft unangetastet gelassen. Tausende von Morgen Landes werden auf diese Weise zerrissen, hastig durchsucht und dann verdorben liegen gelassen, ohne im Geringsten erschöpft zu sein. Den Leuten hier fehlt es an technischen Kenntnissen; würde das Erzgraben und Schmelzen wie in Europa, mit Anwendung chemischer und geognostischer Kenntnisse betrieben, so hätten Tausende von Thalern und Morgen Landes erspart werden können. Kurz die ganze Population besteht aus einem Gemische von Farmern und Erzgräbern. Jeder Farmer ist zugleich Bergmann; mißlingt die Bleispeculation, so hat er immer noch Felder und Wiesen und hofft von diesen einen bessern Erfolg. Ebenso ist jeder Bergmann in der Regel zugleich Farmer. Wer vor wenigen Jahren noch die Minen in Illinois, Iowa und Missouri besucht hat, wird gewiß davon überzeugt sein, daß in dem schrecklichen Durcheinander, das dort herrschte, mehr Arbeit verschwendet wurde, als je zu regelmäßigem Bergbau nöthig gewesen wäre. Hätte irgend ein Monarch gleiche Arbeitskräfte zur Erbauung eines Palastes oder Monumentes von seinem Volke beansprucht, so würde er gewiß als der größte Tyrann betrachtet worden sein und hier wurde so viel Zeit, Kraft und Anstrengung freiwillig und beinahe umsonst vergeudet. Wer sich beim Erzgraben ruinirt, hat, gleichwie beim Lotteriespiel, Niemanden als sich selbst die Schuld zuzuschreiben.

In Galena herrscht, gleich allen anderen ähnlichen Städten, großer Reichthum und ebenso große Armuth und die elende Strohhütte des armen Bergmannes steht neben der prächtigen Wohnung des reichen Speculanten. Ein greller Contrast, aber wahr.

Ein merkwürdiger Fall von plötzlichem Uebergange aus der drückendsten Armuth zu bedeutendem Wohlstande, ereignete sich hier vor kurzer Zeit. Zwei Arbeiter, ein Engländer aus Cornwall und ein Irländer, hatten sich ein paar Dollars erspart und beschlossen nun, ihr Glück in „Prospecting" (Auffinden von Bleiadern zu versuchen. Da das Land der Regierung gehört, kann Jeder Erz graben, wer da will; er muß aber zuvor beim Landamt (Land

Office) um einen Erlaubnißschein nachsuchen, wodurch ihm eine Strecke Landes, gewöhnlich von 600 □ Fuß, zuerkannt wird. Nachdem die beiden Arbeiter diesen ersten Schritt gethan hatten, machten sie sich alsbald auf den Weg nach dem neuen El Bleiado. Ihr ganzes Hab und Gut bestand in einer Picke, einer Leine, zwei Spaten und einer groben Winde. Zuerst machten sie sich daran, einen Schacht abzuteufen: sie gruben 6 bis 7 Fuß tief, aber ohne Erfolg. Endlich nach langem Abmühen stießen sie beim dritten Schachte auf einen Felsen. Schon beschlossen sie, halb am Erfolge zweifelnd, das Geschäft aufzugeben und zu ihrer gewöhnlichen Arbeit zurückzukehren, als der Mann am Boden des Schachtes eine Felsenritze zu erblicken glaubte. Er stieß mit seiner Pike daran und zu seinem Erstaunen entglitt sie seinen Händen und verschwand. Nachdem die Beiden die Erde sorgfältig mit dem Spaten weggeräumt hatten, fanden sie sich auf der Decke einer Felsenhöhe, deren Oeffnung groß genug war um einen Mann durchzulassen. Jetzt befestigten sie das Seil an den Schaft des Spatens und an dieses ein brennendes Licht, daß sie in die Höhle hinabließen, um zu sehen, ob die Höhle Brennstoff enthalte. Zu ihrer Freude fanden sie, daß das Licht ganz hell jedoch flankernd brannte, wodurch sich ihnen das Dasein eines inneren Luftzuges kund gab. Nun stieg einer der Männer hinab und wer beschreibt seine Freude und Erstaunen, als er sich in eine mit purem Bleierze wörtlich angefüllte Kammer versetzt sah. Es lag in Massen auf der Erde, hing an allen Wänden und leuchtete und glitzerte wie Millionen Diamanten. Hätte einer dieser armen (jetzt aber reichen) Leute je Tausend und eine Nacht gelesen, so hätte er gewiß diesen Augenblick für die Verwirklichung einer in jenem interessanten und glaubwürdigen Buche enthaltenen Erzählung angesehen. Davon wußten aber die guten Leute Nichts und hatten jetzt auch gar keine Zeit zum Denken, sondern beeilten sich, ihre Ansprüche an das betreffende Grundstück geltend zu machen, ehe noch der Werth desselben bekannt wurde. Erst nachdem dieses geschehen war, erzählten sie ihren Freunden die Geschichte von ihrem Glücksfunde, welche natürlich Niemand glauben wollte. Aber es dauerte nicht lange, so fand sich das Gerücht bestätigt und Tags darauf verkauften sie ihr Anrecht an einen Speculanten für 30,000 Dollars. Der Käufer hatte übrigens bald für 45,000 Dollar Blei verkauft, ohne im Geringsten erschöpft zu haben. — Wir sahen ein Stück Blei von 200 Pfund und beinahe ganz pur, das in dieser Höhle gefunden wurde. Es war ein schöner Block und

gab eine ziemlich gute Idee von dem Aussehen der Höhle in jenem Momente, als die beiden Erzgräber zuerst in dieselbe eindrangen. —

Zuweilen, obwohl recht selten kommt ein solcher Fall vor; aber man darf nicht vergessen, daß wo es Einem gelingt, Hundert Andere gewöhnlich leer ausgehen.

Wir fügen hier noch einen, an den Redacteur des „St. Louis Republican" gerichteten Brief bei, der für diejenigen unserer Leser, welche sich für den Bergbau und die geognostische Beschaffenheit dieser Gegend interessiren, nützliche Aufschlüsse enthalten dürfte. —

In der Nähe des Sinsinnawa Mound,
Grand County, Wisconsin, Novbr. 1852.

David A. Neal, Esq„ V. Pres. Illinois Central R. R.:

Mein Herr! An Sie, als Hauptdirector und Vermittler in der Ausführung eines großen Unternehmens welches den doppelten Zweck hat, einerseits die Gründer desselben reichlich nach Erwarten zu belohnen und anderseits den Land- und Bergbau zu heben und so das commercielle und industrielle Wohl eines großen Staates bedeutend zu fördern, richte ich die folgenden Betrachtungen. (Mittheilung.)

Sie ist (sind) in Betreff der Bleibergwerke des Nordwesten von der größten Wichtigkeit für Ihr Unternehmen; und ich hege von Ihrer ausgebreiteten und vielseitigen Erfahrung die Zuversicht, daß Sie dieselben sogleich von diesem Standpunkte aus beurtheilen, und geneigt sein werden, jedem weitern verständigen und ausführbaren Plane zur Entwicklung ihrer Reichthümer Vorschub zu leisten. —

Ich bin ein praktischer Bergmann und habe mich die letzten neun Jahre mit der Auffuchung und Betreibung von Bleierzgängen im Bergwerksbezirk beschäftigt. Schon früher fand ich Gefallen am Studium der Geologie; und die Leichtigkeit, mit der ich mir eine Einsicht in die Bleiformation der sogenannten Oberen Minen erwarb, darf ich wohl bemerkenswerth nennen. Jahrelang war ich in das prologische und mineralogische Cabinet vergraben. Indem ich das, was ich durch eigne Beobachtung gelernt, mit dem was mich Bücher über Geologie gelehrt, verband, ward es mir möglich, einige bestimmte Gesetze zu entdecken, unter deren Einfluß die Bildung der Bleilager des Nordwestens statt fand.

Es dürfte hier der Ort sein, zu bemerken, daß der ganze Bergwerksbezirk aus Kalkstein mit Schichten von Sandstein gebildet ist, der offenbar eine granitische oder porphyrische Unterlage in einer Tiefe von 2000′ hat. Die nächsten Felsen, vulkanischen Ursprungs, die an die Oberfläche treten, befinden sich im Bette des Wisconsins, ungefähr 60 Meilen nördlich von der Platte Mounds, die fast im Mittelpunkt des Bergwerksbezirkes liegen.

Die ganze bleiführende Schicht hat durch vulkanische Kräfte Störungen erlitten. Das Maximum der Erhebung liegt ungefähr 300 Fuß über dem niedrigen Wasserspiegel des Mississippi, während die mittlere Höhe des Bodens des Bergwerksbezirks über demselben Spiegel 200 Fuß beträgt. Die Störungen dieser Bleilagerstätten sind also sehr gering, und hierdurch unterscheiden sie sich so bedeutend von denen von Cornwell, wo das Maximum der Erhebung fast 2000′ beträgt.

Zugleich mit diesen Hebungen fanden weitgreifende Auswaschungen statt, wodurch der obenliegende Kalkstein bis zu einer Tiefe von etwa 200 Fuß fortgeführt wurde. Nur an den „Mounds" blieben die Schichten in ihrer ursprünglichen Lage, so daß sie Punkte bilden, wo weder Senkungen noch Auswaschungen eine Veränderung hervorriefen, einsame Denkmale, Zeugniß gebend von den furchtbaren Kräften, die um sie her ihr Spiel getrieben; denn ihre Spitzen wurden einst von den Wogen des Uroceans bespült.

So bildete sich das Bleilager als ein natürliches Amphitheater oder rundes Erhebungsthal. Dieses Thal hat eine Breite von 70 Meilen und wird gegen Norden und Osten von Sandsteinfelsen (outcrop of sandstone) begrenzt, gegen Westen und Süden dagegen ist es von einem kreisförmigen gegen 200 Fuß hohen Plateau umgeben. In der Mitte dieses weiten Beckens (arena) stehen die kegelförmigen Erhebungen, welche unter dem Namen Platte Mounds bekannt sind. Um diese befinden sich in einem Umkreise von 25 Meilen noch 5 andere.

Nach Owen's Beschreibung des Bezirks besteht der Klippenkalk (clifflimertone) aus drei verschiedene Abtheilungen. Die Oberste enthält vorzugsweise Muscheln, die mittlere Corallen als Petrefakten, die

unterste wird von den beiführenden Schichten gebildet. Die untere Formation umfaßt alle beiführenden Gesteine über den Sandsteinschichten, welche gewöhnlich mit dem Namen des oberen Magnesia-Kalksteins bezeichnet werden. Ich habe sie wieder in 4 Schichten eingetheilt, nämlich:

1) die oberste Schicht,
2) gelber, sandiger Magnesia-Kalkstein,
3) Kalkstein mit Kiesel-Nieren,
4) blauer Kalkstein als unterstes Schicht.

Diese Schichten, deren jede eine Mächtigkeit von 100 Fuß hat, enthalten 3 Erzlager. Die beiden untern treten im blauen Kalkstein und in dem Kieselschichte zu Tage, die dritte bildet senkrechte Gänge. Die Erze durchsetzen die Kalksteinschichten ähnlich wie dünne Kohlenlager die Steinkohlenbecken. Solche Erzlager sind an hundert vorhanden, welche durch die Abdachungen der Felsen verbunden sind und große Mittelpunkte bilden, die durch die „Mounds" gezeichnet werden.

Nach diesen Vorbemerkungen schreite ich zur Aufstellung der oben erwähnten bestimmten Gesetze.

I. Die Richtungen der fließenden Wasser durchschneiden die Linien der erhebenden Kräfte und entsprechen denselben.

II. Das Fallen der bleiführenden Gesteine richtet sich nach den Entfernungen der Linien der Kräfte: je näher diese Linien oder die Wasserfurchen von derselben Größe, desto stärker das Fallen und umgekehrt.

III. Die Formation der Erzlager ist horizontal; sie fallen in der Richtung der Wasserfurchen.

IV. Die anticlinischen Linien enthalten das Ausgehende der Erzlager, die synclinischen den Hauptreichthum des Beckens.

V. Die Linien der erhebenden Kräfte bilden concentrische Kreise, deren Radien die Wasserfurchen sind.

VI. Die Rücken bilden ebenfalls Radien.

VII. Pfeifenthon- und Schiefer-Schichten bedecken Theile der Lager, kommen aber nur da vor, wo die obern Schichten von Magnesia-Kalkstein unverrückt geblieben sind.

VIII. Senkrechte Gänge von östlichen oder westlichen Streichen kommen nur da vor, wo die obern Schichten von Magnesia-Kalkstein an ihrer ursprünglichen Stelle geblieben sind.

IX. Die Größe der Gesteinsbecken, unter übrigens gleichen Umständen ist ein Kriterium für die Menge des in ihnen enthaltenen Erzes.

Unser Betrieb der Minen hat sich bisher auf die kleinere Becken und die Enden der größern beschränkt und nicht mehr als 5 % von ihrem mit Nutzen abbaubaren Erdgehalt ist seit ihrer Entdeckung zu Tage gefördert worden. Der Werth des gewonnenen Erzes ist von Sachverständigen auf 35 bis 40 Millionen Dollar geschätzt worden. Die Menge des jährlich gewonnenen Bleis hat seit dem Jahre 1847 fortwährend abgenommen, so daß sie 1852 nur etwas mehr als die Hälfte von 1847 betrug. Ich gebe hier eine authentische und zuverlässige Uebersicht der Anzahl der Blöcke, welche in den letzten 6 Jahren von 1846 an, gewonnen worden. Die Anzahl der Blöcke, welche im Jahre 1852 bis zum 25. Nov. verschickt wurden, ist genau bekannt; den übrigen Ertrag des Jahres habe ich ungefähr geschätzt. Der Gesammtertrag mit der von 1851 verglichen zeigt eine Abnahme von beinahe 75000 Blöcken. Allem Anschein nach steht von 1852 auf 1853 eine noch größere Abnahme zu erwarten.

Ungeachtet dieses fortwährend Abnehmens, welches, wenn es in gleichem Maße fortfährt, dem Betrieb der Minen in wenig Jahren ein Ende machen wird, ist der Preis des Bleies fortwährend im Steigen. Der durchschnittliche Preis des Bleis war 1847 per 100 Pf. $ 3, 60 Ct., und 1852 auf der Leven zu Galena $ 4, 10 Ct. Es fragt sich also, warum bei den steigenden Preisen, dem großen Reichthum an Erz und dem geringen Aufwand an Arbeit und Kapital den er erfordert, der Ertrag an Blei so sehr abnimmt. Von den vielen Ursachen erwähnen wir nur die folgende:

1. Die Auswanderungssucht nach Kalifornien hat die Hälfte der ursprünglichen Bergleute entführt.
2. Das Mißlingen im abteufen unter der Wasserfläche in den kleinen Felsenbeeten.

3. Da die Bergleute ausländische Bürger waren, hatte ein großer Theil derselben kein anderes Interesse an dem Bergwesen als ihren Lohn.
4. Der Mangel an gehöriger landwirthschaftlicher Maschinerie um den nassen Boden auszutrocknen, und mag
5. als die Hauptursache angeführt werden, der Mangel an genügendem Kapital, und eine allgemeinere Kenntniß der Lage des Bleies.

Die Operationen des Grabens und des Schmelzens jetzt (und vorher) sind eben so unvortheilhaft geführt worden (im Vergleich, was mit Hülfe des Capitals und der Wissenschaft geschehen konnte) als das ursprüngliche Spinnen und Weben Judeas, oder die Art der Baumwolle- und Wolle-Fabricirung vor fünfzig Jahren in Neu-England, verglichen mit dem magischen Arbeiten der Webstühle von Manchester und Lowell.

Ein Schacht auf das Geradewohl abgeteuft, ein altmodischer Krahnen mit einem Seil und Eimer, ein Mann um ihn zu drehen, und noch ein Mann unten, welcher senkrecht oder horizontal gräbt, wie es ihm einfällt, ist das Ganze des Bergwesens in diesen Bergwerken.

Ich vermeide absichtlich, diese Mittheilung in die Länge zu ziehen, und halte Vieles zurück, was einem Jeden, der sich an mich wendet, zu Gebote steht: aber ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß hier ein großes Feld zu vortheilhafter Anwendung der Arbeit und des Capitals ist, und als solches, ist die Enthüllung des Reichthums dieser Bleigräben eine Sache, welche die Illinois-Centraleisenbahn sehr interessirt.

Es ist mir wohl bewußt, mein Herr, wie sehr Ihre Aufmerksamkeit wichtigeren Gegenständen gewidmet werden muß, aber zum Schluß erlauben Sie mir, zu bitten, sich dieser Sache so viel anzunehmen, wie es die Wichtigkeit derselben erfordert.



H. Lewis pinx — Lith. Jnst. Arnz & C° Dusseldorf

VIEW ON FEVER RIVER. — ANSICHT AUF DEM FIEBERFLUSSE.



Ansicht auf dem Fieberflusse.

Dieser Fluß entspringt in einer Hügelreihe, achtzig Meilen nördlich von Galena und ist durch die an seinen Ufern gelegenen bedeutenden Bleiminen bekannt und berühmt. Oberhalb der Stadt ist er nicht schiffbar; wohl aber wird er von Flößern, welche große Massen Bauholzes herunterbringen, befahren und dient zugleich als Verbindungs-Canal zwischen Galena und den entfernteren Bleiminen, aus welchen das Erz ebenfalls auf Flößen nach der Stadt geschafft wird.

Im Vorgrunde des Blattes ist eines unserer Nachtlager nebst dem eigenthümlichen kleinen Boote dargestellt, dessen wir uns bedienten, um den Fluß befahren und die Skizzen für das gegenwärtige Werk mit Muse aufnehmen zu können. Ein solches Fahrzeug war wahrscheinlich zuvor noch nie auf dem Mississippi gesehen worden und es erregte deshalb an allen Orten, an welchen wir auf unserer Reise anlegten, eine nicht geringe Sensation. —

Zu Fort Snelling angekommen, verschafften wir uns zwei indianische Canoes und befestigten diese gut aneinander, ließen jedoch einen Raum von vier Fuß dazwischen offen. Der mittlere Theil der Boote wurde dann überbrettert, so daß dadurch eine feste Plattform von acht Fuß Breite und zehn Fuß Länge gebildet wurde; darüber war ein Dach errichtet und die Seiten mit temporären Wänden von Segeltuch verhängt, um gegen Sonne und Regen zu schützen. Im Innern waren verschiedene Fächer ꝛc. angebracht, um Bücher, Waffen, Zelt, Proviant u. s. w. zu enthalten. Der geneigte Leser wolle nicht vergessen, daß wir vom Fort aus 300 Meilen weit reisen mußten, ehe wir eine Colonie erreichen konnten und deßhalb genöthigt waren, einen bedeutenden Vorrath von Lebensmitteln an Bord zu nehmen, da die

Bemannung des Bootes aus drei Mann, viz. zwei Matrosen und dem Herausgeber bestand.

Der Mene-Ha-Hah, (so hatten wir das Boot getauft, in Erinnerung an den Wasserfall zu St. Anthony, den die Indianer unter diesem Namen kennen,) entsprach seinem Zwecke vollkommen; er segelte ruhig und sicher und schaukelte niemals, so daß das Zeichnen auf der Decke des Bootes durchaus mit keinerlei Schwierigkeit verbunden war.

Die ersten 300 Meilen unserer Reise ging durch indianisches Land; dadurch wurde häufig die Frage veranlaßt: ob wir denn von den Indianern Nichts zu fürchten hatten, — ob sie uns nicht belästigten u. s. w. — Um solche Fragen, (die uns vielleicht mancher der geehrten Leser ebenfalls stellen möchte) zu beantworten, dürfen wir nur einfach des Umstandes erwähnen, daß unsere Regierung die Indianer so in der Gewalt hat, daß von denselben, (wenigstens von den an den Ufern des Mississippi wohnenden Stämmen) durchaus Nichts zu befürchten ist, wenn man sie ordentlich behandelt und stets kräftig und entschieden unter ihnen auftritt, als höchstens kleine Diebstähle; auch diese können dadurch vermieden werden, daß man Nichts im Lager zwecklos herumliegen läßt, oder doch stets die Augen auf seine Sachen hat. Daß sich die Indianer kein Gewissen daraus machen, einen Weißen zu scalpiren und zu berauben, ist ganz sicherlich wahr; allein sie wissen wohl, daß ihnen ein solches Verfahren tausendmal größeren Schaden als Nutzen bringen würde. Sobald ein solcher Fall vorkommt, verlangt die Regierung von dem betreffenden Häuptlinge die Auslieferung des Verbrechers und hält so lange die Ausbezahlung der dem Stamme zukommenden Zahlungen zurück, bis ihrem Ansinnen entsprochen wird. Da diese Zahlungen hauptsächlich in Lebensmitteln bestehen, tritt natürlich bei Verweigerung derselben Mangel ein und so hat der ganze Stamm unter dem Vergehen eines Einzelnen zu leiden. Unter solchen Umständen hält der Indianer es für gerathen, den Weißen in Frieden zu lassen, weil er nicht nur die sichere Strafe der Regierung zu erwarten, sondern auch seinen ganzen Stamm zu Feinden hat, wodurch ein Entkommen oder Verstecken rein unmöglich wird. Der Weiße ist also hier eben so sicher, als in irgend einer europäischen Stadt und noch viel sicherer als in mancher unserer amerikanischen Grenzstädte, wenn er zufälligerweise viel Geld bei sich hat.

Fünf Monate brachten wir in und auf diesem Boote zu und hatten, wie zu erwarten steht, bedeutende Mühseligkeiten und Entbehrungen auszuhalten; aber trotz alledem können wir jene Tage unter die glücklichsten unseres ganzen Lebens rechnen.

Kam der Abend heran, so suchten wir nur ein angenehmes Plätzchen heraus, wo wir dann, von der schönsten Landschaft umgeben, unser Zelt aufschlugen. Feuermachen, Kochen u. s. w., waren in diesem Falle ganz besondere Vergnügungen, und, wahrlich! niemals schmeckt eine Mahlzeit so vortrefflich, als wenn man sich erst durch solche harte Arbeiten, wie sie ein solches Unternehmen mit sich bringt, einen mehr als gewöhnlichen Appetit geholt hat. — Den Boden unter dem Zelte bedeckten wir mit Wachstüchern; darauf lagen einige Büffelfelle — und unsere Betten waren gemacht. Aber kein Fürst schläft besser in seinem Eiderdaunenbette, als wir auf diesen Büffeldecken, beinahe unter freiem Himmel, mit den wilden Thieren des Waldes zu Nachbarn und dem Rauschen des Flusses als Schlummerlied. — Der anbrechende Tag brachte wieder neues Leben und Bewegung in unser Zelt; einer bereitete das Frühstück, ein Zweiter brach das Zelt ab und der Dritte packte ein; und wenn die Sonne über den Hügeln im Osten stand, waren wir schon wieder flott, und auf unserem Lagerplatz zeugten blos glimmende Kohlen und abgenagte Knochen, daß, — vielleicht zum allerersten Male, — ein weißer Mann jene Stelle betreten hatte.

Um zu zeichnen, mußten wir stets Anker werfen, d. h. bildlich gesprochen; denn statt eines Ankers hatten wir einen schweren Stein an ein Seil befestigt und brachten so das Boot zum Stillstehen. So ging es Tag für Tag, bis wir die ganze Strecke vom Wasserfalle an befahren und alle interessanten Punkte an beiden Ufern aufgenommen hatten. Daß die hier gegebenen Ansichten naturgetreu sind, mag schon aus dem eben Gesagten zur Genüge hervorgehen, und bedarf wol keines anderen Kommentares.

Zuweilen machten wir kleine Abstecher, um das Innere jener fernen Gegenden zu durchforschen. Auf einem dieser Ausflüge besuchten wir einen heiligen Ort der Indianer — den Großen Manito; eine Beschreibung desselben mag wol interessant sein, und folgt hier so gedrängt als möglich.

Der grosse Manito.

Es ist ein natürlicher Obelisk, der sowohl von den Dacotah- als auch den Chippeway-Indianern vor allen andern ähnlichen Naturerscheinungen als besonders heilig verehrt wird. Der Weg dahin ist ohne Führer kaum zu finden; er folgt erst dem Laufe des Kinnikinickflusses, der sich etwa 15 Meilen oberhalb der Mündung des St. Croixflusses in den St. Croixsee ergießt; dann wendet er sich nordöstlich und mündet zehn Meilen vom Flusse in eine ziemlich große, von regelmäßig formirten Hügeln umschlossene Prairie, auf deren Mitte der „Große Manito" sich erhebt.

Wir besuchten diesen Ort in Begleitung zweier Beamten vom Geologischen Corps, man sagte uns, wir seien die ersten Weißen, welche je diese Reise unternommen hätten. Unsre Gesellschaft bestand mit dem Führer, einem zum Christenthum bekehrten Indianer Namens Peter und dem Lastträger, aus fünf Personen. Die Herren Dr. Shubmann und Dr. Wilson hatten sich gleich bei unserem Zusammentreffen am St. Croixsee bereit erklärt, die Reise nach dem „Großen Manito" in unserer Gesellschaft zu machen. Es war jedoch in der Ausfindigmachung eines Wegweisers eine Hauptschwierigkeit zu überwinden, da kein Indianer sich dazu hergeben wollte, uns den heiligen Ort zu zeigen und, wie schon gesagt, noch nie ein Weißer vor uns dort gewesen war. Endlich gelang es uns, den Indianer Peter, der die Religion seiner Väter mit der christlichen vertauscht hatte, zu finden; er versprach, nachdem wir ihm seinen Lohn — fünf Dollars in blinkendem Silber — vorausbezahlt hatten, uns den ersehnten Weg zu führen. Da die Entfernung von Stillwater zu dem Monumente 40 Meilen beträgt, so beschlossen wir, eine Nacht zu bivouakiren und trafen die nöthigen Anstalten dazu. Jeder versah sich mit wollenen Decken, etwas Speise und — natürlich — Waffen und so traten wir denn um zwölf Uhr des Mittags unsre Reise an. Wir hatten etwa 18 Meilen zurückgelegt, als unser Packträger anfing, müde zu werden. Dr. Wilson hatte ihn als „Voyageur" gemiethet und es stellte sich heraus, daß der Mann zwar ein Boot recht wohl führen, aber nicht gut marschiren und wegen eines Uebels am Fuße nicht mehr weiter kommen konnte. Wir mußten also, da es schon ziemlich nahe an Sonnenuntergang war, nolens volens unser Lager

aufschlagen und die Nacht hier zubringen. Es gelang uns auch, einen guten Platz dazu zu finden und zwar an den Quellen des Kinnikinick. Diese sind ziemlich groß und sehr reich an feinen Forellen. Unglücklicherweise aber hatten wir keine Angeln bei uns; wir versuchten einige mit der Hand zu fangen, allein das Wasser war so kalt, daß wir es kaum zehn Minuten lang darin aushalten konnten; und doch gefriert dieses Flüßchen niemals, sondern fließt dampfend durch die Prairie, wenn auch der Thermometer 10° unter Null zeigt. Der Fischfang mißlang also gänzlich und so sahen wir uns genöthigt, statt der Forellen mit wilden Tauben zum Abendessen vorlieb zu nehmen, fanden aber auch zu gleicher Zeit, daß, wenn der Hunger in demselben Maaße zunehmen sollte, wie unser Proviant abnahm, wir gezwungen sein würden, entweder auf großes Wild Jagd zu machen, oder als „hungrige Alterthumsforscher“ nach Stillwater zurückzukehren.

Die Nacht brachten wir theilweise mit Singen, Anecdoten-Erzählen ꝛc. zu, bis Einer nach dem Andern sich fester in seine Decke wickelte und bald durch lautes Schnarchen zu verstehen gab, daß ein erquickender Schlaf den Beschwerden des Tages ein Ende gemacht hatte. Ich lag ruhig auf dem Rücken und betrachtete das Spielen der vor mir brennenden Flamme zwischen den Blättern und Aesten der Bäume über meinem Haupte. Da schien es mir auf einmal, als hörte ich ein Geräusch hinter mir. Ich drehte mich sachte um und sah ungefähr zwanzig Schritte weit von mir entfernt ein paar runde, feurige Augen auf mich gerichtet. Meine Büchse stand dicht neben mir an einen Baum gelehnt, ich streckte die Hand aus, sie zu fassen, muß aber wohl trotz aller Vorsicht ein Geräusch dabei verursacht haben, welches das Thier verscheuchte. Meine Phantasie war nun einmal erhitzt und ich quälte mich noch lange mit dem Gedanken an versteckte Feinde, Scalpirmesser ꝛc. auf meinem Lager umher und konnte auch, ehe ich mir eine frische Pfeife angezündet hatte, nicht wieder zur Ruhe kommen. Endlich schlief ich ein und erwachte erst, als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand. Wir merkten bald, daß wir während der Nacht ein Rudel Wölfe zu Nachbarn gehabt hatten und trafen ebenfalls auf die Spur eines großen Bären. Einige von uns machten sich nun daran, ein Frühstück zu bereiten, während der indianische Wegweiser und Wilson ein Wild aufzutreiben versuchten. Der Indianer kam bald mit leeren Händen zurück und sagte: „Sie zu viel sing in Nacht, der

Wild alle ganz fort." Uebrigens ertönte bald das Krachen eines Gewehres und das Anschlagen eines Hundes bewies zur Genüge, daß Wilson ein großes Wild erlegt haben müsse. Ich ergriff meine Büchse und eilte nach der Richtung hin, in welcher der Schuß gefallen war. Bald fand ich meinen Freund Wilson, der damit beschäftigt war, einem fetten Rehbocke den Rest zu geben. Wir schleppten ihn im Triumph in's Lager und nun fing es von neuem an zu braten und zu dampfen, wie es nur unter hungrigen Jägern vorkommen kann. Der Indianer hatte das Thier in kürzerer Zeit abgezogen, ausgewaidet und geviertheilt, als ich nöthig hatte, um diese Notizen niederzuschreiben.

Nachdem wir ein tüchtiges Frühstück eingenommen hatten, befahlen wir dem lahmen Packträger, das Lager bis zu unserer Rückkunft zu bewahren und setzten unsre Reise nach dem Monumente fort, das wir endlich, nach einem beschwerlichen Marsche von 22 Meilen, über einen rauhen Boden, erblickten. Bei unserer Annäherung brach ein Gewitter los, das sich schon den ganzen Tag zusammengezogen hatte. Der Blitz spielte um den Gipfel des Felsens, als wäre der „Große Geist" erzürnt über die Zudringlichkeit der weißen Männer und wolle uns von dem frevelhaften Vorhaben abbringen, sein Heiligthum durch unsern Besuch zu entweihen. Die abergläubischen Reminiscenzen des alten Glaubens schienen hier unsern Führer wieder stark angegriffen zu haben; er betrachtete das Gewitter als ein böses Omen und schlug vor, lieber umzukehren, als uns muthwilligerweise dem Grimme des Großen Geistes auszusetzen. Wir suchten seine Befürchtungen so gut als möglich zu zerstreuen und brachten ihn endlich dazu, voranzugehen. Es war wirklich ein großartiger und imposanter Anblick, als ein wunderschöner Regenbogen, nachdem das Gewitter ausgetobt hatte, sich über den Riesengötzen hinzog, und gleichsam eine Glorie um sein Haupt zu bilden schien. Jetzt war auch der Indianer völlig zufrieden, denn er glaubte nicht anders, als der Große Geist habe dadurch sein Wohlgefallen an unserm Besuche zu erkennen gegeben.

Wir haben schon früher bemerkt, daß in dieser Gegend eine unzählige Menge von indianischen Grabhügeln (Mounds), von allen möglichen Formen, angetroffen werden. Auf einem solchen viereckigen, 75 Fuß hohen Mound, erhebt sich eine Säule von weißem Sandstein, 40 Fuß hoch, an der Basis

30, und der Spitze 18 Fuß im Durchmesser. Auf der letztern liegt eine viereckige Steinmasse, die auf allen Seiten 8 Fuß weit über die Säule hervorsteht und mitten auf derselben wächst eine Ceder. Auf der ganzen Ebene, so weit das Auge reicht, giebt es keinen Baum, ausgenommen diese Ceder und eine kleine Anzahl von Eichen, die auf dem Mound, rings um den Fuß des Monumentes, wachsen. Die Indianer glauben, diese Bäume seien vom Großen Geiste selbst gepflanzt und „feuerfest" gemacht, weil die Prairie alljährlich in Brand gesteckt wird und diese Eichen doch immer verschont blieben. Dieser Umstand läßt sich übrigens leicht erklären: der durch den Regen vom Monumente abgewaschene Sand bedeckt die Seiten des Hügels und erstreckt sich noch eine Strecke weit am Fuße desselben ringsumher; dadurch wird das Gras verhindert, groß genug zu werden, um eine Flamme hinlänglich zu nähren und die Wurzeln der auf dem Hügel stehenden Bäume bleiben natürlicherweise unangetastet. Der Indianer legte besonderes Gewicht auf den Umstand, daß die „geistgepflanzten" Bäume noch immer grünen und blühen, und wollte sich mit unserer Erklärung durchaus nicht zufrieden stellen. Es zeigte sich hier deutlich, daß der Mann, der „ein guter Katholik" zu sein vorgab, noch stark an dem Aberglauben seiner Race festhielt und seine Vorurtheile selbst nicht gegen die „reine" Religion der „starken Herzen" zu vertauschen gesinnt war.*).

Nachdem wir das Monument genau copirt hatten, traten wir unsere Rückreise an und erreichten das Lager bei Sonnenuntergang, müde und hungrig wie Wölfe. Unser Packträger hatte indessen ein tüchtiges Abendessen bereitet, und nachdem wir noch eine Nacht in unserem hübschen Lager zugebracht hatten, kehrten wir bei Tagesanbruch nach Stillwater zurück, wo wir noch an demselben Tage eintrafen.

*) Das Monument wird sowohl von den Dacotah- als auch den Chippeway-Indianern angebetet und so groß ist ihre Verehrung, daß sie auf einer Strecke von zehn Meilen in der Runde nicht einmal ein Gewehr abfeuern. Als natürliche Folge dieses Gebrauches findet man hier Wild in sehr großer Menge, das von den indianischen Jägern in den heiligen Cirkel getrieben wird. — Eine Menge von Opfergegenständen, als: Pfeifen, Taback, Blumen u. s. w. liegen stets am Fuße des „Großen Manito" aufgehäuft.

Bellevieuw in Iowa
3 Meilen von Galena.

Bellevieuw oder Bellevue ist eine der bedeutenderen Städte in Jackson's County, Iowa; es liegt auf dem rechten Ufer des Mississippi, hat einen guten Landungsplatz und ist von sehr fruchtbarem Lande umgeben. Vom Ufer bis zu den Hügeln im Hintergrunde der Stadt erstreckt sich eine, ungefähr eine Meile breite, Prairie, so daß der Ausdehnung der Stadt vorderhand noch kein Hinderniß im Wege steht. Von den Hügeln aus überblickt man ausgedehnte Wälder, und in den Steinbrüchen wird ein sehr brauchbarer, marmorähnlicher, weißer Kalkstein gewonnen. Bellevue wurde im Jahre 1835 angelegt, und sobald nur einige Häuser errichtet waren, wurde auch schon der Bauplatz zu 1 bis 2 Dollars per Fuß verkauft. — Vor einigen Jahren war dieser Ort als ein Schlupfwinkel verschiedener Pferdediebe und Falschmünzer berüchtigt; die übrigen Einwohner der Stadt vertrieben sie jedoch bald, nachdem sie die Rädelsführer gelyncht (ohne allen Prozeß aufgeknüpft) hatten.

Das alte Sprichwort: „Gerechtigkeit ist langsam, aber sicher," (Justice though slow, is sure,) ging hier auf merkwürdige Weise in Erfüllung. Zwei Jahre vor dem erwähnten Ereignisse wurde der Obrist Davenport auf Rock-Island, einer der ersten Colonisten in dieser Gegend, und ein allgemein geachteter und beliebter Mann, ermordet. So groß war die Entrüstung über diese Schandthat, daß sich die ganze Bevölkerung der Insel erhob, um die Mörder zu entdecken. Es gelang ihnen auch, einen derselben zu fangen, und dieser erbot sich, um sein eigenes Leben zu retten, die Mitschuldigen anzugeben. Man willigte in seinen Antrag. Die Verbrecher wurden ergriffen, verurtheilt und hingerichtet. Der Anführer derselben, jener Fox, welcher als „States Evidence" *) aufgetreten war, ging jedoch frei aus und man hörte lange nichts mehr von ihm, bis er wieder in Bellevue als Rädelsführer jener Diebe und Falschmünzer erkannt wurde. Diese besaßen in der Stadt

*) „Staats-Zeuge." Wenn, in Ermangelung eines Anderen, ein Verbrecher als Zeuge gegen seine Mitschuldigen auftritt, so wird ihm die Strafe erlassen.



H. Lewis pinx.

Lith. Jnst. Arnz & Cº Dusseldorf

BELLEVUE, JOWA.



ein großes hölzernes Haus, das übrigens durch das Ein- und Ausgehen verdächtiger Personen zu jeder Stunde der Nacht bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Endlich wurde der Verdacht zur Gewißheit, und die Einwohner von Bellevue sowohl, als auch mehrere benachbarte Farmer, welche besonders durch die Diebereien jener Bande gelitten hatten, umringten das Haus und verlangten, daß man ihnen gestatte, es zu durchsuchen. Eine Büchsensalve, wodurch einer der Einwohner getödtet und mehrere verwundet wurden, war die Antwort. Das Feuer wurde erwiedert und mit gutem Erfolge, denn einer der Diebe taumelte rücklings vom Fenster und stürzte. Anstalten wurden jetzt getroffen, das Haus in Brand zu stecken, aber die Bewohner desselben zogen es vor, gehängt anstatt geröstet zu werden, und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Drei oder Vier der bekanntesten Gauner wurden, nachdem sie verschiedene Mordthaten bekannt hatten, aufgeknüpft; die Uebrigen erhielten Jeder 50 Peitschenhiebe und wurden unter Androhung des Galgens auf immer des Landes verwiesen. Der am Fenster erschossene Mann war kein Anderer, als jener Fox, der Mörder des Obristen Davenport. Sicherlich Niemand bedauerte seinen Tod, und selbst die dem Lynch-Verfahren am meisten abholden Bewohner Jowa's freuten sich, daß diesen doppelten Schurken das verdiente Schicksal getroffen hatte. —

Als man den Boden des Hauses aufbrach, um nach falschem Gelde zu suchen, wurden die Skelette zweier Männer gefunden, welche ohne Zweifel von jenen Verbrechern ermordet worden waren. —

Es war an einem schönen Augustabende, als wir Bellevue gegenüber den Anker warfen und sogleich zu zeichnen anfingen. Es dauerte nicht lange, so wurde am Ufer ein reges Treiben bemerkbar. Erst zeigten sich zwei oder drei Personen, die mit sichtbarer Neugierde das fremde Boot betrachteten. Ihr aufmerksames Hinausstarren auf den Fluß zog bald eine ganze Menge Neugieriger herbei, die, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte, ebenfalls die Nasen nach dem jenseitigen Ufer hin kehrten. Endlich stieß ein mit vier oder fünf bewaffneten Leuten bemanntes Boot vom Ufer ab, das sich uns vorsichtig näherte. Auf Sprachweite herangekommen, riefen wir den

Leuten zu, an Bord zu kommen, und in wenigen Minuten legten sie neben uns an. Mit der gewöhnlichen Begrüßungsformel „Ho goes it, Stranger? — Wie geht's, Fremder?" eröffnete sich das Gespräch. „Ich rechne, Ihr **prospectirt** wohl," sagte einer der Bellevueaner, ohne Zweifel der auserkorene Sprecher für Alle; „Nein," war die Antwort. „Regierungs-Feldmesser vielleicht," fuhr er fort und erhielt zum zweiten Male eine verneinende Antwort. „Nun denn," rief er aus, „was auf der Welt macht Ihr denn?" „Ich nehme den Mississippi (auf;) (I take the Mississippi;)" „Nehm't den Mississippi?" rief er erstaunt aus, „warum nicht gar; wo zum T— wollt Ihr ihn denn hinnehmen?" Wir gaben ihm endlich zu verstehen, daß es sich hier „um den bildlichen und nicht den wirklichen Vater der Flüsse" handle. Aber wer malt sein Erstaunen, als wir ihm gar das Skizzenbuch zeigten, welches Bellevue enthielt. Er blickte abwechselnd bald auf das Buch, bald auf die Stadt, und rief wiederholt aus: „Ja, das ist's; ja wohl, verd—t wie Natur! ꝛc." Hierauf schlug er einige Blätter um und fand die benachbarten Orte und Landschaften, welche er ebenfalls erkannte. Wir erzählten ihm dann, daß auf diese Weise der ganze Mississippi aufgenommen und endlich auf eine mehrere hundert Ellen lange Leinwand gemalt werden sollte. „Well, I swan Stranger," rief er aus, „gan are sum." „Wahrhaftig Fremder, Ihr seid Einer, nicht wahr?" Damit wollte er ein großes Compliment gemacht haben, was wir auch nicht verkannten und mit einem zufriedenen Lächeln erwiederten. „Aber Ihr werdet doch nicht vorübergehen, ohne bei uns einzukehren?" fuhr er fort, „das geht nicht, das wäre unnachbarlich, unchristlich und unnatürlich; Ihr müßt mit uns gehen, Fremder, und ein Horn mit uns nehmen," (to take a horn with us: Eins trinken.) Wir konnten dieser gastfreundlichen Einladung nicht widerstehen und fuhren mit hinüber. Es ist kaum möglich zu wissen, was mehr Sensation unter jenen einfachen und gutmüthigen Menschen erregte, ob das Boot, die Skizzen oder wir selbst. Nachdem wir hundert Fragen beantwortet und verschiedene Male „Eins rund getrunken" hatten, verließen wir Bellevue und kehrten von tausend guten Wünschen begleitet und versichert, doch wenigstens „Einer" zu sein, an Bord des Mene-Ha-Hah zurück.



H. Lewis pinx. Lith. Jnst. Arnz & Co. Dusseldorf

SAVANNAH, JLLINOIS. SAVANNA, in JLLINOIS.



Savanna in Illinois.

Ein kleines Städtchen in Carroll County, mit etwa 300 Einwohnern, zwanzig Meilen unterhalb Bellevue.

Es giebt oberhalb St. Louis auf beiden Ufern des Mississippi eine ziemlich bedeutende Anzahl solch' kleiner Städtchen; in der That jede Niederlassung, die vielleicht zwanzig Häuser, ein Wirthshaus und einen Kaufladen zählt, wird mit dem Namen „Stadt" oder doch wenigstens „Städtchen" beehrt. Gewöhnlich entstanden sie aus der Nothwendigkeit, den „Hinterwäldlern" einen nahen Markt zu gewähren, weil viele der kleineren Farmer nicht im Stande sind, ihre Producte nach St. Louis zu Markte zu bringen und es bequemer finden, dieselben im ersten besten Städtchen zu verkaufen oder zu vertauschen. Dem den Amerikanern so scharf characterisirenden Speculationsgeist ist hier ein weites, fruchtbares Feld geboten. Ist einmal eine Gegend dicht bevölkert, d. h. sind die Farms nicht weiter als zwei bis drei Meilen von einander entfernt, so findet sich auch gleich ein Spekulant bereit, hier eine Stadt zu erbauen. Er kauft sich ein Stück Land wo das Ufer hoch, also der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt und der Fluß tief genug ist, um ein Dampfschiff zuzulassen; dort erbaut er eine Mühle und ein Magazin, in welch' letzterem alle möglichen für den Farmer nothwendigen Artikel zum Verkaufe ausgestellt werden. Er versieht die Farmer mit Stiefeln, Schuhen, Manufactur- und Colonialwaaren 2c. 2c., nimmt ihre Producte an Zahlungsstatt an, wobei er sich natürlich ganz gut stellt, denn er gewinnt schon an seinen Waaren gewöhnlich 50 pro Cent, berechnet noch dabei das Korn 2c. zu den niedrigsten Marktpreisen.

Zur Bequemlichkeit der Farmer giebt er ihnen bis zur nächsten Ernte Credit und da sich die Rechnungen während eines Jahres ziemlich anhäufen, hat er die Leute gewissermaßen stets in seiner Gewalt. Nach einiger Zeit ladet er einen Schmied und einen Wagenmacher ein, sich bei ihm niederzulassen und erbietet sich, ihnen Wohnhaus und Werkstätte (natürlich von Holz) zu bauen, welche er ihnen — quasi als Köder — während der ersten drei oder vier Jahre miethefrei überläßt. Bis dahin heißt die Colonie „Landing" Landungsplatz und wird als solcher den Capitains der Dampfschiffe bekannt. Die Lage wird als günstig zur Erbauung einer Stadt erklärt und diese wird angelegt. Das Verfahren dabei ist sehr einfach. Soll nemlich die Stadt

auf einer Prairie erbaut werden, so hat man weiter Nichts zu thun, als die Plätze durch Pflöcke zu bezeichnen, an welchen sich die Straßen schneiden sollen; ist es im Walde, so werden die Bäume gefällt und eine Lichtung groß genug, um die Stadt zu enthalten, gemacht. Gewöhnlich wird Platz zur Erbauung eines Rath= und Schulhauses abgesondert; an Parks, Alleen rc. denkt jedoch kein Mensch und es bleibt ganz den zukünftigen Generationen überlassen, in einst eintretenden Nothfällen für die Errichtung solcher öffentlicher Vergnügungsorte Sorge zu tragen; denn es ist für den Unternehmer einzige Hauptsache, so viel Bauplätze als möglich auf seinem Lande anzulegen und zu verkaufen. Die Stadt wird nun getauft und um passende Namen zu finden, wird nicht nur die alte und neue Geschichte, sondern auch die Bibel in Anspruch genommen. Manchmal benutzt der Eigenthümer diese Gelegenheit, sich der Nachwelt bekannt zu machen, dadurch, daß er die Stadt unter Hinzufügung einer „ville“ oder „burg“ mit seinen eigenen Namen belegt. Der Plan der Stadt wird hierauf mit „mathematischer Genauigkeit“ lithographirt und die „prächtigen (zu erbauenden) Gebäude“ darauf angezeigt, obschon es immerhin eine Frage bleibt, ob jemals hier solche Gebäude errichtet werden. In allen Local=blättern (und in Amerika ist ihre Zahl „Legion,“) wird nun angezeigt, daß an einem gewissen Tage ein Theil der Bauplätze (Lots) in der Stadt — Burg öffentlich zu Verkauf gebracht werden und daß (um das spekulirende Publicum zur Theilnahme an dem gewinnreichen Unternehmen anzufeuern) jeder Kauf=lustige sich die Stadt zu jeder Zeit vor der Versteigerung ansehen und die nöthigen Aufschlüsse am Platze selbst erlangen könne. Der Verkauf geschieht übrigens nicht an dem betreffenden Orte, sondern gewöhnlich in einer mehrere hundert Meilen von demselben entfernten größeren Stadt. Auf diese Weise kaufen Leute solche Lots, ohne je die Stadt gesehen zu haben und verlassen sich dabei ganz aufs Hörensagen. Da solche Bauplätze von 100 Fuß Länge und 25 Fuß Breite selten einen höhern Preis als 25 bis 100 Dollars erlangen, so geht der Käufer blindlings daran, (goes it blind,) wie es hier genannt wird, hoffend, dabei jedenfalls zu einem Resultate zu kommen. „Wenn auch nicht viel dabei zu gewinnen ist,“ denkt er, „so ist doch auch sicherlich nicht viel zu verlieren.“ Gerade so raisonnirt wie beim Lotteriespielen.

Im Jahre 1832 waren oberhalb St. Louis nicht mehr als drei oder vier solcher kleinen Orte und jetzt giebt es deren mehr als dreißig, worunter



H. Lewis pinx

Lith Inst Arnz & Co Düsseldorf

PORT BYRON Iowa, and BERLIN, Illinois.



einige von 14000 Einwohnern und darüber. Viele dieser kleinen Städtchen sind bis jetzt noch so bedeutungslos, daß eine Darstellung derselben hier füglich übergangen werden kann; wir beschränken uns deshalb darauf, ihre Namen und Einwohnerzahl anzugeben, bemerken jedoch zugleich, daß manche derselben dem Handwerker und überhaupt dem kleineren Capitalisten bessere Gelegenheit zum Aufkommen bieten, als größere Städte, in welchen Etablissements irgend einer Art bedeutende Fonds nöthig haben, um mit anderen concurriren zu können. Im Westen rechnet man gewöhnlich darauf, Geschäfte für wenigstens zweimal den Werth des anzulegenden Capitals zu machen, und es hält durchaus nicht schwer, für 6000 Dollars Credit zu erhalten, wenn man 3000 Dollars baares Geld anlegen kann, sobald es nemlich bekannt ist, daß man sich fest niederlassen will und Einführungsschreiben von einem bekannten Bewohner des betreffenden Platzes aufzuweisen hat. Auch wird es hier nicht als Verbrechen betrachtet, wenn man fallirt (wie dies in Europa der Fall ist) und es finden sich immer Leute, die einem in seinen Erwartungen getäuschten Anfänger gerne wieder aufhelfen, wenn er nur sein Mißgeschick motiviren kann, so daß dasselbe weniger seiner Person als den Umständen zuzuschreiben ist. Man hofft, daß es ihm zum zweiten Male besser gehen werde und da es noch Platz genug giebt und kein Gewerbe übermäßig vertreten ist, werden arbeitsame und solide Leute stets unterstützt, besonders wenn sie einen ziemlichen Grad von Unternehmungsgeist besitzen.

Eine Meile unterhalb Savanna liegt:

Charlestown oder Sabula in Iowa,

ein kleines Städtchen mit 30 bis 40 Häusern. Zwanzig Meilen weiter südlich liegen die hübschen Städtchen

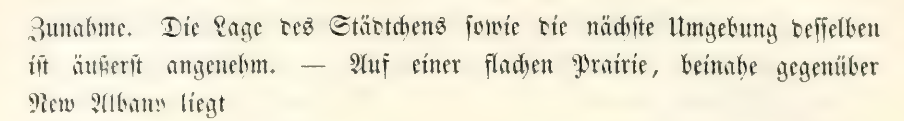
Lyons in Iowa und Fulton City in Illinois

einander gerade gegenüber; Lyons hat ungefähr 250, und Fulton City gegen 500 Einwohner. Einige Meilen von hier liegt

New Albany in Illinois,

eine schöne Niederlassung in Whileside County mit ungefähr 400 Einwohnern. New Albany wurde im Jahre 1837 angelegt und erfreut sich einer raschen

Zunahme. Die Lage des Städtchens sowie die nächste Umgebung desselben ist äußerst angenehm. — Auf einer flachen Prairie, beinahe gegenüber New Albany liegt



ist übrigens vermöge seiner niedrigen Lage den alljährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt und deshalb beinahe ganz verlassen. Vier Meilen weiter unten ergießt sich der Wabesipinicon oder weiße Schwanfluß auf dem rechten Ufer in den Mississippi.

Cammanche verlassend, kommt man in die Nähe der Oberen- oder Rockfluß-Stromschnelle. Im Juli und August, wo gewöhnlich Niederwasserstand eintritt, entledigen sich die Dampfschiffe ihrer Ladungen, ehe sie diese Stromschnelle überschreiten; die Güter werden in Lichtern hinübergebracht und dort wieder eingeschifft. Dieser Umstand giebt mehreren an und in der Nähe der Stromschnelle gelegenen Städtchen Beschäftigung und Nahrung. Zwei derselben liegen am oberen Ende der Stromschnelle und sind in der anliegenden Illustration dargestellt. Sie heißen:

Port Byron in Iowa, und Berlin in Illinois,

sind jedoch nicht so groß, als man dem Namen nach erwarten möchte. Berlin hieß früher Parkhurst. Die Stromschnellen erstreckten sich von hier an 14 Meilen stromabwärts, jedoch in unterbrochener Reihenfolge und das Gefälle des Flusses beträgt auf dieser Entfernung etwa 26 Fuß. Bei niederem Wasserstande erwachsen dadurch der Schifffahrt bedeutende Hindernisse und die Regierung hat zu verschiedenen Malen Anstalten getroffen, dem Uebelstande abzuhelfen. Bis jetzt ist aber, sei es aus Mangel an hinlänglichen technischen Kenntnissen oder an Geldmitteln, nur wenig geschehen. Man hat übrigens beschlossen, sowohl diese als auch die unteren Stromschnellen durch einen Canal zu umgeben, so daß Schiffe zu jeder Zeit, ohne umladen zu müssen, passiren können. Die beiliegende Ansicht repräsentirt

Die Stromschnellen (Rapids).

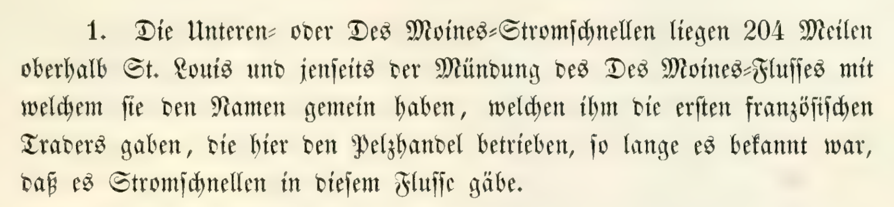
bei niederem Wasserstande. Nicollet spricht sich folgendermaaßen über die geognostische Beschaffenheit derselben aus:



Lith. Inst. Arnz & C° Dusseldorf

THE RAPIDS. DIE STROMSCHNELLEN.





1. Die Unteren- oder Des Moines-Stromschnellen liegen 204 Meilen oberhalb St. Louis und jenseits der Mündung des Des Moines-Flusses mit welchem sie den Namen gemein haben, welchen ihm die ersten französischen Traders gaben, die hier den Pelzhandel betrieben, so lange es bekannt war, daß es Stromschnellen in diesem Flusse gäbe.

Etwa dreiviertel Meile oberhalb Keokuk und vier Meilen oberhalb der Mündung des Des Moines fangen die Stromschnellen an und erstrecken sich beinahe bis nach Montrose hinauf, wo bis noch vor wenigen Jahren Fort Des Moines und diesem gegenüber die Stadt Commerce, später Nanvoo, die Hauptstadt der Mormonen, lag.

Im Jahre 1838 befahl der Congreß, daß die Stromschnellen vermessen werden sollten. Die Leitung dieses Unternehmens wurde dem Capitain R. E. Lee vom Ingenieur-Corps anvertraut. Nach seinem Gutachten beträgt die Länge der Stromschnellen 11 Meilen und das Gefäll des Flusses 24 Fuß. Der Mississippi fällt hier über Felsenriffe von blauem Kalkstein herunter, die stets mehr oder minder unter Wasser stehen und durch welche die Strömung verschiedene krumme Straßen gebahnt hat. Bei niederem Wasserstande wird das Befahren dieser Strecke sehr schwierig, sowohl wegen der Seichtigkeit des Wassers, als auch wegen der engen Krümmungen des Canales, so daß der Dampfschifffahrt während dreier Monate im Jahre bedeutende Hindernisse, zuweilen völliger Stillstand, erwächst.

Die durch Capitain Lee begonnenen Verbesserungen wurden bald zum großen Schaden der Länder wieder eingestellt. So lange die Schifffahrt auf solche Weise gehemmt wird, (was durch Vollendung der so scharfsinnig entworfenen und angefangenen Hülfsmittel verhindert worden wäre) werden die nördlich von den Stromschnellen gelegenen reichen Länderstrecken von Illinois, Iowa und Wisconsin am Absatze ihrer Producte schmählich gehindert und dadurch Industrie und Handel bedeutend beeinträchtigt. Ich war im Winter des Jahres 1836 — 37 selbst zugegen, als Mehl für 15 und gesalzenes Schweinefleisch für 25 Dollars verkauft wurde, welches in St. Louis wahrscheinlich 5 resp. 8 Dollars gekostet hatte, einzig und allein, weil die mit Wintervorräthen beladenen Dampfschiffe nicht im Stande gewesen waren, zur Herbstzeit die Stromschnellen zu passiren.

2. Die Obern- oder Rockfluß-Stromschnellen haben ihren Namen von dem unterhalb derselben in den Mississippi mündenden Rock- (Felsen-Flusse.) Wenn man sich stromaufwärts fahrend diesen Stromschnellen nähert, bietet sich dem Auge ein so prächtiger Anblick, wie ihn der Westen nicht zum zweiten Male aufzuweisen hat. Da erblickt man in der Mitte des Stromes die Felseninsel (Rock-Island) mit ihrer üppigen Vegetation und den Ruinen des alten Forts; dann auf beiden Seiten derselben zwei blühende Städte, links Davenport, rechts Stephenson, (auch Rock-Island-City — Felseninselstadt — genannt); und im Hintergrunde zwei Reihen wunderschöner Hügel. Schon die Schönheit der Landschaft an und für sich wäre Grund genug, um Massen von Colonisten heranzuziehen, und die fruchtbaren Ländereien ringsumher tragen nicht wenig dazu bei, die schnelle Zunahme der Bevölkerung zu befördern.

Die Länge dieser Stromschnellen beträgt 14 bis 15 Meilen von Rock-Island bis etwas unterhalb Port Byron auf dem linken, und Parkhurst auf dem rechten Ufer des Flusses. Nach der vom Capitain Lee vorgenommenen Vermessung hat der Fluß vom Anfange bis zum Ende der Stromschnelle ein Gefäll von $25^3/_4$ Fuß (25.74). Das Wasser fließt über Kalksteinfelsen hinweg, die sich zuweilen von einem Ufer bis zum andern erstrecken, zuweilen aber auch fugenartig in einander greifen, so daß sie bei niederem Wasserstande einen bösen, seichten und gefährlich windenden Pfad bilden.

Das Gefälle des Flusses ist nicht regelmäßig, sondern, wie an den unteren Stromschnellen, bedeutender über den Riffen als im Canal, so daß die je nach Umständen mehr oder weniger bedeutende Schnelligkeit der Strömung, verbunden mit dem engen Felsenbette des Flusses, nicht leicht zu überwindende Schwierigkeiten bietet. Als solche sind besonders die kurzen Wendungen und engen Passagen zwischen den Felsenriffen zu betrachten, durch welche die Schiffe gezwungen werden, in schiefer Richtung über die Strömung zu steuern und sich dabei der Gefahr aussetzen, an den Felsen zu zerschellen. Natürlicherweise sind die zu Thal fahrenden Boote am meisten gefährdet. Capitain Lee hat jedoch gezeigt, daß sich diese Hindernisse beseitigen lassen, und den Schiffen, ob zu Berg oder zu Thal gehend, ein gefahrloser Weg gebahnt werden kann.

Es liegt gewiß im Interesse der Regierung, durch schleunige Verbesserung diese Mißstände zu beseitigen, da sie alljährlich bedeutende Zufuhren

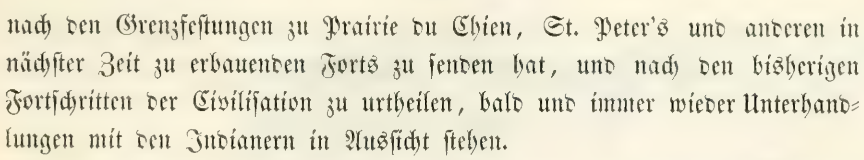


H Lewis pinx

Lith Inst Arnz & C° Dusseldorf

FORT ARMSTRONG.





nach den Grenzfestungen zu Prairie du Chien, St. Peter's und anderen in nächster Zeit zu erbauenden Forts zu senden hat, und nach den bisherigen Fortschritten der Civilisation zu urtheilen, bald und immer wieder Unterhandlungen mit den Indianern in Aussicht stehen.

Die unteren Stromschnellen sind 204, und die oberen 344 Meilen von St. Louis entfernt. Am Fuße der letzteren, oder doch nicht weit von denselben entfernt, liegen die hübschen Städte

Davenport in Iowa und Rock Island City in Illinois,

zugleich erscheint auf der südlichen Spitze der Felseninsel

Das Fort Armstrong,

interessant als eine der ältesten, jetzt noch bestehenden Grenzfestungen des Westens. Es ist aus Balken von rothem Cedernholz gebaut und beherrscht beide Arme des Flusses. Eine Garnison liegt hier nicht mehr, sondern das Fort wird jetzt als Waffendepot benutzt. In wenigen Jahren wird wahrscheinlich Nichts mehr von diesem Ueberbleibsel aus der alten Zeit vorhanden sein, denn es ist jetzt schon ganz baufällig und kann eher Ruine als Festung genannt werden. Jedoch, so lange es steht, bleibt es ein würdiges Denkmal aus der Zeit der indianischen Kriege und erinnert den friedlichen Farmer an die Gefahren und Mühen, denen seine Vorfahren hier ausgesetzt waren, als noch Indianerstämme die Gegend ringsumher bewohnten.

Wenige Europäer und selbst die wenigsten Amerikaner haben einen richtigen Begriff von dem Charakter und den Sitten der westlichen Grenzbewohner. Die folgende wahrheitsgetreue Beschreibung derselben von J. G. Goodrich mag deshalb manchem unserer Leser willkommen sein; sie bezieht sich jedoch mehr auf den eingeborenen Emigranten, besonders aus den nördlichen und südlichen Staaten, als auf den europäischen Einwanderer.

Character, Sitten etc.
der westlichen Grenzbewohner.

Der Charakter der westlichen Staaten ist ein durchaus gemischter; Virginien und Neu-England nehmen jedoch einen hervorstehenden Rang ein. Kentucky wurde von Virginien und Nord-Carolina aus bevölkert; Ohio ist ein Abkömmling Neu-Englands. Diese beiden Staaten haben abwechselnd ihre Bevölkerung weiter westwärts vorgeschoben. Der Kentucky-Charakter ist mehr oder minder vorherrschend in den westlichen Staaten und gereicht den Bewohnern trotz seiner schroffen Eigenschaften gewiß zur Ehre. Um die Söhne beurtheilen zu können, müssen wir ihre Väter und einige jener jetzt noch lebenden ersten Colonisten beschreiben. Die „Großen Messer" (Big Knives), wie jene wegen ihrer Säbel von den Indianern genannt wurden, kannten keine Furcht, und selbst ein Wald, in welchem so viele Massacres verübt wurden, daß man ihn den „dunklen, blutigen Grund" nannte, hatte für sie nichts Schreckendes. Der blutige Grund war Kentucky. So schön dieser Staat jetzt ist, um so viel schöner noch war er im uncultivirten Zustande, wo die „Wildniß blühte wie eine Rose." Das war eine Waldeinsamkeit, wie sie auf der Welt nicht wieder existirt. Bäume, die östlich vom Gebirge ihres Gleichen nicht haben, und an ihrem Fuße das schlanke Gras, das ganzen Heerden von Büffeln und Hirschen zur Weide diente, bildeten einen großen natürlichen Park, ein ungeheures Jagdrevier für Nationen wilder Jäger. Alles in dieser Gegend ist im großartigsten Maaßstabe geschaffen. Riesenbäume beschatten die Ufer der Flüsse, Riesenhöhlen, so groß wie manche der östlichen Districte, ziehen sich unter ihren Betten hin, und die rings um die Quellen zerstreut gefundenen Gebeine des Mammuth zeugen von einer mächtigen, wunderbaren Thierwelt. Dieses irdische Paradies, das alle Eigenschaften eines Eden zu haben schien, war das Jagdrevier, nicht der Wohnplatz, der Wilden.

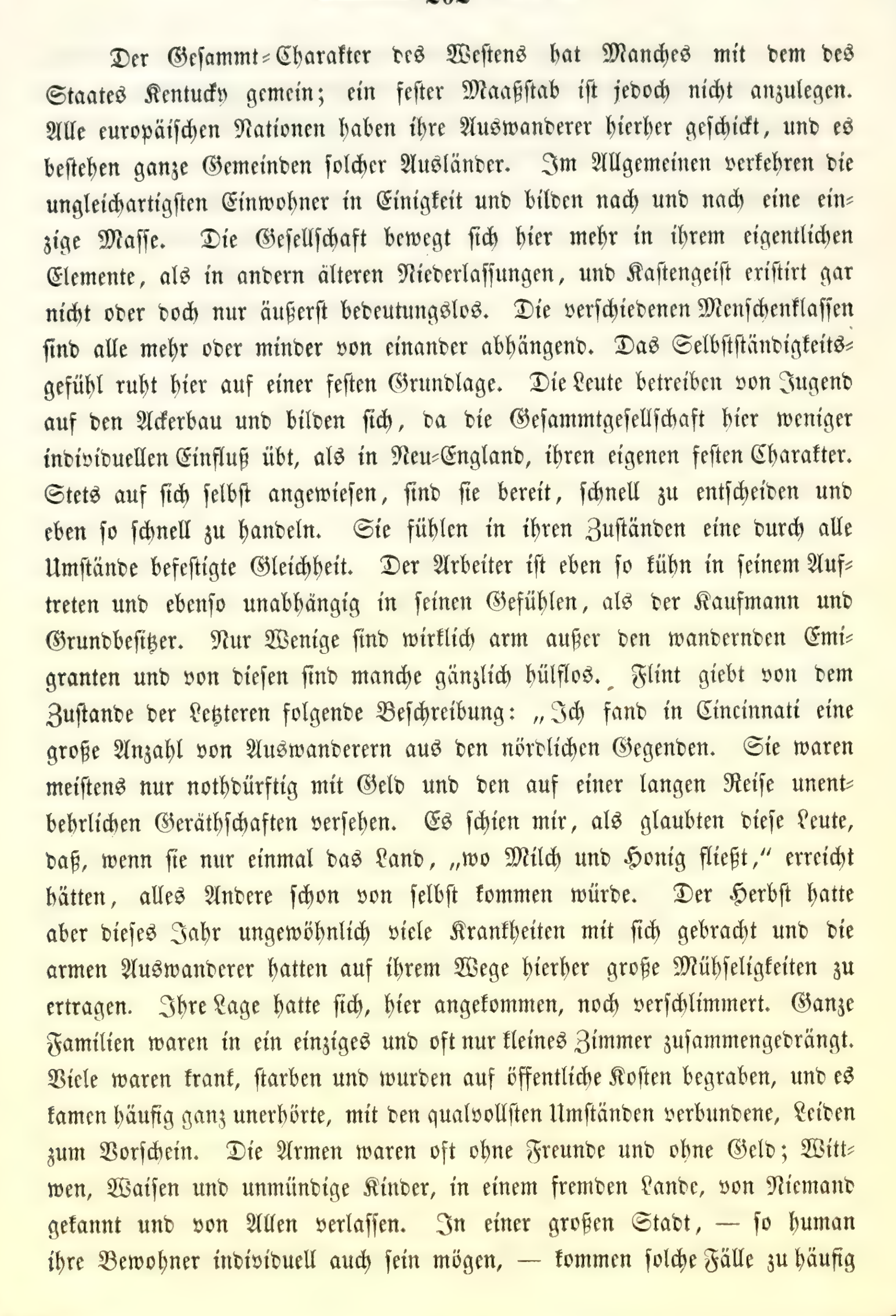
Die ersten weißen Entdecker dieser Gegend kehrten mit Staunen und Bewunderung zurück, und ihre Berichte klangen so abenteuerlich, wie einst die Nachricht von der Neuen Welt den Spaniern. Zu jener Zeit erst wurde Nord-Amerika völlig entdeckt, obwohl Seefahrer schon längst in Buch-

ten und Bayen eingedrungen, und die Küsten mit Niederlassungen bedeckt waren. Die eigentlichen Entdecker dieses Landes, die wahren Argonauten dieser Hesperiden, waren Finley und Boone, Männer von weniger feiner Bildung als natürlich poetischem Gefühl, kaltblütig, umsichtig und von unübertroffenem Muthe. Sie liebten die Einsamkeit des Waldes leidenschaftlich, ohne jedoch Menschenhasser zu sein, und um mit dem Dichter zu reden:

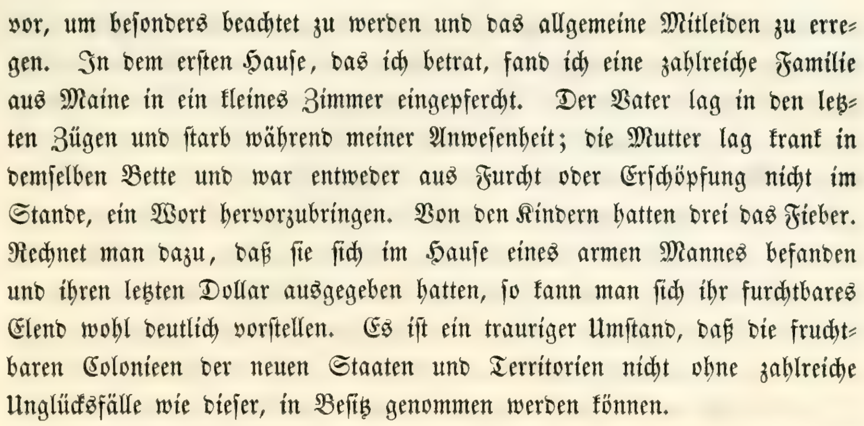
„They love not man the less, but nature more!“

Der Mai ihres Lebens war in den grünen Wäldern, und Gefahren achteten sie als billigen Kaufpreis für die ihnen zur zweiten Natur gewordene Lieblingsbeschäftigung.

Diese Abtheurer wagten mehr als Cortez und Pizarro, denn sie gingen allein und unbegleitet, um Nationen anzugreifen. Harrod, einer jener ersten Colonisten, gewöhnte sich so sehr an dieses wilde Leben, daß er, längst im Besitze von Reichthümern und Ehren, und von einer glücklichen Familie umgeben, wochenlang in den fernen Wäldern zubrachte. Jeder Baum schien ihm ein alter Freund, der Wald war seine eigentliche Heimath. Er starb so, wie er gelebt hatte; von seinem letzten Ausfluge in den geliebten Wald kehrte er nicht wieder, und Ursache und Umstände seines Todes blieben gleich geheimnißvoll. Wäre er so im alten Griechenlande verschwunden, so hätte wahrscheinlich Ovid seine Verwandlung in einen Erlenbaum besungen. Auch Boone starb in seinem Walde. Er war vor der Civilisation geflohen, wie der Hirsch vor dem Jäger. Er starb in hohem Alter, fern von Menschen; der Tod hatte ihn wahrscheinlich in seiner Lieblingsunterhaltung überrascht, denn er wurde entseelt auf der Erde sitzend angetroffen; sein Gewehr ruhte auf einem umgeworfenen Baumstamme und sein starres Auge war noch im Tode auf das Korn gerichtet. Boone war jedenfalls ein außerordentlicher Mann, ein gewaltiger Nimrod, dabei ein guter Patriot; aber nach seiner Idee bestand die menschliche Gesellschaft aus lauter Jägern, und die Herrschaft gehörte dem, der sich des kaltblütigsten Gemüthes, des sichersten Auges und der stärksten Faust rühmen konnte. Straßen und Canäle, Ackerbau und Gewerbe, waren unbekannte Worte in seinem Lexicon, und um glücklich zu sein, mußte er fern von allem, was an Civilisation grenzte, inmitten der dichtesten Wildniß leben. Kentucky, so lange sein Liebling, war ausgeartet, und er verließ es, um sich in einsameren Regionen niederzulassen.



Der Gesammt-Charakter des Westens hat Manches mit dem des Staates Kentucky gemein; ein fester Maaßstab ist jedoch nicht anzulegen. Alle europäischen Nationen haben ihre Auswanderer hierher geschickt, und es bestehen ganze Gemeinden solcher Ausländer. Im Allgemeinen verkehren die ungleichartigsten Einwohner in Einigkeit und bilden nach und nach eine einzige Masse. Die Gesellschaft bewegt sich hier mehr in ihrem eigentlichen Elemente, als in andern älteren Niederlassungen, und Kastengeist existirt gar nicht oder doch nur äußerst bedeutungslos. Die verschiedenen Menschenklassen sind alle mehr oder minder von einander abhängend. Das Selbstständigkeitsgefühl ruht hier auf einer festen Grundlage. Die Leute betreiben von Jugend auf den Ackerbau und bilden sich, da die Gesammtgesellschaft hier weniger individuellen Einfluß übt, als in Neu-England, ihren eigenen festen Charakter. Stets auf sich selbst angewiesen, sind sie bereit, schnell zu entscheiden und eben so schnell zu handeln. Sie fühlen in ihren Zuständen eine durch alle Umstände befestigte Gleichheit. Der Arbeiter ist eben so kühn in seinem Auftreten und ebenso unabhängig in seinen Gefühlen, als der Kaufmann und Grundbesitzer. Nur Wenige sind wirklich arm außer den wandernden Emigranten und von diesen sind manche gänzlich hülflos. Flint giebt von dem Zustande der Letzteren folgende Beschreibung: „Ich fand in Cincinnati eine große Anzahl von Auswanderern aus den nördlichen Gegenden. Sie waren meistens nur nothdürftig mit Geld und den auf einer langen Reise unentbehrlichen Geräthschaften versehen. Es schien mir, als glaubten diese Leute, daß, wenn sie nur einmal das Land, „wo Milch und Honig fließt," erreicht hätten, alles Andere schon von selbst kommen würde. Der Herbst hatte aber dieses Jahr ungewöhnlich viele Krankheiten mit sich gebracht und die armen Auswanderer hatten auf ihrem Wege hierher große Mühseligkeiten zu ertragen. Ihre Lage hatte sich, hier angekommen, noch verschlimmert. Ganze Familien waren in ein einziges und oft nur kleines Zimmer zusammengedrängt. Viele waren krank, starben und wurden auf öffentliche Kosten begraben, und es kamen häufig ganz unerhörte, mit den qualvollsten Umständen verbundene, Leiden zum Vorschein. Die Armen waren oft ohne Freunde und ohne Geld; Wittwen, Waisen und unmündige Kinder, in einem fremden Lande, von Niemand gekannt und von Allen verlassen. In einer großen Stadt, — so human ihre Bewohner individuell auch sein mögen, — kommen solche Fälle zu häufig



vor, um besonders beachtet zu werden und das allgemeine Mitleiden zu erregen. In dem ersten Hause, das ich betrat, fand ich eine zahlreiche Familie aus Maine in ein kleines Zimmer eingepfercht. Der Vater lag in den letzten Zügen und starb während meiner Anwesenheit; die Mutter lag krank in demselben Bette und war entweder aus Furcht oder Erschöpfung nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Von den Kindern hatten drei das Fieber. Rechnet man dazu, daß sie sich im Hause eines armen Mannes befanden und ihren letzten Dollar ausgegeben hatten, so kann man sich ihr furchtbares Elend wohl deutlich vorstellen. Es ist ein trauriger Umstand, daß die fruchtbaren Colonieen der neuen Staaten und Territorien nicht ohne zahlreiche Unglücksfälle wie dieser, in Besitz genommen werden können.

Ich will bei dieser Gelegenheit noch eines anderen nicht weniger ergreifenden Falles erwähnen. Wir hatten in die Sonntagsschule zu New Madrid drei Kinder aufgenommen, die unter folgenden Umständen hier ankamen: Ein Mann war mit seinen drei Kindern in einer kleinen Barke den Fluß hinabgefahren. An einem frostigen Dezemberabende hatten sie an einer unbewohnten Insel angelegt, von wo aus sie auf einer kleinen Prairie am jenseitigen Ufer zwei ziemlich weit von demselben entfernte Häuser bemerkten. Der Mann wollte sich dort frischen Whiskey (gemeinen Schnaps) verschaffen, obwohl er schon zu viel davon genossen hatte und bestieg, ungerührt durch das Flehen der weinenden Kinder, seine Barke, um über den Fluß zu fahren. Er sagte seinen Kindern, er werde bald wieder zurückkommen, und machte sich trotz des rauhen Wetters auf den Weg. Die armen Kleinen sahen das Boot umschlagen, ehe es die halbe Entfernung zurückgelegt hatte, und ihren Vater ertrinken. So standen sie verlassen auf einer unbewohnten Insel, mitten im Flusse, ohne Obdach, ohne Feuer, nichts als ihre zerlumpten Kleider zum Schutze gegen Wind und Wetter, denn der herzlose Vater hatte seine letzte Decke mit sich genommen und nur etwas ungekochtes Schweinefleisch und ungemahlenes Korn zur Nahrung hinterlassen. Das älteste Kind war ein sechsjähriges, für sein Alter ungewöhnlich verständiges Mädchen; das Zweite, ebenfalls ein Mädchen, war vier, und das Dritte, ein Knabe, zwei Jahre alt.

Es war wirklich rührend, als das ältere Mädchen seine Leidensgeschichte erzählte. Als die Nacht hereinbrach, legte es seine kleineren Geschwister hart

nebeneinander auf die Erde, bedeckte sie mit Blättern und Reisern, legte sich selbst mit dem Kopfe in entgegengesetzter Richtung nieder und verhüllte ihre nackten Füßchen in seinen Kleidern. So verbrachten sie die Nacht. Des Morgens schnitt es das rohe Fleisch in kleine Stückchen und gab sie seinen Geschwistern, und ließ sie dazu etwas Korn kauen. Dann lief das Mädchen mit ihnen auf der Insel umher, um sie so gut als möglich vor dem Erfrieren zu wahren und gab ihnen dann wieder Fleisch und Korn zu essen. Es scheint, als habe die Vorsehung besonders über diese armen Geschöpfe gewacht, denn im Laufe des Tages landeten Indianer auf der Insel, welche die Kinder fanden, und da sie gerade nach New Madrid fuhren, sie dahin mitnahmen. —

Der Reisende in den westlichen Staaten beurtheilt wahrscheinlich den Charakter des Volkes nach dem Benehmen seiner Reisegefährten. Er findet bei diesen vielleicht einen allzugroßen Geschmack an „rohen Witzen" (rude mirth) aber er wird auch eine überall vorherrschende Höflichkeit und ein Bestreben gegenseitiger Gefälligkeit zu würdigen wissen.

Die Kahnschiffer (Boatmen), die einst zu Tausenden auf den westlichen Flüssen angetroffen wurden, sind seit der Anwendung von Dampfschiffen beinahe ganz verschwunden. Sie bildeten eine schwelgerische, verderbte und verderbende Menschenklasse; obwohl das Gouging bei ihnen, wie überhaupt im Westen nicht gebräuchlich war, so hatten sie doch viele schlimme Eigenschaften und ein Blick auf ihren Charakter im Allgemeinen sagte genug, um irgend eine gegen sie erhobene Anklage zu begründen.

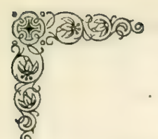
Die hier gebräuchliche Schiffersprache ist ebenso eigenthümlich als die Form der Fahrzeuge. Da hört man von gefahrvollen „Riffles," (wahrscheinlich ripples) Riffeln, (Strudeln); planters, im Flußbette festsitzenden und über das Wasser hervorragenden Baumstämmen; Sawyers, schwimmenden krummen Baumstämmen mit sägen=ähnlicher Bewegung; points, Landspitzen; bends, Krümmungen und shoots (eine Verketzerung des französischen „chute") Stromschnellen (kleinen Wasserfällen).

Man erhält beim Einschiffen die Weisung, sein „Plunder" (Plunder) Hab und Gut an Board zu bringen, man hört von „fernenst" und erhält nach und nach ein ganzes Vocabularium solcher Wörter und Redensarten. Die Sitten der Boatmen sind eben so curios als ihre Sprache. Ihre eigenthümliche Lebensweise hat nicht nur einen neuen Dialect, sondern auch

ganz neue Arten von Vergnügungen, Schwelgereien und Schlägereien zu Stande gebracht. Beinahe auf jedem vor Anker liegenden Boote ertönt eine oder mehrere Geigen, nach welchen die Schiffer zu tanzen sich bemühen. Es ist auch gar kein Wunder, daß die Lebensweise dieser Leute, zuweilen außerordentlich müßig und dann wieder unermüdlich fleißig, — oft tagelang ohne alle Anstrengung und Gefahr, und plötzlich wieder wochenlang mühselig und gewagt, — selten an Speisen mangelnd und stets vollauf mit Whiskey versehen, — unwiderstehliche Reize und Verführungen mit sich bringt, die den mit ihnen in Berührung kommenden jungen Leuten äußerst gefährlich werden muß. —

Viele der die äußersten westlichen Grenzen bewohnenden Colonisten sind rohe und principienlose Menschen; allein die verwegene Lebensart und die Gefahren der Wildniß haben wenige jener sorglosen Bewohner des Westens übrig gelassen. Manche leben in den fernsten Territorien von der Jagd oder dem Handel mit den Indianern. Michael Shuckwell oder Mike Shuck (spr. Meik Schuck) kann als ein Muster solcher freiwilliger Barbaren betrachtet werden. Die allerersten Colonisten in Kentucky hatten ihn als einen weißharigen kleinen Wildfang unter sich aufwachsen sehen, dessen Verwandschaft Niemand beanspruchte und der selbst keine Verwandschaft mit irgend Jemanden suchte. Während der indianischen Kriege, die in jene Periode fielen, wurde er frühe gegen Strapazen aller Art abgehärtet und mit Gefahren vertraut, und als der berühmte Oberst Boone in diese Gegend einwanderte, befand sich Schuck unter seinen Begleitern. Immer weiter westwärts trieb ihn der Fortschritt der Civilisation in seinem Rücken, bis er sich endlich außerhalb der Staatenlinie auf freiem indianischen Boden befand. Mike Schuck trägt sein Bürgerrecht in der Tasche mit sich; wo er des Nachts sein Haupt hinlegt, ist seine Wohnung, wo er eine Zeit lang zu bleiben Lust hat, ist seine Heimath. Seine gute Büchse war sein einziger und bester Freund von seinem ersten Feldzuge unter General George Rogers Clark an. Das Fallenstellen (Trapping) verfolgt er bis in die kleinsten Einzelheiten und während des ganzen Herbstes durchstöbert er, mit Fallen beladen, alle Nebenflüsse und Buchten des Missouri oberhalb der Colonieen. Oft sieht man ihn bei Tagesanbruch barfuß und unbedeckten Hauptes den Windungen der Flüsse folgen, um zu sehen, ob sein Köder den Biber angelockt, oder um die Fallen

an anderen Orten unterzubringen. So gründlich versteht er diese Jagd, daß er an einem Orte einen Pack Biberfelle zusammenbringt, wo der Indianer mit all seiner Schlauheit und Kenntniß der Natur dieser Thiere längst die Hoffnung auf Erfolg aufgegeben hat. Ein Jagdliebhaber, der gegen die Mitte des Monats November 1831 jene Gegenden besuchte, um Elenthiere zu jagen, begegnete diesem modernen Robinson Crusoe eines Abends mit einer Last von Fellen und so beladen, daß es einem Packpferde Ehre gemacht haben würde. Er schlug ihm vor, die Nacht in seiner Gesellschaft zuzubringen; Mike brummte seine Zustimmung und ging voran, den Weg zu zeigen. Zuerst ging es durch ein langes Haselnußdickicht in eine tiefe Felsschlucht und dann, einen von der bisherigen Richtung abweichenden Pfad verfolgend, gelangten sie endlich durch einen Wald von Sumpfeschen an einen Ort, an welchem ein lustiges Feuer brannte, das Mike schon früher angezündet hatte, ohne welches übrigens der Platz so schauerlich gewesen wäre, wie das Fegfeuer. Selbst die Eulen hatten ihren Weg noch nicht in dieses dunkle Labyrinth gefunden und Mike war deshalb mit seinem „Plunder" (dieses Mal mit Recht so genannt, weil es eigentlich das rechtmäßige Eigenthum der Indianer war) sicher. Mike Shuck warf seine Bürde ab und hieß seinen Gast mit einem malitiösen Lächeln, oder vielmehr einer hysterischen Grimasse auf den Lippen, sich niedersetzen. Das Mahl war bald aufgetischt (d. h. wenn man ein auf die Erde gebreitetes Bärenfell Tisch nennen will), und bestand aus einem Biberschweife und dem Markbeine eines Elenthieres, welche von dem Wirthe selbst gebraten worden waren. Mike Shuck hat, wie schon gesagt, keine Verwandte, er hat deshalb auch keinen Grund, Schätze zu sammeln, um Erbjäger zu bereichern. Aber er brummt immer etwas von Vorkehrungen für ein ruhiges Alter, wenn er sich je dazu herabläßt, von seiner Zunge Gebrauch zu machen und spricht davon, als wäre es noch lange bis dahin, obwohl er beinahe achtzig Jahre alt ist. Wenn die Trappingsaison zu Ende geht, besteigt er mit der ihm gewöhnlichen Gleichgültigkeit gegen die Elemente sein Fahrzeug (craft) — wie er sein kleines Canoe von Baumwollenholz zu nennen pflegt — um seine Pelze zu Markte zu bringen, und kehrt dann wieder in die Wildniß zurück, um seine Lieblingsbeschäftigung von Neuem auf zunehmen.



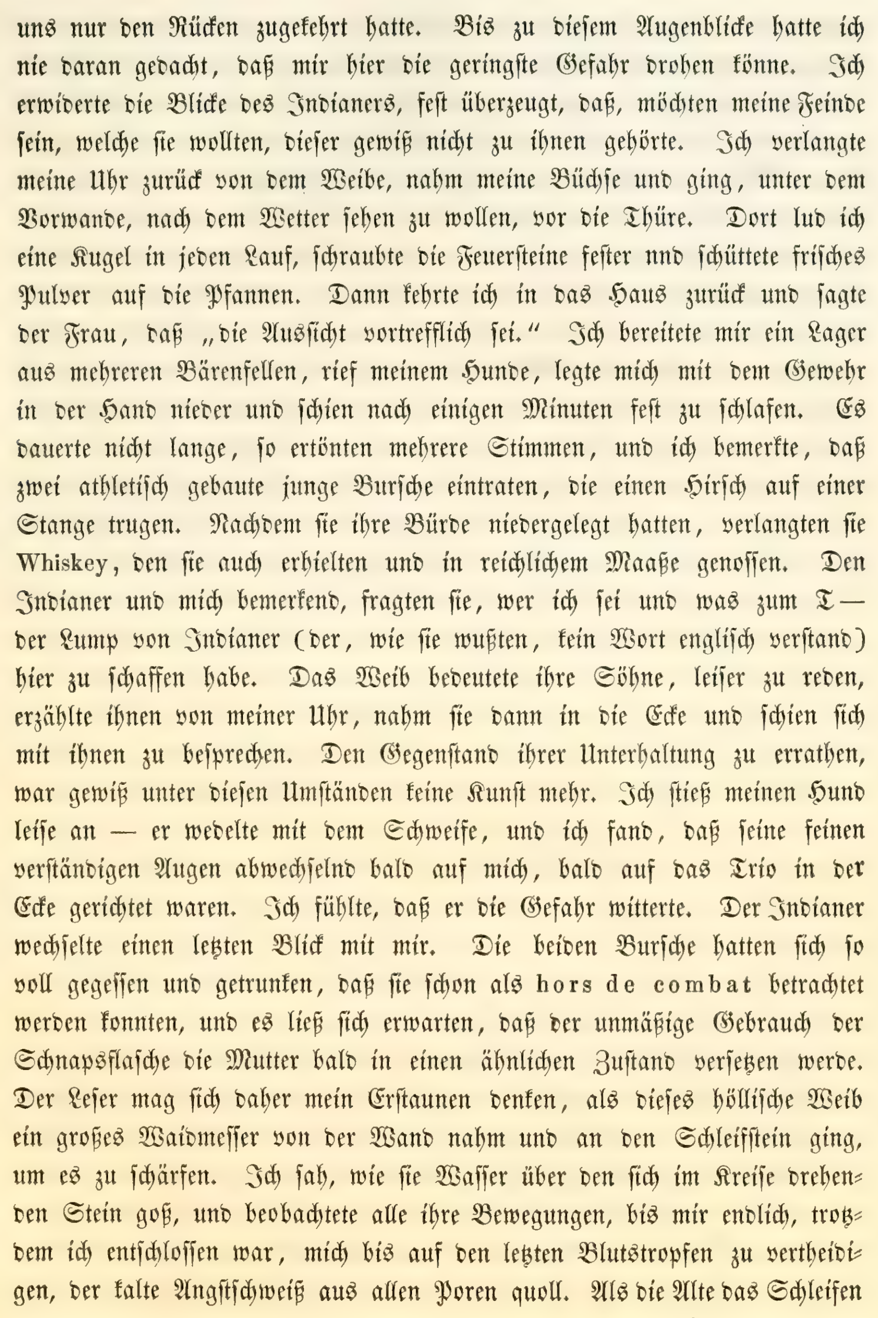
In den fernen Grenzniederlassungen, wo die Gesellschaft noch kaum organisirt ist, werden Verbrechen ohne allen Prozeß durch die s. g. Regulatoren*) bestraft. In dem folgenden von Audubon erzählten Falle erscheint dieses Regulirsystem als praktisch und zulässig: —

„Bei unserer Rückkehr vom oberen Mississippi fand ich mich genöthigt, eine jener großen Prairien zu durchkreuzen, welche in diesem Theile der Vereinigten Staaten so häufig angetroffen werden. Das Wetter war gut und Alles um mich her blühte und grünte, als wäre es frisch aus dem Schatze der Natur entsprossen. Tornister und Büchse bildeten meine ganze Bagage, und ein Hund war mein einziger Gefährte. Obwohl mit guten Moccasins bekleidet, ging ich doch nur langsam vorwärts und betrachtete mit innigem Vergnügen die tausenderlei wilden Blumen und die um ihre Mütter hüpfenden Rehkälber. Sie schienen so ruhig und sorglos, und ich theilte diese Gefühle mit ihnen. Ich sah die Sonne am Firmamente untergehen, lange ehe ich eine Waldgegend erblicken konnte, und war den ganzen Tag keinem einzigen Menschen begegnet. Der Weg, den ich verfolgte, war ein alter indianischer Pfad, und als die Schatten dunkler wurden auf der Prairie, hoffte ich wenigstens ein Gebüsch zu erreichen, um mich in demselben niederzulegen. Die Nachteulen flatterten, durch das Gesumse der fliegenden Insekten angezogen, emsig hin und her, und das ferne Heulen der Wölfe ließ mich hoffen, bald den Saum eines Gehölzes zu erreichen. Bald darauf erkannte ich dunkle Baummassen und erblickte zugleich in derselben Richtung einen Feuerschein, auf den ich meine Schritte, in der vollen Zuversicht, ein Lager wandernder Indianer anzutreffen, hinlenkte. Ich fand bald, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Das Feuer brannte auf einem Heerde, und eine schlanke Figur bewegte sich, als wie mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt, zwischen demselben und mir. Als ich die Stelle erreichte, fand sich, daß es eine Frau war. Ihr Anzug war unordentlich und ihre Stimme rauh. Ich bat um Erlaubniß, die Nacht unter ihrem Dache zubringen zu dürfen, und erhielt sie. Ich trat ein, nahm einen hölzernen Schemel, setzte mich ruhig ans Feuer und blickte umher. Mein Auge fiel auf einen jungen schöngebauten Indianer, der, mit den Ellbogen auf die Kniee und den Kopf auf die Hände

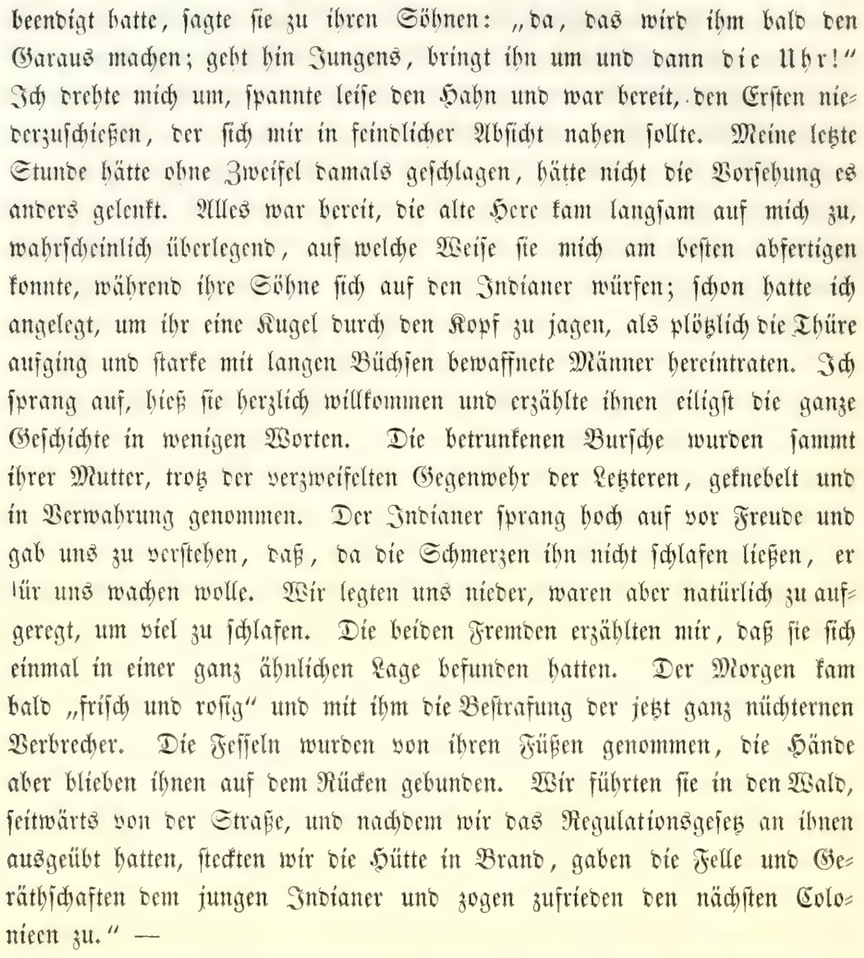
*) Eine zu diesem Zweck gebildete Gesellschaft.



gestützt, in einer Ecke saß. An seinen Rücken lehnte ein langer Bogen und ein paar Waschbärfelle lagen zu seinen Füßen und eine Anzahl Pfeile. Er bewegte sich nicht und schien kaum zu athmen. Mit den Gebräuchen der Indianer bekannt und wohl wissend, daß sie von der Ankunft eines civilisirten Weißen keine Notiz nehmen, redete ich ihn in französischer Sprache an, weil diese öfters den Bewohnern dieser Gegenden theilweise bekannt ist. Er richtete den Kopf in die Höhe, deutete mit dem Finger auf das eine Auge und gab mir mit dem anderen einen bedeutsamen Wink. Sein Gesicht war blutig; er hatte an jenem Tage nach einem auf der Spitze eines Baumes sitzenden Waschbären geschossen; der Pfeil hatte den Ast getroffen, war abgeprallt und hatte ihm das rechte Auge gänzlich zerstört. — Ich war müde und hungrig und bat deshalb meine Wirthin um Speise und Lager. Ein Bett gab es hier nicht, wohl aber waren verschiedene ungegerbte Büffel- und Bärenfelle in einer Ecke des Zimmers aufgehäuft. Ich zog eine feine Uhr aus der Tasche und bedeutete das Weib, daß es spät sei. Die Uhr machte einen sichtlichen Eindruck auf sie. Sie sagte, es gäbe Wildpret und Büffelfleisch in Ueberfluß und unter der Asche läge ein frisches Kornbrod. Die Uhr hatte ihre Neugierde rege gemacht, sie wollte sie noch einmal sehen. Ich nahm sie sammt der goldenen Kette vom Halse und gab sie ihr. Sie schien in Extase zu sein, pries ihre Schönheit, fragte, was sie gekostet habe und hing sie um ihren sonnverbrannten Hals, indem sie mir zu verstehen gab, daß sie der Besitz einer solchen Uhr glücklich machen würde. Sicher, wie ich mich hier glaubte, beachtete ich weder ihre Gestikulationen noch ihre Reden, sondern schnitt meinem Hunde ein tüchtiges Stück Rehfleisch ab und gab mich eifrigst dran, meinen eigenen Hunger zu befriedigen. Der Indianer erhob sich gleichsam als wie vor Schmerz von seinem Sitze und ging mehre male an mir vorüber. Einmal kniff er mich so stark am Arme, daß ich beinah' aufgeschrieen hätte. Ich sah ihn an, sein Blick begegnete dem Meinigen — aber es lag etwas so Warnendes in seinem Auge, daß mich's plötzlich eiskalt überlief. Er setzte sich hierauf wieder nieder, zog sein Fleischermesser aus der schmierigen Scheide, untersuchte die Schneide desselben, wie man ein Rasirmesser probirt, steckte es dann wieder ein, nahm seinen Tomahawk von der Schulter, füllte die hohle Seite desselben mit Taback und fing an zu rauchen, dabei immer bedeutungsvolle Blicke zu mir herüberwerfend, sobald das Weib



uns nur den Rücken zugekehrt hatte. Bis zu diesem Augenblicke hatte ich nie daran gedacht, daß mir hier die geringste Gefahr drohen könne. Ich erwiderte die Blicke des Indianers, fest überzeugt, daß, möchten meine Feinde sein, welche sie wollten, dieser gewiß nicht zu ihnen gehörte. Ich verlangte meine Uhr zurück von dem Weibe, nahm meine Büchse und ging, unter dem Vorwande, nach dem Wetter sehen zu wollen, vor die Thüre. Dort lud ich eine Kugel in jeden Lauf, schraubte die Feuersteine fester nnd schüttete frisches Pulver auf die Pfannen. Dann kehrte ich in das Haus zurück und sagte der Frau, daß „die Aussicht vortrefflich sei.“ Ich bereitete mir ein Lager aus mehreren Bärenfellen, rief meinem Hunde, legte mich mit dem Gewehr in der Hand nieder und schien nach einigen Minuten fest zu schlafen. Es dauerte nicht lange, so ertönten mehrere Stimmen, und ich bemerkte, daß zwei athletisch gebaute junge Bursche eintraten, die einen Hirsch auf einer Stange trugen. Nachdem sie ihre Bürde niedergelegt hatten, verlangten sie Whiskey, den sie auch erhielten und in reichlichem Maaße genossen. Den Indianer und mich bemerkend, fragten sie, wer ich sei und was zum T— der Lump von Indianer (der, wie sie wußten, kein Wort englisch verstand) hier zu schaffen habe. Das Weib bedeutete ihre Söhne, leiser zu reden, erzählte ihnen von meiner Uhr, nahm sie dann in die Ecke und schien sich mit ihnen zu besprechen. Den Gegenstand ihrer Unterhaltung zu errathen, war gewiß unter diesen Umständen keine Kunst mehr. Ich stieß meinen Hund leise an — er wedelte mit dem Schweife, und ich fand, daß seine feinen verständigen Augen abwechselnd bald auf mich, bald auf das Trio in der Ecke gerichtet waren. Ich fühlte, daß er die Gefahr witterte. Der Indianer wechselte einen letzten Blick mit mir. Die beiden Bursche hatten sich so voll gegessen und getrunken, daß sie schon als hors de combat betrachtet werden konnten, und es ließ sich erwarten, daß der unmäßige Gebrauch der Schnapsflasche die Mutter bald in einen ähnlichen Zustand versetzen werde. Der Leser mag sich daher mein Erstaunen denken, als dieses höllische Weib ein großes Waidmesser von der Wand nahm und an den Schleifstein ging, um es zu schärfen. Ich sah, wie sie Wasser über den sich im Kreise drehenden Stein goß, und beobachtete alle ihre Bewegungen, bis mir endlich, trotzdem ich entschlossen war, mich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, der kalte Angstschweiß aus allen Poren quoll. Als die Alte das Schleifen



beendigt hatte, sagte sie zu ihren Söhnen: „da, das wird ihm bald den Garaus machen; geht hin Jungens, bringt ihn um und dann die Uhr!" Ich drehte mich um, spannte leise den Hahn und war bereit, den Ersten niederzuschießen, der sich mir in feindlicher Absicht nahen sollte. Meine letzte Stunde hätte ohne Zweifel damals geschlagen, hätte nicht die Vorsehung es anders gelenkt. Alles war bereit, die alte Hexe kam langsam auf mich zu, wahrscheinlich überlegend, auf welche Weise sie mich am besten abfertigen konnte, während ihre Söhne sich auf den Indianer würfen; schon hatte ich angelegt, um ihr eine Kugel durch den Kopf zu jagen, als plötzlich die Thüre aufging und starke mit langen Büchsen bewaffnete Männer hereintraten. Ich sprang auf, hieß sie herzlich willkommen und erzählte ihnen eiligst die ganze Geschichte in wenigen Worten. Die betrunkenen Bursche wurden sammt ihrer Mutter, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Letzteren, geknebelt und in Verwahrung genommen. Der Indianer sprang hoch auf vor Freude und gab uns zu verstehen, daß, da die Schmerzen ihn nicht schlafen ließen, er für uns wachen wolle. Wir legten uns nieder, waren aber natürlich zu aufgeregt, um viel zu schlafen. Die beiden Fremden erzählten mir, daß sie sich einmal in einer ganz ähnlichen Lage befunden hatten. Der Morgen kam bald „frisch und rosig" und mit ihm die Bestrafung der jetzt ganz nüchternen Verbrecher. Die Fesseln wurden von ihren Füßen genommen, die Hände aber blieben ihnen auf dem Rücken gebunden. Wir führten sie in den Wald, seitwärts von der Straße, und nachdem wir das Regulationsgesetz an ihnen ausgeübt hatten, steckten wir die Hütte in Brand, gaben die Felle und Geräthschaften dem jungen Indianer und zogen zufrieden den nächsten Colonieen zu." —

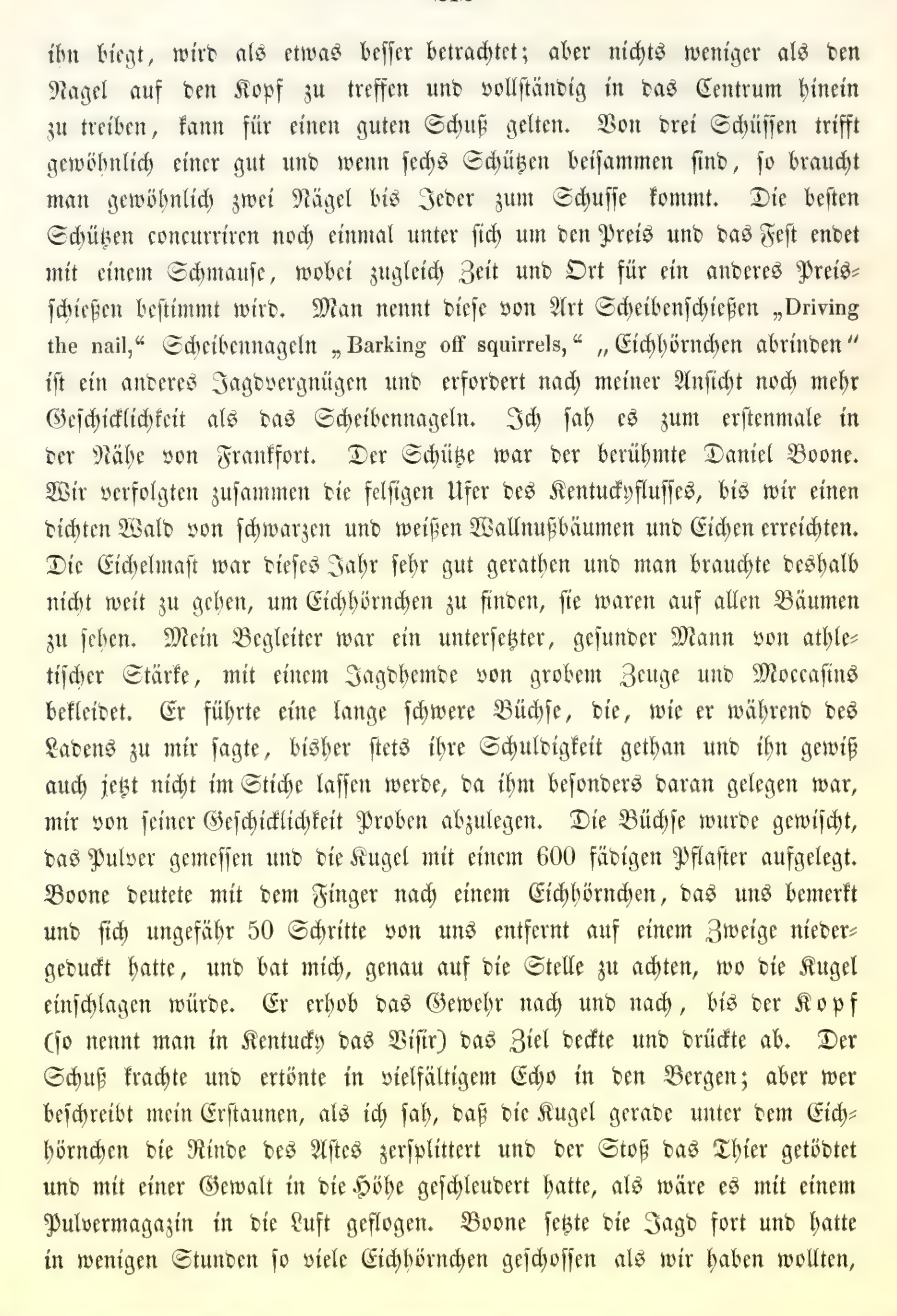
Da der Kentucky-Character der im Westen vorherrschende ist, mag es wohl am Platze sein, hier noch einige Hauptzüge desselben zu beschreiben. Von Virginien hierher verzweigt, unterscheidet er sich noch von dem Charakter jenes Staates durch die Liebe zu einer abentheuerlichen aber abgeschlossenen Lebensweise. Das Auftreten des Kentuckier's ist kühn und sein Benehmen stolz (lofty), allein seine Würde wird durch Witz und Lustigkeit in Etwas geschmälert. Er besitzt jenen Grad von bescheidenem Selbstvertrauen, der stets dem mit seinen Leistungen zufriedenen Menschen eigen ist. Ein Mensch ist nach seinen Begriffen ebenso gut als der Andere und es gibt für ihn

keinen Standesvorzug. Er verdirbt niemals ein Unternehmen durch Mangel an Selbstvertrauen; er glaubt, alles Mögliche ausführen zu können, und dieser Glaube setzt ihn in der That in den Stand, jedes Unternehmen zu vollbringen. Gastfreundschaft und Freigebigkeit betrachtet er nicht als Tugenden, sondern sie sind ihm instinktiv, die Folgen eines natürlichen Antriebes, von dessen Ursache er sich keine Rechenschaft zu geben weiß. Er verschmäht Falschheit, weil er Furcht nicht kennt. Mit dem Höflichen ist er höflich, mit dem Groben aber grob. Er ficht, gleichviel, ob für eine Sache oder für keine; jedenfalls aber ist er es nicht, der den Streit beginnt. Der Stolz ist ein Theil seines Lebens, und er weiß ihn zu vertheidigen; die Ehre ist sein bestes Gut und er läßt sie wahrlich nicht betasten. In einer Beziehung jedoch ist er unglücklich: er hat nicht genug zu thun; es sind keine Indianer mehr zu bekämpfen, keine Wälder mehr zu lichten und sein unruhiger Geist treibt ihn zuweilen aus Langweile zu Ausschweifungen.

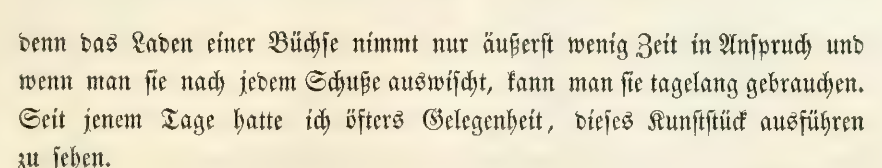
Die Büchse ist den Bewohnern des Westens eine Hauptquelle des Vergnügens. Man bedient sich ihrer überall und zwar mit ausgezeichneter Geschicklichkeit. Das allerkleinste Ziel, das auf Schußweite gesehen werden kann, wird getroffen, und die Qualität der Büchsen gibt häufig Anlaß zu bedeutenden Wetten. Ein Eichhörnchen mit Schrot zu tödten, wäre keine kleine Schande. „Glück ist unsicher wie eine Schrotflinte" — (Luck is a like a shotgun, mighty uncertain), ist hier ein allgemeines Sprichwort. Audubon erzählt einige interessante Abentheuer, die wir hier, um den Charakter der Kentuckier deutlicher zu illustriren, noch mittheilen wollen.

„Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Kentucky mit den Vergnügungen der Bewohner bekannt, will ich besonders des Büchsenschießens erwähnen, das hier sehr großartig betrieben wird.

Mehrere junge Leute, die ihre Geschicklichkeit im Scheibenschießen erproben wollen, stellen eine Scheibe auf, in deren Centrum ein gewöhnlicher Nagel zur Hälfte seiner Länge eingeschlagen wird. Nachdem die Schützen ihre gehörige Distance, vielleicht 100 bis 120 Fuß abgemessen haben, wischen sie ihre Büchsen, legen eine Kugel in die Höhlung der Hand und schütten so viel Pulver darauf, als nöthig ist, um sie zu bedecken; eine solche Ladung wird auf irgend eine Entfernung unter 300 Fuß für stark genug gehalten. Wer die Scheibe ganz nahe am Nagel trifft, ist ein schlechter Schütze; wer



ihn biegt, wird als etwas besser betrachtet; aber nichts weniger als den Nagel auf den Kopf zu treffen und vollständig in das Centrum hinein zu treiben, kann für einen guten Schuß gelten. Von drei Schüssen trifft gewöhnlich einer gut und wenn sechs Schützen beisammen sind, so braucht man gewöhnlich zwei Nägel bis Jeder zum Schusse kommt. Die besten Schützen concurriren noch einmal unter sich um den Preis und das Fest endet mit einem Schmause, wobei zugleich Zeit und Ort für ein anderes Preisschießen bestimmt wird. Man nennt diese von Art Scheibenschießen „Driving the nail," Scheibennageln „Barking off squirrels," „Eichhörnchen abrinden" ist ein anderes Jagdvergnügen und erfordert nach meiner Ansicht noch mehr Geschicklichkeit als das Scheibennageln. Ich sah es zum erstenmale in der Nähe von Frankfort. Der Schütze war der berühmte Daniel Boone. Wir verfolgten zusammen die felsigen Ufer des Kentuckyflusses, bis wir einen dichten Wald von schwarzen und weißen Wallnußbäumen und Eichen erreichten. Die Eichelmast war dieses Jahr sehr gut gerathen und man brauchte deshalb nicht weit zu gehen, um Eichhörnchen zu finden, sie waren auf allen Bäumen zu sehen. Mein Begleiter war ein untersetzter, gesunder Mann von athletischer Stärke, mit einem Jagdhemde von grobem Zeuge und Moccasins bekleidet. Er führte eine lange schwere Büchse, die, wie er während des Ladens zu mir sagte, bisher stets ihre Schuldigkeit gethan und ihn gewiß auch jetzt nicht im Stiche lassen werde, da ihm besonders daran gelegen war, mir von seiner Geschicklichkeit Proben abzulegen. Die Büchse wurde gewischt, das Pulver gemessen und die Kugel mit einem 600 fädigen Pflaster aufgelegt. Boone deutete mit dem Finger nach einem Eichhörnchen, das uns bemerkt und sich ungefähr 50 Schritte von uns entfernt auf einem Zweige niedergeduckt hatte, und bat mich, genau auf die Stelle zu achten, wo die Kugel einschlagen würde. Er erhob das Gewehr nach und nach, bis der Kopf (so nennt man in Kentucky das Visir) das Ziel deckte und drückte ab. Der Schuß krachte und ertönte in vielfältigem Echo in den Bergen; aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich sah, daß die Kugel gerade unter dem Eichhörnchen die Rinde des Astes zersplittert und der Stoß das Thier getödtet und mit einer Gewalt in die Höhe geschleudert hatte, als wäre es mit einem Pulvermagazin in die Luft geflogen. Boone setzte die Jagd fort und hatte in wenigen Stunden so viele Eichhörnchen geschossen als wir haben wollten,



denn das Laden einer Büchse nimmt nur äußerst wenig Zeit in Anspruch und wenn man sie nach jedem Schuße auswischt, kann man sie tagelang gebrauchen. Seit jenem Tage hatte ich öfters Gelegenheit, dieses Kunststück ausführen zu sehen.

„Smiffing the candle“ „Lichtputzen mit einer Kugel“ sah ich zuerst an den Ufern des Greenflusses. Ich hörte eines Abends, als es schon sehr finster war, verschiedene Büchsenschüsse und ging nach der Gegend hin, aus welcher sie ertönten, um zu sehen was es gäbe. Ich fand etwa 10 bis 12 große starke Männer, die mich herzlich willkommen hießen und mir sagten, daß sie sich im „Lichtputzen“ übten, um besser bei Nacht jagen zu können, wo sie bei dem in den Augen eines Thieres reflectirten Feuerscheine zielen müssen. Ein tüchtiges Feuer brannte unter den Bäumen und in einer Entfernung von etwa 150 Fuß stand ein brennendes Talglicht, dessen Schein aber kaum zu erkennen war. Ein Mann befand sich in der Nähe desselben, um es anzuzünden im Falle es ausging, oder um es durch ein anderes zu ersetzen, falls es durchgeschossen werden sollte. Die Leute schossen der Reihe nach. Manche trafen auf jeden Schuß, entweder den Docht oder das Licht; einer derselben putzte das Licht, ohne es auszulöschen, dreimal in sieben Schüssen, während die Anderen es entweder auslöschten oder gar entzwei schossen.“

Davenport in Iowa und Rock Island City in Illinois.

Es ist dieses eine der schönsten Gegenden am ganzen Mississippi. Der Fluß ist hier über eine Meile breit, da die Mündung des Rockflusses eine Art von natürlichem Bassin oder See bildet. Die reichen Bewohner der größeren Städte am Mississippi, wie New-Orleans, St. Louis rc. bringen hier einen Theil des Sommers zu, denn das Clima ist sehr gesund und für Vergnügungen aller Art als: Fischen, Jagen, Baden, Segeln rc. ist schon von Natur aus gesorgt.

Rock Island City (die Felseninselstadt) hat über 2000 Einwohner und gilt als ein bedeutender Geschäftsplatz. Es ist auf derselben Stelle erbaut, wo einst Senisepo Kebesaukie (Felsenfluß Halbinsel), ein Dorf der Sac-Indianer stand. Auf der Nordseite der Stadt ergießt sich der Rock-(Felsen-) Fluß in den Mississippi, ein Umstand, der der Stadt den Verkehr auf beiden Flüssen sichert.

Interessante, obwohl melancholische Erinnerungen knüpfen sich an diesen Ort. Es war einst die Heimath Black Hawks, des berühmten Indianer-Häuptlings und seiner Vorfahren, und auf demselben Platze, wo jetzt die geschäftige Stadt steht, lag hundert Jahre lang ihr stilles Dorf. Hier pflegten sie sich um ihren häuslichen Heerd, ihre Altäre und um die Gräber ihrer Lieben zu versammeln, und nur mit Aufopferung vieler Menschen und Millionen Geldes konnten sie von diesem Orte vertrieben werden. Man hat in jüngster Zeit den lobenswerthen Vorschlag gemacht, die Gebeine der in jenem Kriege gefallenen Indianer zu sammeln, hier zu beerdigen und über ihrem gemeinschaftlichen Grabe ein einfaches Monument zu errichten.

Die Gemarkung der Stadt erstreckt sich über ein ausgedehntes Stück Land und begreift noch das Städtchen Stephenson, wo sich der Sitz des Gerichtshofes befindet, in sich. — Einer zu diesem Zwecke zusammengetretenen Gesellschaft wurde das Recht, einen Canal vom Mississippi durch den Rockfluß bis zu den oberen Stromschnellen zu bauen, ertheilt, wodurch eine ungeheure Wasserkraft gewonnen wird.

H. Lewis pinx.

Lith. Jnst Arnz & C° Dusseldorf.

FORT ARMSTRONG ON ROCK ISLAND. FORT ARMSTRONG AUF DER FELSENINSEL.



Davenport liegt gerade Rock Island City gegenüber, halbwegs zwischen Barlington in Jowa und Galena in Illinois, beinahe in der Mitte von Scot-County und ist der Sitz des Gerichtshofes für diesen Bezirk. Die Stadt wurde im Jahre 1836 angelegt und liegt 371 Meilen oberhalb St. Louis, 136 oberhalb der unteren Stromschnellen und 80 Meilen oberhalb Burlington. Vermöge seiner Lage am Fuße der oberen Stromschnellen kann Davenport als der natürliche Hafen für die Dampfschiffe, welche bei niederem Wasserstande anhalten müssen um, ihre Ladungen in kleineren Fahrzeuge über die Stromschnellen bringen zu lassen, betrachtet werden.

Die Lage dieser Stadt ist in der That ausgezeichnet gut. Der Boden hebt sich nach und nach vom Flusse an bis zu den Hügeln im Hintergrunde, so daß die Straßen schon in einer Stunde nach dem stärksten Regen wieder trocken sind. Ein Umstand, welcher hauptsächlich dazu beiträgt, Davenport zu einer der blühendsten Handelsstädte des Westens zu machen, verdient noch besonders erwähnt zu werden. Es ist die ungeheure Wasserkraft, mit welcher die Stadt durch die hier endenden oberen Stromschnellen stets versehen wird. Die ungeheuren oberhalb Davenport gelegenen Holzgauen von Wisconsin und St. Croix, aus welchen jährlich Millionen von Baumstämmen herabgeflößt werden, die Leichtigkeit, mit welcher Baumwolle vom Süden heraufgebracht werden kann, die unerschöpflichen Kohlen- und Eisenminen in der Nähe der Stadt und der mässige Arbeitslohn, alle diese Umstände zielen darauf hin, einen äußerst lebhaften Geschäftsverkehr in Davenport zu Stande zu bringen.

Das Land im Innern besteht aus fetten Prairien und erfreut sich einer schnell zunehmenden Bevölkerung. Der Auswanderer, der sein Blockhaus am Saume eines Waldes aufschlägt, hat nicht weit zu gehen, um fruchtbares Ackerland zu suchen. Ein breites Feld dehnt sich vor ihm aus und anstatt Bäume fällen und Gebüsche ebnen zu müssen, hat er blos den lockeren Prairienboden zu pflügen, um einer reichen Ernte entgegensehen zu können.

Die Landschaft um Davenport ist für den Maler nicht minder reizend, als die Beschaffenheit des Bodens für den Landmann, und die Gegend ist sowohl durch die Großartigkeit der Natur, als auch die Schönheit ihrer künstlichen Anlagen berühmter als irgend ein anderer Punkt am Mississippi, oberhalb St. Louis.

Muscadine in Jowa,

früher Bloomington genannt, liegt auf dem rechten Ufer des Mississippi und tritt vom Flusse aus gesehen besonders angenehm hervor. Die Einwohnerzahl betrug zur Zeit als die beiliegende Ansicht aufgenommen wurde, etwas über 1800, hat aber rasch zugenommen und beläuft sich jetzt wohl auf das Doppelte. Muscadine ist der Sitz des Gerichtshofes für Muscadine-County in Jowa und ist, was Einwohnerzahl und Geschäftsverkehr betrifft, eine der bedeutendsten Städte dieses Staates. Es ist der Landungsplatz für alle nach Jowa City, der Hauptstadt des Staates und vielen andern inländ. Städten bestimmten Güter. — Kein Theil dieses blühenden Staates ist einladender für den Landmann, Handwerker und Kaufmann als gerade dieser. Fruchtbare Ländereien können zu 1¼ Dollar per Morgen von der Regierung erkauft werden. Der Boden besteht aus vorzüglichem, von Wäldern begrenzten, Prairielande, und Wald und Feld sind ziemlich gleichmäßig vertheilt. Es fehlt also nicht an Bau- und Brennholz und die Prairie braucht nur mit Zäunen (fences) versehen zu werden, um die schönsten Farms zu bilden.

Der folgende Auszug aus dem Tagebuche des Herausgebers gewährt einen interessanten Blick in das dortige Leben und die Verhältnisse der zuweilen recht abentheuerlichen Bewohner jener Gegenden.

„Juli, 23. Nach einem trüben Morgen fing es um 4 Uhr stark zu regnen an, und da ich keine Lust hatte, eine stürmische Nacht in meinem Zelte zuzubringen, wenn ich ein Haus finden konnte, so sah ich mich scharf nach einem solchen um, während wir den Fluß hinabfuhren.

Nach einiger Zeit gewahrte ich zwei alte Blockhäuser, und als wir uns denselben genähert hatten, erblickte ich, nur eine kurze Strecke von denselben entfernt, ein hübsches, neues Häuschen, das ganz das Aussehen einer kleinen englischen Villa hatte. Eine solche Erscheinuug gehört in dieser Gegend zu den Seltenheiten, denn hier wird in der Erbauung von Wohnhäusern nur auf inneren Comfort, und durchaus nie auf architektonische Schönheit und äußere Ornamente Rücksicht genommen. Ich vermuthete, daß die alten Blockhäuser früher dem Eigenthümer dieser Villa als Wohnung gedient haben mochten, der, auf irgend eine Weise nit Glücksgütern gesegnet, sich emporge

H. Lewis pinx.

Lith. Jnst. Arnz & C° Düsseldorf.

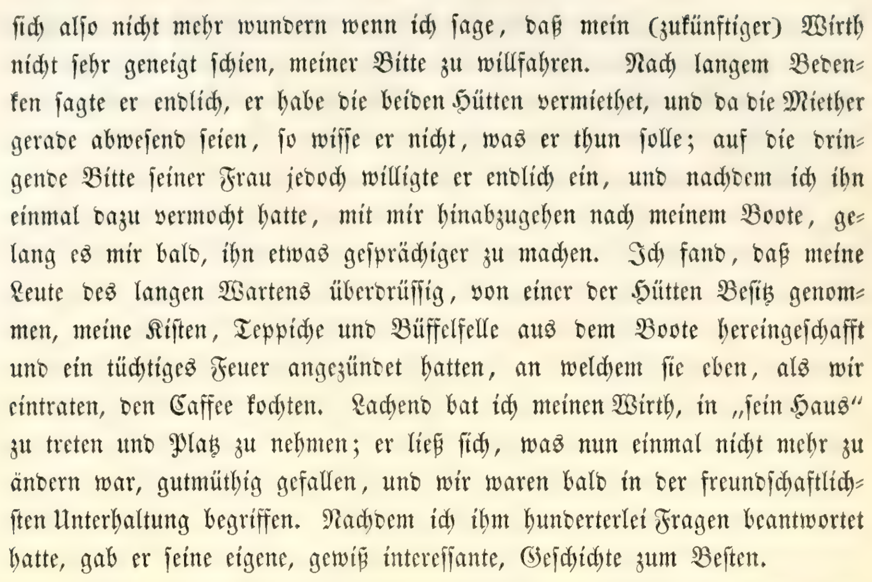
MUSCADINE, JOWA.

MUSCADINE, IN JOWA.



schwungen und die ärmlichen Hütten mit dem reizenden Landhause vertauscht hatte. Nach dem Style des Letzteren urtheilend, vermuthete ich, daß der Besitzer ein Engländer, und ein über die Mehrzahl der abentheuerlichen Bewohner dieser Gegend erhabener Mann sein müsse. Wir werden bald sehen, daß meine Vermuthungen sich als richtig erwiesen.

Wir landeten und befestigten das Boot an einer der leer stehenden Hütten. Nachdem ich meinen Leuten befohlen hatte, Alles bis zu meiner Rückkehr im Boote zu lassen, machte ich mich auf den Weg nach der Villa. In der Nähe desselben angelangt, fuhren zwei große Hunde, offenbar von ausländischer Race, auf mich los, wovon der Eine eine große Zuneigung zu meinem Rockzipfel und der Andere zu meiner Hose faßte. Ich hatte einen großen Schirm bei mir und dachte unwillkürlich an jenen Reisenden, welcher einen Tiger durch das plötzliche Oeffnen seines Schirmes abschreckte; ich versuchte dasselbe Mittel, und siehe da! die Hunde nahmen den Schweif zwischen die Beine und liefen davon. Ich trat durch eine Pforte und befand mich vor der umrankten Villa. Ich klopfte herzhaft an die Thüre. Eine ältliche aber entschieden vornehm aussehende Frau öffnete und erkundigte sich (in breitem schottischen Dialecte) nach meinem Begehren. Ich fragte sie, ob ihr Mann zu Hause sei; sie bat mich einzutreten, während sie hinaufgehe, ihn zu wecken; denn es war Sonntag und der gute Mann schien in der That, getreu dem Worte der heil. Schrift, „einen Tag der Ruhe" daraus gemacht zu haben, was leider meinerseits weniger der Fall war. Er erschien bald, rieb sich die Augen und schien nicht im besten Humor zu sein, was übrigens an Jedem zu verzeihen ist, der nur so, mir nichts, dir nichts, in seinem Nachmittagsschläfchen gestört wird. Nachdem ich mein Anliegen vorgebracht hatte, sah er mich scharf an, schien aber nicht sehr geneigt zu sein, einen solchen Nachbarn für die Nacht zu haben. Und um die Wahrheit zu sagen, muß ich gestehen, daß mein Aeußeres durchaus nicht geeignet war, einen angenehmen Eindruck zu machen. Ich hatte Bart und Haare während der letzten drei Monate ganz „ungeschoren" gelassen; mein Gesicht war von Wind und Wetter so gebräunt, daß es eher einem Indianer, als einem Weißen anzugehören schien. Ich trug ein rothes wollenes Hemd, grobe weite Hosen, lange, bis über die Kniee reichende, Stiefel, und einen Gürtel, in welchem zwei lange Pistolen und ein großes Messer staken. Der Leser wird



sich also nicht mehr wundern wenn ich sage, daß mein (zukünftiger) Wirth nicht sehr geneigt schien, meiner Bitte zu willfahren. Nach langem Bedenken sagte er endlich, er habe die beiden Hütten vermiethet, und da die Miether gerade abwesend seien, so wisse er nicht, was er thun solle; auf die dringende Bitte seiner Frau jedoch willigte er endlich ein, und nachdem ich ihn einmal dazu vermocht hatte, mit mir hinabzugehen nach meinem Boote, gelang es mir bald, ihn etwas gesprächiger zu machen. Ich fand, daß meine Leute des langen Wartens überdrüssig, von einer der Hütten Besitz genommen, meine Kisten, Teppiche und Büffelfelle aus dem Boote hereingeschafft und ein tüchtiges Feuer angezündet hatten, an welchem sie eben, als wir eintraten, den Caffee kochten. Lachend bat ich meinen Wirth, in „sein Haus" zu treten und Platz zu nehmen; er ließ sich, was nun einmal nicht mehr zu ändern war, gutmüthig gefallen, und wir waren bald in der freundschaftlichsten Unterhaltung begriffen. Nachdem ich ihm hunderterlei Fragen beantwortet hatte, gab er seine eigene, gewiß interessante, Geschichte zum Besten.

„Capitain Jackson," so hieß mein Wirth, „gehörte einer der besten Familie Glasgow's an. Er hatte eine vorzügliche Erziehung genossen, war in die Marine eingetreten und hatte es in wenigen Jahren bis zum Capitain gebracht. Durch einen Vorfall (den er jedoch nicht weiter zu berühren für gut fand) in Ungnade gefallen, hatte er seinen Posten verloren, worauf er sich ins Ausland begab. Nach einiger Zeit war es seinen Freunden in England gelungen, ihm seine Stelle wieder zu verschaffen. Er kehrte zurück, erhielt ein Schiff und wurde während der Revolution nach Canada geschickt. Von seinen Gefühlen überwältigt, trat er zu den Rebellen über, und als diese besiegt wurden, hatte er wiederum seine Stelle und beinahe auch seine Freiheit verloren; es gelang ihm jedoch, in die Vereinigten Staaten zu entfliehen und sich da niederzulassen, wo ich ihn gefunden hatte.

Der englische Marineoffizier, der canadische Rebell und der gastfreundliche Gentleman ist jetzt Farmer an den Ufern des Mississippi und haut Holz für die Dampfschiffe, um sein Brod zu verdienen. Und doch versichert er mich, daß er diese Lebensweise nicht mit der schönsten Fregatte vertauschen möchte, die je aus englischen Eichen gebaut wurde."







Lith Jnst Arnz & C° Düsseldorf.

GREAT MUSCADINE PRAIRIE
Jowa.

DIE GROSSE MUSCADINE PRAIRIE
in Jowa.



Die Muscadine-Prairie.

Diese ist eine der schönsten und größten Prairien, die an den Ufern des oberen Mississippi angetroffen werden. Sie ist ungefähr 45 Meilen lang und 15 Meilen breit. Mitten hindurch fließt ein kleiner Bach, und die wenigen Bäume an seinen Ufern sind die einzigen Gegenstände, welche die Aussicht auf dieser weiten Ebene einigermaaßen brechen. Der Boden ist ausgezeichnet fruchtbar und wurde ohne Zweifel nach und nach vom Flusse angeschwemmt. Manche nehmen an, die Prairie sei einst ein großer See gewesen, durch welchen der Mississippi geflossen sei, sowie jetzt der Pepinsee; der Fluß habe sich nach und nach ein neues Bett gegraben, und aus dem ausgetrockneten See sei die Prairie entstanden.

Vermöge ihrer niedrigen Lage ist sie den periodischen Ueberschwemmungen des Mississippi ausgesetzt, und dieser Umstand, verbunden mit den Krankheiten, welche durch das Verwesen der überreichen Vegetation im Herbste hervorgebracht werden, erschwert die Colonisation dieser fruchtbaren Strecke Landes; es ist jedoch anzunehmen, daß, wenn diese ganze wilde Vegetation ausgerottet und der Boden gepflügt würde, dieser Uebelstand zu Ende gebracht werden könnte.

Die Stadt Muscadine liegt auf einem Hügel am oberen Ende der Prairie und die beifolgende Ansicht der Letzteren ist von der Spitze jenes Hügels aufgenommen. Die Prairie bietet den Einwohnern von Muscadine ein gutes Jagdrevier, denn man findet hier Feldhühner in Menge, (prairie-hens) Schnepfen, Fasanen, wilde Gänse und Enten, Hirsche und Wölfe, und zugleich eine ausgezeichnete Weide für Rindvieh und Pferde; das Heu für den Winter wird ebenfalls von der Prairie gewonnen und kostet nichts, als die Mühe, es zu mähen und einzubringen. —

Zwanzig Meilen unterhalb Muscadine, am Fuße der Prairie, liegt

Port Louise,

eine kleine Niederlassung.

Sieben Meilen weiter südlich liegt

New-Boston in Illinois,

ein kleines Städtchen, das auf Speculation erbaut wurde. Es ist der Sitz des Gerichtshofes für Mercer-County in Illinois, scheint sich aber keines besonderen Aufschwunges zu erfreuen. — Beinahe gegenüber ist die Mündung des Jowa, eines der Hauptnebenflüsse des Mississippi. An seinen Ufern liegt Jowa City, die Hauptstadt des Staates, ein rasch zunehmender Ort, inmitten einer sehr fruchtbaren Gegend. Es giebt dort ein Regierungs-Gebäude, eine Universität, eine Academie, ein V. St. Landamt und verschiedene Kirchen. Einwohnerzahl 3,000. —

Zwanzig Meilen unterhalb Neu-Boston liegt

Oquaka in Illinois.

Die Stadt bildet ein Hauptdepot für Güter zwischen den Des Moines und Rockfluß-Stromschnellen, und wurde vor 14 Jahren angelegt. Damals wurde das betreffende Grundstück für 200 Dollars angekauft. Nach kurzer Zeit wurde es für 24,000 Dollars an einen unternehmenden Speculanten verkauft, und dieser hatte bald darauf durch Veräußerung eines Theiles jenes Landes sein ausgelegtes Capital wieder in Händen. Den Namen Oquaka trägt die Stadt in Erinnerung an einen Indianer-Häuptling, der einst mit seiner Horde auf dieser Stelle wohnte. —

Fünfzehn Meilen weiter stromabwärts gelangt man nach

Burlington in Jowa.

Es ist der Sitz des Gerichtshofes für Des-Moines-County und die Hauptstadt des südlichen Jowa. Burlington erfreut sich eines starken und zunehmenden Handels und liegt mitten in einer dicht bevölkerten Gegend. Die Lage der Stadt ist besonders schön und angenehm. Das Ufer ist 15 bis 18 Fuß über dem höchsten Wasserstande erhaben, und das Land erhebt sich vom Ufer an nach und nach zu einer Höhe von 50 Fuß. Von diesem Punkte, eine halbe Meile westlich vom Ufer, ist die Aussicht äußerst großartig



H. Lewis pinx. Lith. Jnst. Arnz & Co. Dusseldorf

BURLINGTON, JOWA.



und romantisch, und erstreckt sich über dichte Wälder und weite Prairien. Die Einwohnerzahl der Stadt beträgt 3000. Der Haupttheil derselben liegt amphitheatralisch; die angrenzenden Höhen werden jedoch schnell mit Gebäuden bedeckt, und bieten mit ihren hübschen, weißen, hie und da von größeren Gebäuden unterbrochenen Häuschen, einen seltsamen Contrast mit den von grünen Wäldern überschatteten Hügeln, welche das Ganze umschließen.

Flint Hill in Illinois,

ein Hügel, Burlington gegenüber, der im Jahre 1805 von General Pike zur Errichtung eines Forts vorgeschlagen wurde.

Dallas in Illinois,

ein kleines Städtchen, 15 Meilen unterhalb Burlington.

Pontusac in Illinois,

vier Meilen unterhalb Dallas.

Fort Madison in Iowa,

20 Meilen von Burlington, Sitz des Gerichtshofes für Lee=County. Es liegt an einer Biegung des Flusses, ungefähr 12 Meilen oberhalb der Des=Moines=Stromschnellen. In commercieller Hinsicht nimmt Fort Madison den vierten Rang unter den Städten in Iowa ein, ist eine City und hat folglich das Recht, einen Mayor und Board of Aldermen zu wählen. Einwohnerzahl 2000.

Im Jahre 1805 wurde der Ort, auf welchem Fort Madison steht, von General Pike zur Errichtung eines Forts vorgeschlagen, welches jedoch erst drei Jahre später aufgeführt wurde. Damals waren die Sac=, Fox=, Chippeway=, Ottawa=, Winnebago=, Pottowattomy= und Kickapoo-Indianer mit den Engländern in Alliance und waren daher während des Krieges, der bald darauf zwischen Großbrittanien und den Vereinigten Staaten ausbrach, den Grenzbewohnern äußerst lästig und gefährlich. Die Errichtung des Forts

war daher eine Wohlthat für diese und entsprach auch vollständig seinem Zwecke, obschon die Garnison häufig von der Kriegslist der Indianer zu leiden hatte. Als alle Mittel, das Fort zu überwältigen, fehlgeschlagen waren, nahmen die Rothhäute ihre Zuflucht zum Feuer. Sie befestigten Brennmaterialien an ihre Pfeile und schossen diese so ab, daß sie auf die hölzernen Dächer der Blockhäuser niederfallen und diese in Brand stecken mußten. Die Löschmittel, welche der Commandant der Forts erfand, waren übrigens nicht weniger neu und genial als die Belagerungsweise der Indianer. Er ließ eine Menge alter Musketen demontiren und machte aus den Läufen derselben Spritzen, mit welchen die Flammen gleich im Entstehen gelöscht werden konnten. Nachdem aber die Zufuhren eine Zeitlang ausgeblieben waren und zu dem äußeren sich noch ein innerer Feind in der Gestalt des Hungers gesellt hatte, beschloß er nach reiflicher Ueberlegung das Fort zu verlassen. Um seinen Rückzug ungestört ausführen zu können, ließ er vom südöstlichen Blockhause bis zum Flusse einen Canal graben — deren Ueberreste noch heute existiren — und sobald die Boote bereit waren, befahl er, das Fort in Brand zu stecken. Diese Manoeuvres wurden so ruhig und pünktlich ausgeführt, daß die Indianer, welche die benachbarten Hügel besetzt hielten, sich nicht eher versammelt hatten, als bis die Truppen gänzlich in Sicherheit sich befanden und das Fort vollkommen in Flammen stand. Dieses geschah im Jahre 1813. Während der letzten Zeit bestand die tägliche Ration der Soldaten in einer kleinen Kartoffel per Mann, so groß war der Mangel an Lebensmitteln im Fort. Als die Truppen an der Stelle ankamen, wo jetzt Warsaw steht, begegneten sie einem nach Fort Madison bestimmten Boote mit Lebensmitteln. Dieser Umstand ermuthigte sie so sehr, daß sie sogleich beschlossen, ein neues Fort zu bauen, und auf diese Weise entstand Fort Edwards.

Von Fort Madison ist jetzt nichts mehr zu sehen als einige Vertiefungen in der Erde, wo die Blockhäuser und das Magazin standen und hie und da eine verbrannte Pallisade — Ueberreste der Festungswerke. — Es mag wohl auf Manchen einen unangenehmen Eindruck machen, daß diese so leicht vergänglichen — vielleicht schon längst verschwundenen — Gegenstände, die einzigen sind, welche dem Wanderer die bedeutungsvolle Geschichte dieses Ortes ins Gedächtniß zu rufen im Stande sind. Wahrlich, ein einfaches Monument dürfte wohl hier am Platze sein, damit einst allen Zweifeln begegnet

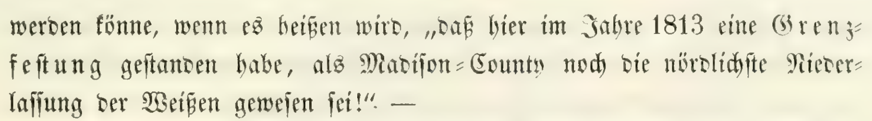


H Lewis pinx

Lith Jnst Arnz & C° Dusseldorf

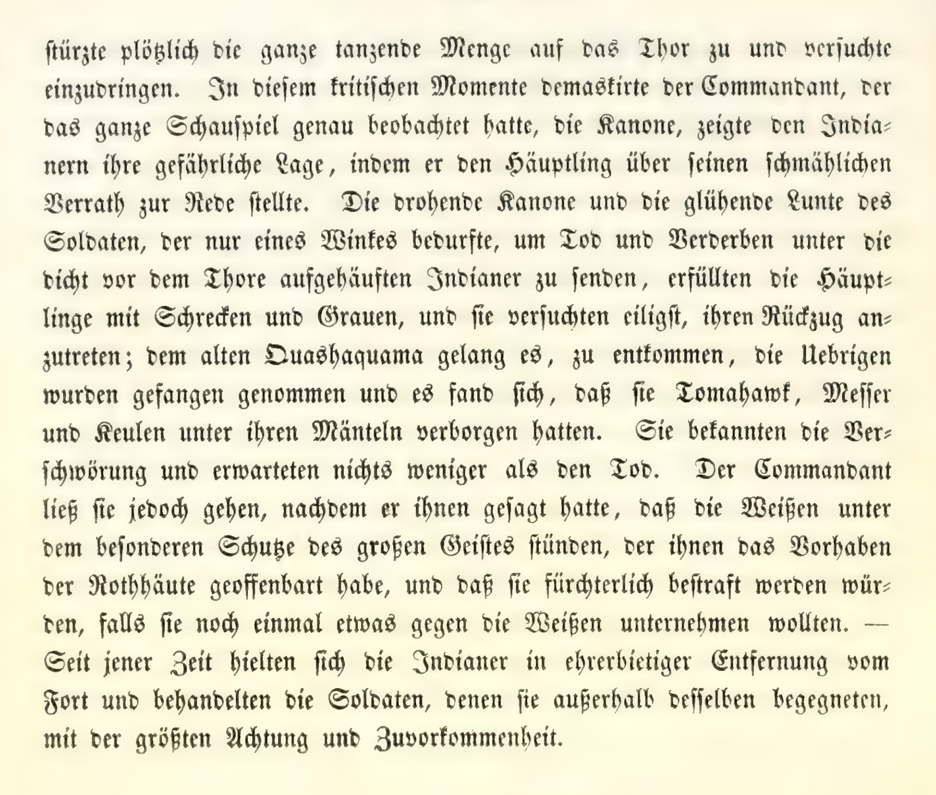
FORT MADISON, JOWA.





werden könne, wenn es heißen wird, „daß hier im Jahre 1813 eine Grenzfestung gestanden habe, als Madison-County noch die nördlichste Niederlassung der Weißen gewesen sei!“ —

Zwei oder drei Jahre nach der Zerstörung des Forts Madison beschlossen die Indianer, immer unzufrieden mit den Fortschritten der Weißen, und angestachelt durch brittische Emissäre, welche zum Scheine den Pelzhandel mit ihnen betrieben, auch das Fort Edwards zu zerstören. Wohl wissend, daß sie mit Gewalt nicht zum Ziele kommen konnten, nahmen sie ihre Zuflucht zur List, einer in der That bei ihnen gefährlichen Waffe. Sie näherten öfters sich dem Fort unter freundschaftlichem Vorwande, legten ihre Waffen ab und führten Tänze und Spiele auf, quasi zur Belustigung der Offiziere und Soldaten, wofür sie gewöhnlich mit Whiskey, Tabak und ähnlichen Dingen beschenkt wurden. Einigen von ihnen gelang es, sich besonders beliebt zu machen und unbeschränkten Zutritt zum Fort zu erhalten. Unter diesen war der alte Sac-Häuptling Quashaquama, der sich durch seine wohlbemäntelte Verstellungskunst das vollkommene Zutrauen des Commandanten erworben hatte. Als sie endlich fanden, daß die Truppen wenig oder gar kein Mißtrauen gegen sie hegten, bestimmten sie den Tag zur Ausführung ihres Vorhabens. Eines Nachmittags lagerten sich mehrere hundert Indianer in der Nähe des Forts, scheinbar ohne alle feindliche Absicht. Der alte Häuptling stattete mit noch einigen anderen seinen gewöhnlichen Besuch bei den Offizieren ab und schlug diesen vor, des Abends einen großen Tanz vor dem Hauptthore aufzuführen. Die Vorbereitungen wurden auch sogleich getroffen, und sobald es dunkelte, erschienen die Indianer in Costüm und der Tanz begann. Unterdessen war eine junge Squaw, welche von einem der Offiziere besonders aufmerksam behandelt worden war, im Fort angekommen, die, sobald sie die Wohnung ihres Freundes erreicht hatte, heftig zu weinen anfing und, als man sie um den Grund ihres Schmerzes befragte, die ganze Verschwörung entdeckte. Ein mit Eisenstücken geladener Sechspfünder wurde sogleich auf das Thor gerichtet und eine tüchtige Wache davorgestellt, mit dem Bedeuten, nur einen Indianer nach dem andern hereinzulassen und, falls sie sich eindrängen wollten, das Thor zu schließen und sich zurückzuziehen. Quashaquama und eine Anzahl seiner besten Krieger waren bald innerhalb der Stoccada, während außen der Tanz mit steigendem Interesse betrieben ward. Bei einer gegebenen Wendung



stürzte plötzlich die ganze tanzende Menge auf das Thor zu und versuchte einzudringen. In diesem kritischen Momente demaskirte der Commandant, der das ganze Schauspiel genau beobachtet hatte, die Kanone, zeigte den Indianern ihre gefährliche Lage, indem er den Häuptling über seinen schmählichen Verrath zur Rede stellte. Die drohende Kanone und die glühende Lunte des Soldaten, der nur eines Winkes bedurfte, um Tod und Verderben unter die dicht vor dem Thore aufgehäuften Indianer zu senden, erfüllten die Häuptlinge mit Schrecken und Grauen, und sie versuchten eiligst, ihren Rückzug anzutreten; dem alten Quashaquama gelang es, zu entkommen, die Uebrigen wurden gefangen genommen und es fand sich, daß sie Tomahawk, Messer und Keulen unter ihren Mänteln verborgen hatten. Sie bekannten die Verschwörung und erwarteten nichts weniger als den Tod. Der Commandant ließ sie jedoch gehen, nachdem er ihnen gesagt hatte, daß die Weißen unter dem besonderen Schutze des großen Geistes stünden, der ihnen das Vorhaben der Rothhäute geoffenbart habe, und daß sie fürchterlich bestraft werden würden, falls sie noch einmal etwas gegen die Weißen unternehmen wollten. — Seit jener Zeit hielten sich die Indianer in ehrerbietiger Entfernung vom Fort und behandelten die Soldaten, denen sie außerhalb desselben begegneten, mit der größten Achtung und Zuvorkommenheit.



Lith Jnst Arnz & Co Dusseldorf

NAUVOE, Jllinois.



Nauvoo in Illinois.

Die Mormonenstadt.

Die beifolgende Ansicht von Nauvoo wurde etwa 18 Monate nach der theilweisen Zerstörung dieser Stadt aufgenommen. Mehrere Tausend der nächsten Nachbarn hatten sich versammelt und nach einem kurzen Gefechte mit den Mormonen die Stadt genommen und theilweise zerstört. Die Beweggründe zu diesem gesetzwidrigen und übereilten Verfahren sind zu complicirter Natur, um hier vollständig erschöpft zu werden; es genüge daher, einen der Hauptgründe anzuführen, welchen jene „Regulators" (wie sie sich nannten), angaben, nämlich: daß Nauvoo die Heimath und der Hauptzufluchtsort alles möglichen schlechten Gesindels, als: Pferdediebe, Falschmünzer, Spieler u. s. w. werde; daß ferner diese Schurken, welche sich eine Zeitlang zum Mormonen-Glauben bekannten, von den Behörden beschützt, oder wenigstens mit Nachsicht behandelt würden. Einige behaupten sogar, daß die öffentlichen Beamten mit den Verbrechern unter einer Decke steckten und daß die Mormonen, vermöge ihrer großen Anzahl, bei den Wahlen stets die Majorität behielten, und so ihre eigenen Glaubensgenossen ans Ruder brächten, wodurch sie über diejenigen regierten, welche ihren Glauben verachteten, und die es für Schande hielten, daß eine Anzahl ungläubiger Beamten (denn als solche betrachteten sie die Mormonen) ein christliches Volk gewissermaßen beherrschen sollten. — Sie beklagten sich öffentlich darüber, daß sie niemals Recht erlangen könnten, sobald ein Mormone bei der Sache betheiligt wäre, da der Mormonen-Richter stets seine eigenen Leute begünstigte!! —

Solcher und ähnlicher Natur waren die Klagen, welche gegen jene ungewöhnlich schnell zunehmende und ungewöhnlich gefährliche Secte erhoben wurden. Es existirte kein Gesetz, durch dessen Anwendung dem Mißstande abgeholfen werden konnte, denn die Mormonen hatten ihre Candidaten durch eine vorschriftsmäßige Majorität gewählt, und ihre Gerichtshöfe waren nach den Staatsgesetzen organisirt, ein Umstand, der wesentlich dazu beitrug, die

Gemüther der nicht-mormonischen Einwohner und Nachbarn zu erbittern. Was war da zu thun? — Entweder die Christen mußten ihre Farms verkaufen, (und zwar mit bedeutendem Verluste, weil sich keine anderen Käufer als Mormonen gefunden haben würden) und die Gegend verlassen, oder die Mormonen mußten abziehen. — Wir wollen hier von Hunderten nur einen einzigen Fall, wörtlich aus dem Munde der betreffenden Person, als ein Beispiel von den täglichen Vorkommnissen jener Zeit, anführen.

„Einem Farmer, der sich in einer Entfernung von 13 Meilen von Nauvoo niedergelassen hatte, wurde ein werthvolles Pferd gestohlen. Er entdeckte übrigens bald die Spur der Diebe und folgte ihr bis nach Nauvoo, wo er auch wirklich das gestohlene Pferd fand. Er wandte sich sogleich an den Magistrat um einen Verhaftsbefehl, der ihm auch alsbald gewährt wurde und die Sache kam vor den Propheten. Der Farmer schwor, daß das Pferd ihm gehöre und ihm gestohlen worden sei, und einer seiner Nachbarn, der ihn begleitete, erklärte das Thier als des Klägers Eigenthum und bekräftigte seine Aussage ebenfalls durch einen Eid. Aber diese Eide halfen nichts. Die Diebe, die alles dies vorausgesehen hatten, hielten vier oder fünf Zeugen bereit, welche schworen, daß einer von ihnen das Pferd schon seit mehreren Monaten besessen und daß er es von einem anderen der Zeugen gekauft habe. Die zu diesem Zwecke fabricirte falsche Quittung wurde producirt, und der Farmer verlor den Proceß und natürlich auch sein Pferd; außerdem wurde er in die Kosten und, wegen falscher Anklage, zu einer Strafe von 20 Dollars verurtheilt.“ — Der Betrogene war übrigens als ein ehrlicher biederer Farmer in der ganzen Gegend bekannt und respectirt. —

Die Mormonen, als ein politisches Ganzes genommen, bestanden damals zum größeren Theile aus armen, aber rechtschaffenen und arbeitsamen Leuten aus England und Wales, die in jeder anderen Stellung, als ihrer gegenwärtigen, für nützliche Glieder der Gesellschaft gelten konnten; sie können im Allgemeinen von einer Mitwissenschaft in solchen Fällen freigesprochen werden. Allein es ist schwer, mit einer ergrimmten und aufs Aeußerste getriebenen Menge zu rechten und ihr den Unterschied zwischen dem Schuldigen und Unschuldigen klar zu machen. Alle waren schuldig in den Augen des schwer beleidigten Volkes, die den Namen Mormons trugen, und es konnte nicht eher Ruhe werden, bis der Letzte der Mormonen den Staat ver-

lassen hatte. Dazu kam noch, daß die Mormonen bedeutende Truppenmassen unter sich organisirten, ein Umstand, der den Gouverneur des Staates bewog, einzuschreiten. Aber anstatt eine hinreichende Anzahl Miliz aufzubieten und die Stadt in Kriegszustand zu erklären, begnügte er sich damit, sich in Begleitung von einigen Soldaten nach dem Schauplatze der Unruhen zu begeben. Dort fand er jedoch die ganze Bevölkerung unter Waffen und entschlossen, die Mormonen aus Illinois zu vertreiben, gerade wie sie schon früher aus Missouri vertrieben worden waren.

Um das drohende Ungewitter von den Häuptern der Mormonen abzuwenden, forderte der Gouverneur den Propheten und seinen Bruder Hiram Smith auf, sich dem Staate als Gefangene zu ergeben und die gegen sie erhobenen Klagen vor Gericht zu erwidern. Sie willigten in diesen Vorschlag und wurden nach dem kleinen Städtchen Carthago (Sitz des Gerichtshofes) gebracht, woselbst sie in einem zum Gefängnisse dienenden Blockhause verwahrt wurden. Allein am 27. Juni 1844 erschien ein bewaffneter Volkshaufe vor dem Gefängnisse, überwältigte die dort stationirte Wache und ermordete den Propheten sammt seinem Bruder Hiram Smith.

Diese Gewaltthat war eine Schmach für den Staat und hatte, wie sich erwarten läßt, schlimme Folgen. Die Mormonen wurden beinahe rasend vor Wuth, als sie den schmählichen Tod ihres Propheten vernahmen, und der Ruhestörungen war nun kein Ende mehr. Da versammelten sich die Bewohner der Umgegend aufs Neue, griffen die Mormonen an, nahmen die Stadt, zerstörten sie theilweise, und vertrieben die Mormonen, mehr als 18,000 an der Zahl, aus dem Staate. Viele der Letzteren kehrten, arm und durch harte Arbeit und Mangel geschwächt, nach ihren früheren Wohnorten in den Vereinigten Staaten zurück; der größte Theil jedoch zog über die großen Prairien nach Oregon, in der Absicht, dort ein „Neues Zion" zu errichten, das die Stelle des für sie so unheilbringenden Nauvoo einnehmen sollte.

In all' diesen Leiden hatten die Mormonen eine Glaubensstärke bewiesen, wie sie einer besseren Sache Ehre gemacht haben würde. —

Um nun die vielen Leute, welche sich dem Zuge nach Oregon angeschlossen hatten, mit Lebensmitteln zu versehen, wurde eine Abtheilung vorausgeschickt, die am Saume der großen Ebene ein Stück Land anbauen und dann 500 Meilen weiter ziehen, dort überwintern und im Frühjahre ein

ähnliches Feld bestellen sollten, damit die Hauptmasse, welche im Frühjahre abreiste, zu rechter Zeit am ersten Proviant-Depot ankommen, dort die Winterquartiere beziehen und im folgenden Frühjahre nach dem zweiten Depot aufbrechen konnte. Auf diese Weise ging die Reise, in Ansehung der Umstände, ziemlich leicht von Statten. Als die erste Abtheilung auf dem erst kürzlich entdeckten Süd-Passe (South-pass) über das Felsengebirge zog, fand sie in einer Höhe von mehreren tausend Fuß ein ausgebreitetes, schönes und fruchtbares Thal, in dessen Mitte der berühmte Salzsee (Salt Lake) liegt. Da die Natur hier für Alles gesorgt hatte, was für eine Niederlassung zu wünschen war, so beschlossen die Mormonen, in der Hoffnung, in dieser wilden Einsamkeit vor der Verfolgung ihrer Feinde sicher zu sein und ihren Glauben in Ruhe und Frieden ausüben zu können, hier ihre Zelte aufzuschlagen, ihr „Neues Jerusalem" zu errichten und einen neuen Tempel zu bauen. — Als die nachfolgende Masse ankam, wurde das Unternehmen sogleich energisch in Angriff genommen, und in kurzer Zeit, beinahe wie durch Zauberei, stand, 1200 Meilen von der nächsten weißen Niederlassung entfernt, eine Stadt von 18,000 Einwohnern da.

„Der Indier sieht erstaunt aus seinem Land'
Die Wälder schwinden wie durch Zauberhand;
Er sieht den Landmann froh am Pfluge schreiten
Und auf der Prairie zahme Heerden weiden.
Wo früher Alles einsam und verlassen,
Erblickt er Thürme, Häuser, Gassen;
Und wo sein Kriegsgeschrei er einst erhob,
Tönt hehrer Orgelton zu Gottes Lob." —

Die Mormonen schienen jedoch nicht dazu bestimmt zu sein, in vollkommener Einsamkeit und Vergessenheit zu vegetiren, denn kaum hatte ihre Niederlassung einen Anschein von Festigkeit gewonnen, als auch schon die Nachricht von den Goldminen Californiens in die Vereinigten Staaten gelangte. Bald bestätigten sich die anfangs nur mährchenhaften Gerüchte und der große Zug nach dem neuen Eldorado begann. Die Mormonenstadt, die gerade auf dem Wege nach Californien liegt, wurde der Halbwegs-Ruheort für die Emigranten, von welchen sicherlich Hunderte, die das Gefahrvolle einer so großen Reise nicht kannten und nur unzulänglich mit dem Nothwendigsten versehen

waren, elendiglich umgekommen wären, hätten sie nicht so freundliche Aufnahme und liebreiche Pflege von den verfolgten Mormonen erhalten. Böses mit Gutem vergelten, ist ein Hauptprincip des Christenthums, und die Mormonen haben hierin bewiesen, daß das wahre Christenthum in seinen schwierigsten Dogmen erfüllt werden kann. — Es mag übrigens wahr sein, daß die Mormonen in anderen Punkten ebenso sehr von der reinen Lehre abweichen, als sie in diesem Falle daran fest hielten. —

Die Auswanderung nach Californien hat einen nicht geringen Einfluß auf die Mormonenstadt geübt, denn das Neue Jerusalem zählt jetzt schon 30,000 Einwohner. —

Zur Zeit, als die gegenwärttge Ansicht aufgenommen wurde, zählte Nauvoo nicht mehr als 300 Einwohner. Die ganze Gegend ringsumher gewährte in der That einen wahrhaft traurigen Anblick; die Ruinen der Stadt lagen auf der ganzen Ebene umhergestreut; Gras und Unkraut wucherte in den Straßen, und Moos bedeckte die Wände der zerstörten Häuser. Nur der Tempel stand noch in seiner vollen Glorie; aber auch dieser wurde seither durch (angelegtes?) Feuer zerstört. Es war aus weißen, an Ort und Stelle gebrochenen, Kalksteinen gebaut, die aber beinahe wie Marmor aussahen, denn die Mormonen hatten sich, in der Hoffnung auf ein ungestörtes Asyl im Staate Illinois, die Mühe gegeben, die Steine fein zu reiben und zu poliren. Der Tempel wurde ganz von Mormonen allein, und zwar durch freiwillige Arbeit, erbaut; der Kostenanschlag würde sich, wäre die Arbeit mit dem gewöhnlichen Lohne bezahlt worden, auf 800,000 Dollars belaufen haben. — Die Länge des Tempels (den Vorhof inbegriffen) betrug 175 Fuß, die Breite 80 und die Höhe bis zur Thurmspitze 180 Fuß. Der Styl glich in etwa dem römischen, — bestand übrigens mehr aus einem Gemische verschiedener Style, — und gewährte, im Ganzen genommen, einen imposanten Anblick. Das Gebäude war von Säulen umgeben, und am Fuße eines jeden dieser Pfeiler war ein Halbmond angebracht. Das Kapitäl stellte einen von Lichtstrahlen umgebenen Kopf vor, als Repräsentant der aufgehenden Sonne; zwei, Posaunen haltende, Hände, Prototypen des jüngsten Tages, unterstützten denselben. In einer Füllung oberhalb des Haupteinganges prangte die folgende Inschrift in goldenen Buchstaben:



„The House of the Lord, built by the Church, of Jesus Christ, of Latter Day's Saints, Commenced April 6th, 1841. Holiness to the Lord!“ —

„Das Haus des Herrn, gebaut durch die Kirche Jesu Christi, von den Heiligen der Nachzeit, angefangen am 6. April 1841. Heiligkeit dem Herrn!“ —

Die Wetterfahne auf dem Thurme repräsentirte den Erzengel Michael. Im unteren Stockwerke stand der Taufstein; er hatte eine ovale Form und ruhte auf den Rücken von zwölf steinernen Ochsen in Lebensgröße. Die Länge desselben betrug 14, die Breite 10 und die Tiefe 6 Fuß. Zwei steinerne Treppen führten auf den Rand desselben. Ueber der Kanzel standen folgende Worte:

"The Lord has beheld our sacrifice come after us.“ —

„Der Herr sah unser Opfer uns nachfolgen.“

Im Herbst des Jahres 1848 wurde dieses Monument des blinden Fanatismus und mormonischer Architectur ein Raub der Flammen. Beifolgend eine genaue Ansicht des Tempels.

Wir haben in diesen wenigen Zeilen die Mormonenstadt so beschrieben, wie wir sie fanden und uns aller Commentare über das Wesen des Mormonismus, die Niederlassung der Mormonen in und ihre Vertreibung aus Illinois, enthalten, können jedoch nicht umhin, einige Erläuterungen über die Person des Propheten, die goldenen Tempelgeräthe u. s. w. folgen zu lassen, ein für viele unserer Leser gewiß interessantes Thema. —

Die hier folgende Beschreibung der Stadt Nauvoo, des Propheten u. s. w., verdanken wir der freundlichen Mitwirkung des Herrn Flagg in St. Louis, Missouri. —

Nauvoo,

die „Heilige Stadt“ der Mormonen und einst Hauptstadt ihres projectirten Reiches, liegt im nordwestlichen Theile des Staates Illinois, auf dem linken Ufer des Mississippi. Vom Flusse bis zu den Hügeln im Hintergrunde dehnt sich eine kleine Prairie von etwa zwei Meilen in der Länge und etwas weniger in der Breite. Auf dieser Ebene erhebt sich die Mormonenstadt. Die Häuser, meistens aus Holz gebaut, sind in geringer Entfernung von einander über

die Ebene zerstreut; jedes desselben ist von einem Garten, von ungefähr einem Morgen im Umfang, umgeben. — Ehe die Mormonen hierher kamen, hieß dieser Ort „Commerce"; war übrigens blos ein obscures Dörfchen von etwa zwanzig Häusern. So schnell jedoch nahm die Bevölkerung zu, daß Nauvoo drei Jahre nach der Niederlassung der Mormonen schon 7000 Einwohner zählte, während zu gleicher Zeit noch 3000 „Heilige" die nächste Umgegend bewohnten. — Die Bodenfläche, auf der Nauvoo steht, ist sehr uneben; bedeutende Erhöhungen sind jedoch nicht vorhanden. Einige Fuß tief unter der Erdoberfläche stößt man auf ein bedeutendes Kalksteinlager, aus welchem unbestimmte Massen vorzüglichen Baumaterials gewonnen werden können.

Die Hauptgebäude Nauvoo's sind: der Tempel, und ein noch unvollendetes Hotel, — Nauvoo-House genannt. Das Letztere ist von Backsteinen auf einer Steingrundlage gebaut und hat eine Facade von 120 Fuß, bei 60 Fuß Tiefe. — Der Mormonen-Tempel ist ein außerordentlich großartiges Gebäude. Die Steine dazu wurden ganz in der Nähe der Stadt gebrochen.*) Nauvoo ist ein hebräisches Wort. Die Mormonen kamen im Frühjahre 1839 nach Illinois. Sie waren in Folge ihrer Capereien und mannigfachen Bosheiten (manifold wickedness) aus dem Staate Missouri vertrieben worden. Im Jahre 1840 wurde ihnen die Erlaubniß zur Erbauung der Stadt Nauvoo ertheilt; im Jahre 1844 zählte die Letztere 20,000 Einwohner und im Jahre 1849 lag sie in Trümmern.

Der Prophet.

Joseph Smith,**) Prophet, Priester, Fürst der Mormonen, Generalissimus der Armee'n der Gläubigen und — !! erster Schenkwirth der Heiligen Stadt!

---

*) Die in der englischen Ausgabe wiederholte Beschreibung des Tempels wurde hier ausgelassen, um für andere, dem deutschen Leser interessantere Bemerkungen, Raum zu gewinnen. D. Uebersetzer

**) Joseph, oder kurzweg Jo Smith, der Gründer von Nauvoo und Prophet der Mormonen gehörte einer herumziehenden Familie aus der Nähe von Palmyra an. Seine Verwandten waren hauptsächlich als Schatzgräber (money-diggers, Geld- Gold-Gräber) bekannt und führten meistens ein vagabondirendes Leben. Jo war von Jugend auf ein dummer und gänzlich talentloser Mensch; sein Vater jedoch behauptete, er besitze

Am 26. April 1844 hatten wir die, Ehre diesem hohen und mächtigen Gewalthaber vorgestellt zu werden. Unsere Gesellschaft bestand aus zwölf jungen Leuten, von welchen einer auf eine alte und intime Freundschaft mit dem „General" stolz sein konnte und in der That sich auch nicht wenig damit zu brüsten schien.

Von diesem würdigen und, beiläufig gesagt, ziemlich „illuminirten" Individuum geführt, traten wir unter wiederholten Kratzfüßen, unzähligen Bücklingen und ähnlichen Complimenten in das "Mansion-House" (Wirthshaus) von Nauvoo. Auf der Thürschwelle empfing uns der Prophet, der uns mit dem gutmüthigsten Gesichte von der Welt und unter Bezeugung der ausgesuchtesten Höflichkeit, innerhalb seiner vier Pfähle willkommen hieß.

Der erste Eindruck, den der Prophet auf uns machte, war keineswegs zufriedenstellend für uns, und ebensowenig schmeichelhaft für „unseren Wirth." „Ist dies der Mormonen-Heros" dachten wir, der weitberühmte Gründer einer neuen und merkwürdigen Glaubens-Secte, der Mahomed des neunzehnten Jahrhunderts, der „verschleierte Prophet," (wenn alle Geschichtchen wahr

---

eine Art von Sehergabe, wodurch er die in den tiefsten Eingeweiden der Erde enthaltenen Schätze entdecken könne. Deshalb war Jol, lange, ehe sie an eine goldene Bibel dachten, der Führer auf ihren abentheuerlichen Excursionen. Gewöhnlich zogen sie des Nachts aus, damit Niemand den Ort, an welchem die Schätze entdeckt wurden, ausfinden konnte. In seinen Hände trug Jol einen Hut, in welchem ein eigenthümlicher Stein lag; durch diesen pflegte er zuweilen zu schauen um die goldhaltenden Orte zu entdecken. Als aber Jol und sein Vater fanden, daß die Leute in jener Gegend keinen Glauben mehr für ihre Schatzgräberei hatten, gaben sie vor, eine goldene Bibel gefunden zu haben, zu welcher das Buch Mormon's, welches sie zugleich veröffentlichten, blos die Einleitung bildete.

Niemand gab sich die Mühe, dieses Werk zu unterdrücken, weil man von einem Buche, dessen Autoren sich weder ihrer Ehrlichkeit noch ihrer Freunde rühmen konnten, keine Gefahr erwartete.

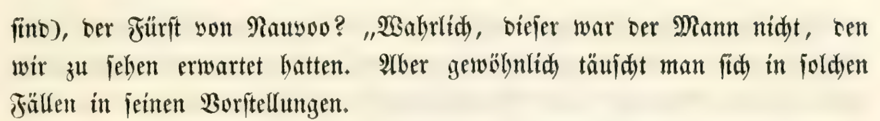
Dieses Buch, die Grundlage des Mormonismus, wurde zuerst im Jahre 1830 veröffentlicht. Von damals an bis zur Zeit ihrer Vertreibung aus Illinois und der Verbrennung ihres Tempels (am 9. October 1848, bei Sonnenaufgang) hatten die Gläubigen und Vertheidiger des Mormonismus die Lehren und Abgeschmacktheiten desselben mit einem Eifer verbreitet, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Durch alle Staaten der Union und Canada zogen die Apostel dieses wilden Wahnes, verbreiteten die Grundsätze desselben und bethörten Hunderte zur Annahme ihres Glaubens. Sie zogen über das Meer, und, wenn man ihren eigenen Angaben glauben will, machten in England Tausende von Proselyten; sogar bis nach Palästina entsandten sie ihre Missionaire.



pinx Lith. Inst. Arnz & Co. Dusseldorf

THE MORMON TEMPLE. DER MORMONENTEMPEL.



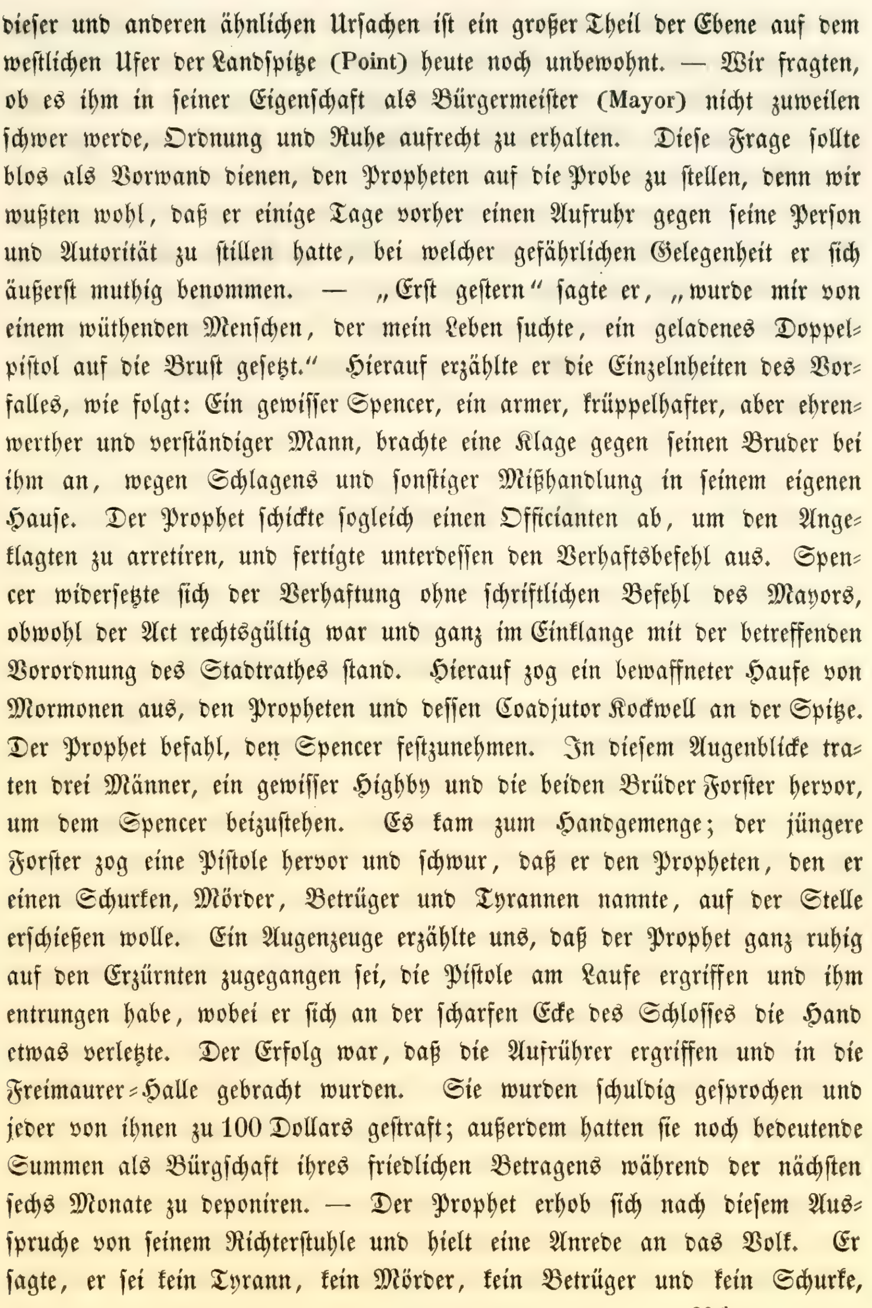


sind), der Fürst von Nauvoo? „Wahrlich, dieser war der Mann nicht, den wir zu sehen erwartet hatten. Aber gewöhnlich täuscht man sich in solchen Fällen in seinen Vorstellungen.

„General Smith," denn als solcher hatte er sich uns angekündigt, ist von Statur bei gutem Ebenmaaß der Glieder ein g r o ß e r Mann und seine Figur könnte eine schöne genannt werden, obwohl sie sich weder durch Symmetrie noch Grazie auszeichnet, sein Gang und seine Haltung sind in der That linkisch. Er war an jenem Tage ganz schwarz und ohne allen Schmuck gekleidet. Eine ordinäre, in einen plumpen Knoten geknüpfte Zitz=Cravatte umschloß seinen Hals und schloß zugleich einen kleinen, aber brettsteifen Kragen hart an seine Wangen an. Seine Brust und Schultern sind breit und muskulös; Arme und Hände jedoch scheinen weniger durch physische Anstrengungen ausgebildet zu sein; die Letzteren sind, im Verhältnisse, sehr klein; sein Fuß ist übrigens massiv, und ebenfalls umfangreich genug, um die an den Händen gestörte Symmetrie wieder herzustellen. Die Form seines Kopfes ist länglich=oval; die Wirbelgegend hoch, einen entschlossenen Willen anzeigend, Kopfkeilbein und Hinterhaupt voll, starke Triebe bedeutend; die Stirne jedoch nieder und zurücktretend, obschon die von den Phrenologen als Sitz des Denkvermögens bezeichnete Region ungemein stark hervortritt. Er sagte, sein Kopf sei schon öfters von Phrenologen untersucht worden, er halte jedoch nichts von dieser Wissenschaft und wollte uns in einem langen (übrigens unverständlichen) Argumente beweisen, daß weder Phrenologie noch Mesmerismus den geringsten Anspruch darauf hätten, Wissenschaften genannt zu werden. — Sein Vorderkopf ist weiß und faltenlos, und trotz des kleinen Gesichtswinkels symmetrisch. Sorgen oder nur Gedanken waren unmöglich in seinem Gesichte zu lesen und ebensowenig ließ sich eine Wolke auf der glatten Oberfläche desselben wahrnehmen. Sein Haar ist ganz hell und fein, Gesichtsfarbe blaß, Wangen voll, Temperament entschieden sanguinisch, Lippen eher dünn als dick und durchaus weder Kühnheit noch Entschiedenheit des Charakters andeutend. Zähne weiß, aber unregelmäßig; im rechten Kiefer fehlte einer der Schneidezähne, ein Mangel, der im Augenblicke bemerkbar wird und den Ausdruck des Mundes etwas entstellt. — Des Propheten merkwürdigster Gesichtszug liegt in seinem Auge; nicht daß es sehr groß, sehr feurig, gedankenvoll, unruhig, oder nur von besonders tiefem Ausdruck oder tiefer Lage ist, — denn

es besitzt ganz ungewöhnlicher Weise weder die eine noch die andere dieser Eigenschaften, — sondern weil Jeder, der nur im Geringsten Erfahrung genug besitzt um den Charakter eines Menschen aus den Augen desselben zu lesen, auf den ersten Anblick sicherlich finden müsse, daß das nußbraune, von langen, dichten und doch hellen Wimpern beschattete Auge des Propheten keinem gewöhnlichen Menschen angehört. Seine hervorragenden Augenbraunen (beetle-brows) sind hell und dicht, und der Gesammt=Ausdruck des Auges zeugt im höchsten Grade von List und Verschlagenheit, besonders wenn der Prophet, wie es während unserer Unterredung öfters der Fall war, die Augen halb schloß, als wolle er seine innersten Gedanken vor uns verbergen. — Im Ganzen genommen ist der General ein Gentleman, oder hat wenigstens das Aussehen eines solchen. Sein Benehmen ist würdevoll, gewandt und fröhlich; sein Alter mag vielleicht vierzig Jahre sein. Die Stimme des Propheten ist, in gewöhnlicher Conversation, leise und weich; sein Lächeln würde äußerst angenehm sein, wäre nicht sein Gesicht, sobald er den Mund öffnet, durch den Verlust eines der Schneidezähne entstellt. Es lag uns mehrere Male auf der Zunge, dem heiligen Manne zu rathen, sich für einige Stunden der Behandlung unseres Freundes, des Zahnarztes Dr. A — in St. Louis zu unterwerfen, um den verlorenen Zahn durch ein Stückchen Elfenbein ersetzen zu lassen.

Unsere Unterhaltung mit dem Propheten, die sich auf die verschiedenartigsten Gegenstände erstreckte, hatte sich glücklicherweise eines ungestörten Fortganges zu erfreuen, so daß wir völlig Muße hatten, ihn genau zu betrachten, — ein Umstand der ihm kaum entgangen sein kann. — Im Laufe des Gespräches erwähnte der Prophet der ungewöhnlich raschen Zunahme der Mormonen=Colonie. „Vor vier Jahren," sagte er, „war kaum eine Wohnung auf der Ebene zu erblicken und jetzt hat Nauvoo eine Gemarkung von sechs Quadratmeilen und eine Einwohnerzahl von 25,000 Seelen!" — (Jedenfalls eine um 10,000 übertriebene Angabe.) Die streitbare Macht der Mormonen gab er zu 4000 Mann an, ohne Zweifel ebenfalls mit vergrößertem Maaßstaabe gemessen. — Den Grund und Boden, auf welchem Nauvoo steht, hatte er nach dem Auszuge seines Volkes aus Berg Zion in Missouri selbst angekauft; da er aber nicht im Stande war, zur rechten Zeit Zahlung zu leisten, fiel ein Theil desselben wieder an seine vorigen Eigenthümer zurück. Aus



dieser und anderen ähnlichen Ursachen ist ein großer Theil der Ebene auf dem westlichen Ufer der Landspitze (Point) heute noch unbewohnt. — Wir fragten, ob es ihm in seiner Eigenschaft als Bürgermeister (Mayor) nicht zuweilen schwer werde, Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten. Diese Frage sollte blos als Vorwand dienen, den Propheten auf die Probe zu stellen, denn wir wußten wohl, daß er einige Tage vorher einen Aufruhr gegen seine Person und Autorität zu stillen hatte, bei welcher gefährlichen Gelegenheit er sich äußerst muthig benommen. — „Erst gestern“ sagte er, „wurde mir von einem wüthenden Menschen, der mein Leben suchte, ein geladenes Doppelpistol auf die Brust gesetzt.“ Hierauf erzählte er die Einzelnheiten des Vorfalles, wie folgt: Ein gewisser Spencer, ein armer, krüppelhafter, aber ehrenwerther und verständiger Mann, brachte eine Klage gegen seinen Bruder bei ihm an, wegen Schlagens und sonstiger Mißhandlung in seinem eigenen Hause. Der Prophet schickte sogleich einen Officianten ab, um den Angeklagten zu arretiren, und fertigte unterdessen den Verhaftsbefehl aus. Spencer widersetzte sich der Verhaftung ohne schriftlichen Befehl des Mayors, obwohl der Act rechtsgültig war und ganz im Einklange mit der betreffenden Vorordnung des Stadtrathes stand. Hierauf zog ein bewaffneter Haufe von Mormonen aus, den Propheten und dessen Coadjutor Rockwell an der Spitze. Der Prophet befahl, den Spencer festzunehmen. In diesem Augenblicke traten drei Männer, ein gewisser Highby und die beiden Brüder Forster hervor, um dem Spencer beizustehen. Es kam zum Handgemenge; der jüngere Forster zog eine Pistole hervor und schwur, daß er den Propheten, den er einen Schurken, Mörder, Betrüger und Tyrannen nannte, auf der Stelle erschießen wolle. Ein Augenzeuge erzählte uns, daß der Prophet ganz ruhig auf den Erzürnten zugegangen sei, die Pistole am Laufe ergriffen und ihm entrungen habe, wobei er sich an der scharfen Ecke des Schlosses die Hand etwas verletzte. Der Erfolg war, daß die Aufrührer ergriffen und in die Freimaurer-Halle gebracht wurden. Sie wurden schuldig gesprochen und jeder von ihnen zu 100 Dollars gestraft; außerdem hatten sie noch bedeutende Summen als Bürgschaft ihres friedlichen Betragens während der nächsten sechs Monate zu deponiren. — Der Prophet erhob sich nach diesem Ausspruche von seinem Richterstuhle und hielt eine Anrede an das Volk. Er sagte, er sei kein Tyrann, kein Mörder, kein Betrüger und kein Schurke,

und sie könnten glauben, daß er ebensowenig ein Feigling sei, denn Menschenfurcht wohne nicht in ihm. Er liebe sein Volk und betrauere die Verblendung seiner Feinde. Es schmerze ihn, Strenge anwenden zu müssen; aber ehe er zugebe, daß seine Autorität unbeachtet und seine Gesetze übertreten würden, wolle er sein Leben daran wagen, — ja, das wolle er, so lange er lebe! — Hierauf that er den Ruhestörern kund und zu wissen, „daß sie Narren seien und Verblendete" und sagte ihnen, sie könnten nach Hause gehen. Demüthiglich genug gehorchten die Bestraften, — die Menge zerstreute sich — die Ordnung war wieder hergestellt, und — der Prophet zog im Triumph nach seiner Kneipe und schenkte Schnaps aus, drei Pfennig per Glas!! —

Die Reliquien.

Wenn man auf das Haus des Propheten zugeht, bemerkt man über der linken Seite der Hausthüre eine Tafel, auf welcher in großen Buchstaben die Worte geschrieben stehen: „**Alterthümer — Egyptische Mumien.**" Was diese eigenthümliche Aufschrift zu bedeuten hatte, war uns ein Räthsel, obwohl wir uns fest vorgenommen hatten, über nichts in Erstaunen zu gerathen, das uns in Nauvoo und besonders im Hause des Propheten begegnen möchte. — Während der Unterredung mit dem Propheten erwähnten wir dieser Tafel und baten um Aufschluß darüber. Auf diese Frage erhob sich der Prophet und führte uns in ein, dem Wirthszimmer gegenüber gelegenes Gemach, in welchem wir mehrere, in verschiedenartigen Beschäftigungen begriffene Damen antrafen. Zwei derselben waren jung und hübsch, eine dritte ziemlich bejahrte Frau wurde uns als Mutter des Propheten vorgestellt. Eine einzige Sylbe, bezüglich der „Antiquitäten" war genug, die Zunge der alten Dame zu lösen, und zwar in so fließender Rede, wie sie aus so ehrwürdigem Munde kaum mehr zu erwarten stand. Es war dieß offenbar eines ihrer Lieblingsthemen, oder vielleicht das Einzige, auf welches sie je Zeit und Gedanken verwendet, oder über welches sie eine Meinung kund zu geben im Stande war. Die Flügelthüren eines Schrankes öffnend, zeigte sie uns vier schwärzliche, gräßlich anzuschauende egyptische Mumien, von welchen jener eigenthümliche

Balsamgeruch ausströmte, der aber kaum so angenehm für die Geruchsnerven einer Dame sein möchte, als der liebliche Duft jener Kräuter, durch deren Hülfe „Sterblichkeit unsterblich“ wird. Da standen sie, die vertrockneten, eingeschrumpften Hüllen von Menschen, welche einst (Bewohner der alten Nilstädte,) vielleicht vor 4000 Jahren auf dem Sande Egyptens vegetirten. Welche Fluth von Gedanken läßt sich nicht an diese alten Reliquien knüpfen, denkt man nur einen Augenblick an ihren Ursprung, ihre Geschichte! Jahrhundert nach Jahrhundert ging vorüber, Revolutionen folgten auf Revolutionen, — Eroberer und Könige, Dynastieen und Königreiche verdrängten einander, schrieben ihre Geschichte in Feuer und Blut und hörten auf zu sein, — doch hier, in einer neuen Welt, existiren diese Menschenhüllen, scheinbar so unsterblich als wie die Geister, die sie einst umschlossen, Tausende von Meilen von dem Orte entfernt, an dem sie geboren und begraben wurden, Tausende von Jahren, nachdem sie das Licht der Welt erblickt und den Palast wieder mit dem Grabe vertauscht hatten.

Die Hauptzüge dieser Mumien waren ziemlich gut erhalten, und es blieb sogar gewissermaßen eine Art von Ausdruck auf den Gesichtern derselben zurück. Es war jedoch der Ausdruck des Schmerzes, oder wenigstens ein Ausdruck der nicht verfehlen konnte ein schmerzliches Gefühl in uns zu erwecken. Die Lippen waren gänzlich zusammengeschrumpft, jedoch hinlänglich getheilt, um die Zähne bloß zu legen welche in zwei oder dreien der Mumien ganz gesund zu sein schienen. Die Glieder und Extremitäten waren bis auf's Bein vertrocknet, und an denselben klebten, wie an Kopf und Brust, Stückchen der feinen Leinewand, in welcher sie einbalsamirt worden waren. Auf dem Kopfe der einen Mumie stand sogar noch ein Büschel feuerrother Haare. Die Schädel waren klein und man hätte annehmen mögen, eingeschrumpft, wäre es hier, wie bei den anderen Körpertheile, möglich. — Außer den ganzen Mumien waren hier noch Fragmente von anderen; eines derselben — ein Bein, wurde uns ganz sicherlich als das der Tochter des Pharao bezeichnet, welche den Moses aus dem Schilfe geholt hatte, woselbst er den Krokodillen des Niles preisgegeben war! — Die ganzen Mumien wurden uns mit gleicher Gewißheit als mächtige Monarchen, Pharaonen, Könige und Königinnen Egyptens vorgestellt! Zwei derselben waren vollkommen gut erhalten, die beiden anderen waren aber ziemlich beschädigt; der Einen war der Schädel



zertrümmert, der Anderen ein Stück von der Brust weggerissen. Die Ursache dieses Umstandes ist folgende:

Ein im Oriente dienender Soldat hatte diese Mumien an einen seiner Verwandten in New-York geschickt. Der Mann, ein unwissender Irländer, hoffte durch den Inhalt der großen Kiste hinlänglich für die bedeutende Frachtauslage entschädigt zu werden. Als er aber bei Eröffnung derselben nichts anderes vorfand, als einige verschrumpfte menschliche Cadaver, gerieth er in eine solche Wuth, daß er sicherlich die ganzen Mumien von Kopf bis Fuß zertrümmert hätte, wäre er nicht von einem zufällig vorübergehenden vernünftigeren Manne auf den Werth derselben aufmerksam gemacht worden. Wie sie in die Hände des Propheten fielen, wissen wir nicht, glauben jedoch, daß sie dem gelehrten Verfasser des „Book of Mormon“ zugeschickt wurden, um die Hieroglyphen auf den Papyrus-Blättern, welche wie gewöhnlich mit denselben deponirt waren, zu entziffern, eine Aufgabe, die er wirklich gelöst hat. — Gewiß ist, daß seine ehrwürdige Mutter — die gute Frau! — ein halbes Dutzend solcher auf Papier geklebte Papyrusblätter aufweis't und aus einem großen Octav-Bande, (Verfasser: Prophet Joseph Smith) die Uebersetzung der mysteriösen Hieroglyphen liest. Sie enthalten wichtige, höchst interessante Ereignisse aus dem Leben der Patriarchen Israels und der früheren Geschichte der Hebräer. Die Lächerlichkeit einer solchen Annahme scheint keinem der dabei Betheiligten eingeleuchtet zu haben, und sie scheinen es für gar nicht unwahrscheinlich zu halten, daß man die Körper der Pharaonen dazu ausersehen habe, um die Geschichte des von ihnen unrechtlicherweise in Sclaverei gehaltenen und mit Füßen getretenen Volkes auf die Nachwelt zu überbringen! — Natürlich ist es ein Betrug der unverschämtesten Art; allein bis jetzt hat es sich noch keiner der Mormonen in Nauvoo einfallen lassen, den Propheten daraufhin der Lüge zu zeihen, und diese lächerliche, aberwitzige Fabel wird von Tausenden als unantastbare Wahrheit geglaubt! —

Die goldenen Tafeln.

Die Geschichte der auf allen Seiten mit Hieroglyphen bedeckten „goldenen Tafeln," welche vor einigen Jahren im westlichen Theile des Staates New-York ausgegraben worden sein sollen, und auf deren Inhalt der Prophet sein „Buch des Mormon" gegründet haben will, ist wohl bekannt genug und jedenfalls berüchtigt genug, um hier übergangen werden zu können. Aber vielleicht nicht so allgemein bekannt ist die Geschichte gewisser „Erztafeln" welche erst kürzlich in der Nachbarschaft des Dorfes Kinderhook, in Pike County, Illinois ausgegraben wurden, und der Umstand, daß der Prophet gerade zur Zeit unseres Besuches damit beschäftigt war, die geheimnißvollen Charactere zu entziffern, mit welchen sie, gleich den „Goldenen Tafeln," bedeckt sind. Eine Beschreibung dieser Erztafeln, sowie der die Ausgrabung derselben begleitenden Umstäude mag wohl interessant genug sein, um hier in Kürze mitgetheilt zu werden.

In der letzten Hälfte des Monats April 1843 träumte ein gewisser Robert Wiley, ein angesehener Kaufmann zu Kinderhook, in drei aufeinander folgenden Nächten, daß in einem benachbarten alten Hügel (Mound) Schätze verborgen lägen, die er durch Ausgraben heben könne. Er grub einen ganzen Tag allein; da er jedoch die Arbeit zu hart fand, den Hügel von der Spitze an zu durchbrechen, ersuchte er zwölf seiner Freunde, ihm in seinem Unternehmen behülflich zu sein. — In einer Tiefe von elf Fuß stießen die Schatzgräber auf eine Steinlage, welche anscheinend der Wirkung des Feuers ausgesetzt gewesen war; denn sie erblickten dort eine gemischte Masse von Holzkohlen, Asche und menschlichen Ueberresten. Zwei Fuß tiefer fanden sie ein Bündel von sechs messingnen Tafeln, von 4 Zoll Länge, 2 Zoll Breite an der Spitze und 3 Zoll am Fuße. Am spitzigen Ende einer jeden Tafel war ein keines Loch, durch welches ein Draht lief, vermittelst dessen sie aneinander befestigt waren. Der Draht zerfiel bei der ersten Berührung in Asche. Nachdem die Tafeln einem chemischen Processe unterworfen worden waren, fand es sich, daß sie mit hieroglyphischen Charakteren bedeckt waren! — Niemand konnte diese Hieroglyphen lesen, weshalb sie dem Mormonen-Propheten zum Uebersetzen zugeschickt wurden. Ihm waren sie verständlich genug, wie es scheint, und eine zweite Mormonenbibel wird wahrscheinlich

als Resultat dieser Hieroglyphen-Entzifferung erscheinen. Daß die Tafeln in der That aus einem Hügel zu Tage gefördert wurden, ist eine Wahrheit, und es hat eine Anzahl der achtbarsten Bürger jenes Ortes, in dessen Nähe die Ausgrabung stattfand, die Richtigkeit dieser Angaben durch ein schriftliches Zeugniß bestätigt. Jener Hügel muß einer der ältesten in dieser Gegend gewesen sein, denn es wuchsen Waldbäume von $2^1/_2$ Fuß im Durchmesser darauf. —

Die Existenz dieser Tafeln ist jedenfalls sicherlich erwiesen, und ebenso der Umstand, daß sie von Messing gefertigt, mit Hieroglyphen von eigenthümlicher Form und unbekanntem Sinne bedeckt waren. Sie wurden zu Quincy öffentlich ausgestellt und in den dortigen Zeitungen besprochen. Es scheint ebenfalls außer allem Zweifel zu sein, daß diese Tafeln wirklich aus dem Innern eines der ältesten jener geheimnißvollen, von einem Ende des westlichen Thales bis zum anderen, so zahlreichen Mausoleen zu Tage gefördert wurden, und daß sie an einem Orte aufgefunden wurden, der, nach verschiedenen Anzeichen zu urtheilen, einst zum Begräbnißplatze eines mächtigen Gewalthabers der Vorzeit gedient haben muß. Gibt man diese Voraussetzungen zu, so entsteht zunächst die Frage: „Was bedeuten die auf den Tafeln enthaltenen mystischen Charactere?“ — Die wahrscheinlichste Antwort auf diese Frage scheint uns die, daß diese Charactere, gleich den Hieroglyphen auf den Wänden der alten Mausoleen, Pyramiden, Tempel, Obelisken und Sarkophagen der Egyptier, die Biographie eines Potentaten, mit dessen Körper sie begraben und die Geschichte seiner Zeit enthalten. In diesem Falle konnte die Entzifferung jener Charactere ein helles Licht über einen Gegenstand verbreiten, der noch in die em Jahrhunderte des Wissens und Forschens in ein tiefes mystisches Dunkel gehüllt bleibt — Licht über die früheste Geschichte des westlichen Continentes, — über den Character, die Entstehung und Abkunft der Urbewohner der neuen Welt. Aber ein solcher Erfolg, so wünschenswerth er auch sein mag, steht wohl nicht sobald zu erwarten; denn diese merkwürdige Chronik, das Archiv einer vergangenen Aera und einer längst von der Oberfläche der Erde verschwundenen Race, befinden sich in den Händen des Erz-Charlatans unseres Jahrhunderts, und das einzige Resultat seiner vorgeblichen Uebersetzung dieser Hieroglyphen wird wahrscheinlich wieder ein köstliches Büchlein werden, wie etwa das „Buch Mormon's“; nur vielleicht noch absurder und verrückter als selbst dieses! —

Es ist eine traurige Pflicht, die Verirrungen des menschlichen Verstandes und Herzens betrachten zu müssen, die sich beinahe täglich unter irgend einer Gestalt vor unseren Augen entwickeln. Wir nennen unser Jahrhundert eine große Zeit, — die Zeit des Fortschrittes und der Aufklärung. In mancher Hinsicht ist es auch so. Die praktische Philosophie hat sicherlich während der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die wunderbarsten Fortschritte gemacht; aber ob solches auch von der moralischen und höheren Philosophie gesagt werden kann, ist, um gelinde zu reden, etwas zweifelhaft; denn wenn man sieht, daß solche Absurditäten, wie Millerismus und Mormonismus, Zehntausende und Hunderttausende mit Vernunft begabter menschlicher Wesen unter ihren Neophyten zählen, so möchte man annehmen, daß gewisse Eigenthümlichkeiten unserer gerühmten Zeit der Aufklärung, der schlimmsten Zeit mittelalterlicher Finsterniß Ehre gemacht haben würden! — So bestehen die Hauptalbernheiten des Mormonismus in dem Glauben an die vorgeblichen Attribute und Werke seines Propheten, Priesters und Fürsten. —

Die Religion der Mormonen, so weit wir die Einzelnheiten derselben kennen, gleicht so ziemlich der protestantischen Lehre. Sie enthält den Glauben an die Erbsünde, Regeneration, Versöhnung, Fortbestehen der Seele und Belohnung und Strafe derselben nach dem Tode nach den Worten des neuen Testamentes.

Die Kindertaufe, wie überhaupt die Nothwendigkeit der Taufe znr Seligkeit, verwerfen die Mormonen; die Wirkung dieses Sakramentes hängt bei ihnen von der Gemüthsstimmung der Person ab, welche sich demselben unterziehen will. Im Ganzen genommen, glauben wir kaum, daß selbst der strenggläubigste Protestant an ihren religiösen Principien, so wie sie gelehrt und zur Schau getragen werden, Anstoß nehmen würde. Was aber die praktische Anwendung dieser Lehren im Leben betrifft, — das ist etwas ganz anderes.

Ueber die besonderen Charakterzüge und Anhaltspunkte ihres socialen Systemes sind wir nicht im Stande, genau zu berichten; glauben jedoch, daß man den Mormonen in dieser Beziehung zu nahe getreten sei. Den moralischen Character des Propheten aufrecht halten zu wollen, fällt uns nicht im Entferntesten ein; allein die Gemeinde zu Nauvoo besteht nicht aus lauter Propheten. Viele seiner Anhänger beschweren und beklagen sich öffentlich

über denselben. Uneinigkeiten aller Art sind in Nauvoo nicht nur nichts Ungewöhnliches, sondern es brechen solche beinahe täglich unter den Heiligen aus, und es ist deshalb schwer zu erkennen, ob das Ansehen des Propheten im Steigen oder im Fallen begriffen, — ob er größer oder weniger bedeutend sei, als er im Anfange gewesen, und ob der neue Glaube mit seinem Gründer vergehen, oder ob sich ein neuer Elias finden werde, der den Mantel aufnehmen und zu tragen im Stande sein wird. Erst vor Kurzem hat sich ein Theil der Mormonen von der Herrschaft des Propheten Smith losgesagt; sie begründen ihren Abfall dadurch, daß Smith, obwohl einst ein wahrer Prophet, an Würde verloren habe und nicht mehr werth sei, ihr geistliches Oberhaupt zu heißen. Diese Leute wechselten nur ihren Propheten, nicht ihren religiösen Glauben. Der neue Hirt heißt William Law, beiläufig gesagt, ein sehr bedeutsamer Name; es ist nämlich der des berühmten Law, welcher, vor einem halben Jahrhunderte die Mississippi-Dampfschifffahrt projectirte.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Mormonengemeinde gegenwärtig keine glückliche, wenn sie auch ganz und gar eine zunehmende ist. Niedergeschlagenheit, Unterwürfigkeit und Verdrießlichkeit herrschten in den Mienen der Männer — und an den Frauen ist ein scheues, zurückgezogenes und schamhaftes Wesen bemerkbar, — Indicien, welche in Beiden Alles andeuten mögen, nur keine Kühnheit, Energie und Unabhängigkeit, noch auch ein Bewußtsein von Ehre und Entschlossenheit, diese letzteren Eigenschaften aufrecht halten zu wollen. Was wir uns beim Anblick dieses „eigenthümlichen Volkes" (singular people) dachten, haben wir in der That später öfters von Anderen sagen hören, nämlich: daß viele Mormonen ohne Zögerung gewiß aus dem Verbande scheiden würden, gäbe es für sie ein Asyl in der Welt, wohin sie fliehen, und wo sie an Character und Leumund wieder werden könnten, was sie früher gewesen. Aber dies wird wohl unmöglich sein.

Irdischer Wohlstand steht kaum in Nauvoo zu erwarten. Die Stadt ist weder Handelsplatz an und für sich, noch versieht sie andere Märkte mit ihren Erzeugnissen. Sie steht gewissermaaßen ganz isolirt da und hat durchaus keine anderen Aggregationsprincipien, als — Vermehrung ihrer Bevölkerung. Und in dieser Hinsicht trägt sie gewiß vor allen ähnlichen Institutionen den Preis davon! Die Zunahme der Bevölkerung Nauvoo's durch

Einwanderung kann während der letzten drei Monate kaum weniger als 4 — 500 betragen haben; und eigenthümlicher (vielleicht bezeichnender) Weise sind es hauptsächlich transatlantische Emigranten, welche die Bevölkerung des neuen Jerusalems durch ihre Anzahl verstärkten. Die Mormoninnen besitzen durchschnittlich viele persönliche Reize und Nauvoo ist wegen der Schönheit seiner Frauen berühmt. Einer unserer Freunde, welcher das dortige Theater besucht hatte, versicherte uns, daß er von der Schönheit der Damen, welche die Logen füllten, beinahe ganz geblendet gewesen sei! — Dieses Theater muß, nach dem vor uns liegenden Theaterzettel zu urtheilen, nicht wenig amüsant sein: die auf demselben enthaltene Anzeige lautet wörtlich so:

„Freimaurer-Halle.“

Nauvoo, den 24. April 1844,

wird gegeben werden:

„Eine grosse moralische Unterhaltung“

zur Tilgung einer Schuld an den Präsidenten Joseph Smith, welche dieser durch die verhaßten Verfolgungen und ärgerlichen Processe in Missouri zu contrahiren genöthigt war. Seine Freunde, sowie das geehrte Publikum werden, indem sie die Bemühungen derer, welche nationale, mit praktischer Nutzanwendung verbundene Unterhaltung bieten, patronisiren, einem so löblichen Rufe gerne Folge leisten. Das historische Schauspiel, eine Tragödie in fünf Acten, ist betitelt:

PIZARRO,

oder:

Der Tod Rolla's.

Das Ganze schließt mit der äußerst lächerlichen Farce:

John Jones,

oder:

Das Kriegs-Ministerium.

Neue Scenerie, Costüme und Decorationen. In Scene gesetzt von Thomas A. Lyne, von den Theatern der östlichen Staaten. Preise der Plätze: 50 Cents. Cassenöffnung um 6 Uhr. Anfang um 7 Uhr. Gute Musik; strenge Ordnung; Rauchen nicht erlaubt; vordere Sitze für Damen reservirt.

Dieser Zettel wurde uns durch den Zeitungs-Colporteur eingehändigt, welcher zu gleicher Zeit den „Nauvoo-Neighbor" (Nauvoo-Nachbar), das Organ des Mormonismus, ein zweimal wöchentlich erscheinendes kleines Blatt, vertheilte. Die „Times and Seasons" (Zeiten und Jahreszeiten) ist eine andere Mormonenzeitung; sie erscheint monatlich oder halbmonatlich, gelegenheitlich oder halbgelegenheitlich, oder auch — je nach Umständen — gar nicht. —

Als Schluß unserer Notizen übrr die Mormonen folge hier noch ein Auszug aus einem in „Galignanis Messenger, Paris, den 16. November 1853," erschienenen Briefe des vor Kurzem von der Regierung der Vereinigten Staaten zum Richter von Utah ernannten Herrn L. H. Read, in welchem er seine Freunde von seiner Reise dahin, seiner Amtseinsetzung und Bekanntschaft mit dem Mormonen-Gouverneur Brigham Young in Kenntniß setzt.

„Am Montag den 6. Juni machte ich Seiner Excellenz dem Gouverneur Young meine Aufwartung. Nachdem ich mein Installationsschreiben präsentirt hatte, wurde ich von ihm in gesetzlicher Form beeidigt, und in das Amt des Hauptrichters (Chief Justice) von Utah eingesetzt. Der Gouverneur empfing mich mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit und Ehrerbietung, und gab sich alle erdenkliche Mühe, mir den Aufenthalt in Utah angenehm zu machen.

Herr Young ist in jeder Beziehung ein feiner Gentleman. Seine Kleidung ist nett und geschmackvoll, sein Benehmen gewandt und angenehm. Ich glaube, daß er entschiedenes Talent besitzt und mit vielem Verstande begabt ist. Ich hatte Gelegenheit, ihn predigen zu hören; er sprach über den freien Willen des Menschen. Er ist ein vortrefflicher Redner; seine Gesticulation ist ungewöhnlich graciös; seine Aussprache deutlich und seine Stimme recht angenehm. Ich war ganz erbaut durch seine verständige Rede und gefällige Manier. — Außerdem ist der Gouverneur auch ein tüchtiger Geschäftsmann. Er hat mehrere Mahl- und Sägmühlen und bedeutende Farms, deren Betrieb und Anbau er stets selbst überwacht. Ich bin fest überzeugt, daß Niemand so durchaus fälschlich beurtheilt wurde, als der Gouverneur Young; und daß er ein Mann ist, der Höflichkeit und gute Behandlung so aufrichtig und herzlich erwidert, als nur irgend Jemand, gereizt und gedrängt aber gewiß kühn und entschieden auftreten wird.

Es sind kaum sechs Jahre, seitdem die ersten Ansiedler in dieses Thal drangen; damals gab es 500 Meilen weit im Umkreise weder einen civilisirten Menschen, noch die geringste Spur von Civilisation, und die Einwanderer besaßen in der ersten Zeit durchaus gar nichts, als was sie in ihren Wagen über die große Ebene mit sich geführt hatten. Der Boden ist von Natur aus hart und trocken, und bringt ohne Bewässerung nicht leicht etwas hervor. Während der ersten Zeit hatten die Colonisten wegen Mangel an Lebensmittel und Obdach ungemeine Mühseligkeiten zu ertragen; sie lebten größtentheils von Wurzeln, und waren zuweilen genöthigt, Hunde und Pferde zu essen. Jetzt aber gibt es Ueberfluß an Gemüsen aller Art und Kornfrüchten; das Rindfleisch ist das beste, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Die wohlhabendsten Einwohner sind New-Yorker und New-Engländer. Ich wurde beinahe mit ihnen allen bekannt, und fand in ihnen äußerst höfliche und gebildete Leute. — Beinahe die ganze Bevölkerung der Salzseestadt (Salt Lake City) und des Utah-Territoriums besteht aus Mormonen, und ich bezweifle, daß man mehr als 200 Fremde (outsiders) hier finden könne.

Das sociale Verhältniß unterscheidet sich gänzlich von allen bei uns bekannten Einrichtungen. Alle religiöse und häusliche Angelegenheiten gehören vor das Forum der Kirche; Streitigkeiten aller Art werden durch ein geistliches Concilium erledigt. Das Pluralitätssystem, wie es hier genannt wird (auf gut Deutsch: Vielweiberei) ist besonders vorherrschend; es irrt aber, wer glauben möchte, daß dadurch Ausschweifung und Unsittlichkeit befördert würden. Die Frauen sind in ihrem Betragen sehr bescheiden und vorsichtig. Ich hatte das Vergnügen, mehreren derselben vorgestellt zu werden, und fand sie sehr vernünftig und liebenswürdig; ich glaube, daß sie den wohlerzogenen Damen der Verein. Staaten recht wohl zur Seite gestellt werden können. — Nach allem bis jetzt Gesehenen zu urtheilen, kann ich versichern, daß in diesem Territorium und in dieser Stadt weit weniger Unsittlichkeit und Gemeinheit herrscht, als in irgend einem anderem gleichbevölkerten Orte der Vereinigten Staaten. Die Männer lassen sich durchaus keine Eingriffe in ihre Rechte gefallen und Verführung und Ehebruch werden mit dem Tode bestraft. Einige Fälle dieser Art sind schon vorgekommen.

Warsaw

liegt am östlichen Ufer des Mississippi, im Hancock Distrikt, Illinois, 175 Meilen oberhalb St. Louis. Es ist eine kleine, blühende, sich rasch emporhebende Stadt, von zahlreichen Ansiedelungen und einer ackerbau treibenden Bevölkerung umgeben, welche sämmtlich auf das Gedeihen jenes Orts einen günstigen Einfluß ausüben. Auf dem Hügel jenseits der Stadt stand ehemals eine unter der Benennung Fort Edward bekannte Grenzveste, deren schon in einem früheren Capitel erwähnt worden ist. Die Bevölkerung belief sich im Jahr 1851 etwa auf 500 Einwohner. — Während des Mormonenkrieges war dieser Ort der Schauplatz vieler unruhiger Auftritte.

Unser Feldlager.

Die beigefügte Ansicht stellt eine der alten Inseln des Mississippi-Flusses dar, mit ihren dichten Waldungen, wie sie auf diesen angeschwemmten Erdmassen in üppiger Fülle sich darbieten. Diese Inseln sind von ungleicher Größe, von einem halben Acker bis zu achthundert Acker in Umfang, und werden durch den Niederschlag der Anschwemmungen des Flusses und der Sandbänke gebildet. — Die Letzteren entstehen durch Snags*) Sawers, oder sonst ein Hinderniß, das sich im Flußbette bildet. Die Snags sind mit die gefährlichsten Feinde für die Schifffahrt auf dem Mississippi, und es gehen jährlich durch das Auffahren auf dieselben mehr Schiffe verloren, als durch irgend eine andere Ursache. Zuweilen brechen die Baumstämme, welche die Snags bilden, zwei bis drei Fuß unter dem Wasser ab, und dann bleibt dem Steuermann zur Umgehung dieser gefährlichen Stellen keine andere Richtschnur übrig, als der gebrochene Wellenschlag auf der Oberfläche

*) Snags sind große durch die Fluthen abgerissene Baumstämme, die sich in dem Flußbette festsetzen und auf welche sich Versandungen anhäufen.

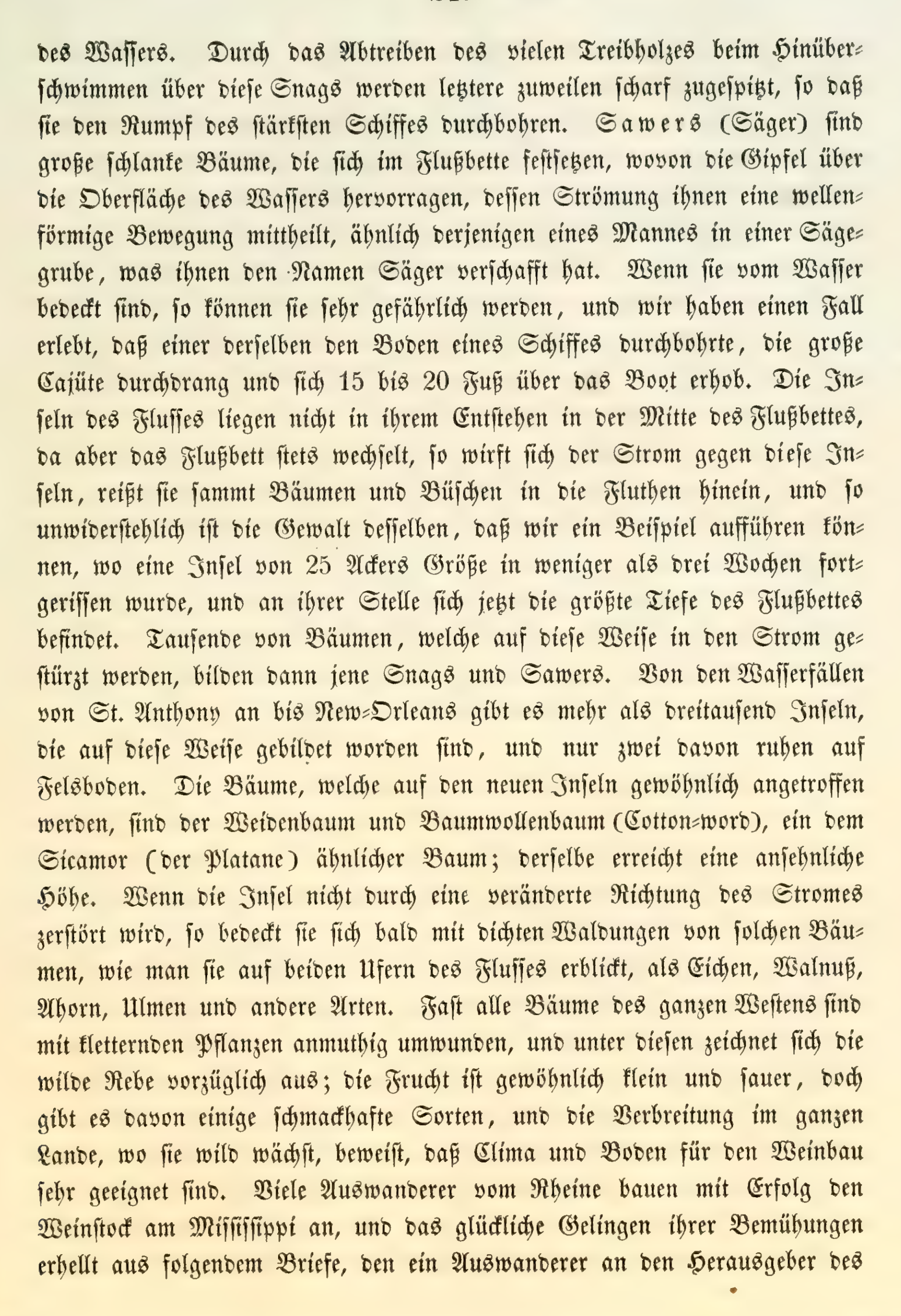


H Lewis pinx

Lith Jnst Arnz & C° Dusseldorf

WARSAW, Jowa.





des Wassers. Durch das Abtreiben des vielen Treibholzes beim Hinüberschwimmen über diese Snags werden letztere zuweilen scharf zugespitzt, so daß sie den Rumpf des stärksten Schiffes durchbohren. Sawers (Säger) sind große schlanke Bäume, die sich im Flußbette festsetzen, wovon die Gipfel über die Oberfläche des Wassers hervorragen, dessen Strömung ihnen eine wellenförmige Bewegung mittheilt, ähnlich derjenigen eines Mannes in einer Sägegrube, was ihnen den Namen Säger verschafft hat. Wenn sie vom Wasser bedeckt sind, so können sie sehr gefährlich werden, und wir haben einen Fall erlebt, daß einer derselben den Boden eines Schiffes durchbohrte, die große Cajüte durchdrang und sich 15 bis 20 Fuß über das Boot erhob. Die Inseln des Flusses liegen nicht in ihrem Entstehen in der Mitte des Flußbettes, da aber das Flußbett stets wechselt, so wirft sich der Strom gegen diese Inseln, reißt sie sammt Bäumen und Büschen in die Fluthen hinein, und so unwiderstehlich ist die Gewalt desselben, daß wir ein Beispiel aufführen können, wo eine Insel von 25 Ackers Größe in weniger als drei Wochen fortgerissen wurde, und an ihrer Stelle sich jetzt die größte Tiefe des Flußbettes befindet. Tausende von Bäumen, welche auf diese Weise in den Strom gestürzt werden, bilden dann jene Snags und Sawers. Von den Wasserfällen von St. Anthony an bis New-Orleans gibt es mehr als dreitausend Inseln, die auf diese Weise gebildet worden sind, und nur zwei davon ruhen auf Felsboden. Die Bäume, welche auf den neuen Inseln gewöhnlich angetroffen werden, sind der Weidenbaum und Baumwollenbaum (Cotton-word), ein dem Sicamor (der Platane) ähnlicher Baum; derselbe erreicht eine ansehnliche Höhe. Wenn die Insel nicht durch eine veränderte Richtung des Stromes zerstört wird, so bedeckt sie sich bald mit dichten Waldungen von solchen Bäumen, wie man sie auf beiden Ufern des Flusses erblickt, als Eichen, Walnuß, Ahorn, Ulmen und andere Arten. Fast alle Bäume des ganzen Westens sind mit kletternden Pflanzen anmuthig umwunden, und unter diesen zeichnet sich die wilde Rebe vorzüglich aus; die Frucht ist gewöhnlich klein und sauer, doch gibt es davon einige schmackhafte Sorten, und die Verbreitung im ganzen Lande, wo sie wild wächst, beweist, daß Clima und Boden für den Weinbau sehr geeignet sind. Viele Auswanderer vom Rheine bauen mit Erfolg den Weinstock am Mississippi an, und das glückliche Gelingen ihrer Bemühungen erhellt aus folgendem Briefe, den ein Auswanderer an den Herausgeber des

Western Magazine richtet, ein geschätztes Blatt, welches monatlich in St. Louis bei Mr. Tavour erscheint.

Die Thatsachen, welche in Folge unserer Erkundigungen über den Weinbau in Hermann in der nachfolgenden Mittheilung des Herrn Poeschel erwähnt werden, sind durchaus zuverläßig, und es ist sehr zu verwundern, daß so viele unserer Landsleute sich bei einer Reise nach Californien den damit verbundenen Entbehrungen und Beschwerden unterwerfen, um Gold zu suchen, während es durch Anpflanzen von Weinreben und Auspressen des kostbaren Safts aus vollen Trauben in der Mitte herrlicher Hügel und reizender Thäler des südlichen Missouri so leicht erlangt werden kann. Keine Beschäftigung kann einem Manne von Geschmack mehr Vergnügen gewähren, als der Weinbau, und wir sind der Ueberzeugung, daß kein Landbau, sowohl in diesem als in irgend einem anderen Lande, nur die Hälfte des Ertrags einbringen kann, welcher in Missouri für die nächsten zwanzig Jahre durch den Weinbau zu erhalten ist.

Es herrschen bei dieser Behauptung keine unbedachten oder übertriebenen Ansichten vor. Wir haben die Wichtigkeit dieses Gegenstandes und Alles, was wir darüber gesagt haben, reiflich erwogen und bitten unsere Leser, Herrn Poeschels Mittheilung ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Hermann Mo, 31. Mai 1851.

Herrn Taver & Risk in St. Louis Mo.

Meine Herren! Vor einigen Wochen erhielt ich Ihr geehrtes Schreiben vom 20. April, worauf in freundlicher Erwiderung ich Ihnen hiermit die verlangte Auskunft über den Betrieb des Weinbaues in dieser Gegend, so gut es mir möglich ist, mittheile.

Die ersten Versuche, den Weinbau hier einzuführen, wurden vor etwa acht Jahren von Rheinländern gemacht; da sie aber alten Vorurtheilen zu sehr anhingen, so blieben ihre Bemühungen fruchtlos. Nachdem aber andere Ansiedler die Ursachen des Mißlingens ergründet hatten, schlugen sie einen anderen Weg ein, und waren glücklicher, indem sie ihre Weine nach der in Cincinnati gebräuchlichen Methode behandelten; ihrem Beispiel folgten viele andere nach. Im Jahr 1845 wurden etwa 50,000 Weinstöcke gepflanzt, im Jahr 1846 mehr als 150,000, 1847 mehr als 300,000, 1848 über 500,000 und jetzt sind wenigstens 700,000 Weinstöcke in vollem Wachsthum.



H Lewis pinx

Lith Inst Arnz & Co Dusseldorf

ARTIST'S EN CAMPMENT.

DES KÜNSTLERS FELDLAGER.



Vor drei Jahren bepflanzte ich meine kleine Ansiedlung mit etwa 1000 Setzlingen von 7 bis 8 auf einen Acker und zog sie an Spalieren auf, wo sie in einer Entfernung von 6 bis 8 Fuß von einander vortrefflich gediehen; indessen war auch der Boden gut bestellt worden, denn ich hatte Furchen von 2 Fuß Tiefe und 2 Fuß Breite ausgegraben, indem ich die fruchtbare Erde unten lagerte und dann die Oberfläche allenthalben mit gelber Tonerde belegte, die kein Unkraut aufkommen läßt. Im Jahre 1847 brachte mir mein kleiner Weinberg etwa 700 Dollar an Trauben und 400 an Holz (d. h. Setzlinge und einjährige Pflanzen) ein. Ich habe meine Stöcke von 6 zu 8 Fuß gepflanzt, jetzt aber werde ich sie 8 zu 8 Fuß setzen, indem ich finde, daß sie zu nahe stehen; denn wenn die Luft freien Zugang hat, trägt der Weinstock besser und gibt vollkommnere Trauben. Die südlichen und südöstlichen Lagen werden jeder anderen vorgezogen.

Meine Art zu keltern ist sehr einfach: Nachdem die Trauben gewaschen sind, bleiben sie 24 Stunden stehen, nach deren Verlauf sie in einer hölzernen Kelter gepreßt werden; der Traubensaft wird alsdann in ein zweckmäßiges Gefäß abgeleitet, dann läßt man dieses ruhig stehen bis nach vollendeter Gährung, wozu ein kühler Ort sich am meisten eignet. Hierauf bedeckt man das Spundloch mit einem nassen Tuch. Wenn die Gährung 9 bis 10 Tage gedauert hat, gießt man die Flüssigkeit sachte in ein anderes dazu bestimmtes Gefäß über, läßt dieses leicht bedeckt stehen, bis gleichsam eine zweite Gährung stattgefunden hat, die etwa drei Tage fordert; hierauf hält man das Gefäß bis zum Monat Februar oder März fest verschlossen, wo alsdann der junge Wein trinkbar ist. Will man ihn aber noch besser, so lasse man ihn erst im Monat April auf Flaschen ziehen.

Ich bin aus dem nördlichen Theile Deutschlands, hatte also, ehe ich nach Hermann kam, keine Kenntniß von der Wein-Cultur, ein Gleiches ist's mit den Ansiedlern dieses Landstrichs, sie sind aus allen Theilen Deutschlands —

Ausländischer Wein gedeiht hier nicht, die Stöcke verfrieren im Winter und vertrocknen im Sommer. Die einzige Traube, aus welcher hier ein guter Wein bereitet werden könnte, ist, soviel uns die Erfahrung gelehrt hat, die Catawba. Wein von dieser Gattung übertrifft an Blume und Feuer und ohne Säure zu enthalten den besten Hochheimer. — Der Catawba-Wein wiegt 10⁰, während der beste Hochheimer, der jemals importirt wurde, nicht auf 8, 1 — 2⁰,

kam. Unser Wein wurde gerne mit 2 Dollar per Gallon*) in diesem Frühjahr in St. Louis und anderen Orten bezahlt, und ich habe den Glauben, daß in Kurzem unser Markt die Welt sein wird, wiewohl nicht zu denselben Preisen; aber wir werden es uns angelegen sein lassen, der Einfuhr ausländischer Weine zu steuern. — Die Weinerndte ist hier, so lange die Ansiedlung besteht, niemals fehlgeschlagen. Ich schneide meine Weinstöcke im Monat November und pflanze gleich im Anfange des Frühlings neue an. Die Traubenfäule, worauf Sie ein besonderes Gewicht zu legen scheinen, ist unbedeutend, und in der Masse der Trauben, die davon unberührt bleiben, unmerklich; unsere Aussichten auf einen diesjährigen guten Herbst sind besser, als wir sie jemals noch gehabt haben.

Mit Vergnügen würde ich und meine Nachbaren auf Ihr period. Tageblatt abonniren, wenn wir mit der englischen Sprache nur vertrauter wären.

Ich verbleibe mit Hochachtung

Ihr ergebenster Michael Poeschel.

Quincy - Illinois

ist der Gegenstand unserer nächsten Abbildung. Von der Flußseite zwar gewährt diese Stadt einen ziemlich ärmlichen Anblick, der Reisende wird aber, wenn er hier länger verweilt, angenehm überrascht, sobald er den Gipfel des Hügels erreicht hat, und staunt, einen so großen und reizend gelegenen Ort zu erblicken. Die Stadt ist nach einem regelmäßigen Plan angelegt worden, die Häuser sind gleichmäßig und in Reihen folgend gebaut, die Straßen und deren Seitenwege sind bequem und gut gepflastert, und als wir uns im Sommer dort befanden, wurden sogar die Straßen mit Wasser besprengt, welches in Landstädten selten üblich ist. — Quincy hat mehr als jede andere Stadt, die wir gesehen haben, Aehnlichkeit mit Cincinnati, — nur ist sie viel reinlicher als Letztere; dieses Lob gebührt ihr mit vollem Rechte, da Cincinnati das Philadelphia des Westens genannt wird. In jener Zeit, als unsere Zeichnung gemacht wurde, hatte der Ort etwa acht tausend Einwohner;

*) Der amerik. Dollar steht im Verhältniß zum preuß. Thaler wie 4 zu 5, oder 4 Dollar sind 5 preuß. Thaler, und ein Gallon hat 4 preuß. Quart.



H Lewis pinx

Lith Jnst. Arnz C° Dusseldorf

QUINCY, Jllinois.



indessen läßt sich erwarten, daß diese Zahl bedeutend zugenommen haben wird, da wenige Städte des Westens sich eines rascheren Aufblühens zu erfreuen haben als Quincy. — Schiffswerften, Baumwollen- und Wollen-Manufacturen beabsichtigt man hier zu errichten, und sollte dieses mit Energie betrieben werden, so könnte Quincy eine der ersten Hauptstädte des Landes werden. — Sie ist der Sitz der Gerichtsbarkeit für den Adam's-Distrikt und liegt ein hundert und fünfzig Meilen oberhalb St. Louis; sie besitzt einen der besten Landungsplätze für Dampfschiffe am Mississippi. Einen, alle Beschreibung übertreffenden, reizenden Anblick gewährt, so weit das Auge reicht, die Fernsicht vom Gipfel des Felsbergs, über den sich weit ausdehnenden Wald.

Hier ist zugleich der Sitz der Landes-Regierung; die vorzüglichsten Ausfuhr-Artikel sind gegenwärtig Mehl, Mais und Schweinefleisch.

Ein Auszug aus einem Tageblatt, worin der Anblick dieser und einiger anderen Städte am Ober-Mississippi während der großen Ueberschwemmung im Frühjahr 1844, durch Herrn E. Flagg beschrieben wird, dürfte hier eine passende Stelle finden und manchen anderen Beschreibungen über diesen Gegenstand vorzuziehen sein:

„Als ich mich der Stadt Quincy näherte, wurde ich von allen Städten des Westens, oder der südlichen Gewässer, die meinem Gedächtniß vorschwebten, — am meisten an Natchez erinnert. In mancher Beziehung ist die örtliche Lage dieser Städte einander ähnlich, hauptsächlich aber darin, daß jede eine obere und untere Stadt hat; nämlich eine auf dem Hügel und eine am Hügel; und der Reisende würde, wenn er vom Dampfboot, welches auf der Fahrt hier anhält, absteigt, sich kaum einen Begriff machen können von der Eleganz und dem Geschmack, den er auf einem Spaziergange von weniger als einer halben Meile allenthalben antreffen würde.

Quincy ist ohne Zweifel eine der verfeinertsten und schönsten Städte am Ober-Mississippi, und ist im Verhältniß zu dieser Gegend, was Natchez für den Süd-Westen ist. — In diesem Distrikte und dessen Umgebung wurden wir von der enormen Ausdehnung der Ueberschwemmung in Erstaunen gesetzt: Eine unübersehbare Prairie, „Bothworth's Prairie“ genannt, wie ich glaube, an den Fluß grenzend, und die sich bis auf sechs bis acht Meilen in die Länge und vielleicht eben so weit in die Breite ausdehnt, war bis zu den sie umgebenden Wäldern vollständig unter Wasser gesetzt; nur ein schma-

ler halbinselartiger Landstrich, auf welchen hin Hunderte von Hornvieh aus ihren üppigen Weiden vertrieben worden waren, erhob sich allein aus der weiten Spiegelfläche empor, die den Anblick eines unermeßlichen Landsee's darbot. — Wenn aber die angeschwollenen und unübersehbaren Gewässer dem Auge einen imposanten Anblick bei Tage gewährten, so steigerte sich das Schauspiel zu einer noch höheren Pracht, als der Vollmond sein sanftes und magisches Licht über die Fluthen verbreitete. Fort und fort gleitet unser rasches Boot über den Fluthenspiegel hinweg, Welle auf Welle durchschneidend, das flimmernde Kielwasser hinter sich rollend, bis es nach meilenweiter Entfernung erst wieder zur Ruhe gelangt. Dichte Waldungen, ähnlich auf Fluthen schwimmenden Inseln, zeigen sich dem Blicke aus der Ferne; Schattenbilder hier und dort, bald erscheinend, bald verschwindend; die düstern, kaum erkennbaren Umrisse des Ufers, die fernen Felsberge mit Wald bedeckt, im Mondschein schimmernd, das dunkle Blau des Himmelsgewölbes und die hehre stille Pracht der feierlichen Mondeshelle, — dieses Alles gewährt ein Schauspiel, welches eine Feder schwerlich beschreiben kann. — Stundenlang verweilt mit Wonne der Reisende auf dem hohen Deck des Dampfers und schaut von Bewunderung ergriffen, auf diese unvergleichliche Scene. — Er lauscht bald auf das rasselnde Getöse des Dampfers, bald blickt er auf die Feuersterne, die dem Schlot entfliegen, bald auf jene glänzendere, womit der Himmel besäet ist; — dann sind es wieder nah und fern vorübereilende Dampfboote, die seine Aufmerksamkeit fesseln und deren Woher und Wohin seine Gedanken beschäftigen, bis sie an irgend einer Waldspitze dem Blicke entschwinden. — Ja, stundenlang möchte man sich dieser Beschäftigung hingeben, — und wenn dann, wie am Abend unserer Abreise von Quincy, eine milde und balsamische Luft uns umfächelt — dann fühlt man sich nicht zur Schlafstätte hingezogen, obgleich auf die Gefahr hin, von unsern materiellen Reisegefährten mehr für romantisch als klug gehalten zu werden, sie, die eine Partie Euchre*) allen noch so imposanten Naturschönheiten, und einen Whisky-Punsch dem lieblichsten Mondscheine, der jemals strahlte, vorziehen. — Gütiger Himmel, wie klingt ein solches Urtheil!

*) Ein amerikanisches Kartenspiel.



H Lewis pinx

Lith Jnst Arnz & Co. Düsseldorf

VIEW ON THE MISSISSIPPI
near Quincy (Jllinois)

MISSISSIPPI ANSICHT
unterhalb Quincy in Jllinois.

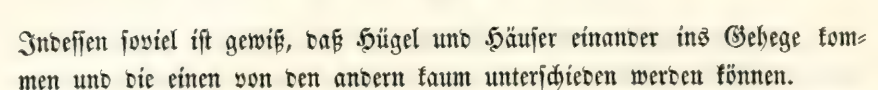


Zwischen Quincy und dem Ausflusse des Des-Moines, kamen wir an einigen Dörfern, welche im gedeihlichen Zustande waren, an Landungsplätzen und ähnlichen Ortschaften vorbei, deren Namen mir nicht gegenwärtig sind, jedoch glaube ich, befanden sich unter diesen La Grange, Smook's Landing und Sully. Alsdann gelangt man nach Warsaw und Churchville, die auf der entgegengesetzten Seite des Flusses liegen. Der letztere Ort war zur Hälfte überschwemmt, und ein jedes seiner Lagerhäuser glich vollkommen einer Arche Noah's. Warsaw ist, wie die Einwohner selbst behaupten, eine blühende Stadt, so wie dies von allen solchen Städten, groß und klein, gilt. Hier sieht man die ersten Anlagen einer Eisenbahn, die von diesem Orte abgeht und sich unten am felsigen Ufer entlang hinzieht, und dazu bestimmt ist, die Hindernisse, welche durch niedrigen Wasserstand für die Schifffahrt entstehen, zu beseitigen, und Warsaw mit Galena zu verbinden.

Auf einem freien und nackten Felsberg oberhalb Warsaw und dem Ausflusse des Des-Moines gegenüber bemerkt man ein zerfallenes Gebäude, nebst einer Reihe ebenso baufälliger Nebengebäude, leer und abgedacht, durch Wind und Wetter in Trümmerhaufen verwandelt, von denen man unwillkürlich glauben sollte, daß nur Geister darin spukten. Diese alten Gebäulichkeiten sind die Ueberbleibsel des längst bekannten Fort Edward, nachher wurde dasselbe ein Vorposten zur Abwehr der Wilden des Nord-Westens, und ist nun schon lange wieder verlassen.

Fort Amstrong auf Rock-Island, Fort Crawford auf Prairie du chien, Fort Snelling am Ausfluß des St. Peters, sind regelmäßig und schnell aufeinander gefolgt, und als Vorposten der Civilisation wurden sie seit 1848 in die Wildniß hineingeschoben. — Das Fort Edward, ohne Zweifel einst der Schauplatz irgend eines individuellen Stolzes und Prunkes, ist jetzt eine veralterte kraftlose Ruine.

Keokuk, am Fuße der Stromschnellen, schien mir kaum ein so großer Flecken oder etwas ähnliches, als ich ihn vor 6 oder 7 Jahre schätzte, wo ich ihn zuerst und zuletzt sah. Der Ort liegt am steilen Abhang einer nackten Lehmbank, die bis an den Rand des Wassers sich abschüssig erstreckt. Die zerlumpt und verkrüppelt aussehenden Wohnungen erinnern an eine in die Flucht gejagte Heerde Schaafe, die zur Tränke eilt; wie dieses Jemand, wie ich glaube, von Galena, mehr noch der Wahrheit gemäß, gesagt hat.



Indessen soviel ist gewiß, daß Hügel und Häuser einander ins Gehege kommen und die einen von den andern kaum unterschieden werden können.

Anmerkung. Diese Beschreibung wurde im Jahr 1848 gemacht, seitdem aber haben viele Veränderungen stattgefunden.

Crescent-Island.

Eine große und schöne Insel, sieben Meilen unterhalb Quincy gelegen, welcher wir ihrer Gestalt wegen den Namen Crescent (Halbmond) gegeben haben, unerachtet die meisten Inseln des Mississippi von den Schiffern durch Nummern bezeichnet werden. — Diese Insel ist ungefähr vier Meilen lang und mit dichten Waldungen bedeckt, in deren Mitte sich ein kleiner See befindet. Auf diesen versammeln sich im Frühjahr und im Herbst Hunderte von Wasservögeln. Der Ort ist deshalb ein Lieblings-Revier für Jäger, da nicht allein Enten und Gänse, sondern auch Rothwild und Truthähne in großer Anzahl hier angetroffen wird. Die Insel enthält ungefähr zwölfhundert Akres, wird aber nicht bewohnt, da sie leicht während der großen Ueberschwemmungsperiode überfluthet werden kann. Dieser Insel beinah gerade gegenüber, auf der West- oder Missouri-Seite, erblickt man die Ueberbleibsel eines Ortes, der den hochklingenden Namen Marion-City trägt. Diese Stadt ward ursprünglich durch den Pfarrer Mr. Ely von Philadelphia gegründet, welcher ein bedeutendes Vermögen aufopferte, um hier eine Art socialistischer Gemeinde zu stiften; aber die ungesunde Lage, die Ueberschwemmungen, welchen der Ort ausgesetzt war, und die Zwistigkeiten, die sich unter den Anhängern erhoben, führten die Auflösung dieser Niederlassung herbei, und einige wenige zerfallene Gebäude bezeichnen jetzt noch die Stätte, wo einst mehr als hundert Familien ihren Wohnsitz hatten. — An diesem Orte werden viele Güter ausgeladen, die nach Palmira, der Hauptstadt des Distrikts, befördert werden.

Es wird das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen, hier eine allgemeine Beschreibung des Staates Illinois zu finden, die wir den neuesten und besten Werken entnommen haben:



H Lewis pinx

Lith Inst Arnz & C° Dusseldorf

KEOKUCK, JOWA.



Allgemeine Beschreibung des Staates Illinois.

Lage, Grenzen und Flächeninhalt.

Der Staat Illinois liegt zwischen dem 37° und dem 42° 30 nördl. Breite und zwischen dem 10° 25, und 14° 30 westl. Länge von der Stadt Washington. Gegen Norden ist er vom Wisconsin-Gebiet, gegen Nord-Osten vom See Michigan, gegen Osten von Indiana, gegen Süd-Ost und Süden von Kentucky, und gegen Westen von dem Staate und Gebiete Missouri begrenzt. Seine größte Länge beträgt 380 Meilen und die größte Breite 220 Meilen; die mittlere Breite ist 150 Meilen. Der Flächeninhalt des ganzen Staates, mit Inbegriff eines kleinen Theils des See's Michigan, innerhalb seiner Grenzen beläuft sich auf 59,300 Quadratmeilen.

Die Wasserfläche des Staates hat etwa 3,750 Quadratmeilen Ausdehnung. Mit diesen, abzüglich von 5,550 Quadratmeilen für unverbesserliche Wüsteneien, bleiben noch 50,000 Quadratmeilen oder 32 Millionen Akres nutzbares Ackerland in Illinois vorhanden, — ein an sich bedeutenderer Flächeninhalt, wie derselbe in einem anderen Staate angetroffen wird. In dieser Schätzung ist das durch hohes Wasser überschwemmte Land mit inbegriffen, welches aber mit wenigen Kosten wieder urbar gemacht werden kann.

Anblick des Landes und Beschaffenheit seines Bodens.

Die Oberfläche ist im Ganzen zwar flach zu nennen, geht aber häufig in ein etwas wellenförmiges Terrain über; die nördlichen und südlichen Theile sind zerstückelt und etwas hügelig, dennoch wird kein Theil des Staates von fortlaufenden Hügeln und Bergen durchschnitten, aber am Rande des Alluvial-Bodens, an den Ufern der Flüsse, reihen sich von Bergschluchten

durchschnittene, Felsberge aneinander an. Diese Felsberge (Bluffs) erreichen gewöhnlich eine Höhe von fünfzig bis hundert fünfzig Fuß; von hierab dehnt sich in die Ferne eine Hochebene aus, die mit Prairien und Wäldern von mannichfaltiger Größe und Form bedeckt ist.

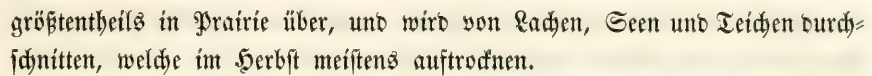
Wir wollen hier nun die verschiedenartige Beschaffenheit des Bodens dieses Staates einer näheren Untersuchung unterwerfen und mit wenigen Worten beschreiben.

River Bottoms oder Alluvien. Die Oberfläche unserer Flußanschwemmungen hat nicht durchgehends eine ebene Gestaltung, und an manchen Stellen bietet sie sich dem Auge gleich Meereswogen dar, die den angeschwemmten Boden in Furchengestalt hinterließen, und dann sich zurückzogen.

Das zum augenblicklichen Anbau befähigte Bottom-Land, welches bei außerordentlichem Hochwasser zwar überfluthet, von demselben jedoch jedesmal wieder befreiet wird; dieser seit Jahrhunderten durch Ueberschwemmungen allmählig entstandene Alluvial-Boden besitzt eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit; die durchschnittliche Tiefe desselben beläuft sich auf 20 bis 25 Fuß. Holzblöcke und andere Merkmale seines Ursprungs, werden bis zu dieser Tiefe aufgefunden, und die Erde, die man auf diesen Bottoms aus Brunnen grub, bewährte im ersten Jahre eine üppige Fruchtbarkeit.

Der größte und fruchtbarste Landstrich dieser Bodengattung in diesem Staate ist das Amerikan Bottom-Land. Diesen Namen erhielt er, als derselbe die westliche Grenze der Vereinigten Staaten bildete, und der ihm seitdem geblieben ist. Er nimmt seinen Anfang an der Mündung des Kaskaskia-Flusses, fünf Meilen unterhalb Kaskaskia, und erstreckt sich nördlich dem Mississippi entlang, bis zu den Bluffs von Alton, einer Entfernung von neunzig Meilen. Die durchschnittliche Breite beträgt fünf Meilen und enthält etwa 450 Quadratmeilen oder 288,000 Akres. — St. Louis gegenüber im St. Cair-Distrikt sind die Bluffs sieben Meilen vom Flusse entfernt, und enthalten unerschöpfliche Kohlenlager. — Der Boden dieser Anschwemmung ist entweder ein thon- oder kieselartiger Lehm, je nachdem Thon oder Sand bei dessen Formation vorherrschend gewesen ist.

Am Rande des Flusses und einiger seiner Lachen entlang dehnt sich ein Strich starker Baumstämme nebst dichtem Kleinholz, auf eine halbe Meile bis zwei Meilen Breite, aus; von da an aber, bis zu den Bluffs geht er



größtentheils in Prairie über, und wird von Lachen, Seen und Teichen durchschnitten, welche im Herbst meistens auftrocknen.

Das Erdreich der amerikanischen Bottoms besitzt eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit; im Umkreis der französischen Städte ist der Boden angebaut worden und hat länger als ein Jahrhundert hindurch seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit bewährt. Der ungesunde Zustand des Landes allein kann als Einwurf gelten gegen das Colonisiren dieses Landstriches, indessen hat sich derselbe seit acht bis zehn Jahren sehr gebessert. — Was wir in unserm letzten Berichte über die geologische Gestaltung unserer Bottoms bemerkt haben, daß solche nämlich am Rande des Stromes höher liegen als gegen die Bluffs zu, erklärt den Umstand, daß so viele stehende Wasser auf den Bottoms sich befinden, die im Sommer pfützenartig werden und schädliche Ausdünstungen entwickeln. Diese Lachen sind gewöhnlich voll von Pflanzenstoffen, die in Fäulniß übergehen und die Luft mit Miasmen erfüllen. Einige von diesen Seen haben klares Wasser und sandigen Boden, bei den meisten aber ist dies nicht der Fall. Die Franzosen pflegten sich an irgend einem See oder einem Flusse anzusiedeln, und zwar an scheinbar ungesunden Stellen, — dennoch schien ihr Körper wenig darunter zu leiden, und erfreuten sie sich gewöhnlich einer guten Gesundheit, obgleich sie von Gestalt zwergartig waren und das Gesicht voll Runzeln hatten. Die Dörfer Kaskaskia, Prairie du Rocher und Cahokia sind durch ihre Betriebsamkeit an Stellen gegründet worden, wo Amerikaner würden zu Grunde gegangen sein. Die Kultur hat ohne Zweifel diesen Landstrich der Gesundheit zuträglicher als zuvor gemacht, und bei zunehmender ackerbaulicher Bewirthschaftung, sowie zweckmäßigen Vorrichtungen zur Austeichung und zu Wasserableitungen, wird zuletzt dahin gewirkt werden können, diesen Ort zu einem der vorzüglichsten der amerikanischen Staaten zu erheben. — Die alten Einwohner ertheilen den Einwanderern den Rath, in der unmittelbaren Nachbarschaft ihrer Wohnungen keinen Mais anzupflanzen, weil dessen starke und schwere Blätter der Sonne hinderlich sind, die schädlichen Dünste zu zertheilen.

Prairien. Von diesen ist der größte Theil wellenförmig, trocken und von großer Ergiebigkeit. Andere Theile wieder sind flach und zuweilen naß; — weil das Wasser keinen freien Abfluß hat und nur vom Boden absorbirt oder von der Sonne ausgetrocknet werden kann. Flußkrebse thürmen hier



ihre Hügel auf, und der Farmer, welcher den Boden beackert, findet seine Arbeit durch das Wasser vereitelt.

Im südlichen Theile, nämlich südlich von der Hauptstraße, welche von Terre Haute nach dem Mississippi führt, sind die Prairien vergleichsweise von geringem Umfange, da sie im Verhältniß zu solchen, welche meilenweite Strecken bedecken, nicht mehr als einige Acker groß sind. Wenden wir uns nach Norden, so sehen wir sie auf einem erhabeneren Terrain zwischen fließenden Gewässern, auf einer Entfernung von oft mehr als 6 bis 12 Meilen in Breite und Länge sich ausdehnen, durch mannichfaltige Begrenzung, sodaß bald Waldspitzen in Prairien erstrecken und die Ufer der Flüsse bekränzen, bald Prairiespitzen sich in die Wälder zwischen den Flüssen verlieren, dem Auge Abwechselung darbietend. Oft erblickt man Gebüsche und Waldungen von hundert bis zwei tausend Akres mitten in Prairien isolirt wie Inseln im Ocean — dies ist der Charakter der Landstriche zwischen dem Sangamon-Flusse und dem Michigan-See, sowie der nördlicheren Theile des Staates. — Aehnliche Waldungen trifft man ebenfalls in den Bleiwerks-Regionen sowohl dieses Staates als auch des Wisconsins-Gebietes häufig an.

Der Ursprung dieser Prairien hat zu manchen Hypothesen Anlaß gegeben; ebenso gut könnte man über den Ursprung der Wälder disputiren, oder auch annehmen, daß die anfängliche Bekleidung der Erde Gras gewesen sei. Wahrscheinlich bestand eine Hälfte der Erdoberfläche im Naturzustande aus Prairien oder Steppen. So viel steht fest, daß gleich unseren westlichen Prairien, der größte Theil mit einer üppigen Gras- und Pflanzen-Decke bekleidet war, — und daß die Steppen der Tartarei, die Pampas des südlichen Amerika's, die Savannen des südlichen Theils und die Prairien der westlichen Staaten, ähnliche Landstriche bezeichnen. Mesopotamien, Syrien und Indien hatten ihre alten Prairien, auf welchen die Patriarchen ihre Heerden weideten. Missionaire in Burmah und Reisende im Innern Afrika's erwähnen ähnlicher Landstriche. Wo sich einmal ein dichter Rasen gebildet hat, da gedeiht kein Holzwuchs; wird aber der Grasboden umgeackert, so läßt er sich leicht in Forstland verwandeln. — Große Strecken Landes in den älteren Niederlassungen, auf welchen vor 30 bis 40 Jahre Farmer ihr Heu erndteten, sind gegenwärtig mit rasch emporwachsenden Holzungen bedeckt. Jährlich streicht ein Feuermeer über die Prairien, Gras und Pflanzen zer-

störend, und hinterläßt auf dem geschwärzten Boden eine Menge Asche, die demselben eine nützliche Düngung gewährt.

Forst= oder Stammholz. Im Allgemeinen besitzt Illinois Ueberfluß an Bauholz, und in keinem Theile desselben würde irgend ein Mangel daran fühlbar sein, wenn solches nur überall gleichmäßig vertheilt wäre; doch ist der scheinbare Mangel da, wo Prairien vorherrschen, für Niederlassungen im Lande kein so großes Hinderniß, als man vermuthen könnte; denn für viele Zwecke, wozu Holz erforderlich ist, werden andere Mittel substituirt. Der große Trieb, welcher die jungen Sprößlinge belebt, ohne daß künstliche Hülfe dazu angewandt wird, und die rasche Verwandlung der Prairie in dichtes Buschwerk und später in junge Baumstämme, liefert den Beweis, daß eine spätere Generation in Illinois keinen Mangel an Bauholz haben wird.

Wir führen hier diejenigen Gattungen von Bauholz auf, welche am häufigsten angetroffen werden; diese sind: verschiedene Arten Eichen, schwarzer und weißer Wallnußbaum, verschiedene Arten Eschen, Ulmen, Zucker=Ahorn, Honey=Lorest, Blackberry=Linden, Hickorey (weißer Wallnußb.), Cotton=wood (Baumwollenb.), Pekan (Pekannußb.), Maulbeerbaum, Bückey, Sycamor, wilde Kirschen, Box=elder (Buchsflieder), Sassafras und Persimmon (Dattelpflaumen). In den südlichen und westlichen Theilen des Staates gibt es gelbe Pappeln. und Buchen, nahe am Ohio wachsen Cypressen, in anderen Gegenden wiederum trifft man Gruppen von gelben Fichten und Cedern. Ferner auf dem Calamick, nahe am Ende des Michigansee's, bietet sich ein kleiner Wald von weißen Fichten dar, dessen Unterholz aus Redbud (Rothknospe), Pawpaw, Sumach, Zwetschen, Wilder Apfel, Weintrauben, Vogwood Fischfresie), Spice=busch (Gewürzstrauch), green Briar (Gründorn), Haselnuß 2c. 2c. besteht.

Der Alluvial=Boden der Flüsse bringt Cottonwood (Baumwollbaum=) und Sycamor=Holz von außerordentlicher Größe hervor, und in den meisten Gegenden des Staates ist jetzt für gewöhnliche Zwecke hinreichendes Bauholz vorhanden, ohne auf die künstliche Produktion Rücksicht nehmen zu müssen, welche indessen nebenbei mit wenig Mühe und Kosten bewerkstelligt werden könnte.

Der Black=Locust (schwarzer Heuschreckenb.), dessen Vaterland Ohio und Kentucky ist, kann mit weniger Mühe aus seinem Saamen gezogen

werden, als dieses mit einer Pflanzschule von Apfelbäumen geschehen kann. Er schießt schnell empor, und da er ein werthvolles und dauerhaftes Holz liefert, so darf der Farmer ihn nicht unbeachtet lassen. Er gewährt außer seinen schönen Schattirungen in seiner Blüthenpracht einen herrlichen Anblick und verbreitet die köstlichsten Wohlgerüche.

Ravines (Hohlwege) liegen zwischen den Bluffs und begrenzen öfters Prairien, die sich bis an die Flüsse ausdehnen.

Sinkholes (Versenkungen) sind zirkelförmige Vertiefungen in der Oberfläche des Bodens und einem Becken ähnlich. Ihre Größe ist verschieden und wechselt von 10 bis 50 Fuß Tiefe, auf ein hundert oder wohl auch zweihundert Yards im Umfang. Häufig findet sich dabei ein Ableitekanal für das Wasser, welches sich durch den Regen angesammelt hat. Das Vorhandensein derselben gibt zu erkennen, daß das Substratum secundärer Kalkstein ist, und eine Menge unterirdischer Höhlungen enthält.

Steiniger Boden, das heißt, wo einzelne Steine zerstreut auf der Oberfläche und im Boden eingelagert vorgefunden werden, haben wir im Staate nur selten angetroffen, und dieses nur nach dem nördlichen Theile hin ausnahmsweise. Jedoch sind Steinbrüche in den Bluffs, an den Stromufern und in den Bergschluchten reichlich vorhanden.

Der Boden ist leicht, für Ackerbau sehr geeignet und außerordentlich ergiebig. Doch sind Prairien, vermöge ihres dichten festen Rasens, nur vermittelst eines starken Gespannes urbar zu machen; ist dies aber gelungen, so werden sie schönes tragbares Ackerland.

Flüsse. Schiffbare Flüsse umgeben und durchschneiden diesen Staat allenthalben; an drei Seiten wird derselbe durch den Mississippi, den Ohio und den Wabash begrenzt; — der Illinois, Kaskaskia, Sangamon, Muddy, viele kleinere Ströme, fließen innerhalb seiner Grenzen, und der Kaukakee, Fox, Rock und Vermillion des Wabash richten ihren Lauf theilweise durch diesen Staat, wohingegen der Mississippi auf 700 Meilen weit dessen westliche Grenzen bespült.

Landesprodukte. Wir classificiren solche, wie gewöhnlich in Mineral-, Thier- und Pflanzenprodukte.

Mineralprodukte: An diesen ist der nördliche Theil von Illinois unerschöpflich reich, und Kohlen, secundärer Kalk- und Sand-Stein werden

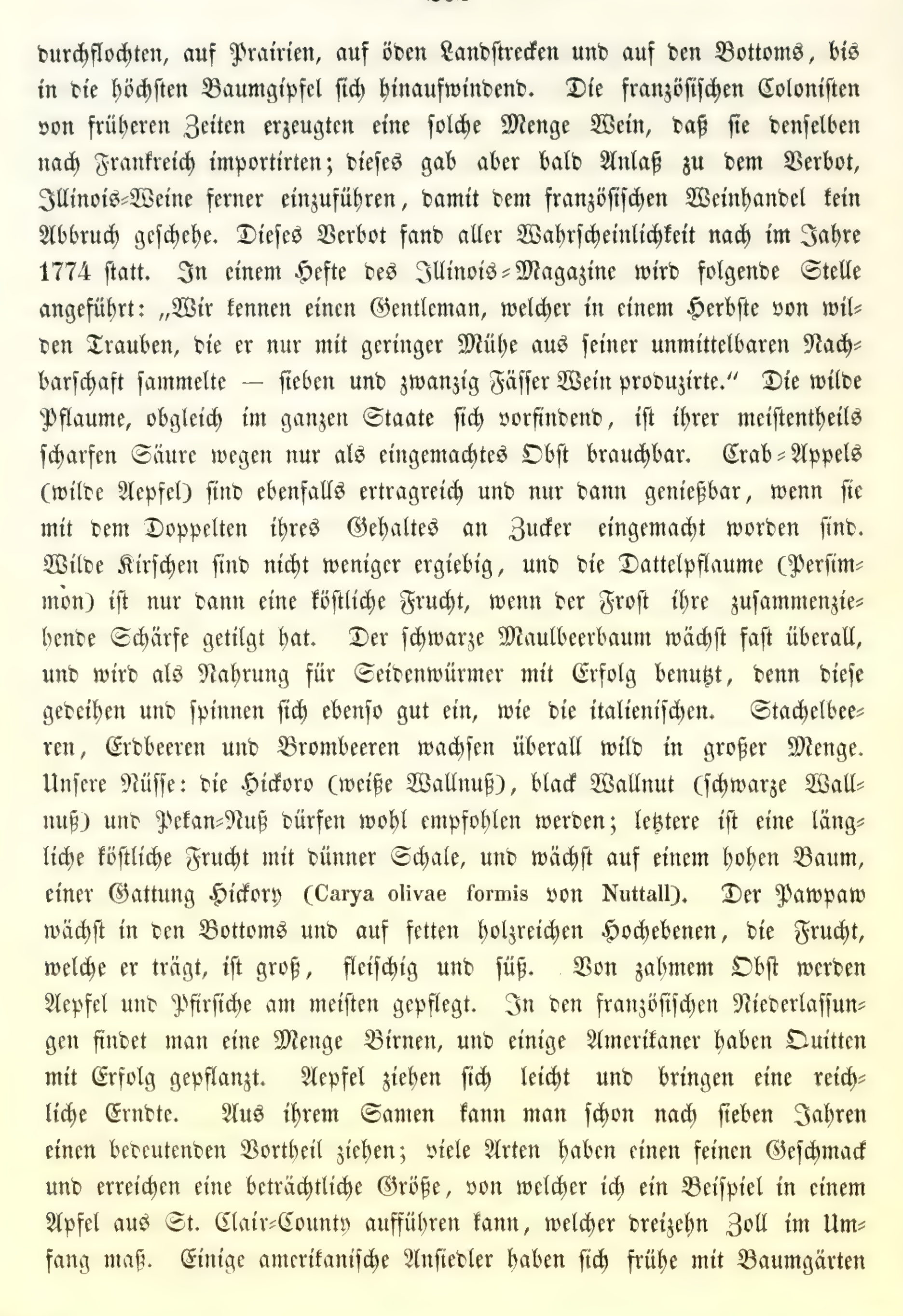
überall angetroffen. Im südlichen Theil fand sich Eisenerz vor, sowie dieses auch von den nördlichen Gegenden in großem Maaßstabe gelten soll. Am Muddy=Fluß, im Distrikt Jackson, und oberhalb Harrisonville in den Bluffs des Distrikts Monroe, fand man Kupfererz in geringen Quantitäten. Dasselbe gilt von krystallisirtem Gyps im St. Clair=Distrikt, sowie ebenfalls im Gallatin=Distrikt Quarzkrystall angetroffen worden.

Silber soll in St. Clair=County existiren, zehn Meilen von Rock=Spring entfernt, weshalb Silver=Creek davon den Namen trägt. Die französischen Ansiedler hatten hier einen Schacht gebaut und sollen, der Sage nach, bedeutende Quantitäten dieses Metalls gefördert haben. Im südlichen Theile des Staates hatte man verschiedene Landstriche, im muthmaßlichen Glauben an eine reichhaltige Silbergegend, dem Verkauf entzogen.

Kohlen. An erdharzhaltigen Kohlen besitzt Illinois Ueberfluß. Sie finden sich in den Bergschluchten, den Abflüssen und in den Einschnitten der Bluffs häufig vor. In den Bluffs von St. Clair=County, an den Grenzen der amerikan. Bottoms, sind unerschöpfliche Lager davon enthalten, und es werden große Quantitäten davon zum Verbrauch nach St. Louis geschafft. Gleichfalls sollen im Vermillion des Illinois und in der Umgegend der Stromschnellen des Illinois große Lager davon existiren.

Pflanzenprodukte. Wir haben bereits unter der Ueberschrift „Forst= oder Stammholz" die vorzüglichsten Baumgattungen und Gesträuche von Illinois angeführt, und erwähnen hier noch einige Arten verschiedener Eichen, als Overcup, Burroak, Swamp oak oder Water oak (Sumpf= oder Wasser=Eiche), Red oder spanish oak (rothe oder spanische Eiche), Post oak und Black oak (schwarze Eiche) und mehrere Abarten, nebst dem Blackjack, ein zwergartig, knorrig gestalteter, einzig und allein zum Verbrennen tauglicher Baum.

Der schwarze Wallnußbaum dient häufig zu Baumaterial und Tischlerarbeit, weil er eine schöne Politur annimmt. In den meisten Gegenden des Staates finden sich einheimische Trauben, die leicht mit Vortheil könnten gekeltert werden und einen ausgezeichneten Wein erzeugen würden. Ausländische Weine lassen sich hier leicht kultiviren, und dies findet in ausgedehnter Weise in Vevay, Schwitzerland=County, Indiana und zu New=Harmony am Wabash statt. Man trifft sie auf jede Art Boden an, mit jeglichem Dickicht



durchflochten, auf Prairien, auf öden Landstrecken und auf den Bottoms, bis in die höchsten Baumgipfel sich hinaufwindend. Die französischen Colonisten von früheren Zeiten erzeugten eine solche Menge Wein, daß sie denselben nach Frankreich importirten; dieses gab aber bald Anlaß zu dem Verbot, Illinois-Weine ferner einzuführen, damit dem französischen Weinhandel kein Abbruch geschehe. Dieses Verbot fand aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1774 statt. In einem Hefte des Illinois-Magazine wird folgende Stelle angeführt: „Wir kennen einen Gentleman, welcher in einem Herbste von wilden Trauben, die er nur mit geringer Mühe aus seiner unmittelbaren Nachbarschaft sammelte — sieben und zwanzig Fässer Wein produzirte." Die wilde Pflaume, obgleich im ganzen Staate sich vorfindend, ist ihrer meistentheils scharfen Säure wegen nur als eingemachtes Obst brauchbar. Crab-Appels (wilde Aepfel) sind ebenfalls ertragreich und nur dann genießbar, wenn sie mit dem Doppelten ihres Gehaltes an Zucker eingemacht worden sind. Wilde Kirschen sind nicht weniger ergiebig, und die Dattelpflaume (Persimmon) ist nur dann eine köstliche Frucht, wenn der Frost ihre zusammenziehende Schärfe getilgt hat. Der schwarze Maulbeerbaum wächst fast überall, und wird als Nahrung für Seidenwürmer mit Erfolg benutzt, denn diese gedeihen und spinnen sich ebenso gut ein, wie die italienischen. Stachelbeeren, Erdbeeren und Brombeeren wachsen überall wild in großer Menge. Unsere Nüsse: die Hickory (weiße Wallnuß), black Wallnut (schwarze Wallnuß) und Pekan-Nuß dürfen wohl empfohlen werden; letztere ist eine längliche köstliche Frucht mit dünner Schale, und wächst auf einem hohen Baum, einer Gattung Hickory (Carya olivae formis von Nuttall). Der Pawpaw wächst in den Bottoms und auf fetten holzreichen Hochebenen, die Frucht, welche er trägt, ist groß, fleischig und süß. Von zahmem Obst werden Aepfel und Pfirsiche am meisten gepflegt. In den französischen Niederlassungen findet man eine Menge Birnen, und einige Amerikaner haben Quitten mit Erfolg gepflanzt. Aepfel ziehen sich leicht und bringen eine reichliche Erndte. Aus ihrem Samen kann man schon nach sieben Jahren einen bedeutenden Vortheil ziehen; viele Arten haben einen feinen Geschmack und erreichen eine beträchtliche Größe, von welcher ich ein Beispiel in einem Apfel aus St. Clair-County aufführen kann, welcher dreizehn Zoll im Umfang maß. Einige amerikanische Ansiedler haben sich frühe mit Baumgärten

versehen, wovon sie nun den Vortheil erndten. Aber ein großer Theil der Grenzbevölkerung begnügte sich ohne diesen, für einen Yankee-Farmer in seinem Haushalt so unentbehrlichen Gegenstand. — Aepfelwein wird nur in geringer Quantität in den alten Niederlassungen bereitet, indessen werden nur wenige Jahre vergehen, bis von diesem Getränke in fast allen Theilen von Illinois hinreichender Vorrath vorhanden sein wird. — Pfirsichbäume wachsen zwar schnell, sterben aber eben so schnell wieder ab, und ihr Alter kann man auf zehn oder fünfzehn Jahre schätzen. Diese Pfirsiche sind ein köstliches Obst; da aber die Knospe frühzeitig zur Reife gelangt, so wird dieselbe durch Winterfröste sehr oft zerstört, wodurch die Erndte manchmal großen Abbruch leidet.

Garten-Vegetabilien gedeihen hier in Menge und in ausgezeichneter Güte.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß wir in den alten Staaten nur wenige elegante und mit Geschmack angelegte Gärten von Gentlemen besitzen; dieses kann aber weder dem Clima noch dem Boden zur Last gelegt werden, sondern lediglich dem Mangel an Zeit und an Mitteln.

Beispiele von großer Fruchtbarkeit des Bodens sind folgende: ein Kohlkopf von zwei bis drei Fuß im Durchmesser ist hier kein Wunder, Beeten oder Rüben haben oft über zwölf Zoll im Umfang; Pastinaken erreichen auf unserm leichten porösen Boden eine Tiefe von zwei bis drei Fuß.

Vegetabilische Feldprodukte sind Mais oder wälsch Korn, Weizen, Hafer, Gerste, Buchweizen, inländische Kartoffeln, süße Kartoffeln, Rüben, Raute für Pferdefutter und Destillerien, Tabak, Baumwolle, Hanf, Flachs, Castor bean und alle andere den Mittelstaaten eigenthümliche Produkte.

Mais ist ein Hauptprodukt, und kein Farmer kann ohne diese Frucht existiren, so wie es Hunderte gibt, die kaum etwas anderes anpflanzen, als Mais, und nur die bequeme Art ihn anzubauen ist es hauptsächlich, welche dazu Anlaß gibt. Das durchschnittliche Ergebniß beträgt fünfzig Büschel per Acker, doch habe ich öfters den Ertrag auf 75 Büschel per Acker gesteigert gesehen und in einigen wenigen Fällen über ein hundert Büschel vorgefunden.

Weizen gibt eine reichliche und sichere Erndte, hauptsächlich aber in den am Illinois-Ufer grenzenden Distrikten. Sein Gewicht beträgt bis zu

60 Pfund per Büschel, und Mehl aus diesen Gegenden hat auf dem Markt von New-Orleans nicht allein den Vorzug, sondern wird auch einer sorgfältigeren Prüfung unterworfen, as dasjenige vom Ohio und Kentucky.

Thiere. Von wilden Thieren gibt es verschiedene Arten; zuerst erwähnen wir den Buffalo, der einst vor 35 Jahren die Prairien von Illinois frei und ungestört durchstreifte und in großer Anzahl angetroffen wurde; jetzt aber sieht man ihn weder auf der ganzen Strecke des diesseitigen Ufers, noch im Umkreise von hundert Meilen von St. Louis. — Wölfe, Panther und wilde Katzen lassen sich noch auf den Grenzen und in unbewohnten Gegenden sehen; für den Farmer, dessen Schaafe und Schweine sie angreifen, sind sie eine große Plage.

Rothwild ist zahlreich vorhanden und hat einen besonderen Werth für die Grenzbewohner, denen das Fleisch jener Thiere zur Nahrung, die Haut zur Kleidung dient. Die frischen Keulen des Rothwilds werden gewöhnlich zu 25 Cents (circa 9 Sgr.) das Stück verkauft, und gehörig eingesalzen, gewähren sie einen guten Braten. Manche von den Grenzbewohnern appretiren diese Häute, um Beinkleider und Jagdkittel daraus zu verfertigen; ein solches Kostüm wird auch für solche Personen unentbehrlich, welche jenseits der Niederlassungen Ländereien besichtigen wollen, oder aus sonstigem Anlasse genöthigt sind, dichtes Strauchwerk, Weintrauben und sonstige Wildnisse zu durchdrängen, wobei ihre gewöhnliche Kleidung bald in Fetzen gerathen würde.

Diese Thiere nun, in Heerden von 10 bis 15 an der Zahl, grasen, umherhüpfen und beim Gewahren eines unberufenen Zuschauers Reisaus nehmen zu sehen, ist für den Fremden ein neuer und ergötzender Anblick.

Der braune Bär ist ebenfalls ein Einwohner der unangebauten Gegenden des Staates, zieht sich aber doch nach und nach vor der annähernden Civilisation immer weiter zurück.

Füchse und Eichhörnchen trifft man in großer Anzahl; das Gleiche gilt von der Bisamratte, dem Otter und zuweilen auch vom Biber, der an unseren Flüssen und Seen wohnt. Raccoons (Waschbären) sind sehr gewöhnlich und richten im Herbst großen Schaden in den Kornfeldern an. Auch Opossums (Beutelthiere) sind in Hühnerhöfen unwillkommene Gäste.

Der Gophar ist ein sonderbares kleines Thier, beinah einem Eichhörnchen ähnlich. Es vergräbt sich in die Erde, wird selten gesehen und nur

durch seine Arbeit verräth es seine Gegenwart; diese geschieht des Nachts, indem es unterirdische Gänge wühlt im fetten Boden der Prairien, oder frische Erdhügel, einige Fuß weit von einander entfernt und 12 bis 18 Zoll hoch, aufwirft.

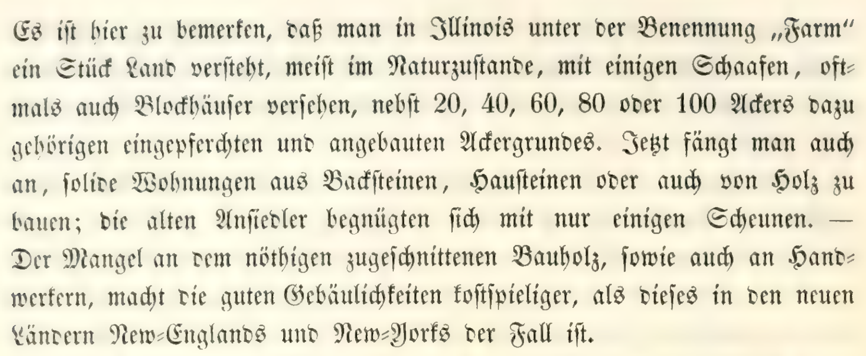
Die grauen und Fuchs-Eichhörnchen (grey and fox-squirrels) richten auch in den Kornfeldern viel Unheil an; werden aber von den Knaben, die sich aus der Jagd nach denselben einen Zeitvertreib machen, vielfältig verfolgt.

Das gemeine Kaninchen ist fast in jedem Busche anzutreffen, und da es Baumschulen und junge Obstgärten häufig beschädigt, so kann nur durch Vorkehrungen das Eindringen dieser Thiere in denselben verhindert, wie z. B. durch enge Umzäunung, dem Uebel gesteuert werden; oder man schützt junge Apfelbäume bei Annäherung des Winters dadurch, daß man Strohbündel oder Garben zwei oder drei Fuß hoch um ihren Stamm befestigt, damit die Rinde nicht von diesen Thieren abgenagt werden könne.

Wilde Pferde durchstreifen Prairien und Wälder in einigen Gegenden dieses Staates, sie sind klein und stammen von Indianischer oder Canadischer Race her, sind aber sehr dauerhaft. Man trifft sie gewöhnlich im niedrigen Theile des amerikanischen Bottoms, uahe beim Zusammenfluß des Kaskaskia und des Mississippi, the point (die Spitze) genannt, an. Es sind Nachkömmlinge von den Pferden der ersten Ansiedler, die sie frei umherlaufen ließen: die westlichen Indianer haben viele solcher Pferde, die gemeiniglich Indianische Ponies genannt werden.

Allgemeine Bemerkungen.

1. Farms, die einigermaßen in gedeihlichem Zustande gesetzt worden sind, wechseln, so zu sagen, täglich mit ihrem Eigenthümer, dadurch, daß sich der Speculationsgeist seit ein paar Jahren freie Bahn gemacht hat. Die Preise der Farms und des verbesserten Terrains haben keinen fixen Cours, und werden größtentheils durch künstlichen Einfluß oder Local-Interesse näher bestimmt. Von St. Clair-County ab nordwärts haben sie, wie man annehmen kann, einen Durchschnittspreis von fünf bis zehn Dollar per Acker und höher im Werth; indessen gibt es Distrikte, wo der Acker nur zwei bis fünf Dollar kostet.



Es ist hier zu bemerken, daß man in Illinois unter der Benennung „Farm" ein Stück Land versteht, meist im Naturzustande, mit einigen Schaafen, oftmals auch Blockhäuser versehen, nebst 20, 40, 60, 80 oder 100 Ackers dazu gehörigen eingepferchten und angebauten Ackergrundes. Jetzt fängt man auch an, solide Wohnungen aus Backsteinen, Hausteinen oder auch von Holz zu bauen; die alten Ansiedler begnügten sich mit nur einigen Scheunen. — Der Mangel an dem nöthigen zugeschnittenen Bauholz, sowie auch an Handwerkern, macht die guten Gebäulichkeiten kostspieliger, als dieses in den neuen Ländern New-Englands und New-Yorks der Fall ist.

2) Handelswaare, Specereiwaare, Hausmobilien und fast Alles Erforderliche für eine bequeme Haushaltung kann hier angeschafft werden, und zwar beкömmt man hier viele Artikel zu gleich billigen Preisen als in den atlantischen Staaten.

3) Folgende Berechnung wird einen Kosten-Anschlag über 320 Ackers Land zum Congreß-Preis, und 160 Ackers zur Kultur vorbereitetes Land oder Prairie-Land als Beispiel darstellen:

Ankaufspreis von 320 Ackers zu Dll. 1. 25 per Acker .	Dollar	400
Urbarmachung von 120 Ackers Prairie zu Dll. 2 per Acker	„	320
Einzäunung in 4 Felder mit einem Kentucky-Zaun von 8 Zaunstangen hoch nebst Kreuzstangen	„	175
Für Schoppen, Kribben, Ställe &c.	„	250
Total-Betrag der Farm . .	Dollar	1145

Nun muß man auch noch in Betracht nehmen, daß Fälle eintreffen, wo eine einzige Weizen-Ernte schon hinreichend ist, um Land, Urbarmachung, Beackerung, Einherbsten, Dreschen und Fuhrlohn zum Markt, bezahlt zu machen.

4) Jedwede Art Handwerker, vor allem aber solche, die mit dem Baufache vertraut sind, finden hier gleich Beschäftigung in Fülle, und zwar zum höchsten Lohn. Ein Handwerker bekömmt hier Dll. 2 per Tag; ein Zimmermann oder Maurer braucht kein anderes Kapital mit sich zu führen, als seine Geräthschaften, und er wird, wenn er fleißig, mäßig, sparsam ist und Muth hat, etwas zu unternehmen, unfehlbar sich bald eine hübsche Unabhängigkeit erwerben.

5) Gewöhnliche Arbeiter auf einer Farm erhalten per Monat mit Inbegriff der Kost Dll. 12 bis 15. Ein jeder junger Mann, der an Fleiß

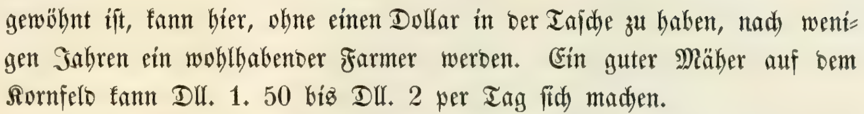
H. Lewis pinx

Lith. Jnst. Arnz & C[o] Düsseldorf

HANNIBAL, MISSOURI.

HANNIBAL IN MISSOURI.





gewöhnt ist, kann hier, ohne einen Dollar in der Tasche zu haben, nach wenigen Jahren ein wohlhabender Farmer werden. Ein guter Mäher auf dem Kornfeld kann Dll. 1. 50 bis Dll. 2 per Tag sich machen.

6) Das Meiste, was wir über Illinois gesagt haben, findet gleiche Anwendung auf Missouri oder auf jeden anderen westlichen Staat. — Allgemeine Grundsätze sind aufgestellt und Thatsachen von uns angeführt worden, welche sämmtlich in Bezug auf eine Darstellung im Ganzen des Staates Illinois über Boden, Holz, Beschaffenheit einzelner Landstriche und andere charakteristische Bezeichnungen Anwendung finden, wir haben dieselben jedoch lediglich, um Wiederholungen zu vermeiden, an anderen Orten ohne Erwähnung gelassen.

Die Bevölkerung dieses Staates laut dem Census vom Jahr 1850 betrug 851,470 Seelen, während im Jahr 1810 dieser nur 12,282 Seelen zählte, welches eine pro rata-Zunahme von 78,81 ergibt. Der Flächeninhalt des Staates beläuft sich auf 55,405 Quadratmeilen, so daß bei gleichmäßiger Vertheilung der Einwohnerzahl, auf jede Quadratmeile 15,37 Seelen kommen würden. Die Zahl der Sterbefälle im Jahr 1850 betrug 11,619, was ein Verhältniß von 73,28 auf jedes Tausend Einwohner geben würde.



in Missouri ist eine blühende Stadt und ein beträchtlicher Handelsplatz; sie liegt 120 englische Meilen auf der Westseite, oberhalb St. Louis. Ihre Entfernung von dieser letzteren Stadt beträgt 147 Meilen und 10 Meilen von Marion-City. — Sowie der Reisende sich Hannibal nähert, wird sein Blick von einer langer Reihe felsiger und bewaldeter Bluffs gefesselt, die von des Ufers Rand jähe aufsteigen und in eine Klippe endigen, deren felsige Krone sich einige hundert Fuß hoch in der Luft erhebt. Diese Klippe wird, wie man sagt, the lover's leap (der Liebhabers-Sprung) genannt, — nicht weil irgend ein Liebhaber von der Leichtigkeit, welche solche für einen „Luft-Tanz" darbietet, Gebrauch gemacht hätte, sondern weil diese Leichtigkeit eine besondere Einladung für solche Personen ist, welche zwar „lieben, aber nicht vernünftig lieben," oder jedenfalls unglücklich lieben. Man sieht ein halbes Dutzend solcher Felsen am Mississippi, die denselben Namen tragen, und einige von diesen, die nahe bei der hölzernen Stadt Bengor liegen, haben ein besonderes romantisches Gepräge. Obgleich nun dieser „sentimentale Sprung" bei dem würdigen kleinen Flecken Hannibal niemals faktisch zu irgend einer tragischen Scene geworden ist, so hat derselbe nichts destoweniger einen Ruf erlangt, denn auf der Spitze dieses alten greisen Felsens hatte vor einigen Jahren ein junger Gentleman aus dem benachbarten Dorfe den Entschluß gefaßt, sich wegen einer unbefriedigten oder getäuschten Liebe das Leben zu nehmen; indessen während der einsamen Stunden eines Tags und einer Nacht, die er auf dem Felsen zubrachte, verzichtete er zwar auf diesen Entschluß, führte denselben aber in der Folge dennoch aus, indem er sich in seinem Zimmer erschoß.

H. Lewis pinx.

Lith. Jnst. Arnz & Co. Düsseldorf

THE TOWN OF LOUISIANA, MISSOURI.

LOUISIANA IN MISSOURI.



Louisiana,

eine geschäftige kleine Stadt in Missouri, 105 engl. Meilen oberhalb St. Louis, und wegen ihrer Kornmühlen berühmt. Sie hatte im Jahr 1851 eine Bevölkerung von etwa 300 Einwohner. Der Anblick der Stadt, den wir für unsere Illustration bei Sonnen-Aufgang entwarfen, war einer der reizendsten auf unserer ganzen Reise.

Zwischen dieser Stadt und dem Gegenstand unserer folgenden Illustration liegen mehrere Ortschaften; da sie aber keinen pittoresken Stoff darbieten, so werden wir ihrer nur in Kürze erwähnen.

Salt-River,

entspringt im Jowa-Gebiete und fließt südlich, sich nach Osten windend, nach den Grenzen von Ralls-County hin, von hier aber beginnt sein Lauf mit vielen Krümmungen, richtet sich dann nach Nord-Ost, dann Süd-Ost, bis er 85 Meilen oberhalb des Missouri's mit dem Mississippi zusammentrifft. Bis auf eine gewisse Strecke hin ist er schiffbar.

Charksville,

auf der Westseite gelegen, 100 Meilen oberhalb St. Louis, war früher ein Stapelplatz von der Amerik. Pelz-Compagnie, scheint aber in Verfall gerathen zu sein, wiewohl noch immer viele Landesprodukte von hier verschifft werden. Der nächste Ort ist die kleine deutsche Ansiedelung:

Hamburg,

auf der Ostseite des Mississippi in Coloun-County, Illinois, sie hat einen guten Landungsplatz und eine zunehmende Bevölkerung. Gerade unterhalb dieses Ortes, auf der entgegengesetzten Seite, zerplatzte der Kessel eines Dampfers „The Edward Bates,“ tödtete dreißig Personen, verbrannte deren weit mehr

und viele von diesen starben nachher. — Dies schreckliche Ereigniß trug sich am 12. August 1848 zu, und war lediglich der Nachläßigkeit des Maschinenleiters zuzuschreiben.

West-Port,

im Jackson-Distrikt, Missouri, liegt auf der Westseite des Staates, etwa sechs Meilen südlich vom Missouri-Flusse; der Ort hat zwischen drei und vier hundert Einwohner.

Bailey's-Landing,

liegt auf der West-Seite und im Lincoln-Distrikt in Missouri, beinah achtzehn Meilen unterhalb West-Port. Diesem Punkte gegenüber erblickt man eine Reihe hoher Felsen, die den Namen „cap-au-gris" tragen, aber von den Amerikanern „Grindstone-Cape" (Schleifstein-Cap), welches die Stelle eines alten französischen Dorfes ist, genannt wird.

Unsere folgende Illustration handelt über Grafton.

Grafton und die Cliffs

bei Mondlicht.

Die Stadt Grafton steht auf einem Plateau unter den Bluffs an der östlichen Seite des Flusses, am Zusammentreffen des Illinois mit dem Mississippi, und ist 40 Meilen oberhalb St. Louis gelegen. Sie hat einen guten Landungsplatz, dabei besitzt sie einen fruchtbaren und weiten Bezirk nebst unerschöpflichen Steinbrüchen, die ein für Bauten geeignetes Material liefern, so daß der Platz im Allgemeinen günstige Aussichten darbietet, der Kern eines ausgedehnten Handels und Zuflusses zu werden.

Unmittelbar unterhalb des Dorfes, den Cliffs, die das Ufer begrenzen, gerade gegenüber, befindet sich eine jener Höhlen, wovon mehrere innerhalb einiger Meilen von einander getrennt anzutreffen sind. Man gelangt dahin



H Lewis pinx. Lith. Inst Arnz & C° Dusseldorf

CLARKSVILLE, MISSOURI.



auf einem rauhen Fußpfad dem Flußufer entlang, das mit großen Massen von Kalkstein angehäuft ist, die von den hervorragenden Felsen, welche an dieser Stelle mehrere hundert Fuß senkrechter Höhe haben, hinabgestürzt sind. Die Oeffnung dieser Höhle ist in ihrem Umriß eliptisch und beinah regelmäßig, da diese Aushöhlung scheinbar durch Wasserstrudel in der Oberfläche der weichen Böschung verursacht worden ist. Sie hat ungefähr 20 Fuß in der Höhe und eben so viel in der Breite. Wenn man die Schwelle des Eingangs überschreitet, so tritt man augenblicklich in eine geräumige Halle ein, von 40 bis 50 Fuß Tiefe und etwa ebenso hoch. Beinah im Mittelpunkt derselben erhebt sich vom Boden bis zur Decke eine senkrechte Colonne von solidem Fels. Von diesem Punkt an dehnt sie sich in einer Reihe von Kammern bis auf eine Strecke von mehreren hundert Fuß weit, mit zwei kleineren Eingängen versehen, aus, die in derselben Linie wie die mittlere Kammer und in regelmäßigen Zwischenräumen fortlaufen. Die Wände dieser Höhle, wie aller Fels in diesem Bereiche, sind aus einem mit Fossilien reichlich versehenen Kalkstein formirt. Der Ort liefert einen klaren Beweis, daß er einst der sündfluthlichen Wirkung ausgesetzt gewesen ist; und die Höhle selbst scheint, wie gesagt, wenig Anderes als eine Vertiefung, die durch das Emporheben einer enormen Masse von Felsen und Gestein verursacht worden ist. Eine große Menge Menschenknochen von allen Größen hat man in dieser Höhle gefunden, und es bleibt wohl kaum ein Zweifel übrig, daß den früheren Bewohnern dieses schönen Landes jener Ort als Katakombe gedient hat.

Der Fluss Illinois.

Dieser schöne Fluß vereinigt sich auf der Ost-Seite, einige zwanzig Meilen oberhalb der Mündung des Missouri, mit dem Mississippi. Seinen Namen bekömmt er erst vom Kauhaku-Fluß und dem Des-Moines-Fluß an, und seine Länge, ohne die Krümmungen des Flußbettes zu rechnen, beträgt, so weit er schiffbar ist, etwa 260 Meilen. Dampfschiffe können bei mäßigem Wasserstande bis zu dem Fuße der Stromschnellen, 210 Meilen, von seiner Mündung, und bis Ottawa, 9 Meilen weiter, bei hohem Wasserstande, gelangen. Hier nimmt der Illinois- und Chicago-Kanal seinen Anfang, welcher

die Seen mit den westlicheren Gewässern in Verbindung setzt. Die Oberfläche des Illinois hat beinah gar keine Strömung; seine stehenden Gewässer sind keineswegs für den Geschmack angenehm, aber abgesehen von seinen Eigenschaften ist derselbe einer der schönsten Flüsse, die das Thal durchwinden. In der That kann er nicht passender benannt werden, als „La belle riviere“ der westlichen Staaten. Sein Bett ist tief und bietet nur selten Hindernisse dar für die Schifffahrt mit größeren Böten. Seine Ufer sind niedrig und jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt und seine Bottoms haben eine Breite von einer Meile bis zu fünf Meilen. Man darf sich nicht wundern, wenn eine solche Gegend Krankheiten erzeugt; doch niemals hat des Dichters Fantasie zauberreichere Scenen schaffen können, als sich solche häufig an den Ufern dieses Stromes dem Blicke entfalten:

Wir lassen einige Strophen über die Schönheiten dieses Flusses, von Mr. Edmund Flagg aus St. Louis gedichtet, möglichst treu verdolmetscht, hier folgen:

An den Illinois.

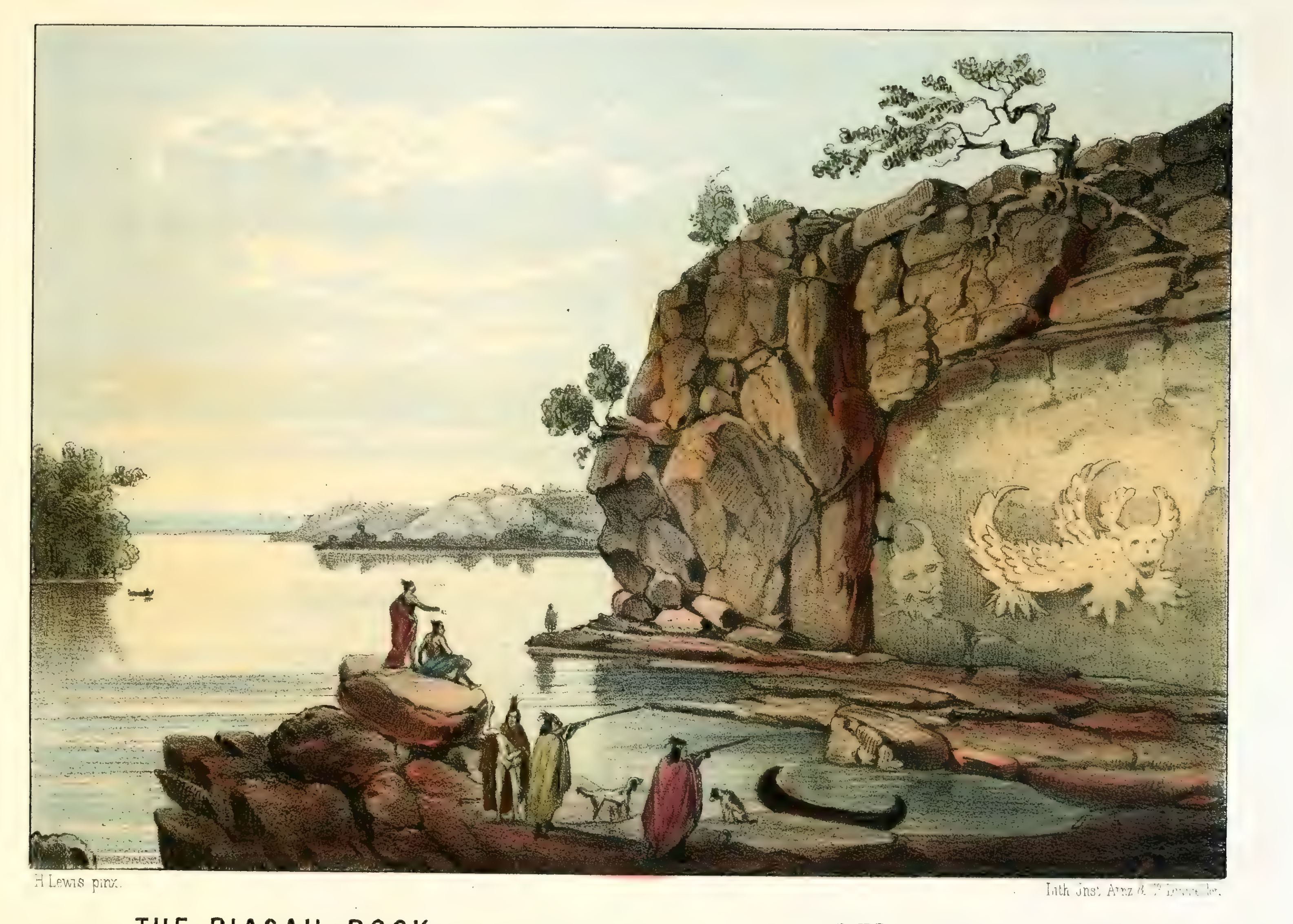
O schöner Fluß! wie stille gleitest du dahin,
Dem düstern Abgrund zu – auf ewig zu verschwinden
Ins weite öde Meer voll Wogen und voll Stürme.
Des Schicksals Ruf zu folgen — ist nun dein bittres Loos!

Dem Spiegel gleich, mit Rosen reich bekränzt
Strahlst du zurück der Ufer Blumenpracht;
Auf deinem Busen glänzt der Sonne goldner Strahl
Mit sanftem Lächeln, das nie mehr dich verläßt

Doch unaufhaltsam, rastlos eilst du fort und fort,
Dein Zauberbild ins Fluthenmeer zu tauchen,
Um niemals mehr durch diese schönen Thäler
In Jugendfrische dich so anmuthsvoll zu winden.

Doch sorgsam hat Natur mit liebevoller Hand
Den Quell genährt, der fluthenspendend
Des Ufers Blumenkleid mit frischem Leben stärkt,
Und deiner ewigen Schönheit neue Kronen reicht.

Der Indier, der über deine Fläche einst
Sanftschaukelnd dich im Wonnerausch begrüßte,
Blickt nun auf dich herab mit thränenvollem Auge —
Sein Stamm ist ja — von deinem Strand auf ewig nun verbannt.



H Lewis pinx. | Lith Inst. Arnz & Co. Düsseldorf.

THE PIASAU ROCK
near Alton, Jllinois.

DER PIASA FELSEN
bei Alton in Jllinois.



Und wenn der blasse Mond, vom Sternenglanz umgeben,
Im Silberschein den Wellentanz belebt,
Dann späht sein Trauerblick der Ahnen Gräber auf,
Wo, kämpfend für die Heimath, der Krieger unterlag.

Der gold'ne Morgenstrahl begrüßt den Fremdling nicht,
Der einsam seiner Väter Grab besucht.
Hier nicht mehr — dort an Missouri's Quellen
Beweint der Indier sein verlornes Paradies.

Und über deine Fläch' ertönt sein Schlachtgesang nicht mehr,
Kein Kriegsruf schallt von deinen Ufern wieder,
Nur noch das sanfte Jägerhorn, fern durch des Waldes Zweige,
Klingt froh und friedlich jetzt in zauberhaften Tönen.

Doch ach! wohl rastlos eilst du fort und fort,
Dein Zauberbild in's Fluthenmeer zu tauchen,
Um nimmermehr durch diese schönen Thäler
In Jugendfrische dich so anmuthsvoll zu winden.

Piasa-Rock.

Die Reihe von Hügeln, in welchen diese Höhle gefunden wird, dehnt sich ununterbrochen unterhalb Grafton aus, selbst von der Mündung des Illinois, oberhalb bis zur Stadt Alton, an der Spitze des amerikan. Bottoms. An einigen Stellen erheben sich die Hügel wohl an hundert Fuß hoch, und haben eine so merkwürdige Gestalt, daß sie den Namen „Colonade Cliffs“ (Säulen-Felsen) erhalten haben; sie werden aber auch „the Piasa-Bluffs“ genannt. Durch eine tiefe enge Schlucht dieser Bluffs fließt ein kleiner Fluß, „der Piasa-Creek.“ — Dieser Name ist von ursprünglicher Abstammung und bedeutet in der Illinois-Sprache: „Der Vogel, der die Menschen verschlingt.“ Nahe an der Mündung dieses kleinen Flusses erhebt sich ein senkrechter Bluff, an dessen platter Fläche, auf einer der menschlichen Kunst scheinbar unerreichbaren Höhe, die Gestalt eines enormen Vogels mit ausgedehnten Fittigen eingehauen ist. Dieser Vogel wurde von den Indianern „Piasa“ genannt, daher die Benennung des Flusses. Die Legende des „Piasa“ soll noch unter den Indianer-Stämmen des Ober-Mississippi's bestehen, und wird auf folgende Weise erzählt:

Als vor tausend Monden, bevor noch der Europäer (palefaced) erschienen war, der große Megalonga und Mastadon, deren Gebeine jetzt zu Staub

geworden sind, noch im Lande der grünen Prairien lebte, gab es einen Vogel von solcher Größe, daß er mit seinen Klauen leicht einen ausgewachsenen Hirsch forttragen konnte. Da er bei irgend einer Gelegenheit Geschmack an Menschenfleisch bekommen hatte, so pflegte er von diesem Augenblick an nichts Anderem mehr als diesem nachzustellen. Er war eben so schlau als er stark war. Er schoß gewöhnlich pfeilschnell auf einen Indianer, trug ihn dann in eine der Höhlen in den Bluffs und verzehrte ihn. — Hunderte von Kriegern stellten ihm Jahrelang nach, um ihn zu tödten, aber vergeblich. — Ganze Dörfer wurden entvölkert, und Bestürzung verbreitete sich durch alle Völker-Stämme des Illinois. Endlich erschien ein Häuptling, Owatoga genannt, dessen Ruhm als Krieger sich jenseits der Seen verbreitet hatte; er schloß sich vom übrigen Theil seines Stammes ab, fastete während eines ganzen Monates in Einsamkeit, und betete zum großen Geiste (the Great Spirit), dem Herrn des Lebens, er möge seine Kinder vor dem „Piasa" beschützen. — Eben in der letzten Nacht seiner Fasten erschien ihm der große Geist im Traum und befahl ihm, zwanzig seiner Krieger auszuwählen, jeden mit Bogen und geschärften Pfeilen zu versehen und sie an einem bezeichneten Ort zu verbergen. Nahe bei diesem Versteck sollte ein anderer Krieger, aber von allen Seiten sichtbar, aufgestellt sein, um dem Piasa als Opfer zu dienen, den sie aber in demselben Augenblicke erschießen sollten, wo derselbe auf seine Beute losstürzen würde. Als der Häuptling am Morgen erwachte, dankte er dem großen Geist, kehrte zu seinen Stammgenossen zurück und erzählte ihnen seinen Traum. — Rasch wurden die Krieger gewähl und in ein Versteck gestellt: Owatoga erbot sich selbst, als Opfer für seinen Volksstamm zu sterben, und nachdem er sich frei dem Bluff gegenüber gestellt, gewahrte er den Piasa auf dem Felsen sitzend, und auf seine Beute hinabblickend. — Owatoga erhob seinen Körper mit männlicher Würde, trat mit festem Fuße auf, und hob nun das Sterbelied des Kriegers an. Einen Augenblick darauf schwebte der Piasa in den Lüften und plötzlich wie der Blitz schoß er auf den Häuptling nieder. — Doch kaum hatte er sein Opfer erreicht, als augenblicklich jeder Bogen sprang und jeder Pfeil mit sicherem Geschoß in des Piasa's Körper drang. — Der Piasa erhob einen fürchterlichen Schrei, der jenseits des Flusses wiederhallte, und verschied. — Owatoga war gerettet! — Kein Pfeil, nicht einmal die Krallen des Piasa hatten ihn getroffen, denn der Herr des Lebens

hatte ihn durch einen unsichtbaren Schild geschützt. — Zur Erinnerung an diese Begebenheit wurde das Bild des Piasa auf der Fläche des Bluffs eingehauen. — So lautet die Indische Sage. — Wahr oder erdichtet, gleichviel; die Gestalt des Vogels mit ausgebreiteten Flügeln ist nichts destoweniger auf hartem Fels eingehauen und zwar jedem Auge sichtbar in einer vollkommen unzugänglichen Höhe. Und bis zum heutigen Tage gleitet an dieser Stelle kein Indianer in seinem Kanoe hinab, ohne sein Gewehr auf diese Figur abzufeuern.

In Verbindung mit dieser Sage, bezüglich des Ortes, wohin der Piasa seine Menschenopfer zu bringen pflegte, steht eine von jenen Höhlen, deren wir bereits erwähnt haben. Eine Andere, welche an der Mündung des Illinois, etwa 50 Fuß vom Wasser entfernt, und außerordentlich schwer zu ersteigen ist, soll bis auf mehrere Fuß tief unter dem Boden mit menschlichen Ueberresten in Masse angefüllt sein. Die Decke der Höhle ist gewölbt und hat eine Höhe von beinah 25 Fuß, 30 Fuß in der Länge und ist übrigens von einer unregelmäßigen Form. Es gibt auch noch mehrere andere höhlenartige Vertiefungen in diesen Cliffs, welche wohl eine Beschreibung verdienen.

Als zur Untersuchung des Landes der Illinois stromabwärts von einigen Forschern beschifft wurde, geriethen diese in die Gewässer des Ober-Mississippi, und dem Leser wird nachstehende Beschreibung dieser kühnen Unternehmung aus der Feder des Richters Peck aus Illinois, die derselbe kürzlich über das Mississippithal in einer in St. Louis herauskommenden Zeitschrift veröffentlicht hat, willkommen sein.

An den Missouri Republican.

„Nachforschungen über das Mississippi-Thal,"

durch J. M. Peck.

Der „great River" (große Fluß), der diesem Central-Thal als ableitender Wasser-Canal dient, ist ein wirkliches Natur-Wunder. Die Entdeckung und die Nachforschungen, welche durch Europäer dieserhalb angestellt wurden, darf man zu den romantischsten Abentheuern eines heroischen Zeitalters zählen.

Das kürzlich veröffentlichte Werk des Prof. J. G. Shea hat den Schleier über die frühere Geschichte dieser Nachforschungen gelüftet und über verschiedene Punkte Licht verbreitet, die bisher von Geschichtsschreibern zu den Mythen gezählt wurden.

Nach einer sorgfältigen Prüfung dieses neuen Werkes, das den Titel führt: „Discovery and Exploration of the Mississippi Valley," und nachdem wir dasselbe mit uns zugänglichen Autoritäten verglichen haben, finden wir uns veranlaßt, unsere ganze Zufriedenheit über die Pünktlichkeit, mit welcher die Untersuchungen gemacht worden sind, und über die Richtigkeit der Ansichten des Autors auszudrücken.

Professor Shea hat bewiesen und sich auf Autoritäten gestützt, daß De Soto nicht der erste Spanier, Joliet und Marquette nicht die ersten Franzosen waren, welche die Gewässer des Mississippi erforscht hatten. Außer den Original-Quellen in spanischer Sprache, die den meisten englischen und amerikanischen Schriftstellern jedoch unzugänglich waren, beruft er sich auch noch auf die „Historical Collections of Louisianna" (Geschichtliche Beiträge für Louisiana). Wir wollen nun in dieser Nummer einige von diesen Thatsachen anführen.

Obgleich Christoph Columbus in den Mexicanischen Meerbusen einlief, so erstreckten sich doch seine Entdeckungen und Untersuchungen nur längs der südlichen Küste des Golfes, der Inseln Hayti, Cuba und West-Indiens, hin. Wer die nördlichen Ufer besuchte, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Eine im Jahr 1513 in Venedig gedruckte Landkarte gibt den Umriß der Küsten Florida's und Louisiana's nebst dem Delta des Mississippi mit ziemlicher Genauigkeit an; dies ist ein hinlänglicher Beweis, daß dieselben in jener frühen Periode von Europäern besucht gewesen sind.

Juan Ponce de Leon, ein alter Gefährte des Columbus, segelte im Jahr 1512 am Ostersonntag bei Augustine der Küste entlang, und zur Ehre des Tages und weil die Bäume eben in Blüthe standen, gab er dem neuentdeckten Lande den Namen Florida, und dieses wurde unter den Spaniern auf lange Zeit die allgemeine Benennung Nord-Amerika's. De Leon's Zweck war Gold und die „Lebens-Quelle" aufzusuchen, welche nach der Sage früherer Forscher in den Wäldern Nord-Amerika's existiren sollte. Diese Quelle,

hieß es, besitze die Eigenschaft, diejenigen, welche von ihrem wohlthätigen Wasser tränken, zu verjüngen.

Don Diego Miruelo, ein herumstreifender Spanier, der ein Schiff befehligte, besuchte die Küste, und erhielt von den Eingebornen Gold und Silber in Tausch, und bei seiner Rückkehr verbreitete er übertriebene Erzählungen über den inneren Reichthum des entdeckten Landes.

Die nördliche Küste des Golfes wurde im Jahr 1518 durch Garay genauer untersucht. Drei Jahre danach wurde durch den Statthalter eine Karte entworfen, die dazu bestimmt war, die Ansprüche von rivalisirenden Entdeckern zu ordnen, und worauf der Mississippi-Fluß abgezeichnet war, dessen Name später in „Rio del Espiritu Santo" oder Fluß des heiligen Geistes verwandelt wurde. (Shea p. 8.)

Zehn Jahre später unternahm es Garay, Pamphilius de Narvaez, die nördliche Küste des Golfs von Mexico zu erobern und Niederlassungen daselbst zu gründen. Er wurde dazu durch den großen Erfolg der Eroberung Mexico's durch Cortez angefeuert, und landete mit einer Macht von fünf oder sechshundert Mann, machte während sechs Monaten viele fruchtlose Märsche von einem Volksstamm zum andern, und das Gold, wonach er strebte, verschwand bei Annäherung seiner Armee stets weiter ins Innere des Landes zurück. Krankheiten und Mangel rafften seine Mannschaften hinweg, und nachdem er über Flüsse gesetzt und Sümpfe durchwatet hatte, kehrte er nach dem Golf zurück, und versuchte, Tampico, welches damals eine spanische Colonie war, in Böten zu erreichen. Stürme hemmten seine Fahrt, viele Böte gingen unter, und die Gebeine seiner Leute bleichten das Ufer; nur wenigen gelang es, Tampico zu erreichen und Kunde von ihrem Mißgeschick zu bringen. Einige von ihnen, unter der Anführung des Alvar Nunez Cabeza de Vaca, litten an einer Insel, wahrscheinlich nahe bei der Küste von Texas, Schiffbruch, geriethen bei den Indianern in Gefangenschaft und mußten vier Jahre darin schmachten, als es dem De Vaca mit einem Negersclaven und vier seiner Gefährten gelang, ihre Flucht zu bewerkstelligen. Die Gesellschaft richtete ihre Schritte nach dem Innern des Landes. Sie gaben sich bei den Eingebornen für indianische Gaukler aus, und wurden von diesen Urvölkern als „Heilkundige Männer" verehrt. Geschützt durch die abergläubische Ehrfurcht, welche sie den Eingebornen einzuflößen wußten, durchzogen

sie große Ebenen, auf denen zahllose Buffalos umherstreiften, bis sie die bewohnbaren Häuser der halbcivilisirten Neu-Mexicaner und die aus Lehmwänden eigenthümlich gebauten Städte erreichten, die mit soliden Mauern, ganze Vierecke entlang, umgeben waren, und jetzt unter der Benennung „Gila" bekannt sind. In dieser Richtung gelangten sie zum Meerbusen von Californien und zuletzt zu einer Niederlassung ihrer eigenen Landsleute, an den Gewässern des stillen Oceans. De Vaca erklärte, durch das reichste Land der Welt gekommen zu sein. Entweder muß er oder die Narvaez'sche Expedition den Weg über den Mississippi genommen haben, denn sie passirten viele große Flüsse, aber keiner ist durch eine Beschreibung näher bezeichnet worden.

De Vaca war der erste bekannte Europäer, der den Continent Nord-Amerika's bis zum Stillen Ocean durchschritten hat. Die bewohnbaren Häuser, ummauerte Städte, die Eigenthümlichkeit der Kleidung und der Manieren der Einwohner, die topographische Lage des Landes nebst Ueberfluß an Gold und Silber unter den Eingebornen, alles dieses beweis't, daß diese bisher als ein Mährchen betrachtete Erzählung authentisch ist. In der That ist sie einigermaßen einem „romantischen Mährchen" sehr ähnlich. Die an Wunder grenzende Beschreibung des De Vaca und seiner Gefährten, und das mysteriöse Wesen, welches sie dabei beobachteten, erweckte in diesem abentheuerlichen Zeitalter eine unbeschreibliche Aufregung unter ihren Landsleuten. H. Shea bezieht sich auf Barcia's Sammlung der De Vaca'schen Nachrichten im Spanischen, und auf die Berichte der Ternaux-Compagnie im Französischen; ebenso erwähnt er einer englischen Uebersetzung „Ueber den Schiffbruch des Alvar Nunez Cabeza De Vaca" von Buckingham Smith, die im Jahr 1851 zu Washington bei G. W. Riggs jun. erschienen ist, und zu Privat-Zwecken bestimmt war.

Ein Mönch, Namens Marco, aus Nizza in Italien gebürtig, war von dem einer gewissen Klasse katholischer Geistlichen eigenthümlichen Antrieb durchdrungen, die Seelen der wilden Nord-Amerikaner für ihren Glauben zu gewinnen und dadurch ihr Seelenheil zu retten. Er hatte einen Neger, einen aus De Vaca's Gefolge, als Führer und Begleiter; mit diesem nebst einer Gesellschaft befreundeter Eingebornen aus der mexicanischen Stadt Culiacan reisete er ab und zog durch die Wüsten nach Colorado. Von einer bergigen Anhöhe schaute er auf die Thürme der Stadt Cibola herab, deren Häuser

in einer fortlaufenden Mauer auf Stockwerk sich erhebend aneinander gereiht standen, und deren massive Thore vor jedem unerwarteten Eindringen sicherten.

Nicht allein verweigerten ihm die Mexikaner den Eintritt in die Stadt, sondern machten sogar die befreundeten Indianer, die ihn begleiteten, von ihm abspenstig, und tödteten seinen Neger. Er selbst entkam, und bei seiner Rückkehr reizte er durch seine Berichte, die an und für sich wahrscheinlich sein konnten, die spanische Behörde dergestalt, daß ein neuer Feldzug beschlossen wurde, um die lehmmauerne Stadt sammt ihren reichen Gold- und Silbervorräthen zu erobern, und die götzendienst-treibenden Eingebornen zu anständigen Christen zu bekehren.

Die wilden, romantischen uud abentheuerlichen Glücksritter werden durch mannichfaltige uud oftmals durch verwickelte Beweggründe zu Thaten veranlaßt. Humboldt bemerkt richtig:

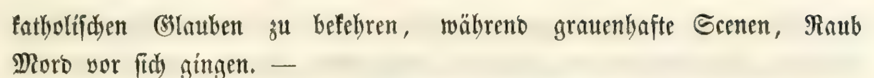
„Die irren sich, welche glauben, daß spanische Abentheurer mehr aus Liebe zum Gold und religiösen Fanatismus angespornt werden. Gefahren erhöhen stets das dichterische Leben und außerdem machte dies merkwürdige Jahrhundert, das dem Menschen neue Welten aufdeckte, auf jede Unternehmung den natürlichen Eindruck, und brachte, durch weite Reisen veranlaßt, den Reiz der Neuheit und der Ueberraschung hervor."

Eine zweite Expedition unter dem Befehl des Coronado nebst dem Pater Marco als Kaplan und Führer wurde von Californien aus gerüstet. Die Stadt Cibola wurde, zugleich aber mit derselben nur weniges von Werth, erobert. Hierauf stiegen sie in das Thal des Colorado und des Gila hinab, und gelangten an einen Fluß, den sie für den Mississippi hielten, und Rio grande nannten. Hier fanden sie einen Indianer aus Florida, welcher den Mississippi als einen weit größeren Fluß beschrieb, indem sie dessen Ufer entlang während neunzig Tage hindurch ein bewohntes Land durchreisen würden. Da die Expedition von unredlichen Wegweisern irre geleitet wurde, zogen die Reisenden die großen Ebenen an den Hauptgewässern des Platte und des Arkansas ohne Fortschritte zu machen auf und ab, wo sie im Jahr 1542 von einigen Indianern erfuhren, daß einige ihrer Landsleute sich ihnen näherten: diese waren De Soto's Begleiter unter seinem Nachfolger Muscoso. Da sie verzweifelten, den „Great River" (den großen Fluß) aufzufinden, so traten sie ihren Rückweg nach den spanischen Niederlassungen in Merico wieder an.

Was obige Erzählung in Betreff des Pater Marco angeht, so bezieht sich Mr. Shea auf den Appendix der geschichtlichen Darstellung des Castafiero Najera durch Ternaux.

Gleichzeitig mit der Expedition Coronado's und des Pater Marco, welche vom stillen Meer aus zur Eroberung Florida's, wie damals Nord-Amerika hieß, unternommen wurde — war die des De Soto, welche vom mexicanischen Meerbusen ausging.

Ferdinand de Soto war aus Xeres in der Provinz Badojoz in Alt-Spanien gebürtig. Er war der Gefährte des Pizarro bei der Eroberung Perus, wobei er großen Muth bewährt und sich ein fürstliches Vermögen erworben hatte. Sein Ehrgeiz trieb ihn an, Cortez in Eroberungen und Pizarro im Reichthum sich gleich zu stellen. Nachdem er sich mit der Tochter aus einem hohen Hause vermählt hatte und beim Kaiser Karl V. in hohe Gunst gelangt war, wurde er zum Gouverneur und General-Kapitän von Cuba ernannt, und erhielt vom Kaiser die Erlaubniß, Florida auf eigene Kosten zu erobern. Die eraltirtesten Erwartungen wurden an dieses Project geknüpft, und Männer von hoher Geburt verkauften ihre Güter, um an dieser Expedition Theil nehmen zu können. Nachdem er seiner Gemahlin die Aufsicht Cuba's anvertraut hatte, wählte De Soto sechshundert junge Leute, Spaniens Blüthe, aus, und mit ihnen, auf zahlreichen Schiffen und mit dreihundert Pferden, landete er an der Tampa-Bucht, die damals die Heilige Geist-Bucht genannt wurde. Gleich Cortez sandte er die Schiffe wieder fort, damit ihnen jeder Rückzug abgeschnitten sein würde, und begab sich nun auf den Marsch durch eine unbewohnbare Wüste. Dies war so ziemlich der roheste Kreuzzug, der jemals in den Tagen des romantischen Zeitalters unternommen worden war, und lieferte sattsam den Beweis, daß eine epidemische Monomanie die spanischen Gemüther ergriffen hatte. Ein unersättlicher Durst nach Gold und ein wilder religiöser Fanatismus waren die herrschenden Leidenschaften. Nicht allein Reiterei und Fußvolk, und für deren Unterhalt, Hornvieh und Schweine, sondern sogar Ketten und Handschellen für Gefangene und Bluthunde für die harmlosen Eingebornen, zwölf Priester und andere Geistliche mit Meßgewändern, Kirchenschmuck und Zubehör zur feierlichen Begehung der Messe, wurden mitgenommen, als Mittel, die Urbewohner zum



katholischen Glauben zu bekehren, während grauenhafte Scenen, Raub Mord vor sich gingen. —

Ihr erster Feldzug vom Monat Juni bis zum October fand von Tampa Bay bis nach den Appalachians, östlich vom Flintriver (Flintfluß), statt. Sie hatten Fichtenwälder durchwandert und Anhöhen überstiegen, durch Moräste gewatet und über Flüsse gesetzt, und dieses Alles war zwecklos. Die Indianer wurden dadurch, daß feindliche Einfälle in ihr Land gemacht wurden, feindselig gestimmt, und die Führer, die aus den Eingebornen genommen wurden, leiteten sie irre. Sie brachten den ersten Winter nicht fern von der Pensacola-Bucht zu.

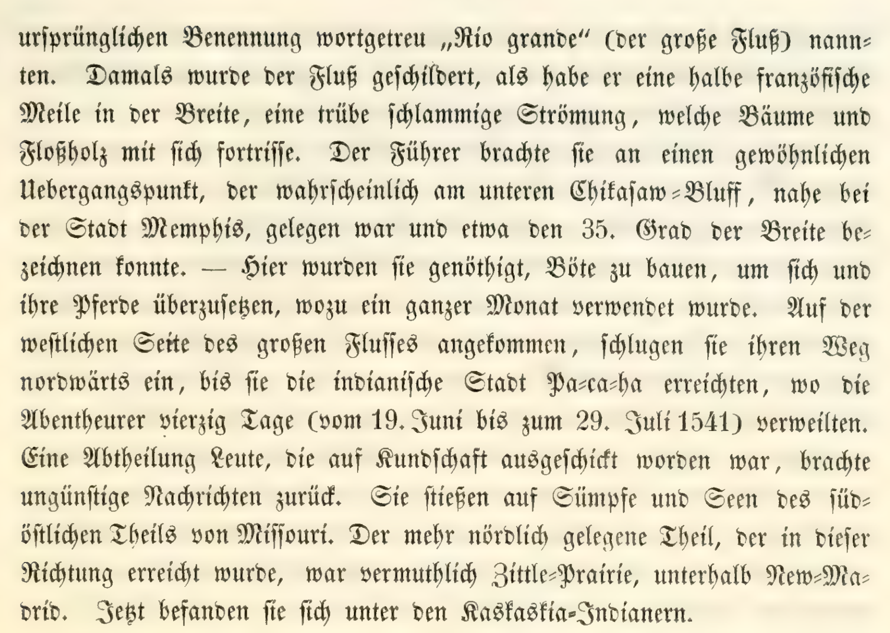
Im Frühling des Jahres 1540 verfolgten sie unter der Führung eines Indianers, der ihnen versprach, sie in ein Goldland führen zu wollen, eine nordöstliche Richtung, gingen über den Altamaba und den Ogecehee und wanderten mehrere Monate lang an den Hügeln Georgiens, Süd-Carolinas und Alabamas, umher. Gegen das Ende des Monats Juli befanden sie sich am Cosa-Flusse, einem der wenigen Flüsse, die ihren ursprünglichen Namen beibehalten haben. Im October standen sie vor der indischen Stadt Mauville, die aus bequemen Hütten gebaut, und mit einem Schutzwall von Holzstämmen und Erde umgeben war; dieselbe liegt am Alabama-Fluß, oberhalb dessen Zusammenflusses mit dem Tombeebee-Fluß. Ihr Name ist, wie dies mit allen ursprünglichen Namen geschehen, in Mobile verderbt worden, das jetzt an der Spitze von der Bucht gleichen Namens liegt.

Durch ihre Mißgeschicke zur Verzweiflung getrieben, machten die Spanier einen ungestümen Angriff auf die Stadt. Eine Schlacht entspann sich, während beiden Theilen der Muth durch Verzweiflung gestählt wurde, und wenn wir den portugiesischen Berichten Zutrauen schenken dürfen, wurden 2500 Indianer theils erschlagen, theils erstickt und verbrannt. Die Spanier hatten 18 Mann Todte und 150 von Pfeilen Verwundete, 12 Pferde waren todt und 150 unbrauchbar geworden, und das Feuer hatte sämmtliches Gepäck verzehrt.

Zu gleicher Zeit kamen in der Bucht von Pensacola Schiffe von Cuba an, die man ihnen zur Unterstützung gesandt hatte; allein De Soto war zu stolz, als daß er sein Mißlingen gestehen sollte. Von schätzbaren Entdeckungen hatte er keine gemacht, kein Gold gefunden, das zu neuen Abentheuern verlocken könnte, und das Feuer von Mobile hatte alle ihre werthvolle Sel-

tenheiten, die sie gesammelt hatten, zerstört. Während Tausende von Wilden durch die Grausamkeiten der Spanier umgekommen waren, wurde keiner für den katholischen Glauben gewonnen. Wäre De Soto nicht von der unersättlichsten Habsucht gereizt, von unbegränztem Stolze regiert und von egoistischem Ehrgeize geleitet gewesen, — mit einem Wort, wäre De Soto nicht ein Tollkopf gewesen, dann würde er diese Gelegenheit, nach Cuba zurückzukehren, benutzt haben. Dennoch, ohne die Spur irgend einer Wahrscheinlichkeit, glaubte er beharrlich, daß unermeßliche Reichthümer, geträumte Siegeskränze und der Triumph des Glaubens über das wilde Heidenthum seiner im Innern des Landes warteten.

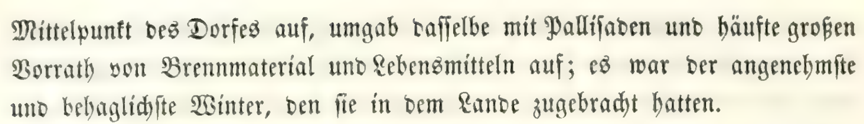
Unterhalb Mauville befanden sich zahlreiche und feindselige Völkerschaften, das Land war voll Fichtenwälder und die Einwohner zu arm, um nach Gold zu suchen. Nun wandte er sich nordwärts; sein Gefolge war durch Krankheiten und Gefechte jetzt auf weniger als 500 Mann reducirt. Nach Verlauf eines Monats erreichte er Chiapa, eine Stadt im Staate Mississippi, wahrscheinlich am Jazoo-Fluß. Der Winter war strenge, es fiel Schnee, der Mais war noch nicht eingeerndtet, und die Spanier hatten Mühe, Vorräthe zu erlangen. Als das Frühjahr eintrat, requirirte De Soto, wie gewöhnlich, 200 Mann, um das Gepäck der Invasions-Armee zu transportiren. Die Indianer zauderten und mitten in der Nacht legten sie Feuer an ihr eigenes Dorf, worin die Spanier einquartirt waren. — Hätten die Chikasaws hier mit mehr Ruhe und Geistesgegenwart gehandelt, so würden sie einen leichten Sieg errungen und sich mit einem Male ihrer Feinde entledigt haben. Viele Pferde rissen sich los und liefen erschreckt in die Wälder, andere kamen im Feuer in ihren Ställen um; elf Spanier verloren theils in den Flammen, theils kämpfend ihr Leben; ihre zu Mauvile aus den Flammen geretteten Kleidungsstücke wurden durch dieses Feuer zerstört, und nackt und schutzlos standen sie da. Die Spanier würden alle umgekommen sein, wenn die Chikasaws einen entschlossenen Angriff gewagt hätten; indessen hatten De Soto und seine Leute das Unglück wieder gut gemacht, und in einer Woche sich mit Waffen, die sie selbst verfertigt hatten, sowie auch mit Kleidung aus Häuten und Matten versehen, und begaben sich nun auf den Marsch nach dem Westen. Sieben Tage lang mußten sie alle Kräfte aufbieten, um sich durch Wälder und Moräste durchzuwinden, bis sie an den Mississippi kamen, den sie der



ursprünglichen Benennung wortgetreu „Rio grande“ (der große Fluß) nannten. Damals wurde der Fluß geschildert, als habe er eine halbe französische Meile in der Breite, eine trübe schlammige Strömung, welche Bäume und Floßholz mit sich fortrisse. Der Führer brachte sie an einen gewöhnlichen Uebergangspunkt, der wahrscheinlich am unteren Chikasaw-Bluff, nahe bei der Stadt Memphis, gelegen war und etwa den 35. Grad der Breite bezeichnen konnte. — Hier wurden sie genöthigt, Böte zu bauen, um sich und ihre Pferde überzusetzen, wozu ein ganzer Monat verwendet wurde. Auf der westlichen Seite des großen Flusses angekommen, schlugen sie ihren Weg nordwärts ein, bis sie die indianische Stadt Pa-ca-ha erreichten, wo die Abentheurer vierzig Tage (vom 19. Juni bis zum 29. Juli 1541) verweilten. Eine Abtheilung Leute, die auf Kundschaft ausgeschickt worden war, brachte ungünstige Nachrichten zurück. Sie stießen auf Sümpfe und Seen des südöstlichen Theils von Missouri. Der mehr nördlich gelegene Theil, der in dieser Richtung erreicht wurde, war vermuthlich Zittle-Prairie, unterhalb New-Madrid. Jetzt befanden sie sich unter den Kaskaskia-Indianern.

Von hier aus nahmen De Soto und seine Gefährten eine nordwestliche Richtung und gelangten zu den Hochländern am white river (weißen Fluß). Indem sie sich abermals nordwärts wendeten, kamen sie unter die wandernden Indianer der Ebenen, mit ihren Matten und Zelten aus Häuten, die ihre Weiber auf den Rücken trugen. — Von hier mögen sie den westlichen Theil Missouris und vielleicht das indianische Gebiet erreicht haben. Abermals sich südwestlich wendend und durch die Provinz Tulas passirend, kamen sie an die Stadt Autiamque an, woraus erhellt, daß sie den Winter am Arkansas zugebracht haben müssen.

Diese Provinz wird für sehr fruchtbar gehalten und hat eine weit vertheilte aber kriegerische Bevölkerung. Unsere Reisenden wurden durch Verstecke des Feindes und durch einzelne Gefechte sehr beunruhigt, bis sie die Stadt Utiangue erreichten. — Diese Stadt lag auf einer schönen Ebene, bespült durch breite Flüsse, die an beiden Seiten von Wiesen begrenzt waren und gutes Futter für ihre Pferde verschaffte. Sie war von allen Einwohnern, mit Ausnahme von einigen wenigen, die zu Gefangenen gemacht wurden, verlassen. „Die Häuser waren gut mit Vorräthen von Mais, Bohnen, Nüssen und Pflaumen versehen.“ De Soto schlug sein Lager an einer freien Stelle im



Mittelpunkt des Dorfes auf, umgab dasselbe mit Pallisaden und häufte großen Vorrath von Brennmaterial und Lebensmitteln auf; es war der angenehmste und behaglichste Winter, den sie in dem Lande zugebracht hatten.

In den Gefühlen und Gedanken De Soto's fing an eine große Aenderung statt zu finden. Er fand sich in seinen Hoffnungen und dem Ziele seines Ehrgeizes getäuscht; er hatte über die Hälfte seiner Leute und eine große Anzahl Pferde durch Krieg und Krankheiten eingebüßt; er hatte kein Gold entdeckt, keine Lorbeeren geerndtet und keine Indianer für den Glauben gewonnen; — sein von Natur aufgeregter Geist fing an, in Trübsinn zu verfallen und seine eiserne Gesundheit schien zu erliegen. Der Mangel an Dolmetschern und die Verrätherei der Eingebornen leiteten ihn über das Land, über den Lauf der Flüsse, die Erzeugnisse des Bodens und den Charakter des Volkes, stets irre. — Mit zerknirschtem Herzen bereute jetzt De Soto, seine Schiffe in der Pensacola-Bucht nicht benutzt und daselbst nicht eine Colonie gegründet zu haben. Indem er auf diese Weise über sein Mißgeschick nachbrütete, faßte er den Entschluß, seinen Rückweg nach dem Rio Grande (Mississippi) aufzusuchen, Böte zu bauen, und diesen bis zum Golf hinunter zu fahren.

Im Frühling des Jahres 1542 zog er quer durch das Land nach den Salz-Quellen, vom Washita und durch die Thäler dieses Stromes hinunter bis zu dessen Zusammenfluß mit dem Red River, in der Provinz Guachoya, und von da gelangte er nach dem Mississippi. — Auf sein Streben nach Reichthum, auf seine Goldsucht, Verzicht leistend, und keinen Ruhm in der Eroberung wilder Einöden findend, entsagte De Soto, wiewohl ungerne, seinen übertriebenen Plänen und wandte sich nach Süden, um den mexicanischen Meerbusen zu Lande aufzufinden.

Auf seine Nachfragen bei den Eingebornen, wie es mit der Entfernung bis zum Ocean sich verhalte, und ob er solchen in einer angegebenen Richtung erreichen könnte, erhielt er die entmuthigendsten Aufschlüsse über die sich ihm entgegenstellenden Sümpfe, unüberschreitbaren Bayous und undurchdringlichen Wälder. Da er der Aussage der Indianer kein Vertrauen schenken wollte, schickte er acht Reiter nebst einem geschickten Führer ab, die in acht Tagen nicht mehr als dreißig Meilen zurücklegten und mit hoffnungslosen Aussichten zurückkehrten. Der bisher unbezähmbare Geist des De Soto gerieth nun in Verwirrung und er verfiel in eine qualvolle Melancholie. Seine

Mannschaft und Reiterei um ihn herum wurden in ihren Reihen durch den Tod gelichtet, seine Träume von Schätzen, Eroberungen, Ruhm und Macht versanken in tiefe Nacht und seine Gesundheit war völlig untergraben. Ein Fieber überfiel ihn, und seine Begleiter betrachteten ihn nicht mehr, wie bisher, als ein höheres Wesen, dem sie Gehorsam schuldig waren. Da er sein Ende nahen fühlte, setzte er Don Louis de Moscoso de Alvarado zu seinem Nachfolger als Statthalter und General-Kapitän des Königreichs und der Provinz Florida ein, und befahl ihm und seinen Begleitern, die Eroberung Florida's für die Krone Spaniens fortzusetzen, und dessen Einwohner zum katholischen Glauben zu bekehren. — Den folgenden Tag (den 21. Mai 1542) starb er, und damit die Indianer, wie sie es mit ihren Feinden zu thun pflegten, den Körper nicht verstümmeln konnten, wurde die Leiche in denselben Fluß, dem er seine Nachforschungen gewidmet hatte, versenkt.

Mr. Bancroft sagt schön: „Seine Soldaten sprachen seine Lobrede durch die Trauer aus, die sie über seinen Verlust bezeigten. Die Geistlichen sangen über seinem Leichnam das erste Requiem, das je an den Gewässern des Mississippi gehört worden ist. Der Leichnam wurde, damit sein Tod verheimlicht bliebe, in einen Mantel gehüllt und in mitternächtlicher Stille in die Mitte des Stromes versenkt. Der Abentheurer des Mississippi schlief unter seinen Gewässern; er hatte einen großen Theil des festen Landes durchstreift, um Gold zu suchen, und nichts war so merkwürdig, als sein Leichenstein.

Sein Nachfolger Moscoso berief einen Rath zusammen, um weitere Entschlüsse zu fassen, und forderte von jedem eine schriftliche Meinung. Juan de Anasco stimmte für die Fortsetzung der Pläne De Soto's und bestand mit Erfolg auf eine weitere Nachforschung gegen Westen hin.

Nachdem sie mehrere feindliche Attaken mit den Indianern des Nagnater (vermuthlich die des Nachatoches) bestanden hatten, verfolgten sie ihren Marsch mehr als hundert französische Meilen weit nach Westen, und erfuhren von den dortigen Indianern die Anwesenheit von Spaniern im fernen Westen. — Dieses war die vom Pater Marco angeführte Expedition. Beide Theile durchzogen die großen Ebenen und hatten auf ihrem Wege mit Büffeln und indianischen Jägern in ihren Zelten zu thun. Nach der Beschreibung ihrer Manieren und ihres persönlichen Erscheinens müssen es die Comanches gewesen sein, unter denen sich Moscoso befand.

Drei Abtheilungen wurden zur Forschung nach verschiedenen Richtungen abgeschickt, drangen hundert französische Meilen weit vor und sahen nichts als unfruchtbares und unbewohntes Land. Sie sahen Bergketten und Wälder, hörten von der Expedition des De Vaca, von ummauerten Städten und von Gold und Silber; da sie aber mit Lebensmitteln schlecht versehen und überhaupt ihre Aussichten zu einem günstigen Erfolg entmuthigend waren, so beschloß Moscoso nach dem „großen Fluß" zurückzukehren.

Nach forcirten Märschen und häufigem feindlichen Zusammentreffen mit den Indianern erreichten sie den Mississippi bei der Stadt Aminoya. Mr. Ma-Colloch, welcher Nachforschungen über die Berichte dieser Unternehmung sowohl in spanischer als portugiesischer Sprache angestellt hat, legt dieses alte Dorf nach Helena, eine Gerichtsbarkeit von Phillips-County, etwa dreißig engl. Meilen oberhalb der Mündung des Arkansas. Hier an diesem Orte bauten sie im Laufe des darauf folgenden Winters, sieben Brigantinen. Die Eingebornen waren ihnen freundlich gesinnt und versorgten sie mit Lebensmitteln.

Im März des Jahres 1543 trat der Mississippi aus seinen Ufern und überschwemmte das Land viele Meilen weit in der Runde, und es vergingen zwei Monate, bevor das Wasser wieder in sein gewöhnliches Bett zurückgetreten war. Mittlerweile machten die benachbarten Volksstämme feindliche Angriffe. Am 2. Juli schiffte sich der Rest von de Soto's Streitmacht in ihren Brigantinen ein, um den Ocean aufzusuchen. Von der glänzenden Expedition, die vier Jahre vorher von der Tampa-Bay abmarschirte, segelten nur 322 entkräftete und entmuthigte Menschen nebst acht Pferden den reißenden Strom des Mississippi hinunter. Diese befanden sich bald unter feindlichen Indianern, welche sie vom Ufer angriffen und in Canoes verfolgten. Ihre Pferde kamen um und viele von der Mannschaft verloren in diesen Attaken ihr Leben. Sie brauchten achtzehn Tage, um den Golf zu erreichen, und nach vielen Gefahren und Entbehrungen, Stürmen und Schiffbrüchen, erreichte nicht die Hälfte von denen, die Aminoya verließen, den Hafen von Panuco, das jetzige Tampico in Mexico.

Die alten Autoritäten in dieser unglücksschwangeren Expedition, sind zwei Werke, die einigermaßen in Einzelnheiten und in Eigennamen von einander abweichen, in den Hauptsachen jedoch sich gegenseitig bestätigen. Das

erste war von einem Portugiesen von Geburt, aus Elvas geschrieben, welcher einer von den Ueberlebenden war, die der Expedition beigewohnt hatten; er behauptet Augenzeuge von dem, was er erzählt, gewesen zu sein, und wahrscheinlich schrieb er aus dem Gedächtniß; allerdings ist seine Erzählung weniger übertrieben und verdient mehr Glauben als das andere Werk. Es wurde zuerst im Jahre 1557 in portugiesischer Sprache veröffentlicht.

Eine englische Uebersetzung wurde 1609 bei Hackluyt herausgegeben; in Purcha's Pilgrim, vol. IV. 1528 — 1556 ist ein unvollkommener Auszug davon erschienen.

Die nächste und beste Autorität, welche Theodor Irving Exy in seinem „Conquett of Florida“ (Eroberung Florida's) benutzt hat, ist das am besten ausgearbeitete Werk in spanischer Sprache von Inca Garcilaso de la Vega, einem gebornen Peruvianer; sein Vater war ein Spanischer Abentheurer von adlicher Abstammung, und seine Mutter, eine Schwester des Huayna Capae, des Letzten der berühmten Incas. — Deshalb wird er von den Geschichtsschreibern der Inca genannt. Er ging nach Spanien, ließ sich in Cordova als Belletrist nieder, und stand als Historiograph in großem Ansehen. Seine ersten historischen Quellen waren vor Allem die Erzählungen eines alten spanischen Cavaliers, mit welchem er lange und vertraute Unterredungen hatte und den er auf das umständlichste sowohl in Betreff der Personen als auch der Orte und Verhandlungen befragte; dieses fand jedoch länger als zwanzig Jahre nach den Ereignissen statt. Außer diesen mündlichen Belehrungen kam der Inca noch in Besitz von zwei anderen geschriebenen Documenten oder Tagebüchern, die von zwei Soldaten, welche an der Expedition Theil genommen hatten, herrührten. Diese waren von Herara, dem spanischen Historiographen in seiner „Entdeckung von Amerika“ beinah ganz aufgenommen worden. Es wird jetzt Biedman's Uebersetzung als die am besten unterrichtete, dem Inca'schen Werke vorgezogen.

Unsere Amerikanischen Geschichtsschreiber, die das Wesentliche oder eine Skizze von De Soto's Unternehmung und Schicksalen veröffentlicht haben, sind folgende: In der Priorität haben wir Fr. H. Martin, Geschichtsschreiber von Louisiana Ed. I. p. 9, 13; dann kommt der ausgezeichnete, beredte Schriftsteller der Vereinigten Staaten George Bancroft, Bd. I. Kap. II. p. 36, 60. Gleichzeitig mit ihm, doch wahrscheinlich ohne Kenntniß von der Arbeit des

Mr. Bancroft ist „die Eroberung Florida's" von Theodor Irving Esqr. 2 Bde. 12⁰, herausgegeben von Carey, Lee & Blanchard, Philadelphia 1835. Mr. Irving, der sich zugleich mit seinem berühmten Oheim am Spanischen Hofe befand, wurde durch das Auffinden eines Exemplars des De la Vega in Madrid zur Vollendung jenes Werkes veranlaßt. Er folgte auf den Inca, ehe er aber sein Werk veröffentlichte, untersuchte er zuvor das Werk des Portugiesen und benutzte es, um einige Verbesserungen in dem seinigen zu machen. Dr. J. W. Monette hat in seiner „Geschichte der Entdeckung des Mississippi und der Niederlassung an demselben" Bd. 1. Kap. 1, 2, 3 und 4, p. 1 — 64, umständliche Einzelheiten in hinreichender Anzahl mitgetheilt.

Mr. Shea's letztes Werk sollte nur als eine kurze Abhandlung über De Soto gelten, der einer von den Entdeckern und Forschern des „Großen Flusses" in einer früheren Periode, als die im Nordwesten wohnenden Franzosen Kenntniß von demselben hatten, gewesen ist.

Wir wissen nicht, wer zuerst der indischen Literatur einen so großen Schimpf angethan hat, den ursprünglichen Namen Mississippi in Father of Waters (der Vater der Gewässer) umzutaufen. Könnte einer von den alten Eingebornen, welcher zuerst den Laut, der ihren mächtigen Fluß für französische Ohren bezeichnete, denselben jetzt „Vater der Gewässer" nennen hören, so würde er seinen Abscheu und seine Entrüstung durch ein emphatisches „Hugh" ausgedrückt haben, um dadurch sowohl sein Erstaunen als auch seinen Abscheu zu erkennen zu geben. — „Vater der Gewässer" mag verfeinerten Ohren poetisch klingen, aber die Benennung ist im höchsten Grade falsch.

Es herrscht jetzt kein Zweifel mehr über den Sinn der Benennung dieses Flusses, welcher als eine große Naturmerkwürdigkeit betrachtet wird. Der geringste Schüler in der Algonquin-Sprache weiß, wie er ihn ins Englische zu übersetzen hat: „Sepe" oder in französischer Orthographie „Sipi", bedeutet Wasser und nichts anderes. Es wird gebraucht, um den allgemeinen Begriff eines Flusses oder See's auszudrücken, und ist eine in der indischen Sprache gewöhnliche Form. Die Beisilbe M e s s e oder M i s s i bildet einen Theil vieler indischer Eigennamen; sie bedeutet g r o ß. Mississippi also heißt „Großer Fluß" und nichts anderes, wie wir dies im selben Sinne von den Indianern selbst gehört haben.

M. Schoolcraft, dessen Autorität unbestreitbar ist, sagt: Der Name dieses Flusses stammt aus der Algonquin-Sprache, eine der Ursprachen unseres Continents, welche jetzt in ihrer ursprünglichen Reinheit von verschiedenen Rotten Chipzewas gesprochen wird; weniger gilt dieses von den Knistinicaux und Ottowas, und mit großer Entstellung von den Foxen, Sanks, und Pottawatomies und einiger anderen Volksstämmen, und in verschiedenen Dialekten von den fünf Rotten Irokesen von New-York. Er ist zusammengesetzt aus den Worten Missi, groß, und Sepe, ein Fluß. Das erste wird auf verschiedene Weise ausgesprochen, Missil oder Michil, wie in Michilimacinae; Michi, wie in Michigan; Missu, wie in Missouri, und Missi, wie in Missinewa und Mississippi. Die Abweichungen scheinen nicht bedeutender zu sein, als man es von einer überlieferten Sprache erwarten kann."

Ferner sagt er von den Chippewas: sie haben kein anderes Wort, um den höchsten Gedanken vom Erhabenen und Physisch-Großen auszudrücken; es kommt nicht allein unserm Worte groß gleich, sondern jenes Wort bedeutet auch noch prachtvoll, das Höchste, Erstaunen erregend, erhaben, ungeheuer, wundervoll 2c. 2c. Diese Worte sind in unserer Sprache nicht gleichbedeutend, aber in der Algonquin-Sprache gibt es keinen andern Ausdruck, als die Zusatzsylbe Sepe für die Benennung des „great river" — dieses Central-Thales. Missouri und Mississippi haben hinsichtlich ihrer Wurzel in der Ursprache dieselbe Bedeutung.

Der Missouri-Fluß wird We-Messouret auf der Original-Karte von Marquette und Ou-Missouri von Thevenot geschrieben. Die Indianer des Illinois nannten ihn Pe-ki-tan-oui oder Muddy (Morastfluß), und so auch ist er im Tagebuch von Marquette geschrieben.

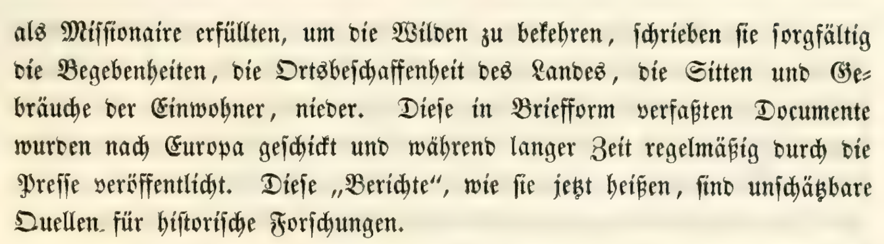
Ungefähr hundert Jahre, nachdem die Spanier im Süden den unteren Mississippi verlassen, und auf ihr Suchen nach Gold und nach der Jugend-Quelle verzichtet und die Eroberung Florida's aufgegeben hatten, hörten die französischen Missionäre und Handelsleute von Canada, durch die Nord-Indianer und den Namen Mississippi aufmerksam gemacht, von einem „großen Flusse" ferne nach dem Westen hin, der nach ihrer Meinung sich in den Stillen Ocean ergießen müsse. Capitän James Cortier war der erste Franzose, welcher den St. Lawrence-Fluß erforschte. Mit drei kleinen Böten

segelte er den Golf hinauf, dreihundert Lieues, bis zu einem großen und jähstürzenden Wasserfall, und baute daselbst ein Fort, in welchem er überwinterte. Er war mit seinen Leuten von den Eingebornen wohl aufgenommen worden, aber der Scorbut brach unter ihnen aus und fünfundzwanzig von seinen Leuten starben daran.

Im Jahre 1600 machte der Commandant Chauvin eine Reise nach Canada und kehrte mit einer reichen Ladung Pelzwaaren zurück. Die französische Regierung wurde nun aufmerksam auf diesen Theil der neuen Welt und betrachtete ihn als eine werthvolle Eroberung für die französische Krone. Im Jahr 1603 segelte Chauvin abermals nach Canada und setzte seinen Handel einige Jahre lang fort. Der Admiral Champlain errichtete hier eine Kolonie, gründete im Jahr 1608 die Stadt Quebec und wurde zum General-Gouverneur des Landes ernannt. Dies ist das erste Glied von der Kette der Begebenheiten, die zur Erforschung des Mississippi-Thals und zu einer Niederlassung darin führten. Champlain wurde bald von einer Gesellschaft Minoriten-Mönche, einem Zweige des Franziskaner-Ordens, aufgesucht, die sich ihm anschlossen. Er forschte Nieder-Canada, das Land der Seneca's in New-York, aus, und gab dem See in dem nordöstlichen Theile des Staats, seinen Namen.

Im Jahr 1616 drang ein Franzose, Namens Le Caron, in das Land der Huronen und im Jahr 1634 luden die Franziskaner die jesuitischen Missionaire ein, ihnen in der Bekehrung der Eingebornen zum katholischen Glauben behülflich zu sein. Zwei Jesuiten errichteten eine Mission am See Huron, und sieben Jahre später trafen sie mit den Indianern im Rathe am Sault St. Marie zusammen. Es ist anerkennenswerth, daß die Jesuiten sich durch ihre Forschungen über den nördlichen Theil von Amerika verdient machten. Sie waren die ersten, welche eine Colonie und eine Mission an den Ufern des Maine gründeten, sie erforschten den Saguenay-Fluß und den See St. John genau aus, und waren die ersten Europäer, die von Quebek bis zur Hudsons-Bay die Reise zu Lande vollbrachten. Einer von ihnen bahnte sich den Weg durch die Wildnisse von New-York und entdeckte und beschrieb die Salinen bei Syracus.

Diese jesuitischen Missionaire waren unterrichtete Männer und an sorgfältiges und genaues Beobachten gewöhnt, und während sie ihren Beruf



als Missionaire erfüllten, um die Wilden zu bekehren, schrieben sie sorgfältig die Begebenheiten, die Ortsbeschaffenheit des Landes, die Sitten und Gebräuche der Einwohner, nieder. Diese in Briefform verfaßten Documente wurden nach Europa geschickt und während langer Zeit regelmäßig durch die Presse veröffentlicht. Diese „Berichte", wie sie jetzt heißen, sind unschätzbare Quellen für historische Forschungen.

Professor Shea hat in seinem letzten Werk bewiesen, daß Sieur Nicolet der erste Europäer war, der im Jahr 1639 bis zu den Gewässern des Ober-Mississippi gelangte. Nicolet kam im Jahr 1618 nach Canada und war nachher den größten Theil seines Lebens über Regierungs-Beamter, und bewies sich als einen ausgezeichneten Friedensstifter in den Streitigkeiten mit den feindlichen Volksstämmen.

Canada wurde im Jahr 1629 von den Engländern genommen, aber 1632 wieder an die französische Krone zurückerstattet. Nicolet wurde darauf zum Dolmetscher und zum Commissar der Colonie ernannt. Im Jahr 1639 wurde er auf eine Untersuchungs-Expedition nach Green-Bay, jenseits der Huronen und im Lande Quinipegon (Winnebago) beordert. Hier traf er 4 bis 5000 Indianer in einer Rathsversammlung begriffen an, und schloß ein Freundschafts- und Handelsbündniß mit ihnen. Von hier fuhr er den Fox-Fluß bis zum Portage hinauf, ging über den Wisconsin-Fluß, und gelangte nach einem dreitägigen Marsch an das Meer. (Er verwechselte den indischen Namen Mississippi (Großes Wasser) mit dem Ocean.) (Pater Vimont veröffentlicht die Berichterstattung in seinen „Relations" 1639 — 40, p. 132 — 135.)

Die Nachricht von einem „großen Wasser" und von einem Flusse, der sich in dasselbe ergoß, wie Nicolet berichtete, erweckte die Aufmerksamkeit der Missionaire und Handelsleute, und reizte sie, die neue Welt zu untersuchen und das große Wasser zu erreichen, wo unbekannte Völker bekehrt werden könnten. Die Hoffnung, auf diesem Wege das Stille Meer zu erreichen, war ein neuer und aufmunternder Impuls zu neuen Unternehmungen. Pater Vimont rief im prophetischem Tone aus: „vielleicht ist diese Reise von Belang für uns, die wir so geringe Kenntnisse von der Algonquin-Sprache haben."

Pater Isaac Jogues und Charles Raymbout wurden im Jahr 1641 nach dem Sault de St. Marie abgesandt, woselbst sie vom Sioux (Da-co-

tah) und vom Great-River hörten. Allein der Krieg zwischen den Irokesen und den Indianern und ihren Alliirten den Franzosen unterbrach die Nachforschung und zwang die Missionaire und Handelsleute, sich dem St. Lawrence-Flusse entlang nach dem unteren Theile der Provinz zurückzuziehen. Dieser Krieg wüthete beinah zwanzig Jahre lang und ward für einige der Missionair-Stationen von verderblichen Folgen. Keine Handelsleute noch Missionaire wagten sich weiter als Montreal.

Die Indianer wurden aus allen ihren Städten vertrieben und sechs französische Missionaire fielen durch das Geschoß der Irokesen. Um einen Begriff zu geben von den Grausamkeiten, die begangen wurden, theilen wir nachfolgend eine flüchtige Beschreibung der Gräuelscenen zu St. Joseph, der Station zwischen den Huronen in Michipan bei Maskinas, mit.

Früh am Morgen des 4. Juli 1648, während die christlichen Indianer die Frühmesse feierten, vernahmen sie das Kriegsgeschrei der Irokesen, ihrer Feinde. Der Jesuiten-Pater F. Antonius Daniel hielt Gottesdienst in der Kirche. Die meisten waffenfähigen Huronen waren abwesend. Die Irokesen brachen bis mitten in die Stadt ein, zündeten die Hütten an, und mordeten Alles, ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters.

Die ungetauften Huronen eilten in die Kirche und baten Pater Daniel, sie zum Tode vorzubereiten. Er betete, tauchte ein Handtuch in Wasser und vollbrachte die Ceremonie in großer Eile. — Nun brachen die Irokesen durch die Pallisaden, welche die Kirche einschlossen; der alte Mann focht mit verzweiflungsvollem Muthe, um Weiber und Kinder zu vertheidigen. Der heldenmüthige Missionair forderte die Huronen auf, ihr Leben durch die Flucht zu retten; einigen gelang es, zu entfliehen, andere drangen in ihn, sein eigenes Leben zu retten; aber er wußte, daß einige Huronen in ihren Hütten krank darniederlagen, und weder fliehen noch zu ihm in die Kirche kommen konnten, und er ging hin und taufte sie in demselben Augenblick, als das Werk der Zerstörung im Dorfe vor sich ging. Hierauf kehrte er zurück in die Kirche, gab allen die Absolution, die darum baten — dann stellte er sich in Bereitschaft, den Todesstoß zu empfangen. Die Irokesen erblickten den Priesten bewegungslos vor dem Altar stehend, und staunten über seine Ruhe und Unerschrockenheit. Er stand unbewaffnet da, aber er erhob eine kraftvolle Rede, ermahnte die Irokesen zur Reue über die entsetzlichen Ver-

brechen, die sie begingen, unbewaffnete und harmlose Christen zu morden, und Gott würde sie in der Hölle bestrafen! — Einer unter ihnen aber, kühner als die übrigen, stürzte mit einem Speer auf ihn los, durchbohrte seine Brust, und der Unglückliche fiel zu seinen Füßen nieder! In demselben Augenblick tanzte eine Anzahl Irokesen auf seinen Leichnam und badeten ihre Hände in seinem Blute. In ihrer rasenden Erbitterung verstümmelten sie den Körper und nachdem sie die Kirche geplündert hatten, legten sie sie in Asche. Der Leichnam des Geistlichen, sowie diejenigen seiner Jünger, wurden in ihren Mauern verbrannt.

Die Huronen waren über den Tod des Pater Daniel, den sie liebten untröstlich. Siebenhundert Männer, Weiber und Kinder kamen in diesem Gemetzel ums Leben. Diejenigen welche entflohen, begaben sich nach St. Marie (the Sault) welches nun gewissermaßen die Hauptstadt für die Huronen wurde, und die Mission St. Joseph wurde niemals mehr aufgebaut.

Zehn Jahre nach diesem Blutbade (1658) begaben sich De Groseilles und noch ein Franzose auf den Weg nach Lake Superior (Ober-See), wo sie überwinterten. Sie vernahmen von den geflüchteten Huronen eine bestimmtere Beschreibung vom „Great River," den sie während ihrer Flucht vor den ungestümen Irokesen gesehen hatten, und welchen sie eben so groß, breit und tief wie den St. Lawrence Fluß beschrieben. Jesuitische Missionaire in New-York sahen Kriegs-Abtheilungen von Irokesen abziehen, um eine Nation am Flusse, genannt „Beautiful" (La Belle) von dem sie eine Beschreibung machten zu bekriegen. Dieses ist die erste Andeutung, welche über den Ohio-Fluß von Europäern gegeben worden ist.

F. Menard, der sich gleichfalls unter den Huronen befand, begann im Jahr 1694 eine Mission an den felsigen und mit Fichten bekleideten Ufern des Lake Superior, aber im Jahre 1664 kam er in den Wildnissen Michigans um. Er ebenfalls hatte vom „Great River" gehört und den Entschluß gefaßt, seine Ufer zu erreichen.

Ein kürzlich veröffentlichtes Werk, welches Aufsehen gemacht hat und aus den Archiven des Sprengels Quebec entstanden ist, enthält einen Bericht über Missionen, die Namen der Missionaire und Expeditionen in das Illinois-Gebiet von 1653 bis 1673, dessen Inhalt aber nur ein Gewebe von Irrthümern, und Verwechselungen ist. Diese Schrift ist aus einem

Manuscript-Register gezogen, in 2 Bänden Quarto gesammelt durch F. N. Noiseur, General-Vikar von Quebec. Sein Inhalt ist lediglich ein Register der Namen verschiedener Priester und Missionaire in Canada und dem Nordwesten von 1611 bis 1628.

Die Compilatoren dieser Documente mögen reine Absichten bei der Arbeit gehabt haben, aber so viel ist gewiß, daß sie große Irrthümer in Namen, Daten und Oertlichkeiteu begingen. Niemals hat ein Jesuit oder anderer Missionair das Illinois-Gebiet eher betreten, als bis Marquette im Jahr 1673 seine Nachsuchungen des Mississippi anstellte. Mr. Viger von Montreal hat in einer Flugschrift, die vor uns liegt, sowie auch Professor J. G. Shea, die Irrthümer der Denkwürdigkeiten des Noiseur umständlich und gründlich gerügt.

F. Allonez war der Nachfolger von F. Menard in der Mission am „Lake Superior." Er erfuhr und veröffentlichte viele Details über den Great River und er zuerst bezeichnet ihn mit seinem ursprünglichen Namen den er Mes-sipi schreibt. Auch berichtet er Einiges über die Völker des Illimouck (Illinois) und Naudouessiouak (Sioux.) Er muthmaßte, daß der Messipi bei Virginien sich ins Meer ergieße. Im Jahr 1668 wurde Pater Claude Dablon zum Superior über die Mission der Ottaawas ernannt, und unter seiner Superintendenz wurde eine Aufsuchung des Great River, und eine Mission zu den Illinois beschlossen und F. Marquette zum Agenten ernannt. In dieser Absicht studirte er den Dialekt der Illinois. Ein Indianer, der ihm beigesellt war, beschrieb ihm genauer den Lauf des Flusses und gab ihm auch einige Auskunft über den Missouri-Fluß. Zu gleicher Zeit wurde die Mission zu Sault de St. Marie wieder hergestellt. Der Intendant Talon schickte im Jahr 1670 Nikolas Perrot auf eine Entdeckungs- und Forschungsreise nach dem See Michigan; in der nämlichen Jahreszeit erreichte er Chicago und er war der erste Europäer, der den Boden von Illinois betrat oder doch dessen schöne Prairien erblickte.

In demselben Jahre fuhr F. Allonez, welcher den vorhergehenden Winter unter den Sauks, Foxes, Pottowatomies, Menominies und Winnebagoes zu Green-Bay zugebracht hatte, im Monat April den Fox river (Fox Fluß) hinauf bis zum Winnebago-See und kam durch diesen an einen anderen Fluß welcher aus einem Wild cat lake (Wilde Katzen See) entsprang. Er

verfolgte seine Forschungen, bis er die Stadt Mascoutensch (Mascouten) erreichte; die Bewohner nannte er Feuer-Indianer. Im Französischen wird der Name indessen durch Prairie bezeichnet oder meadow (Wiese) im Englischen, und der Irrthum mag von Unkenntniß der Sprache hergerührt haben, oder von einer ungenauen Deutung der Feuer auf den Prairien. Er beschreibt den Fluß als sehr schön, nach Südwesten fließend, ohne Stromschnellen und nur sechs Tagereisen vom Great River, den er „Messipi" nennt.

Unter den Sioux, Huronen und Ottowas brach abermals ein Krieg aus; Letztere waren mit Feuergewehr versehen worden, allein durch die überlegene Taktik und Tapferkeit ihrer uralten Feinde, der Sioux, erlitten sie eine empfindliche Niederlage. Die Missionen am Lake superior wurden wieder aufgehoben, und Marquette wurde genöthigt, sich mit seiner flüchtigen Heerde nach Mackinae zurückzuziehen. Dablon veröffentlichte die „Relations" (Berichte) von 1670 — 1671, mit einer rohen Karte vom Lake superior und in seinem Berichte erwähnt er des Mississippi wie folgt:

„Nach Süden zu fließt der große Fluß, den die Indianer Mississippi nennen und der seine Mündung nur im See Florida haben kann. Einige Indianer versicherten uns, daß dieser Fluß sehr schön sei und weiter als dreihundert Lieues von seiner Mündung größer sei, als derjenige, welcher bei Quebek fließe, da dieser mehr als eine Lieue breit geschätzt wird. Sie behaupten ferner, daß die ganze Strecke Landes nichts als eine Prairie sei, ohne Bäume oder Holzwuchs, was die Bewohner dieser Gegenden bis auf 20 Lieues von der See ab nöthigt, Torf und an der Sonne getrockneten Mist als Brennstoff zu gebrauchen.

Von da erst fangen die Wälder wieder an sich zu zeigen (Relations 1670 — 71). Demnach scheint es, daß der Lauf des Mississippi, südwärts nach dem Merikanischen Meerbusen, seine vorstechenden Merkmale, sein Charakter und das allgemeine Aussehen des Landes längs seinen Ufern hin, den französischen Missionären und Handelsleuten, ehe die jetzige Nachforschungen versucht worden waren, vollständig bekannt gewesen ist. Unter den Handelsleuten, welche den Lauf des Flusses studirt und bis nahe an seine Gewässer das Land durchzogen hatten, befand sich Mr. Joliet, ein Laie des Jesuiten-Ordens.

Mr. Talon, im Begriff nach Frankreich zurückzukehren, empfahl Joliet dem neuen Gnuverneur Frontinac als den Anführer für die Forschungs-Er-

pedition nach dem Great River. Diese projectirte Unternehmung trug keineswegs den Stempel der Uebereilung und Unvorsichtigkeit an sich, sondern sie war das Resultat von ruhig aufgefaßten Thatsachen und gründlich durchgeführten Nachforschungen. Marquette hatte mit glühendem Eifer und unermüdlicher Geduld lange auf diese Gelegenheit gewartet. Was auch immerhin die Gesellschaft Jesu, von welcher er ein ergebenes Mitglied war, Despotisches an sich haben mochte, oder was auch für Aberglauben oder Götzendienst in seiner Anbetung der unbefleckten heiligen Jungfrau, wie von Protestanten behauptet wird, lag — war Marquette dennoch ein uninteressirter christlicher Philantrop. Wenige Menschen haben in irgend einem Zeitalter mehr Selbstverläugnung und ausharrende Seelenstärke an den Tag gelegt, als er: seine freiwilligen Entbehrungen und eifrigen Anstrengungen für dasjenige, was er als die geistige Wohlfahrt der rohen Wilden anerkannte, verdienen unsere ganze Bewunderung und Achtung.

Mr. Joliet's Geburtsort ist uns nicht bekannt; wir hören zuerst von ihm im Jesuiten-Collegium zu Quebek, wo er erzogen wurde, und durch seine Verbindung mit diesem Orden mag er wohl für den geistlichen Stand bestimmt gewesen sein. Nach Professor Shea's Meinung war er ein Gehülfe im Collegium. Später erblicken wir ihn als im Pelzhandel des Nord-Westens operirend. Mit den Missionairen stand er auf gutem Fuße und besaß Energie, Vorsicht, Erfahrung und Kenntniß des Indianischen Volkes, was Talon veranlaßte, ihn zu empfehlen, und Trontinac ihm die verantwortliche Stelle eines Anführers, bei der Forschungs-Expedition zum Great River, zu übertragen. Nach seiner Rückkehr verlor er alle Papiere, sogar das Tagebuch über seine Entdeckungsreise, durch das Umschlagen seines Canoes in den Stromschnellen oberhalb Montreal. Er stattete der Regierung einen mündlichen Bericht ab, den er nachher niederschrieb und welchem er eine Karte aus dem Gedächtniß beifügte. Diese Documente schickte er nach Frankreich, wo er, wie wir vermuthen, Feinde oder wenigstens ehrgeizige Mitbewerber haben mußte, denn seine Papiere wurden nie veröffentlicht und er selbst wurde durch andere Abentheurer verdrängt. Die Insel, Anticosti genannt, im Meerbusen des St. Lawrence, wurde ihm bewilligt. Er errichtete daselbst ein Fort, ein Wohnhaus für seine Familie und Lagerhäuser für seinen Handel. Es war dies jedoch eine unwirthbare Region, und wir dürfen mit Recht voraus-

setzen, daß er von der Königlichen Huld wenig Ersprießliches erreichte. Im Jahr 1689 finden wir ihn ebendaselbst als Regierungsbeamten, der in dem Distrikt der Seen wichtige Dienste leistete. Im Jahr 1693 wurde die Insel von den Engländern genommen, und er, seine Frau und Mutter, geriethen in die Hände des britischen Admirals Phipps. Er verlor sein ganzes Habe, aber seine Freiheit erlangte er wieder, als die Britten sich von Quebek zurückzogen. Nur wenige Spuren finden sich von seinem ferneren Geschicke vor.

Reise des Joliet und Marquette.

Den Winter des Jahres 1672 — 73 brachte Marquette auf der Missionsstation St. Ignazius, in der Nachbarschaft von Mackinac, zu, woselbst er Alles, was die Missionaire über den Great-River und über die Volksstämme an dessen Ufern früher von den Indianern in Erfahrung gebracht hatten, aufs Neue durchlas und aufs Neue untersuchte. Er zog Indianer zu Rath, die schon das Land bereiset hatten, und entwarf eine Karte vom Laufe des Flusses und dessen Nebenflüssen.

Alles dieses ist, wie wir wohl wissen, ganz das Gegentheil von den romantischen Ideen, die man gewöhnlich zu haben pflegt. Ganz verschieden von den Spaniern, die in ihrem Wahn wie toll umherrannten, in ihren ungezähmten Versuchen, „Florida zu erobern," von nichts als Gold und Glorie träumten, — waren diese französichen Missionäre und Handelsleute Personen von gesundem Verstande, und benutzten denselben für ihre projectirte Unternehmung.

Die Thatsachen, welche in dieser Expedition beurkundet sind und welche vor einigen Jahren aus geschriebenen und gedruckten Documenten sorgfältig gesammelt wurden, liegen jetzt dem Publikum vor. Die sorgfältigen Forschungen verdanken wir den beiden Dr. Sparks und Bancroft und mehr noch kürzlich dem Professor Shea, daß er den Gegenstand in das rechte historische Licht gesetzt hat.

Während daß Marquette sich mit dem Studium der Algonquin-Sprache befaßte, von welcher er sechs Dialecte lernte, um sich zum Unterricht der Völker, die er zu entdecken hoffte, zu qualificiren, war Joliet bemüht, Reisende zu wählen und die Ausrüstung vorzubereiten.

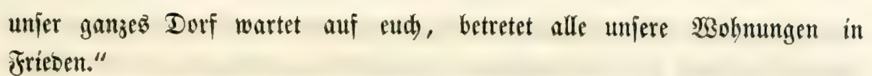
Im Frühling des Jahres 1673 verließ die kleine Gesellschaft unter dem Commando des Sieur Joliet nebst Pater Marquette und fünf Franzosen Makinae und schiffte sich auf zwei Canoes zu der gefährlichen Expedition ein. Sie fuhren bis nach Green-Bay, dem letzten Dorfe auf dem Fox-River. Hier brachten sie eine Nacht zu und nahmen zwei Indianer als Führer mit, die sie jedoch im Stiche ließen, bevor sie den Mississippi erreicht hatten. Am 10. Juni überschritten sie den Portage nach dem Wisconsin, indem sie ihre Canoes und ihr Gepäck auf ihren Rücken trugen. Diesen Fluß hinab fuhren sie während sieben Tagen, abwechselnd zwischen Prairien und Klippen, als die ersten Europäer endlich mit einer unaussprechlichen Freude in diesen Theil des Great-Rivers einfuhren.

Auf ihrem Wege erblickten sie keine Einwohner, bis daß sie dreihundert und fünfzehn Meilen weit den Strom hinuntergeschifft waren. Jetzt befanden sie sich an den niederen Stromschnellen und nahe bei Keokuk; hier sahen sie zuerst menschliche Fußstapfen am westlichen Ufer. Nachdem sie die Canoes im Verwahrsam ihrer Gefährten gelassen, gingen Joliet und Marquette sechs Meilen weit quer durchs Land, bis zu einem anderen Fluß, wo sie drei indische Dörfer fanden; das größte hieß Peouarea.

Der Name dieses Flusses, wie er von Shea im Tagebuch Marquette's angegeben ist, war Mo-ing-we-na und in dem von Thevenot 1681 veröffentlichten Mou-ing-we-na, und späterhin von Nachforschern Mon-in-gon-na, und ist zuletzt in Des-Moines entstellt worden.

Die Eingebornen kündigten sich selbst als „Illinois“ an, das will sagen, „wirkliche Männer,“ nnd waren, nach dem Namen des Hauptdorfes zu schließen, vom Peoria-Stamme.

Die Reisenden wurden mit Zeichen der Freundschaft empfangen, der geheiligte Calumet (die große indianische Pfeife), das Symbol des Friedens, mit glänzenden Federn geschmückt, wurde von vier alten Leuten getragen, welche mit gemessenen Schritten sich näherten, um die Fremden zu begrüßen und zu bewillkommnen. — Dies waren die ersten Ureinwohner, welche sie seit ihrer Trennung vom St. Lawrence-Fluß gesehen hatten, und ihre freundliche Aufnahme war sehr erfreulich. Sie wurden nach der Hütte eines alten Häuptlings geführt, welcher bei ihrem Eintritt mit in die Höhe gehobenen Händen ausrief: „Wie schön leuchtet die Sonne, Franzosen, wenn ihr uns besuchet;



unser ganzes Dorf wartet auf euch, betretet alle unsere Wohnungen in Frieden."

Der Missionair veranstaltete eine allgemeine Versammlung, in welcher er ihnen den allein wahren Gott, ihren Schöpfer und seinen Sohn, Jesus Christus, ihren Retter offenbarte. Auch sprach er vom großen Kapitain der Franzosen, dem Gouverneur von Canada, der, wie er vorgab, die fünf Stämme, die Feinde der Illinois, gezüchtigt und Frieden befohlen hatte. — Er stellte Fragen auf über den Great-River, den sie hinunterfahren wollten, und über die Volksstämme an dessen Ufern. — In der Antwort, die sie darauf gaben, sprachen sie von drohenden Felsen, die auf sie niederstürzen würden, von Ungeheuern, welche die Menschen verschlingen, von Wirbeln und Wellenschlägen; und zuletzt, wenn sie in ihrem Vorhaben beharrten, würden sie nie mehr zurückkehren; sie drangen in den Pater, er möge bei ihnen bleiben und ihnen die Verehrung des wahren Gottes lehren. Marquette antwortete, daß sie weder Ungeheuer noch selbst den Tod fürchteten; daß sie ihren Weg fortsetzen würden; denn der große Geist, den sie verehrten, würde sie beschützen, und daß sie in wenigen Monaten zurückgekehrt und ihnen schöne Dinge zum Austausch gegen Häute mitbringen würden, und er selbst wolle sie dann den Weg den Weg des Heils lehren.

Ein glänzendes Festessen harrte dieser Friedensboten, die so willkommene Nachrichten über die Besiegung ihrer alten Feinde, die Irokesen (eine fromme Fabel), brachten: es bestand aus Hominy, Fisch, sehr gutem Wildpret aus den Prairien; der schmackhafte Büffelbraten und der unentbehrliche Hundsbraten, der höchste Beweis indischer Hospitalität bei festlichen Gelegenheiten, fehlten ebenfalls nicht. — Sie verweilten sechs Tage bei diesen freundlichen Wilden, worauf sie von Hunderten von Kriegern, bemalt und herausgeputzt nach der bewährtesten indischen Mode, am Tage ihrer Abreise bis an ihre Canoes escortirt wurden. Der größte Columet im Lande, Kopf und Hals mit einem schönen Vogel und mit Federn von mannigfaltigen Farben geschmückt, wurde als ein geheiligter mysteriöser Friedensstifer und als vollkommene Sicherheitswache unter den Völkern des Great-Rivers, Marquette umgehängt.

Sie passirten die Mündung des Illinois und lenkten ihre Canoes unter den senkrechten Felsen, worauf der monstruöse Vogel Piasau, halb Vogel halb Thier, frisch abgemalt war, und welcher, wie die freundlichen Indianer sie

versichert hatten, Alle, welche ohne Verehrung und ohne seine Rache durch kostbare Geschenke zu beschwichtigen, vorüberführen, verschlingen würde. Marquette beschreibt die beiden Figuren dieses Ungeheuers, die groben Umrisse, die wir auf dem senkrechten Felsen, eine kurze Strecke oberhalb Alton-City, bemerkt haben, folgendermaßen:

„Als wir an den Felsen, die durch ihre Höhe und Ausdehnung uns in der That fürchterlich vorkamen, vorbeifuhren, erblickten wir zwei Ungeheuer, die auf einem dieser Felsen gemalt waren; wir waren betroffen bei dem Anblick derselben, und der kühnste Wilde wagt nicht lange hinauf zu sehen. Sie sind von der Größe eines Kalbes, mit Hörnern versehen, die einem Hirschgeweih ähnlich sind, mit fürchterlichem Blick, rothen Augen, bärtig wie ein Tiger, mit menschen-ähnlichem Gesicht. Ein mit Schuppen bedeckter Körper, ein langer, den Körper zweimal umwindender Schwanz über den Kopf und dann durch die Beine gehend und zuletzt in einen Fischschwanz endigend. Die dazu gebrauchten Farben sind Grün, Roth und eine Art Schwarz.*) (Shea p. 39.) Eine Zeichnung davon, wahrscheinlich von Joliet, war genommen worden, aber mit dessen anderen Papieren verloren gegangen.

Major Stoddard sagt in seinen historischen Skizzen von Louisiana, p. 17,: Die gemalten Ungeheuer, auf der Seite eines scheinbar unzugänglichen senkrechten Felsens, zwischen dem Missouri und dem Illinois und den Neueren beim Namen „Piesa," bekannt, sind noch immer (1805) in einem gut erhaltenem Zustande vorhanden. Ehe noch die Malereien durch die Länge der Zeit ausgelöscht worden sind, ist der Felsen noch unlängst ausgehöhlt worden.

Während sie ihre Canoes den sanftruhigen Strom vier Meilen weit unterhalb des gemalten Monstrums hinabgerudert hatten, wurden sie durch das Rauschen des Wassers gleich dem einer Stromschnelle in Furcht gesetzt und bemerkten „eine Masse großer Bäume sammt ihren Aesten, gleich schwim-

*) Die Missionaire sind bei weitem genauer in ihren Beschreibungen, als die meisten Reisenden in dieser Periode, doch sicherlich hat er irrthümlich über die beiden Bilder des genannten indischen Ungeheuers berichtet. — Sie befanden sich 40 oder 50 Fuß hoch über der Wasserfläche und hatten keine Merkmale eines Fisches. Was er für Schuppen hielt, sollten die Federn des Monster-Vogels vorstellen; derselbe war eine Zusam mensetzung von Vogel, Mensch und Thier; die Umrisse der Zeichnung waren grob und ohne Zweifel das Geschm er eines indischen Künstlers, ebenso wie die Erfindung selbst das Werk einer wilden ungebildeten Phantasie sein mußte.

menden Inseln aus dem Pe=ki=ten=oui so ungestüm in den Great=River hineinstürzen, daß sie sich nicht erkühnen durften, ohne große Gefahr über den Strom zu setzen." — Dieses ist eine genaue Beschreibung des Missouri, wenn er im Hochwasserstande des Monats Juni seine schlammigen Gewässer von dem Rocky=Mountain herab in das Flußbett des Mississippi gegen das östliche Ufer stürzt. Wir haben ihn mit gigantischen Bäumen und anderem Treibholz bedeckt gesehen, schäumend, kochend und den steinigen Boden auf der linken Seite des Great=Rivers mit fortreißend. Ehe sie die Mündung des Ohio erreichten, kamen sie an einer von den Indianern sehr gefürchteten Stelle vorbei, weil dort nach ihrem Glauben ein „Manito" (Geist), ein Dämon verborgen ist, der alles, was vorbeipassirt, verschlingt. Diese Stelle war ungefähr da, wo der Grand=Tower (großer Thurm) und the Devil's Oven (der Teufels=Ofen) liegen; Stellen, welche allen unsern Schiffsleuten bekannt sind. Marquette beschreibt die Stelle als „eine kleine Bucht voller Felsen, einige zwanzig Fuß hoch, worin die ganze Strömung des Flusses sich im Wirbel dreht, wieder zurückstrudelt, und von einer benachbarten Insel eingeengt, sich die Masse des Wassers durch einen schmalen Kanal gewaltsam durchdrängt."

Bald darauf erreichten sie die Mündung des „Ouboukigou" (Onabache), wie der Ohio von den Franzosen bis 1720 benannt wurde; und gelangten jetzt zu dem Lande der Rohrgebüsche, wo sie Tag und Nacht von Moskitos gequält wurden. Ferner erblickten sie auf der linken Seite mehrere Indianer mit Schießgewehren bewaffnet; diesen hielt der Missionair sein befiedertes Calumet entgegen; aber es wurde durch kein entsprechendes Zeichen geantwortet. Da rief er ihnen in der Huron=Sprache zu, erhielt aber keine Antwort, und war in Erwartung eines feindlichen Angriffs. Bald aber machten die Indianer Zeichen, sie zum Landen zu bewegen und hielten nun Nahrungsmittel als Einladungszeichen vor. Diesem wurde entsprochen und die Gesellschaft trat in ihre Hütten ein, wo sie mit Büffelbraten, Bärenfett und wilden Pflaumen gastfreundschaftlich regalirt wurden.

Wahrscheinlich waren es Schawanoes, denn sie hatten Schießgewehre, Aexte, Hacken, Messer, Rosenkränze und gläserne Flaschen, worin sie ihr Pulver aufbewahrten; und auf die Frage, woher sie diese Gegenstände erhielten, zeigten sie nach Osten hin.

Weiter den Mississippi hinunterfahrend, verloren sie die Prairien aus dem Gesichte und fanden die beiderseitigen Ufer des Flusses mit hohen Bäumen besetzt, als Cottonwood, Ulmen, Pappeln und Cypressen, wie dies auch noch gegenwärtig der Fall ist.

Etwa unter dem 33. Grade nördl. Breite, wie sie es schätzten, (in der That aber circa 35°; denn all ihre Schätzungen von Breite und Entfernungen auf dem Flusse sind incorrect), kamen sie nach einem Dorfe „Mitchigames," welches eine feindselige Haltung bezeigte und die Canoes anzugreifen drohte. Marquette reichte sein Calumet auf längere Zeit hin, bevor jene ihre feindlichen Demonstrationen einstellten und sie wurden zum Landen eingeladen. Der Name bezeichnet diese Indianer als zum Illinois-Stamme gehörig, indessen war nur ein alter Mann da, welcher etwas vom Illinois-Dialekt verstand, und sich daher mit dem Missionair unterhalten konnte. Die Mitchigan-Stämme befanden sich in der Nachbarschaft, und gaben dem Mitchigan-See den Namen; sie sprachen einen Dialect der Algonquin-Sprache. Aber in der Aussprache eher noch, als in etymologischer Hinsicht, waren diese Dialecte verschieden, derart, daß sie dadurch für die Gemeinschaft zwischen den Stämmen der Illinois nur als ein Hinderniß zu betrachten sind. Es ist möglich, daß bei früheren Generationen dieser Volksstamm den Mississippi abwärts ausgewandert ist, sowie ebenfalls eine Rotte der Kaskaskia's-Indianer (Casquins) mit De Soto zu Little Prairie, unterhalb New-Madrid in Berührung kam. (Irving's Conquest of Florida vol II, p. 121.)

Die Mitchigamea-Indianer waren mit Bogen, Pfeilen, Streitaerten, Keulen und Schildern bewaffnet. Sie reichten den Reisenden Hominy und Fisch dar und erzählten von einem anderen großen Dorfe, einige Lieues abwärts, Akamsea genannt. Den folgenden Morgen schifften sie sich nebst dem alten Manne als Dolmetscher ein, während zehn Indianer in einem Canoe ihnen vorangingen. Schon eine halbe Lieue vom Dorfe entfernt kamen ihnen zwei Canoes entgegen und ein Häuptling hielt den Fremden, als sie sich näherten, einen Calumet entgegen und lud sie ein, zum Zeichen der Freundschaft aus demselben zu rauchen. Sie wurden bei ihrer Landung herzlich empfangen, und Vorbereitungen wurden getroffen, um eine große Versammlung und ein glänzendes Fest zu veranstalten. Auf eine auf dem Boden ausgebreitete Binsenmatte setzten sie sich alle nieder, und als Dolmetscher wurde

ein junger Mann aus dem Dorfe verwendet, welcher der Illinois-Sprache mächtig war. Der Missionair sprach ihnen von Gott und den Mysterien seines Glaubens, und alle wollten ihn als ihren Lehrer behalten. — Während der Versammlung brachten die Indianer reichliche Vorräthe von Hominy (Welsch Korn), Hundefleisch und Wassermelonen herbei, und der Tag wurde in Festlichkeiten zugebracht. Joliet und Marquette hielten an diesem Orte eine reifliche Berathschlagung über die weitere Fortsetzung ihrer Reise; sie hatten ihre Vermuthung bestätigt gefunden, daß der Great-River in dem Florida-Golf endige, und daß, wenn sie ihre Reise weiter ausdehnen wollten, sie Gefahr laufen würden, die Früchte ihrer bisherigen Entdeckungen zu verlieren; deshalb beschlossen sie klugerweise zurückzukehren.

Wir finden keine Data angegeben um mit aller Gewißheit die Lage des Dorfes „Akamsea" anzugeben; auf jeden Fall lag dasselbe oberhalb der Mündung des weißen Flusses und Arkansas-Flusses; nach allen eingezogenen Erkundigungen bestimmen wir dessen Lage in der Nachbarschaft von Helena, den Sitz der Phillips-County Gerichtsbarkeit, wo man vor kurzem die Spuren einer großen Indischen Stadt aufgefunden hat.

Am 17. Juli richteten sie ihre Canoes nordwärts, und hatten keine geringe Schwierigkeiten, dem Strome beim Hinauffahren entgegenzuwirken. Als sie an die Mündung des Illinois gekommen waren, setzten die Reisenden ihren Weg auf diesem Flusse weiter fort nnd nahmen dann ihre Richtung über die Untiefe des Illinois-Sees, wie damals Michigan genannt wurde. Der Schreiber des Tagebuchs sagt: „Wir haben nichts gesehen, was irgend mit diesem Flusse zu vergleichen wäre, sowohl in Betreff der Fruchtbarkeit des Landes als auch der Prairien und Wälder. Wir sahen wildes Hornvieh, Hirsche, Rothwild, wilde Katzen, Trappen, Schwäne, Enten, Papageien und selbst Biber.

An dem Ufer des Illinois trafen sie ein indisches Dorf an, aus vier und siebenzig Hütten bestehend, welches den Namen „Kaskaskia" trug. In der Folge wurde dieses Dorf der Sitz einer Mission; zuerst unter Marquette, dann unter seinem Nachfolger F. Allonez, und war im Jahr 1678 die erste Niederlassung der Franzosen in Illinois, wodurch dasselbe ein Handelsplatz wurde. Franzosen verheiratheten sich mit indianischen Frauen, und die Elemente der Civilisation keimten hier zuerst auf. Diese Stadt lag auf dem rechten Ufer des Illinois, zwischen der Mündung des Kanals zu Lasalle und

Ottawa in der Nachbarschaft von Rockport. Im Jahr 1677 faßte sie 351 indische Hütten; indem auf jede Hütte durchschnittlich vier Familien gezählt werden können, würde die Einwohnerzahl sich etwa auf 6000 Köpfe belaufen. — Das Kaskaskia, womit unsere Leser bekannt sind, und welches am Flusse desselben Namens 60 Meilen südlich von St. Louis liegt, und obgleich es den Namen von eben demselben indianischen Volksstamme herleitet, ist eine andere Stadt, welche zehn oder zwölf Jahre später der Sitz einer Mission und ein Handelsplatz wurde.

Joliet und Marquette wurden von der indianischen Stadt den Illinois und Des Plaines-Flusse hinauf und quer über den Portage bis nach Chicago durch einen von den Häuptlingen und einer Anzahl tapferer junger Leute escortirt; von da aber wendeten sie sich nach Lake Michigan und Green-Bay, wo sie ihre Untersuchungsreise gegen Ende des Septembers beschlossen.

Dr. Sparks hat in seiner Lebensbeschreibung Marquette's die Entfernung, welche diese Leute in ihren Baumrinde-Canoes in weniger als sechs Monaten vollbrachten, auf 2767 engl. Meilen geschätzt.



H. Lewis pinx. Lith. Inst. Arnz & Co. Dusseldorf

BALLUSTRADE BLUFFS
with the Grand Staircase.

DIE BALLUSTRADEN-FELSEN
mit der grossen Treppe.



Ballustrade Bluffs.

Diese merkwürdige Felskette nimmt zu Alton ihren Anfang und erstreckt sich in einer Entfernung von dreizehn Meilen den Strom hinauf bis an die Mündung des Illinois. Diejenigen Felsen, welche unmittelbar oberhalb Altons sich zwei Meilen weit ausdehnen, sind wegen ihrer regelmäßigen Umrisse mit dem Namen Ballustraden belegt worden. Ein Theil derselben, welcher in unserer beigefügten Illustration dargestellt ist, heißt „the grand staircase“ (die große Treppe), und wirklich, bei genauer Betrachtung, hat solche das Ansehen einer gigantischen Ruinen=Treppe. Die Höhe dieser Felskette beträgt 80 bis 100 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses; die Felsmasse selbst besteht aus Kalkstein, der zuweilen mit Sandstein bedeckt ist. An einigen Stellen hat dieser Kalkstein eine hellblaue Farbe, wodurch der Effect dieser sonderbaren Bildung noch erhöht wird. Es ist schwer zu erklären, wie das Wasser jene Felsen bis zu ihrer jetzigen Gestalt hat ausspülen können, aber augenscheinlich hat keine andere wirkende Kraft mit Ausnahme der Atmosphäre ihren Einfluß darauf ausgeübt. Der Reisende, der vorüberkommt, hat Mühe, sich über die Aehnlichkeit dieses Naturwerkes mit einem Kunstwerk zu enttäuschen.

Außer der Höhle, welche in einer früheren Nummer beschrieben worden ist, finden sich auch noch viele kleine Höhlen in dieser Felskette vor. Der Piasaw=Fels befindet sich auf dem kleinen Flusse, welcher am Fuße des Stair case (Treppe) sich in den Strom ergießt. — Beinah gerade gegenüber liegt das kleine französische Dorf:

Portage des Sioux.

Dieses alte französiche Dorf liegt einige Meilen unterhalb Alton, östlich in kurzer Entfernung vom Flußufer, auf der großen schönen Mammelle=

Prairie, welche am Zusammenfluß des Mississippi und des Missouri eine Landspitze bildet. Der Ort selbst ist von keiner Wichtigkeit und bietet nur seines Alters wegen einiges Interesse dar. Ursprünglich war derselbe eine Niederlassung von Einwanderern aus Cohakia und wurde vor einem halben Jahrhundert gegründet; die Einwohnerzahl beträgt etwa 800 Seelen. Seinen Namen verdankt er der List einer Rotte Sioux-Indianer, die in einem Feldzug gegen die Missourianer begriffen waren. Die Sage lautet folgendermaßen: Als die Sioux einst mit einem Stamme der Missouris Krieg führten, fuhr eine Abtheilung von ihnen, um einen Raubzug auszuführen, den Ober-Mississippi hinab. Die Missourier, welche davon unterrichtet waren, legten sich in den Wäldern und an der Mündung des Missouri in Hinterhalt, in der Absicht, den Feind, sobald er mit seinen Canoes die Landspitze, um den Strom hinaufzufahren, umschiffen würde, zu überfallen. Die Sioux indessen durch ihre, den Indianern angeborne, Schlauheit geleitet, dieses Manöver befürchtend, anstatt bis an den Zusammenfluß hinaufzufahren, landeten am Portage, verbargen ihre Canoes an den Ufern des Stromes und eilten quer über die Prairie nach dem indischen Dorfe am Missouri, welches einige Meilen höher liegt. Durch diese Kriegslist erreichten sie ihre Absicht und waren mit ihrer Beute beladen glücklich zu ihren Canoes zurückgekehrt, noch lange bevor die Missourianer, die ihrer Ankunft beharrlich entgegen sahen, Nachricht davon erhalten hatten.

Unsere nachfolgende Illustration betrifft die blühende Stadt

Alton Illinois.

Sie ist eine einverleibte Stadt am östlichen Ufer des Mississippi in Illinois, und man behauptet, daß dieselbe in commercieller Hinsicht mit jeder anderen im Staate concurriren könne. Sie liegt zwei und eine halbe engl. Meile oberhalb der Mündung des Missouri und achtzehn Meilen unterhalb der Mündung des Illinois, und zwar an einer Stelle, wo Handel und Betriebsamkeit der ausgebreiteten Regionen des Nordostens, des Nordens und Nordwestens einen nothwendigen Centralpunkt bilden.



ALTON, JLLINOIS.



Unter-Alton hat die beste Dampfboot-Landung an der Ostseite des Flusses, indem solche aus einem ebenen Felsen von gehöriger Höhe besteht und deshalb ein natürliches Werft bildet. Das rasche Aufblühen der Stadt Alton, aus ihrem ursprünglichen Zustande bis zu ihrer gegenwärtigen gedeihlichen Höhe, findet nicht leicht ein zweites Beispiel im unternehmungsvollen Westen Amerikas. Im Jahre 1831 machte der Handelstand, welcher jetzt ersprießliche Resultate liefert, hierselbst seine erste Grundlage. Bis zum Jahr 1832 bestand die Stadt nur aus einigen Häusern und einer Dampfmühle, auch wurde in demselben Jahre eine Besserungsanstalt hier angelegt; hierauf nahm sie einen raschen Zuwachs, und es wurden viele schöne Gebäude errichtet. Die Stadt hat breite und schöne Straßen, mehrere schöne Kirchen und zahlreiche Magazine, deren Firmen ausgebreitete Geschäfte machen. Auch ist sie mehrere Meilen weit von reichlichen und hohen Waldungen umgeben, welche viel Bauholz liefern. Erdharz-Kohlen sind in Ueberfluß in einer kurzen Entfernung von der Stadt vorhanden; unerschöpfliche Kalkstein-Lager für Bauten liegen innerhalb ihres Distrikts und werden leicht gefördert. Eine Art Quadersteine, welche sich leicht zuhauen lassen und sich sehr gut zu großartigen Bauten passen, finden sich, sowie auch eine besondere Art von Kalk, der als Wassercement gebraucht wird, in der Nachbarschaft häufig vor. Die einverleibten Grenzen dehnen sich zwei engl. Meilen weit dem Fluß entlang, und eine halbe Meile landeinwärts aus. Der Stadt-Plan ist von den Besitzern auf eine liberale Weise angelegt worden. Auch hat man für schöne Squares (Plätze) zu öffentlichen Zwecken gesorgt, und ein weites Terrain ist für einen öffentlichen Landungsplatz und Spaziergang am Flusse vorbehalten. Während mehrerer Jahre nahm die Stadt in der That zum Erstaunen zu. Kein Ort im Westen hat mehr als dieser zur Ansiedelung für Handwerker und Geschäftsleute von allen Classen Anziehung gehabt. In Folge des großen Zulaufes wurde dieser Handelsplatz mit Geschäften überhäuft und eben dadurch erlitt der Handel selbst einen großen Stoß; jetzt aber blüht er wieder auf. Im Jahre 1837 entstand hier ein Aufruhr, der durch den Pfarrer Lovejay herbeigeführt wurde, welcher eine Zeitung über religiöse Meinungen herausgab. Die Druckerei wurde Nachts von einer Bande bewaffneter Leute angegriffen, doch von innen wurde von den Arbeitern mit Flintenschüssen geantwortet, und beide Theile feuerten mehrere Stunden lang auf

einander; die Sturmglocke wurde geläutet und alle Einwohner geriethen in Schrecken. Nachdem mehrere Personen im Kampfe geblieben waren, fiel auch zuletzt Mr. Lovejay von fünf Kugeln durchbohrt, womit die ganze Geschichte ein Ende hatte.

Der Missouri-Fluss.

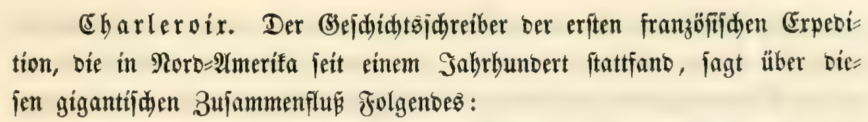
Der Missouri entspringt in gebirgigen Regionen, hat einen starken Lauf von etwa vier engl. Meilen in der Stunde, ist sehr trübe und morastig und tritt leicht aus seinen Ufern. Die heftige Strömung des Missouri macht die Schifffahrt selbst mit Dampfböten aufwärts sehr schwierig; dies ist indessen nicht die einzige Schwierigkeit, sondern seine schnelle Strömuug erzeugt stets Sandbänke, die ein charakterisches Merkmal aller westlichen Ströme sind, außer dem Des Moines- und Rock-River, die ein felsiges Ufer haben. Außer daß dadurch der Sand aufgehäuft und seine Lage oft gewechselt wird, füllt sich der Fluß durch ebendieselbe Veranlassung mit Snags und Sawers an, die im Grunde eins und dasselbe sind, das heißt, aus theilweise tief in den Sand eingewühltem Treibholz bestehen, welches sich in die Höhe richtet, so daß, indem es sich bis zur Oberfläche des Wassers erhebt, eine vorragende Spitze entsteht, worauf die Schiffe zerschellen. Die verschiedenartige Benennung hat ihren Grund lediglich in der Stellung, worin diese Snags und Sawers sich befestigt haben. Der ursprüngliche Name dieses großen Flusses war Pekitanoui. Der Zusammenfluß des Missouri und des Mississippi gewährt einen der schönsten Anblicke der westlichen Thäler. Zwanzig Meilen oberhalb dieses Punktes theilt sich der Fluß in zwei separirte Arme auf beiden Ufern; der eine hat ein weißes, thonartiges und trübes Wasser, die Farbe des andern Armes ist von einem dunklen Blau. Der Fluß bespült in zwei separirten Strömungen die beiden Ufer von Bloody-Island (Blut-Insel) fünfzehn Meilen hinter St. Louis. Selbst auf mehrere Meilen weit vermischt er noch nicht seine verschiedenartigen Fluthen. Wenn in Zwischenräumen die ungeheure Masse fortrollt, große Wirbel und Fluthen von trübem Wasser auf dessen Oberfläche stürzen, so bringt dieses einen Anblick hervor, der dem an einem stürmischen Tage bewegten und durch Wolken beschatteten Meere nicht unähnlich ist.



H. Lewis pinx. Lith Jnst Arnz & Co Dusseldorf.

MOUTH OF THE MISSOURI. MÜNDUNG DES MISSOURI.





Charleroix. Der Geschichtsschreiber der ersten französischen Expedition, die in Nord-Amerika seit einem Jahrhundert stattfand, sagt über diesen gigantischen Zusammenfluß Folgendes:

„Nach meiner Ansicht ist dieses der schönste Zusammenfluß in der Welt. Beide Flüsse haben ziemlich dieselbe Breite, etwa von einer halben Meile; allein der Missouri ist bei weitem der reißendste, und scheint wie ein Eroberer in den Mississippi einzuziehen, durch welchen er seine weißen Wellen bis ans entgegengesetzte Ufer treibt, ohne sie zu vermischen. Später theilt er dem Mississippi seine Farbe mit, die er dann bis ins Meer behält.“ Dieser Bericht stimmte nicht ganz mit unserer eigenen Meinung überein, wenigstens nicht wie wir den Zusammenfluß beobachtet haben. Der Missouri rollt zwar seine Wassermasse mit der Heftigkeit und der Geberde eines Eroberers über die ruhige Oberfläche seines Nebenbuhlers hin; da er aber sich im rechten Winkel hineingießt, so trifft sein Wasser der Länge der Strömung nach großen Widerstand und wird während eines Augenblicks durch die bewegende Kraft der sie betreffenden Fluthen zurückgewälzt; dies erklärt die helle Schlammfarbe, die sich von Ufer zu Ufer quer durch die Mündung ausdehnt, und von dem dunklen Blau des Ober-Mississippi begrenzt wird und träge in einem länglichen dunkeln Farbenstrich, wie eine Franse, auf das westliche Ufer sich ergießt. Die Weite der Mündung beträgt etwa eine engl. Meile, und das Flußbett liegt ungefähr im Mittelpunkt, auf beiden Seiten von großen Sandbänken, dem Niederschlag des Wassers, begrenzt. Die Alluvial-Anschwemmung, die bedeutend ist, häuft sich ebenfalls nahe beim Zusammenfluß zu mehreren Inseln an, während die Ströme sich zu einem unermeßlichen See ausbreiten. Sowie das Dampfboot zwischen diese Inseln dem Missouri gegenüber hinuntergleitet, entfaltet sich die Scene über alle Beschreibung großartig und schön. Auf einem hohen Bluff mit ferner Aussicht über den Strom steht ein Gebäude, das noch als Merkmal eines früher hier gestandenen Militair-Postens, Belle-Fontaine, vorhanden ist; während auf der entgegengesetzten Seite sich von einem mit schwerem Holze bewachsenen Punkte aus die große und schöne Prairie, die Mammelles, vor dem Blicke ausdehnt. Gerade dem Zusammenfluß beider Ströme gegenüber zieht sich eine Kette von Anhöhen auf dem Illinois-Ufer entlang, von deren Gipfel aus, gleich einem Gemälde, eine der unvergleichlichsten Aussichten der Welt sich dem Blicke darbietet.

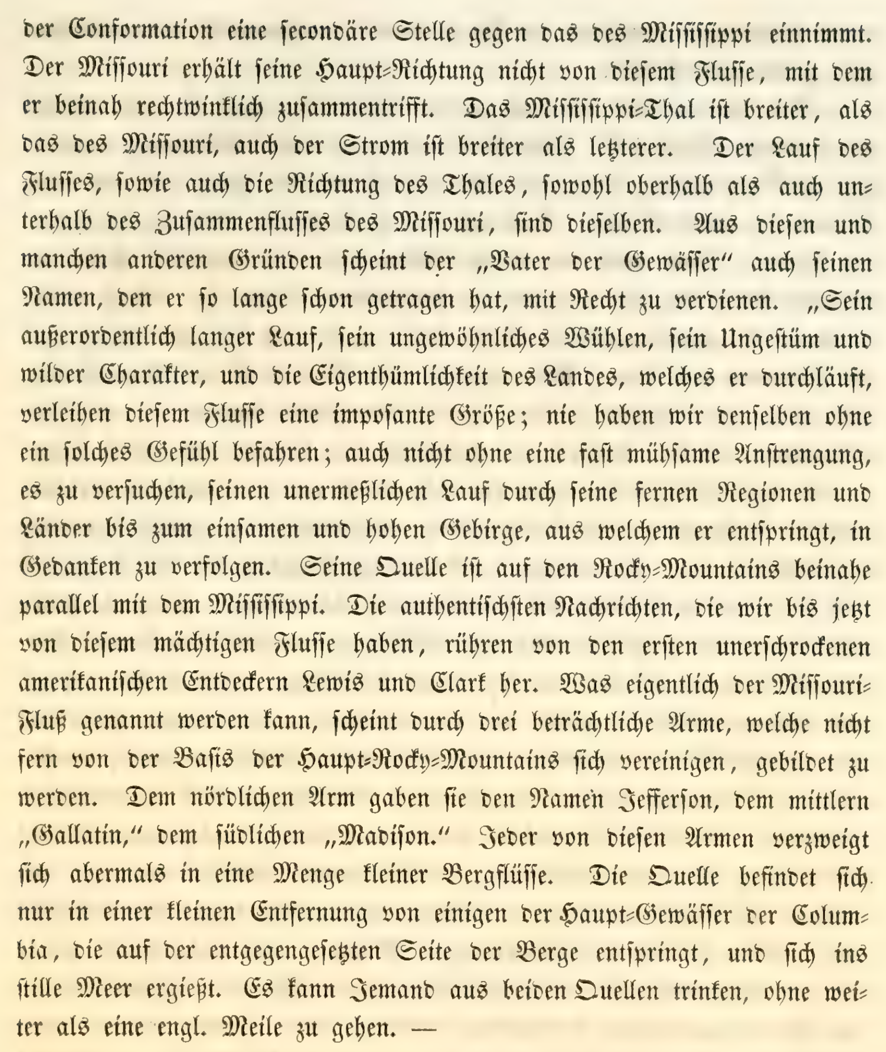
Der Mississippi ist, wie vorher bemerkt worden, oberhalb der Vereinigung mit seinem trüben Nebenflusse, ein klarer funkelnder schöner Strom; seinen Silberglanz über die weißen Sandbänke funkelnd, und dann in seine tiefen Einzackungen seiner schattigen Ufer sich zurückziehend, breitet er seine stille Wasserfläche in ein seeähnliches Becken aus, das hin und wieder mit schönen Inseln Meilen weit geschmückt ist.

Dem Zusammenfluß beinah gegenüber auf der Illinois-Seite erscheint der Wood-River (Holz-Fluß). Er entspringt in Macoupin-County, und indem er durch dieses und durch Madison-County fließt, mündet er in den Mississippi ein. Im Jahr 1814 stand auf den Ufern dieses Flusses, ungefähr vier Meilen von dessen Mündung, ein Fort; an der Gabel des Flusses befand sich in jener Zeit eine Farmer-Ansiedelung von etwa acht bis zehn Familien. Es heißt, daß die Poststraße von Alton nach Vandalia jetzt diesen Platz passirt, wiewohl derselbe damals nur auf einem Fußpfade, den man durch einen dichten Wald zu nehmen hatte, zugänglich war.

Im Jahr 1814 war dieser Ort die Scene einer durch Indianer an Mrs. Rengan und ihren beiden Kindern unter empörenden Umständen begangenen Gräuelthat, welche indessen im Illinois-Staate die letzte der Art gewesen ist. — Acht Meilen unterhalb Wood-River liegt auf derselben Seite das kleine Dorf Madison und noch sieben Meilen unter diesem letzteren in St. Clair-County und gegenüber nördlich von St. Louis, die Stadt Brooklyn.

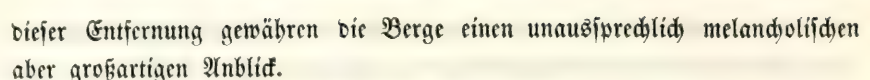
Mr. Flint gibt in seiner Geschichte des Westens folgende Beschreibung dieses Flusses, die wahrscheinlich die beste bis jetzt geschriebene ist:

Dieser Fluß ist der größte Nebenfluß des Mississippi, indem derselbe mehr Wasser hinzuführt, als der Ober-Mississippi selbst. Wirklich ist er von seiner entferntesten Quelle bis zum mexicanischen Meerbusen größer als der Mississippi. Es gibt manche Einzelnheiten, welche denselben zum interessantesten unter allen Flüssen machen, doch ist es gewiß der größte aller Nebenflüsse auf dem Erdkreis. Es haben Viele behauptet, daß in Betreff seiner Länge, seines Wasser-Volumens und der Umstände, unter welchen er seinen eigenen Charakter in mancher Beziehung dem Mississippi unterhalb des Zusammenflusses mittheilt, derselbe als Hauptfluß hätte betrachtet werden, und seinen Namen unausgesetzt bis ins Meer hätte tragen müssen. Zur Erwiderung dieser Einsprache bemerken wir, daß das Missouri-Thal in der Stufenleiter



der Conformation eine secondäre Stelle gegen das des Mississippi einnimmt. Der Missouri erhält seine Haupt-Richtung nicht von diesem Flusse, mit dem er beinah rechtwinklich zusammentrifft. Das Mississippi-Thal ist breiter, als das des Missouri, auch der Strom ist breiter als letzterer. Der Lauf des Flusses, sowie auch die Richtung des Thales, sowohl oberhalb als auch unterhalb des Zusammenflusses des Missouri, sind dieselben. Aus diesen und manchen anderen Gründen scheint der „Vater der Gewässer" auch seinen Namen, den er so lange schon getragen hat, mit Recht zu verdienen. „Sein außerordentlich langer Lauf, sein ungewöhnliches Wühlen, sein Ungestüm und wilder Charakter, und die Eigenthümlichkeit des Landes, welches er durchläuft, verleihen diesem Flusse eine imposante Größe; nie haben wir denselben ohne ein solches Gefühl befahren; auch nicht ohne eine fast mühsame Anstrengung, es zu versuchen, seinen unermeßlichen Lauf durch seine fernen Regionen und Länder bis zum einsamen und hohen Gebirge, aus welchem er entspringt, in Gedanken zu verfolgen. Seine Quelle ist auf den Rocky-Mountains beinahe parallel mit dem Mississippi. Die authentischsten Nachrichten, die wir bis jetzt von diesem mächtigen Flusse haben, rühren von den ersten unerschrockenen amerikanischen Entdeckern Lewis und Clark her. Was eigentlich der Missouri-Fluß genannt werden kann, scheint durch drei beträchtliche Arme, welche nicht fern von der Basis der Haupt-Rocky-Mountains sich vereinigen, gebildet zu werden. Dem nördlichen Arm gaben sie den Namen Jefferson, dem mittlern „Gallatin," dem südlichen „Madison." Jeder von diesen Armen verzweigt sich abermals in eine Menge kleiner Bergflüsse. Die Quelle befindet sich nur in einer kleinen Entfernung von einigen der Haupt-Gewässer der Columbia, die auf der entgegengesetzten Seite der Berge entspringt, und sich ins stille Meer ergießt. Es kann Jemand aus beiden Quellen trinken, ohne weiter als eine engl. Meile zu gehen. —

Nach dieser Verbindung bleibt der Fluß fortwährend eine beträchtliche Strecke lang ein schäumender Bergstrom. Darnach vertheilt er sich in einen breiten, vergleichsweise hübschen Strom voll von Inseln. Senkrechte Felskoppen von schwärzlicher Farbe beherrschen den Strom in senkrechter Höhe von ein tausend Fuß. Die Berge, deren Fuß er bespült, sind mit Terpertinbäumen und Fichten, Cedern, Kiefern bedeckt und auf ihren Gipfeln, die scheinbar unerreichbar sind, hat man Bergschaafe hüpfen sehen. In



dieser Entfernung gewähren die Berge einen unaussprechlich melancholischen aber großartigen Anblick.

Von hier an wird der Fluß auf die Dauer von etwa 17 engl. Meilen ein förmlicher Wasserfall. Sein Fall beträgt auf dieser Entfernung dreihundert zwei und sechszig Fuß; der erste Fall ist 98, der zweite 19, der dritte 47 und der vierte 26 Fuß. Noch auf eine große Strecke bleibt er ein reißender Strom. Nicht weit von diesen Fällen tritt von nördlicher Seite der Marias-River ein, der ebenfalls ein bedeutender Strom ist. Noch weiter unten an der entgegengesetzten Seite treten auch noch folgende Flüsse ein: der Dearborn und Fancy, jeder ungefähr 150 Ellen breit; der Manoles hundert Ellen, der Bighorn hundert, der Muscle-Schell hundert, der Big-Dry vierhundert, der Dry hundert, der Porcupine ein hundert und zwölf Ellen; — alle diese Flüsse fließen von der Süd-Seite ein. — Unterhalb derselben tritt der Roche-jaune oder Yellow-Stone, vermuthlich der größte Nebenfluß des Missouri, ein. Er entspringt auf derselben Bergkette wie der Hauptfluß und hat in vielen Punkten mit demselben viel Aehnlichkeit. Er macht seinen Eintritt von der Süd-Seite aus einer Mündung von 850 Ellen Breite. Derselbe ist breit und tief und hat eine rasche Strömung, wobei er noch an seinem Zusammenflusse der größte von beiden Flüssen zu sein scheint. Sein Lauf wird gewöhnlich auf ein tausend sechs hundert engl. Meilen berechnet; indessen wird die Größe und Länge von all diesen Nebenflüssen doch wahrscheinlich überschätzt. Seine Ufer sind auf eine weite Strecke oberhalb des Zusammenflusses mit schweren Waldungen bewachsen; die Anlandungen desselben sind groß und bestehen aus fruchtbarem Boden. Seinen Zusammenfluß schätzt man auf 1880 engl. Meilen oberhalb der Mündung des Missouri, und dieser Punkt wurde von der Regierung als eine zweckmäßige Stelle für einen Militair-Posten und für eine großartige Ansiedelung gewählt. Von Thieren werden weiße Bären, Elennthiere und Bergschaafe am meisten in dieser Gegend des Flusses angetroffen.

Am Vereinigungspunkte des Yellow-Stone mit dem Missouri hat der letztere große und schöne Bottoms, doch sind unglücklicherweise seine Ufer meist allen Bauholzes entblößt, und dies wird jahrelang der Ansiedelungsfähigkeit der Gegend hinderlich sein. — Der White-earth-River, von der Nordseite fließend, ist ein kleiner Strom. Der Goose-River, dreihundert Ellen breit,

tritt von der Südseite ein. Der Little-Missouri ist flach und reißend und etwa ein hundert und dreißig Ellen breit. Der Knife-River kommt vom Süden, gerade oberhalb der Dörfer Mandan herzu. Winnipenhu, Südseite; Serwasena, Südseite; der Chienne wird auf 800 Meilen weit als schiffbar bezeichnet und macht seinen Eingang von der Südseite aus einer Mündung von 400 Ellen breit. Tybers-River, White-River auf der Südseite, 600 Meilen schiffbar, ist ein sehr schöner Strom und hat eine Mündung von 300 Ellen Breite. Honcas, Südseite. Qui-courre, ein schöner Fluß von kurzem Laufe, Südseite. Rivieré à Jaques, ein bekannter Platz für Handelsleute und Schmuckhändler. White-Stone, Big-Sioux, Floyd's-River. La Platte kommt vom Süden, sein Lauf erstreckt sich weiter als irgend ein anderer Fluß des Missouri. Er entspringt auf derselben Bergkette als sein verwandter Strom, und nach seinen Krümmungen berechnet, nimmt er, ehe er den Missouri erreicht, muthmaßlich einen Lauf von 2000 engl. Meilen ein. Er ist an seinem Einfluß beinah eine Meile breit, aber, wie sein Name es schon bezeichnet, sehr sanft, auch außer bei hohem Wasserstande nicht schiffbar. Nodowa, Nordseite; Little-Platt, Nordseite. Kansas ist ein sehr breiter Nebenfluß, vom Süden kommend, hat einen etwa ein tausend und zwei hundert Meilen langen Lauf, und ist meist schiffbar. Blue-Water und zwei bis drei kleine Flüsse treten auf der Südseite ein. Grand-River ist ein großer, langer und tiefer Strom, auf eine große Strecke schiffbar und vereinigt sich von der Nordseite mit dem Missouri. Die beiden Charatons kommen von derselben Seite her. Der La Mine fließt von der Südseite zu. Bonnefemme und Maniton kommen nordwärts und Salt-River von der Südseite herbei.

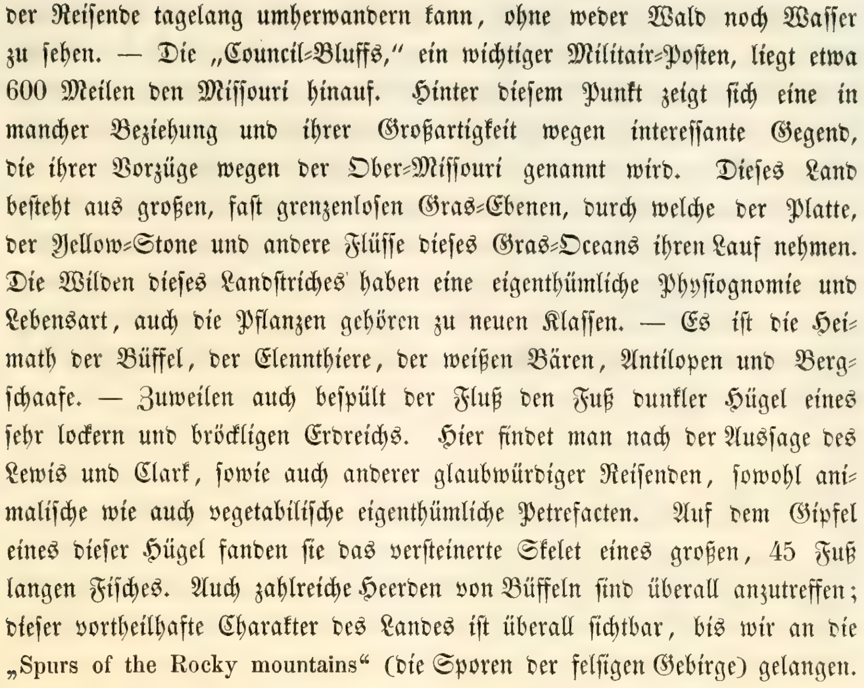
Der Osage, welcher von der Südseite einfließt, ist ein großer, wichtiger Nebenstrom des Missouri, 600 Meilen weit schiffbar, und verzweigt sich mit den Gewässern des Arkansas. Drei oder vier Flüsse von geringerer Bedeutung, als der Miry, der Otter und der Cedar, fließen auf der entgegengesetzten Seite zu. Auf der Südseite erscheint der Gasconade-Fluß, 66 Meilen weit schiffbar, und ist aus dem Grunde von Wichtigkeit, daß seine Ufer große Fichtenwälder besitzen, und St. Louis und St. Charles mit bedeutenden Zufuhren von Planken und Bauholz durch ihn versehen werden. Auf der Südseite unterhalb des Gasconade befindet sich eine Anzahl weniger bemerkenswerther Flüsse, als der Buffalo, St. Johns-Wood-River, Bon-

40

homme ꝛc. und auf der anderen Seite der Charette, Femme Osage und ein oder zwei kleine Arme, ehe er sich in den Mississippi ergießt.

Die Bottoms dieses Flusses tragen einen von dem des Ober-Mississippi verschiedenen Charakter; sie sind höher, nicht so naß, sandiger, mit Bäumen bewachsen, die nicht so schwer, aber schlanker und größer sind. Seine Alluvien sind etwas schmaler, das heißt, sie haben auf den ersten fünf hundert Meilen eine mittlere Breite von etwas mehr als vier engl. Meilen. Seine Bluffs bestehen gleich jenen anderer Flüsse allgemein aus Kalkstein, sind aber nicht so senkrecht und haben mehr Neigung zu abgerundeten Formen. Die Bottoms sind mit Rothwild, wilden Truthähnen und kleinem Geflügel überfüllt. In dieser Entfernung überschreitet der Fluß selten seine Ufer, und hat kaum einige sumpfige Stellen. Auch finden sich dem Mississippi entlang weniger Seen, Bayons und kleine Teiche. Innerhalb der ersten 400 Meilen von seinem Laufe entfernt werden an seinen Ufern kaum Prairien bemerkt, dagegen aber sind sie reich an schwerem Bauholze, das sich vermöge seiner leichten Substanz gut fällen läßt. Sein Wasser, obgleich durch eine stets lockere weißliche Erde ungemein trübe, schlägt sich leicht und in kurzer Zeit nieder, wird alsdann auffallend hell, zum Gebrauch angenehm und gesund. Der Strom ist so reißend und zertrümmernd in seinem Laufe, und sein Bett enthält so viele Sandmassen, daß seine Sandbänke stets ihre Lage wechseln. Eine Flußkarte nach dem diesjährigen Laufe wird für das folgende Jahr alle Schifffahrtsberechnungen zu nichte machen. Er hat zahlreiche Inseln und gewöhnlich hält es für Schiffe schwer, sich von diesen abzuwehren. Doch mehr noch als der Mississippi unterhalb seiner Mündung reißt er an einer Stelle ab, um an einer anderen wieder anzulanden; und kein westlicher Strom wechselt häufiger und gewaltiger sein Bett. —

Seine Bottoms sind bis auf eine Strecke von vierhundert Meilen oberhalb seiner Mündung bewohnt. Die Charaton-Niederlassung hat eine compacte Anzahl Bewohner; allein die am meisten bewohnte Ansiedelung ist die Boone's Lick. Wirklich gibt es hier und dort amerikanische Ansiedler auf den Bottoms oberhalb des Platte und selbst jenseits des Missouri-Staates. Oberhalb des Platte fängt der offene prairienähnliche Charakter des Landes erst an, sich zu entfalten; die Prairien erstrecken sich bis an die Ufer des Flusses und dehnen sich in unendliche nackte Gras-Ebenen aus, auf denen



der Reisende tagelang umherwandern kann, ohne weder Wald noch Wasser zu sehen. — Die „Council-Bluffs," ein wichtiger Militair-Posten, liegt etwa 600 Meilen den Missouri hinauf. Hinter diesem Punkt zeigt sich eine in mancher Beziehung und ihrer Großartigkeit wegen interessante Gegend, die ihrer Vorzüge wegen der Ober-Missouri genannt wird. Dieses Land besteht aus großen, fast grenzenlosen Gras-Ebenen, durch welche der Platte, der Yellow-Stone und andere Flüsse dieses Gras-Oceans ihren Lauf nehmen. Die Wilden dieses Landstriches haben eine eigenthümliche Physiognomie und Lebensart, auch die Pflanzen gehören zu neuen Klassen. — Es ist die Heimath der Büffel, der Elennthiere, der weißen Bären, Antilopen und Bergschaafe. — Zuweilen auch bespült der Fluß den Fuß dunkler Hügel eines sehr lockern und bröckligen Erdreichs. Hier findet man nach der Aussage des Lewis und Clark, sowie auch anderer glaubwürdiger Reisenden, sowohl animalische wie auch vegetabilische eigenthümliche Petrefacten. Auf dem Gipfel eines dieser Hügel fanden sie das versteinerte Skelet eines großen, 45 Fuß langen Fisches. Auch zahlreiche Heerden von Büffeln sind überall anzutreffen; dieser vortheilhafte Charakter des Landes ist überall sichtbar, bis wir an die „Spurs of the Rocky mountains" (die Sporen der felsigen Gebirge) gelangen.

So weit die Grenzen des Staates gehen, kann dieser Fluß bis zu einer beträchtlichen Entfernung von seinen Ufern einer zahlreichen Bevölkerung hinlängliche Vortheile gewähren. Oberhalb dieser Grenzen aber ist derselbe zu arm an Bauholz, um anders als von Jägern und Schäfern bewohnt werden zu können. Alle die großen Nebenflüsse dieses Stromes sind mehr oder weniger genaue Copieen des Hauptstromes. Eine allgemeine Bemerkung paßt auf das ganze Land: Die Flüsse haben einen schmalen Rand von fruchtbarem Erdreich; sobald man sich von den Flüssen entfernt, wird es nach und nach immer unfruchtbarer, sandiger und wasserarm, bis daß es endlich einen mit den arabischen Wüsten zu vergleichenden Charakter erlangt.

Der „Osage" ist, wie wir bereits erwähnt haben, im diesem Staate einer der Haupt-Nebenflüsse des Missouri. Er kommt von der Südseite in den Mississippi und ist an seiner Mündung etwa hundert Ellen breit. Sein Lauf richtet sich hauptsächlich von Süden nach Norden, und das beste Baumwollen-Land im Staate Missouri befindet sich an den Hauptgewässern dieses Flusses. Seine Hauptarme sind der Mary, Big-Bone, Yungar, Potato und

Grand-Fork-River. Der Yungar ist fast ebenso breit als der Stammfluß, und ist mit Ausnahme der Strecke bis zu seinem großen Wasserfall beinah hundert Meilen weit für kleinere Barken schiffbar. Der Wasserfall, von einer Höhe von 90 Fuß stürzend, wird durch die ganze Wüste gehört und das Land, wodurch der Fluß sich windet, ist im Ganzen schön und fruchtbar.

Die ganze Länge des Missouri, von seiner Quelle an bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Mississippi, wird etwa auf zwei tausend zwei hundert fünf und achtzig engl. Meilen geschätzt. Er ist bis an den Fuß seines großen Falles beinah drei tausend acht hundert Meilen weit von der See schiffbar, und Dampfböte haben denselben zwei tausend zwei hundert Meilen weit hinauf befahren.

Die grosse Feuersbrunst in St. Louis.

Da wir eine Ansicht und Beschreibung von St. Louis in einem früheren Theile dieses Werkes gegeben haben, so wollen wir uns hier auf die Beschreibung dieses schrecklichen Ereignisses beschränken.

Diese große Feuersbrunst, eine der schrecklichsten, von der die Vereinigten Staaten jemals heimgesucht worden sind, fand am 19. Mai 1849, etwa um 10 Uhr Abends, statt, und bevor das verzehrende Element bemeistert werden konnte, waren mehr als 600 Häuser und 25 Dampfböte durch dasselbe zerstört worden. — Das Feuer entstand auf den Dampfböten, von da warf es sich auf die ungeheuren Vorräthe von Hanf, Tabak und Landesprodukten, die in dieser Jahreszeit an dem Verschiffungsplatz aufgehäuft liegen, und von hier theilte das Feuer sich der Stadt mit. — Manche Feuersbrünste brachen früherhin unter den Dampfböten aus, und es ist in diesem Falle gebräuchlich, das brennende Dampfboot abzuschneiden und es der Strömung des Flusses zu überlassen, die es dann in die Mitte des Flußbettes treibt.

Dieses Mittel sollte bei dieser Gelegenheit ebenfalls angewandt werden, allein der Wind wehte unglücklicherweise sehr stark, so daß das brennende Boot, anstatt nach der Mitte des Flusses zu treiben, stromabwärts trieb und alle Boote, mit denen es in Berührung kam, in Brand setzte. Es lagen



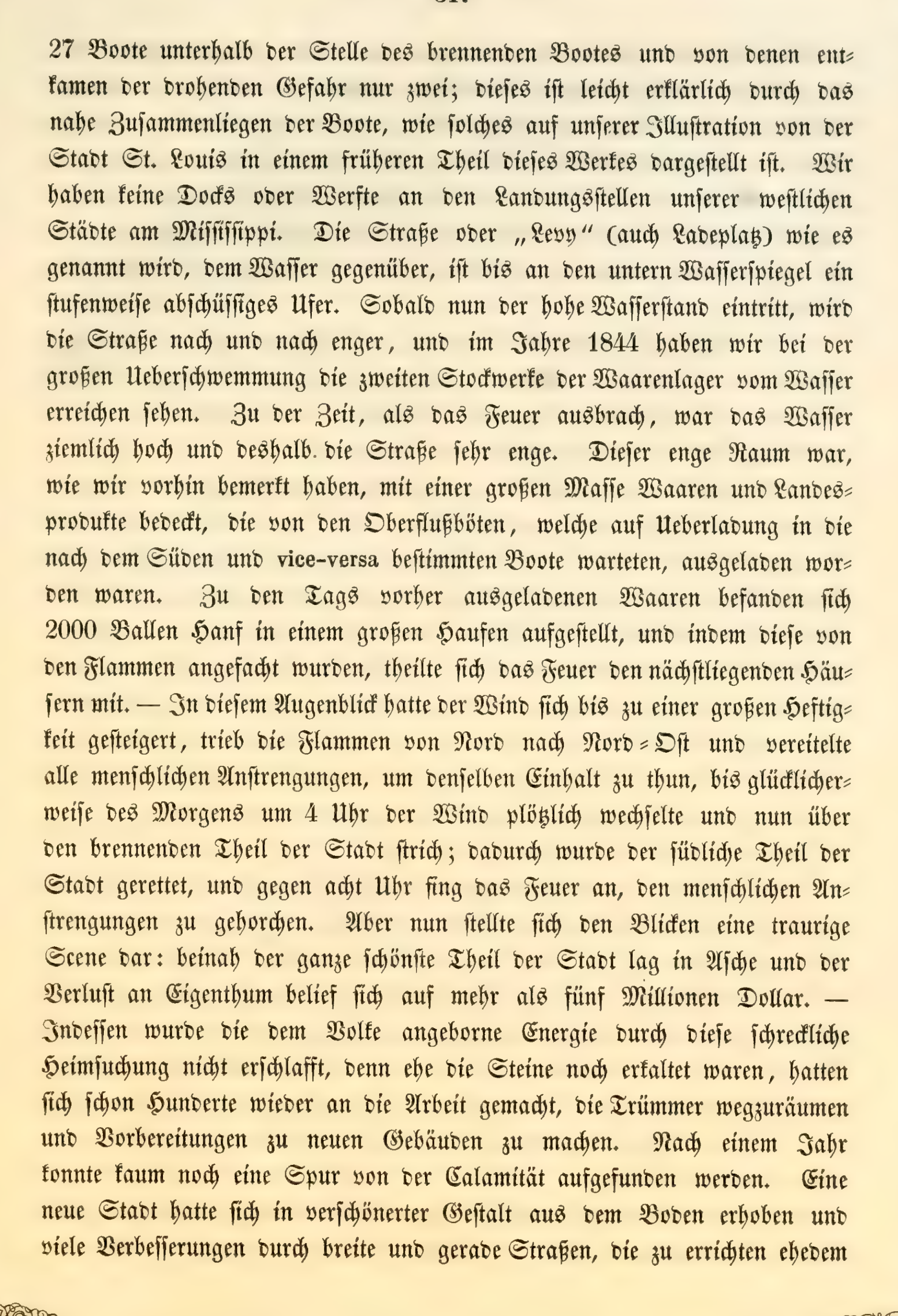
H. Lewis pinx.

Lith. Inst. Arnz & Co. Düsseldorf

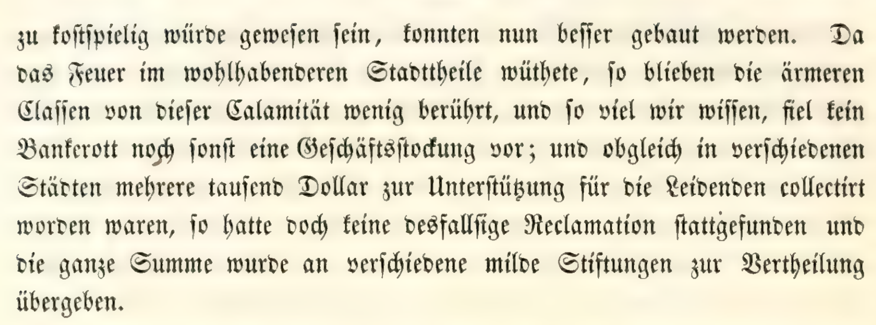
THE GREAT FIRE IN St. LOUIS
May 17th 1849.

DER GROSSE BRAND IN St. LOUIS
am 17. Mai 1849.





27 Boote unterhalb der Stelle des brennenden Bootes und von denen entkamen der drohenden Gefahr nur zwei; dieses ist leicht erklärlich durch das nahe Zusammenliegen der Boote, wie solches auf unserer Illustration von der Stadt St. Louis in einem früheren Theil dieses Werkes dargestellt ist. Wir haben keine Docks oder Werfte an den Landungsstellen unserer westlichen Städte am Mississippi. Die Straße oder „Levy" (auch Ladeplatz) wie es genannt wird, dem Wasser gegenüber, ist bis an den untern Wasserspiegel ein stufenweise abschüssiges Ufer. Sobald nun der hohe Wasserstand eintritt, wird die Straße nach und nach enger, und im Jahre 1844 haben wir bei der großen Ueberschwemmung die zweiten Stockwerke der Waarenlager vom Wasser erreichen sehen. Zu der Zeit, als das Feuer ausbrach, war das Wasser ziemlich hoch und deshalb die Straße sehr enge. Dieser enge Raum war, wie wir vorhin bemerkt haben, mit einer großen Masse Waaren und Landesprodukte bedeckt, die von den Oberflußböten, welche auf Ueberladung in die nach dem Süden und vice-versa bestimmten Boote warteten, ausgeladen worden waren. Zu den Tags vorher ausgeladenen Waaren befanden sich 2000 Ballen Hanf in einem großen Haufen aufgestellt, und indem diese von den Flammen angefacht wurden, theilte sich das Feuer den nächstliegenden Häusern mit. — In diesem Augenblick hatte der Wind sich bis zu einer großen Heftigkeit gesteigert, trieb die Flammen von Nord nach Nord-Ost und vereitelte alle menschlichen Anstrengungen, um denselben Einhalt zu thun, bis glücklicherweise des Morgens um 4 Uhr der Wind plötzlich wechselte und nun über den brennenden Theil der Stadt strich; dadurch wurde der südliche Theil der Stadt gerettet, und gegen acht Uhr fing das Feuer an, den menschlichen Anstrengungen zu gehorchen. Aber nun stellte sich den Blicken eine traurige Scene dar: beinah der ganze schönste Theil der Stadt lag in Asche und der Verlust an Eigenthum belief sich auf mehr als fünf Millionen Dollar. — Indessen wurde die dem Volke angeborne Energie durch diese schreckliche Heimsuchung nicht erschlafft, denn ehe die Steine noch erkaltet waren, hatten sich schon Hunderte wieder an die Arbeit gemacht, die Trümmer wegzuräumen und Vorbereitungen zu neuen Gebäuden zu machen. Nach einem Jahr konnte kaum noch eine Spur von der Calamität aufgefunden werden. Eine neue Stadt hatte sich in verschönerter Gestalt aus dem Boden erhoben und viele Verbesserungen durch breite und gerade Straßen, die zu errichten ehedem



zu kostspielig würde gewesen sein, konnten nun besser gebaut werden. Da das Feuer im wohlhabenderen Stadttheile wüthete, so blieben die ärmeren Classen von dieser Calamität wenig berührt, und so viel wir wissen, fiel kein Bankerott noch sonst eine Geschäftsstockung vor; und obgleich in verschiedenen Städten mehrere tausend Dollar zur Unterstützung für die Leidenden collectirt worden waren, so hatte doch keine desfallsige Reclamation stattgefunden und die ganze Summe wurde an verschiedene milde Stiftungen zur Vertheilung übergeben.

Die nachfolgende detaillirte Erzählung dieser Begebenheit ist aus einer Zeitung, die in St. Louis erscheint, entnommen; und obgleich dieser Bericht während des Ereignisses mit manchen Irrthümern verwebt erschien, so möchte das Ganze doch ein anziehendes Interesse gewähren.

„Gestern Abend gegen 10 Uhr brach auf dem Dampfer „the white Cloud," welcher an der Spitze der Levee lag, Feuer aus. Zur selbigen Zeit wehte ein scharfer Nord-Ostwind, der die Flammen rasch aufs nächste Boot „the Edward Bates" übertrug, und sich von da weiter auf die „Eudora," oberhalb beider liegend, verbreitete. In diesem Augenblick wurden ein oder zwei Bote den Strom hinuntergelassen, wodurch eine freie Lücke zwischen den brennenden und den unverletzten entstand. — Da nun der Ed. Bates halb abgebrannt war, wurde er losgeschnitten, schwamm die Levee hinunter und setzte noch zwei andere Böte in Flammen. — Dreizehn andere Dampfböte nebst einer großen Anzahl Holzbarken und andere Fahrzeuge wurden sämmtlich ein Raub der Flammen, und nur neun wurden gerettet.

Die Hitze von dieser Feuersbrunst, welche sich von der Spitze der Levee bis zur Spitze von Duncan's-Island erstreckte, war so groß, daß sie verschiedene Gebäude an der Levee und an anderen Punkten in Flammen setzte, und viele Werfte von Locust bis Vinestreet zerstört wurden. Ganze Complexe zwischen verschiedenen Straßen und zahlreiche Häuser an der West-Seite von Main-Street, sind in Flammen gehüllt, welche sich mit furchtbarer Intensität allenthalben verbreiten und das Ende dieser schrecklichen Catastrophe, wie noch keine Stadt der Alleghany-Mountains jemals eine ähnliche getroffen hat, nicht vorhersehen lassen.

Ausser den erwähnten Handelsgütern auf der Levee sind es auch noch Getreidesäcke, Hanf und Speck rc., welches ebenfalls in Brand gerieth und

ins Wasser geworfen wurde, und auf einem Haufen solcher Güter lag ein Theertuch ausgebreitet, worauf, wie es heißt, vier Personen schliefen und wahrscheinlich, umzingelt von den Flammen, darin ihren Tod fanden; eines der Opfer haben wir selbst gesehen. Auch befanden sich Pulverfässer in mehreren Böten, und sobald diese vom verheerenden Elemente erreicht wurden, flogen sie mit entsetzlichem Krachen in die Luft, wobei die brennenden Trümmer zerstreut umherfielen. Mehrere Personen wurden durch die brennenden Fragmente verletzt oder getödtet, doch wie viele Unglückliche umgekommen sein mögen, die sich von Schiff zu Schiff, von Haus zu Haus, zu retten gedachten, das läßt sich schwerlich errathen.

Ein schrecklich großartiges Schauspiel gewährten indessen die brennend an Duncan's Island, drei Viertel Meilen weit hinschwimmenden Böte, mit ihren Flammensäulen und Rauchwolken einander durchkreuzend, und ihnen gegenüber lange Reihen von Lagerhäusern, einen Feuerregen aus rothen Flammen weit umhersendend; ein schauerliches Gemälde in tiefer dunkler Nacht, wo alle Gemüther in grausenhafter Spannung das Schrecklichste erwarteten, wo man Menschen wie halb wahnsinnig umherirren sah, in Verzweiflung ihr bischen Habe fortschleppend und ihr weinendes Weib und einen jammernden Säugling mit sich führend. Dann zog sich ferner das Feuer von der Levee westwärts nach Second-Street und von Locust südlich nach Elmstreet hin. Dieser ganze Raum ist nicht total niedergebrannt, doch bevor das Feuer gänzlich gelöscht sein wird, wird die Zerstöruug vollendet sein.

Da es nicht thunlich ist, alle niedergebrannten Häuser aufzuzählen, so wollen wir nur die Hauptgebäude, die zerstört wurden, namhaft machen: Diese sind: das Telegraphen-Bureau, das United-States-Hotel, das Reveille-Office, das Republican-Office, das Organ-Office und das New-Era-Office. Dies sind alle englischen Zeitungsdruckereien in der City, die zerstört worden sind, ausser dem Unsrigen, das auf der Nordseite von Locust liegt, und der Gefahr glücklich entronnen ist. Wir können keine Schätzung über den Verlust der Feuersbrunst angeben, aber vermuthlich wird er an fünf Millionen Dollar betragen.

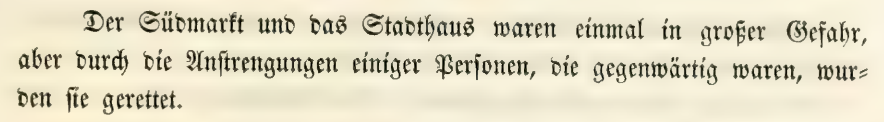
Das Feuer brach am Ufer, am Ende der Locuststraße und der Levee aus, wo gleich drei Häuser in Flammen geriethen; diese verbreiteten sich alsdann über den Locust und ergriffen jedes Haus, mit Ausnahme eines Ein-

zigen und dehnten sich über die Häuser aus, die der Levee und der Mainstraße gegenüber liegen, und sich von der Locuststraße südwärts nach Chesnutstreet, in einer Entfernung von drei Squares, hinüberzogen. An der Chesnutstreet wandte sich das Feuer nach dem nächsten südlichen Complex an dem Zusammentreffen von Commercial-Allee mit dieser Straße, und von der Allee nach Main, abwärts nach dem Markte, indem alles verzehrt wurde, mit Ausnahme von zwei Gebäuden an der Ecke des Marktes und der Commercial-Allee. Am Zusammenstoße des Marktes und der Mainstraße nahmen die Flammen eine diagonale Richtung nach dem Markthause hin, und folgten beiden Seiten des Marktes bis nach Secund-street. Dann über den Main sich wendend, ergriffen die Flammen jedes Haus von Locust nach dem Markte, mit Ausnahme einer Reihe von feuerfesten Lagerhäusern unterhalb Locust.

Das verheerende Element strich über Pinestreet, Chesnutstreet und den Markt und verzehrte jedes Haus auf seinem Wege, bis fast zur Hälfte von dem Quartier nördlich von Oliva. Es wurden in diesem Stadttheile seine Verwüstungen gehemmt. Ehe indessen den Flammen Einhalt gethan werden konnte, mußten einige Häuser in die Luft gesprengt werden, wobei drei Personen ihr Leben einbüßten. Die Ueberbleibsel eines der Leichname wurden an der entgegengesetzten Seite der Straße, der Schenkelknochen und der Fuß eines Anderen am Eingang der Walnut-street, drei Squares von der Stelle entfernt, wo das Haus gesprengt worden war, gefunden.

Jetzt wenden wir uns mehr nach Süden, am Eingang von Elmstreet, wo das Feuer sich einen neuen Heerd gebildet hatte; die Flammen nahmen eine schräge Richtung über den Complex und ergriffen Mainstreet bis nach Spencestreet, einer Entfernung nördlich und südlich von zwei Squares, rissen alles fort, bis beinah an Thirdstreet, drei Squares nach Westen von ihrem ursprünglichen Heerd entfernt.

Im Mainestreet zogen die Flammen nach Elmstr. über und verzehrten den vierten Theil des Quartiers nördlich von Elmstr. und westlich von Mainstr. Von Elmstreet bis Secondstreet steht kein Haus mehr. Durch die traurige Calamität werden hunderte von Familien obdachlos und Wohlhabende wurden in Armuth gestürzt.



Der Südmarkt und das Stadthaus waren einmal in großer Gefahr, aber durch die Anstrengungen einiger Personen, die gegenwärtig waren, wurden sie gerettet.

Fast jede Glasscheibe in den Fenstern, auf einer Entfernung von einem halben Square von der Ecke des Markts und Secondstreet war durch die Erschütterung, welche durch das Sprengen des Hauses mit Pulver verursacht worden war, gebrochen. Ferner wurden ungefähr 50 Personen wegen Diebstahls während der Feuersbrunst eingekerkert. Auch wird über den Verlust mehrerer Personen verschiedentlich berichtet. Den Verlust von zwei oder drei unserer alten ehrwürdigen Mitbürger haben wir zu beklagen; und ohne Zweifel wird nach vielen der Unglücklichen die umgekommen sind, oder den Fremden, von welchen viele auf den Böten und in der Stadt sich befanden, keine Nachfrage geschehen.

Der ganze Umfang der durch die Feuersbrunst verursachten Zerstörung, erstreckt sich fast über zwei Blocks oder in der Ausdehnung von etwa einer Meile Länge und zwei Meilen Breite. Die Straßen unserer Stadt sind mit Trümmern aller Art bedeckt. Wir haben weder New-York noch Pittsburg nach ihren großen Feuersbrünsten gesehen, aber nach unserer jetzigen Calamität übertrifft, wie behauptet wird, unsere Stadt nichts an Verwüstung und Trümmerhaufen. In Betreff des verhältnißmäßigen Schadens haben wir noch keine bestimmten Data vor uns; indessen erinnern wir uns nicht, daß in New-York oder Pittsburg der Verlust 5 Millionen Dollar überstiegen habe. Wenn dem so ist, dann hat St. Louis mehr als eine von jenen beiden Städten eingebüßt.

Nachfolgende Liste von den verbrannten Dampfböten wird als exact angegeben, und deren Schätzung ist mit möglichster Pünktlichkeit zusammengetragen worden.

Tagliona, Coles, Werth 20,000 Dollar in Pittsburg versichert.

Boreas Nr. 3., Barnard Eigenthümer, Mo.-Fluß, Werth 13,500 Dollar, 11,500 Dollar versichert.

Alice, Kent Eigenthümer, Mo.-Fluß, Werth 18,000 Dollar, 12,000 Dollar versichert.

Am. Eagle, Cottens Eigenthümer, Ober-Mississippi, Werth 11,000 Dollar, 4000 Dollar versichert.

Sarah, Young Eigenthümer, New-Orleans, Werth 30,000 Dollar, 20,000 Dollar versichert, 40,000 Dollar Werth an Ladung.

Montauk, Morehouse Eigenthümer, Ober-Mississippi, Werth 16,000 Dollar, Werth an Ladung 20,000 Dollar.

Kit Carson, Goddin Eigenthümer, Mo.-Fluß, Werth 14,000 Dollar, Werth an Ladung 3000 Dollar.

Timour, Miller Eigenthümer, Mo.-Fluß, Werth 23,000 Dollar, versichert 5000 Dollar.

Arcadia Russell, Illinois-Fluß, Werth 4000 Dollar, versichert 4000 Dollar, Werth an Cargo 6000 Dollar.

Marmeluke, Smithers Eigenthümer, New-Orleans, Werth 40,000 Dollar, versichert 20,000 Dollar.

Prairie State, Baldwin Eigenthümer, Illinois-Fluß, Werth 26,000 Dollar, versichert 20,000 Dollar.

White Cloud, Adams Eigenthümer, New-Orleans, Werth 20,000 Dollar.

Edward Bates, Randolph Eigenthümer, Ober-Mississippi, Werth 20,000 Dollar, versichert 15,000 Dollar.

Eudora, Ealers Eigenthümer, New-Orleans, Werth 16,000 Dollar, 10,500 Dollar versichert.

St. Peters, Ward Eigenthümer, Ober-Mississippi, Werth 12,000 Dollar, 9000 Dollar versichert.

Red-wing, Barger Eigenthümer, Ober-Mississippi, Werth 6000 Dollar, Werth an Ladung 5000 Dollar.

A. Hamilton, Hooper Eigenthümer, Missouri-Fluß, Werth 15,000 Dollar, versichert 10,000 Dollar.

Martha, Finch Eigenthümer, Missouri-Fluß, Werth 9000 Dollar, versichert 9000 Dollar, Werth an Ladung 35,000 Dollar.

Eliza Stewart, Mc'kee Eigenthümer, Missouri-Fluß, Werth 10,000 Dollar, versichert 10,000 Dollar.

Mandan, Beer Eigenthümer, Missouri-Fluß, Werth 12,000 Dollar, versichert 1000 Dollar.

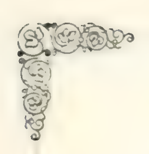
Belle Isle, Smith Eigenthümer, New-Orleans, Werth 10,000 Dollar, versichert 8000 Dollar.

Gen. Brock, Ringling Eigenthümer, Ziehboot, Werth 1500 Dollar.
Frolic, Ringling Eigenthümer, Ziehboot, Werth 1500 Dollar.

Schätzungswerth	sämmtlicher Dampfböte . . .	318,000 Dollar.
„	der Ladung	150,000 „
„	zerstörter Landesprodukte . .	50,000 „
		518,000 Dollar.

Das Dampfboot Sarah war in Cincinnati für 20,000 Dollar versichert, der American Eagle für 3000 Dollar in Pittsburg, der Mamaluke für 8000 Dollar in Louisville, und die Uebrigen, wie wir vermuthen, waren durch Agenturen in dieser Stadt versichert worden.





Carondelet

ist, wie wir auf beigefügter Illustration sehen, ein pittoresk gelegenes kleines französisches Dorf; es liegt 6 Meilen von St. Louis in Missouri entfernt, und wurde im Jahr 1767 von einem Franzosen, Delor Detergette, gegründet, es hat demnach beinahe gleiches Alter mit St. Louis. — Dem Beispiele Delor's, der sich hier zuerst niedergelassen hatte, folgten viele Andere; da sie aber nicht mit Schätzen überladen waren, so kamen sie oft nach St. Louis, wo sie gewöhnlich mit dem Ausruf: „Voilà les poches vides qui viennent" (Da kommen die leeren Taschen) von ihren Freunden bei ihrem Erscheinen empfangen wurden. Den Spottnamen „Les vides poches" (die Taschenleermacher) beantworteten sie mit der, der Stadt St. Louis gegebenen Benennung „pain court" (Brodmangel), der oft in Zeiten des Mangels stattfand.

Diesen Beinamen „Vide poche" behielt das Dorf bis im Jahr 1776, wo dasselbe nach dem damaligen Statthalter von Louisiana, Carondolet, genannt wurde. In der letzten Zeit sind daselbst mehrere solide Gebäude aus Backsteinen errichtet worden, die gegen die zerfallenen Schuppenbauten der ersten französischen Ansiedler sehr abstechen. Unmittelbar oberhalb des Ufers erhebt sich ein enormer Bluff, der dem von Selma ähnlich ist und auf dessen Gipfel man einige hübsche Wohnungen erblickt. Eines der Gebäude ist eine berühmte Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer, hat eine etwas auffallende Bauart und steht auf der vormaligen Stelle einer alten Windmühle. Etwas weiter davon erhebt sich ein anderes, von entsprechendem Aeußern, freistehend auf der Spitze des Bluffs: „Montesano-House" genannt, dieses ist ein Vergnügungs-Ort für die Bewohner von St. Louis, welche bei schönem Wetter auf dem macadamisirten Weg von Carondolet die Entfernung von fünf Meilen zu Wagen oder zu Pferd zurücklegen.*) Den Bluffs abwärts erblickt man bei größerer Annäherung an St. Louis einige Schrot-Thürme von eigenthümlicher Bauart.

*) Seit der Aufnahme unserer Illustration wurde Montesano = House durch Feuer zerstört.



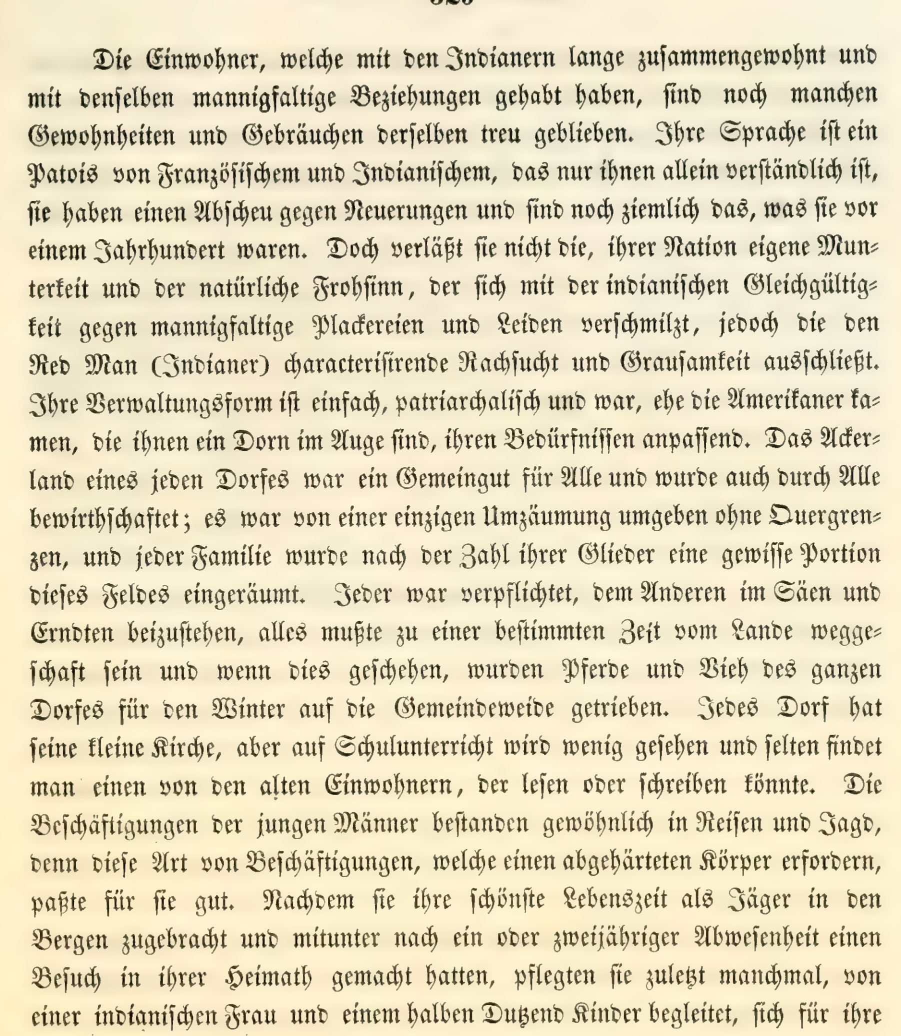
H. Lewis pinx.

Lith. Jnst. Arnz & Co. Dusseldorf

CARONDELET or VIDE-POCHE.
MISSOURI.

CARONDELET oder VIDE-POCHE.
(Die leere Tasche) MISSOURI.





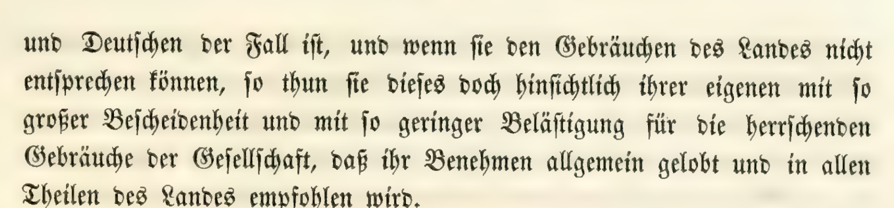
Die Einwohner, welche mit den Indianern lange zusammengewohnt und mit denselben mannigfaltige Beziehungen gehabt haben, sind noch manchen Gewohnheiten und Gebräuchen derselben treu geblieben. Ihre Sprache ist ein Patois von Französischem und Indianischem, das nur ihnen allein verständlich ist, sie haben einen Abscheu gegen Neuerungen und sind noch ziemlich das, was sie vor einem Jahrhundert waren. Doch verläßt sie nicht die, ihrer Nation eigene Munterkeit und der natürliche Frohsinn, der sich mit der indianischen Gleichgültigkeit gegen mannigfaltige Plackereien und Leiden verschmilzt, jedoch die den Red Man (Indianer) characterisirende Rachsucht und Grausamkeit ausschließt. Ihre Verwaltungsform ist einfach, patriarchalisch und war, ehe die Amerikaner kamen, die ihnen ein Dorn im Auge sind, ihren Bedürfnissen anpassend. Das Ackerland eines jeden Dorfes war ein Gemeingut für Alle und wurde auch durch Alle bewirthschaftet; es war von einer einzigen Umzäumung umgeben ohne Quergrenzen, und jeder Familie wurde nach der Zahl ihrer Glieder eine gewisse Portion dieses Feldes eingeräumt. Jeder war verpflichtet, dem Anderen im Säen und Erndten beizustehen, alles mußte zu einer bestimmten Zeit vom Lande weggeschaft sein und wenn dies geschehen, wurden Pferde und Vieh des ganzen Dorfes für den Winter auf die Gemeindeweide getrieben. Jedes Dorf hat seine kleine Kirche, aber auf Schulunterricht wird wenig gesehen und selten findet man einen von den alten Einwohnern, der lesen oder schreiben könnte. Die Beschäftigungen der jungen Männer bestanden gewöhnlich in Reisen und Jagd, denn diese Art von Beschäftigungen, welche einen abgehärteten Körper erfordern, paßte für sie gut. Nachdem sie ihre schönste Lebenszeit als Jäger in den Bergen zugebracht und mitunter nach ein oder zweijähriger Abwesenheit einen Besuch in ihrer Heimath gemacht hatten, pflegten sie zuletzt manchmal, von einer indianischen Frau und einem halben Dutzend Kinder begleitet, sich für ihre übrige Lebenszeit in ihrem Geburtsdorfe niederzulassen. —

So floß ihr Leben unbekümmert und unbekannt dahin, bis die reichen Gefilde des Westens die Amerikanischen Ansiedler aus den nördlichen Staaten herbeilockten; — und nun ist alles anders oder doch schnell umgestaltet. Ein neues Geschlecht ist in ihrem Umkreis entsprungen, neue Gebräuche, neue Gesetze und zumal eine neue Religion haben sich bei ihnen eingestellt. Sie sehen, daß ihre Zeit vorüber ist und daß die Welt sie wenigstens ein halbes Jahrhundert hinter sich gelassen hat, und als Amerikaner sich daselbst an-

kauften und sich in ihren Dörfern niederließen, schüttelten die alten Leute ihre Köpfe und wünschten entweder nach einem entfernten Dorfe zu ziehen wo sie in Frieden sterben könnten, oder sie deuteten mit dem Finger auf den schön gekleideten Fremden zur Warnung für ihre Kinder, indem sie diesen fest einprägten, die Religion und Sitten ihrer Voreltern ja nicht zu vergessen, sonst würde es ihnen zuletzt ergehen, daß sie wie jene aussehen würden. Es gibt viele französische Dörfer in diesem Theile des Landes, von welchem Cahokia, drei und eine halbe Meile von St. Louis entfernt, in der Grafschaft St. Clair Illinois, eine der ältesten Niederlassungen im Staate ist. Dieser Ort wurde früher von den Caoquias, einem indianischen Volksstamme aus Illinois, lange vor der Entdeckung des Mississippis durch die Weißen, bewohnt. Etwa um's Jahr 1683 ließen die Franzosen sich hier nieder. Im Jahr 1766 enthielt derselbe vierzig Familien und gegenwärtig zählt er etwa fünfzig. Die Mehrzahl der Häuser hat nur ein Stockwerk und ist von aufrechtstehenden Cederpfählen erbaut, auf beiden Seiten mit Vorhallen versehen und da sie weiß getüncht ist, bietet sie ein angenehmes Aeußere dar. Die Einwohner sind meistens Franzosen. Durch einen Congreß-Act, der im Jahr 1788 erlassen worden, wurde jeder Familie ein Strich von vierhundert Acres von dem an das Dorf anstoßenden Land zuerkannt. Der Ort liegt zwar etwas hoch, aber die Gegend ist feucht und ungesund und die Amerikaner bringen dort selten eine Saison zu, ohne den schädlichen Einfluß der Miasmen aus den umliegenden tiefen Gründen zu spüren. — An Kohlenlagern findet sich hier kein Mangel. —

In Bezug auf die heutzutage nach America einwandernden Franzosen können wir nichts Besseres thun, als die Worte des Hr. Grund anführen, dessen ausgezeichnetes Werk über Amerikanisches Leben und Treiben mehr bekannt zu sein verdient.

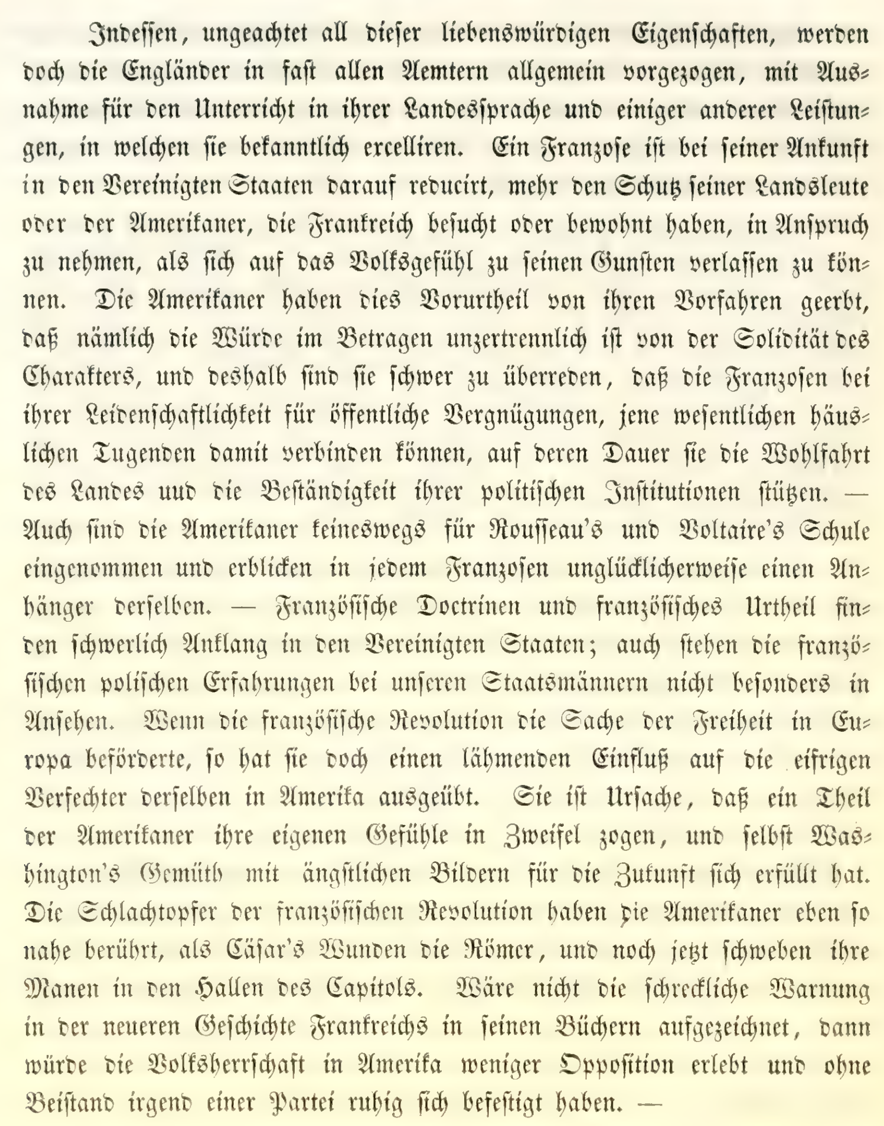
„Wir müssen uns einige Worte über die Franzosen in den Vereinigten Staaten erlauben. Nicht allein ist die Einwanderung aus Frankreich unbedeutend, sondern auch die Wenigen, welche einwandern, haben so geringe Neigung, sich als politischer Körper in die Politik des Landes zu mischen, daß sie, mit Ausnahme der französischen Kreolen in Louisiana, sich den Amerikanern kaum bemerkbar machen. Die Franzosen bekümmern sich um keine Politik, wenigstens nicht in dem Maaße, als dieses bei den Engländern, Irländern



und Deutschen der Fall ist, und wenn sie den Gebräuchen des Landes nicht entsprechen können, so thun sie dieses doch hinsichtlich ihrer eigenen mit so großer Bescheidenheit und mit so geringer Belästigung für die herrschenden Gebräuche der Gesellschaft, daß ihr Benehmen allgemein gelobt und in allen Theilen des Landes empfohlen wird.

In Philadelphia, Baltimore, Charleston und New-Orleans ist die französische Gesellschaft nicht allein zahlreich, sondern zugleich auch im hohen Grade achtungswürdig; dasselbe Lob darf der französischen Gesellschaft in New-York gespendet werden. Aber in all diesen Orten, mit Ausnahme von New-Orleans, haben sie die französischen Gebräuche mit den ihnen mehr zusagenden amerikanischen vertauscht, oder doch wenigstens mit den englischen und dadurch eine Mischung hervorgebracht, die ich nicht anders als eine Verbesserung des geselligen Verkehrs im Allgemeinen benennen kann.

Um nun auch der minder begüterten oder armen Franzosen zu erwähnen, die nach Amerika kommen, um ihre Lage zu verbessern, so muß ich bemerken, daß dieselben außerordentlich friedliebend und fleißig sind. Sie besitzen die Kunst, mit Wenigem zufriedener zu sein, als fast irgend ein anderes Volk, und ihr ganzes Leben gibt öfters Beweise von großer Genügsamkeit und ununterbrochener Selbstverläugnung. Ein gleiches gilt von den französischen Emigranten, die in Europa bessere Tage erlebt haben. Ich kann es mir zum Glück anrechnen, mit einigen dieser Herren, die zur Zeit des Kaiserreichs in Bonaparte's Armee zwei hohe Grade bekleidet hatten, bekannt geworden zu sein. Sie zeichneten sich alle durch eine besondere Geschmeidigkeit des Benehmens und durch ein gänzliches Freisein von jener Bitterkeit der Laune aus, die nur zu häufig durch plötzlichen Glückswechsel hervorgebracht wird. Wenn man sie über die Ursache ihres Exils befragte, so pflegten sie mit der größten Ruhe darauf zu antworten, und begleiteten ihre Erläuterungen mit einem Lächeln, von welchem man schwerlich errathen konnte, ob solches aus Spott über ihr eigenes Schicksal oder über die Naivetät des unbefangenen Fragestellers veranlaßt worden war. Sie verriethen eine unbedingte Ergebenheit in ihr Schicksal, welche sie zum Genusse eines neuen Lebens in einer andern Gestalt und unter anderen Umständen befähigte, obgleich die Liebe zu ihrem schönen Vaterlande stets die Oberhand behielt.



Indessen, ungeachtet all dieser liebenswürdigen Eigenschaften, werden doch die Engländer in fast allen Aemtern allgemein vorgezogen, mit Ausnahme für den Unterricht in ihrer Landessprache und einiger anderer Leistungen, in welchen sie bekanntlich excelliren. Ein Franzose ist bei seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten darauf reducirt, mehr den Schutz seiner Landsleute oder der Amerikaner, die Frankreich besucht oder bewohnt haben, in Anspruch zu nehmen, als sich auf das Volksgefühl zu seinen Gunsten verlassen zu können. Die Amerikaner haben dies Vorurtheil von ihren Vorfahren geerbt, daß nämlich die Würde im Betragen unzertrennlich ist von der Solidität des Charakters, und deshalb sind sie schwer zu überreden, daß die Franzosen bei ihrer Leidenschaftlichkeit für öffentliche Vergnügungen, jene wesentlichen häuslichen Tugenden damit verbinden können, auf deren Dauer sie die Wohlfahrt des Landes uud die Beständigkeit ihrer politischen Institutionen stützen. — Auch sind die Amerikaner keineswegs für Rousseau's und Voltaire's Schule eingenommen und erblicken in jedem Franzosen unglücklicherweise einen Anhänger derselben. — Französische Doctrinen und französisches Urtheil finden schwerlich Anklang in den Vereinigten Staaten; auch stehen die französischen polischen Erfahrungen bei unseren Staatsmännern nicht besonders in Ansehen. Wenn die französische Revolution die Sache der Freiheit in Europa beförderte, so hat sie doch einen lähmenden Einfluß auf die eifrigen Verfechter derselben in Amerika ausgeübt. Sie ist Ursache, daß ein Theil der Amerikaner ihre eigenen Gefühle in Zweifel zogen, und selbst Washington's Gemüth mit ängstlichen Bildern für die Zukunft sich erfüllt hat. Die Schlachtopfer der französischen Revolution haben die Amerikaner eben so nahe berührt, als Cäsar's Wunden die Römer, und noch jetzt schweben ihre Manen in den Hallen des Capitols. Wäre nicht die schreckliche Warnung in der neueren Geschichte Frankreichs in seinen Büchern aufgezeichnet, dann würde die Volksherrschaft in Amerika weniger Opposition erlebt und ohne Beistand irgend einer Partei ruhig sich befestigt haben. —

Deshalb wirft man auf die Franzosen mißtrauische Blicke, obgleich sie aus einem gewissen nationalen Gesichtspunkt einigermaßen bewundert und selbst verehrt werden: die Amerikaner sind zu ehrlich und zu gerecht, um sich nicht vor ihrem Genius zu beugen, aber sie beeilen sich nicht, sie nachzuahmen, da sie das Beispiel der Britten vor sich haben. Englische Routine

ist ihnen lieber als französische Philosophie, und sie ziehen es vor, eher einem aufgestellten Muster zu folgen, als einer neuen Doctrin zu huldigen. Ich glaube nicht, daß die Franzosen je Proselyten in Amerika machen werden, obgleich ihre artigen Manieren und der Zauber ihrer Unterhaltung ihnen stets die günstigste Aufnahme in den Salons sichern wird."

Jefferson-Barracks.

(Jefferson's Kasernen.)

Zwölf engl. Meilen unterhalb St. Louis liegt einer der größten und schönsten Militärposten von den südwestlichen Staaten. In unserm Lande ist es nicht gebräuchlich, Kasernen in den Städten zu errichten; sie werden stets in einiger Entfernung von großen Städten gebaut. — Der Militärdienst ist in den Vereinigten Staaten beschwerlich, obgleich die Truppen hier besser bezahlt und gepflegt werden, als in Europa; indessen werden sie bis an die entlegensten Forts an der Gränze der westlichen und südlichen Staaten, während der ganzen Periode ihrer Dienstzeit (7 Jahre), in welcher sie weder in einer Stadt, noch in irgend einem Dorfe einquartirt werden, verlegt. Dieser Dienst, sowie auch die damit verbundenen Umstände und Eigenthümlichkeiten eines Grenzpostens, geben zu häufigen Desertionen Anlaß. Im activen Dienst aber sind die Truppen der Vereinigten Staaten den besten europäischen Soldaten gleichzustellen, und die Offiziere und Befehlshaber sind wohl befähigt, den hohen Ruhm zu behaupten, den die Armee der jungen Republik bereits erlangt hat. Sie geben den Engländern an Tapferkeit nichts nach; und ihr Muth wird in einer hartnäckigen Schlacht am besten geprüft, sowie auch dadurch, daß sie, wenn zufällig ihre Schlachtordnung durchbrochen worden ist — ihre Reihen mit Leichtigkeit wieder schließen. Ihr Aeußeres ist nicht so ansprechend, als das der europäischen Truppen, da sie niemals zu einer öffentlichen Parade aufgestellt werden, wie dies in Europa geschieht. Dieser Punkt jedoch ist ihrer Brauchbarkeit nicht entgegen und noch weniger ein Hinderniß für ihren Muth. — Die Vereinigten Staaten unterhalten nicht mehr Truppen, als nöthig ist zur Besetzung der Forts und um die Grenzen gegen die feindlichen Einfälle der Indianer zu schützen. Die Soldaten sind

deshalb beständig in Activität und haben weder Zeit noch Neigung, ihre Persönlichkeit auf eine zierliche Weise hervorzuheben. Auf den Grenzstationen müssen die Soldaten all ihr Holz selbst fällen, ihren eigenen Garten bearbeiten, sowie auch den Acker für sich und ihre Pferde bestellen. Die Totalsumme der regulären Truppen in den Vereinigten Staaten beläuft sich auf weniger als 10,000 Mann. Die Gebäude von Jefferson-Barracks sind meist aus Backsteinen errichtet und bedecken den breiten Gipfel eines hohen Bluffs (wie die Illustration zeigt) vom Wasserspiegel stufenweise sich erhebend. Das Hauptgebäude bildet ein Viereck, das einen Paradeplatz einschließt; die Seitengebäude liegen malerisch zerstreut auf dem etwas wellenförmigen Boden, und das Ganze gewährt, vom Fluß aus gesehen, einen sehr imposanten Anblick.

Nun folgt die Ansicht von einer kleinen Stadt, zwanzig Meilen unterhalb dieser Barracks, die den antiken Namen

Herculanum

trägt. Sie liegt, 29 Meilen von St. Louis entfernt, auf einem sanft abneigenden Hügel an der Mündung von Chien-Creek. Eine große Masse Blei wird von hier aus verschifft und in der Nachbarschaft sind viele Schrot-Thürme. Die Construction dieser Schrot-Thürme ist von eigenthümlicher Bauart; allein diese Construction erleichtert oder vielmehr erspart die enormen Ausgaben, die zur Fabrication des Schrotes auf gewöhnlichem Wege erforderlich sind. Zu dem Ende wird einer der höchsten Cliffs gewählt, von etwa 100 bis 120 Fuß hoch, dessen oberer Theil die Grundlage des Felsens überüberragt. Auf dem Gipfel erbaut man ein hölzernes Gerüst, dreißig bis vierzig Fuß hoch, das unten am Boden offen ist und über dem Cliff hinausragt; auf dem obersten Ende des Gerüstes ist ein Ofen angebracht, um das Blei zu schmelzen, sowie auch der zur Bereitung des Schrotes gehörige Apparat; aus diesen fällt dann der Schrot in einen am Fuße des Cliffs angebrachten Wasser-Behälter. Man sagt, daß diese Methode vollkommen ist, und der durch die Luft fallende Schrot besser und schwerer ist, als derjenige, welcher nach der alten Manier fabricirt wird. Auf unserer Illustration erblicken wir einen von diesen Shot-towers (Schrot-Thürme).



H Lewis pinx

Lith Inst Arnz & Co Dusseldorf

HERCULANEUM, MISSOURI.

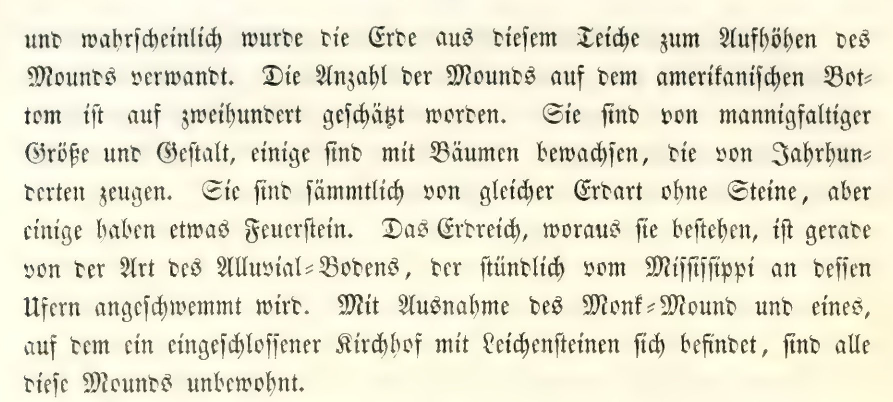


Auf dem amerikanischen Bottom, St. Louis gegenüber, gibt es eine große Anzahl Hügel, die unter dem Namen Indian mounds (Indische Erdhügel) bekannt sind. Diese sonderbaren Hügel haben die Anfmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich gezogen. Nachfolgende Beschreibung eines der vorzüglichsten dürfte für den Leser nicht ohne Interesse sein.

Indian Mounds.

Etwa sechs Meilen vom Mississippi, in der östlichen Richtung von St. Louis, in Clair-County Illinois, liegt eine Gruppe dieser Mounds, wovon wir einen der hervorragendsten in diesem Kapitel besprechen wollen.

Sie erheben sich aus der Prairie-Ebene des amerikanischen Bottom's, in einer Entfernung von zwei oder drei Meilen von den Bluffs oder dem Hochlande, und reihen sich im Halbzirkel den Grenzen der Prairien entlang. — Der größere oder Monks-Mound besteht in der Form eines Parallelogram und wird auf ein hundert und fünf und zwanzig Fuß hoch geschätzt. Seine Spitze ist flach und stellt einen Flächeninhalt von etwa zwei Acres dar, mit einer Gartenanlage mit Obst- und Laub-Bäumen bepflanzt, nebst der Wohnung des Eigenthümers. Auf der Südseite dieses Mounds ist eine Terrasse angebracht, die etwa zwei hundert und fünfzig Yards lang und neunzig Yards breit sein kann. Diese ist vollkommen flach und etwa fünf und vierzig Fuß über die Prairie-Fläche erhaben. Auf einer Entfernung von einer Viertel Meile nach Nord-Ost verbindet sich Cantine-Creek mit Cohakia-Creek, und letzteres windet sich hundert und fünfzig Yards innerhalb um die nördliche Basis des Mounds. — Etwa 250 Yards westlich auf einem kleinen Mound befand sich ehedem der Hauptsitz einer Gemeinschaft von Mönchen des Ordens de la Trappe, wovon der Namt Monks-Mound (Mönchs-Berg) herstammt. Südlich hin sind noch zwei Mounds, etwa sechszig Fuß getrennt, und sind von ihrer Basis an sechszig Fuß hoch. Einer von diesen erhebt sich thurmartig in konischer Form und hat nahe an seiner Spitze einen großen Baum stehen. Aus einer gewissen Entfernung gesehen, ist er einer Sturmhaube, mit einer Feder geschmückt, ähnlich. Auf der westlichen Seite dieses Mounds und gleich an seiner Basis ist ein großer Teich,



und wahrscheinlich wurde die Erde aus diesem Teiche zum Aufhöhen des Mounds verwandt. Die Anzahl der Mounds auf dem amerikanischen Bottom ist auf zweihundert geschätzt worden. Sie sind von mannigfaltiger Größe und Gestalt, einige sind mit Bäumen bewachsen, die von Jahrhunderten zeugen. Sie sind sämmtlich von gleicher Erdart ohne Steine, aber einige haben etwas Feuerstein. Das Erdreich, woraus sie bestehen, ist gerade von der Art des Alluvial-Bodens, der stündlich vom Mississippi an dessen Ufern angeschwemmt wird. Mit Ausnahme des Monk-Mound und eines, auf dem ein eingeschlossener Kirchhof mit Leichensteinen sich befindet, sind alle diese Mounds unbewohnt.

Es ist uns nicht bekannt, daß einige von diesen Mounds geöffnet worden sind, um deren Inhalt und ihre Bauart zu untersuchen, indessen wurden beim Graben eines Brunnens in der Tiefe von 60′, etwa halb Wegs auf der Westseite von Monks-Mound, einige zerbröckelte Knochen und einige feuersteinerne Pfeilspitzen und zerbrochenes Töpfergeschirr gefunden. Bei derselben Gelegenheit wurde entdeckt, daß der obere Theil des Mounds etwa bis zu dreißig Fuß hoch von Torflager erbaut worden war, denn die Linien zeigten die verschiedene Dicke des Torfes deutlich an. Der Künstler sammelte auf der Oberfläche des kleinen Mounds in Zeit von einigen Minuten eine halbe Metze voll gebrochener Knochen, Topfscherben und Feuersteine. Einer der Knochen war augenscheinlich der Armknochen eines menschlichen Wesens. Die Topfscherben sind vom selbigen Stoff als die in den Mounds von Ohio gefundenen Urnen, von denen Alconter in seinem Werk über amerikanische Antiquitäten spricht, und ohne Zweifel Urnen, deren ganzer Zustand von derselben Form war. Vor einigen Jahren wurde ein Mound bei Florisans Missouri, der im Aeußern verschiedenen anderen der amerikanischen Bottoms ähnlich ist, von einer Gesellschaft Alterthumsfreunde geöffnet, und im Innern fand man ein menschliches Skelett in aufrecht sitzender Stellung, dessen Schädel von einer von der gegenwärtigen Race der Indianer verschiedenen Formation war; die Kinnbacken waren tiefer, die Stirne höher, und das Ganze zeigte eine ursprünglich kaukasische Race an. Dieser Schädel ist demjenigen ähnlich, den der Verfasser aus einem Mound vom südwestlichen Grenztheil des Missouri, bei Arkansas, aufgefunden hat, und dieser wieder hat eine exakte Aehnlichkeit mit dem in einem Mound in Peru (Süd-Ame-

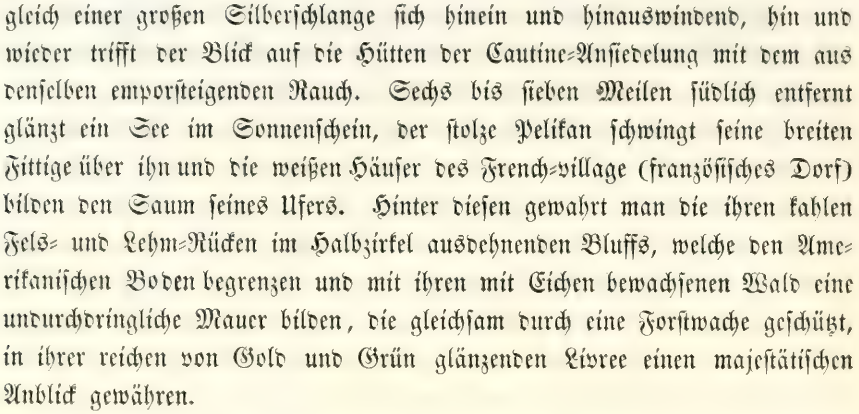
rika) aufgefundenen Schädel, welcher dem Professor J. N. Mc. Dowell von St. Louis Medical School bei Delafield, Verfasser einiger interessanten Memoiren über die Antiquitäten dieses Continents, verehrt worden war.

Der amerikanische Bottom war augenscheinlich eines Tages ein See, und ist, seit die Weißen sich in diesem Lande niedergelassen haben, ohne Zweifel überfluthet worden. Seemuscheln findet man in großer Menge in den Bluffs, welche dessen östliche und südliche Grenzen bilden. Der gewaltige Mississippi muß ehedem seine furchtbaren Ströme über die ganze Ebene ergossen haben, und ob diese Mounds durch Alluvial Deposits aus dem rücktreibenden Wasserwirbel des Stromes gebildet worden sind, oder ob die Ebene ein altes Waterloo gewesen, wo nebenbuhlerische Heere einer vergangenen Race einander bekämpften und auf welcher die Sieger diese Mounds zur Verewigung ihrer Heldenthaten errichteten — dieses alles kann nur als Muthmaßung aufgestellt werden.

Monks-Mound, von der Westseite betrachtet, hat das Ansehen eines starken Castells und Forts, das der Zahn der Zeit zu einer Ruine gestaltet hat. Das Muddy-Creek von Cahokia, das sich an seiner Basis herumwindet, kann mit einem Wassergraben verglichen werden, und die rauhe Plattform von Planken, womit derselbe durchschnitten ist, kann leicht in eine Ziehbrücke verwandelt werden, während die Terrassen, die sich auf beiden Seiten mit großer Regelmäßigkeit über einander erheben, aussehen, als wenn sie für bewaffnete Gäste, die darauf paradiren sollten, bestimmt wären, und scheinen, als wenn kein Ueberdach, Fries und Pfeiler in dessen Construction vergessen worden wäre. Von der Spitze des Mounds genießt man eine herrliche Aussicht. Die Prairie dehnt auf meilenweiter Ferne ihren Grasteppich aus, der mit den schönsten Blumen geschmückt und hin und wieder mit Baumgruppen an einzelnen Punkten versehen ist, die, aus der Ferne gesehen, wie Smaragde auf einer reichen Stickerei aussehen, während da, wo ehedem wilde Büffel umherliefen und der Kriegsgesang der Wilden ertönte, jetzt zahmes Vieh graset und folgende Worte Anwendung finden:

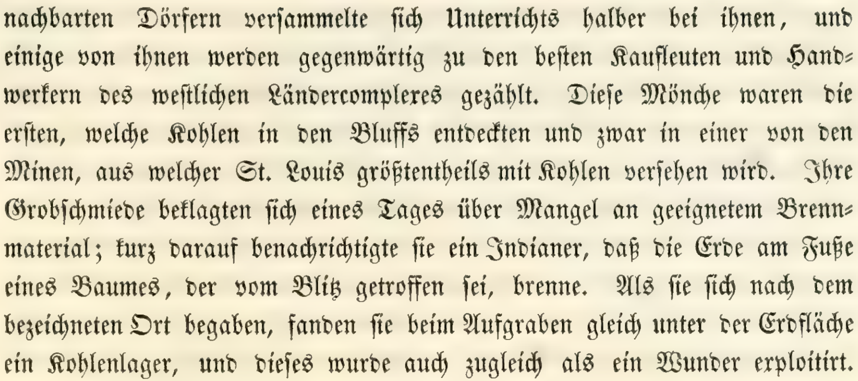
„Das Glöcklein des Schäfers, der Schnitter Gesang
Verkünden den Frieden mit lieblichem Klang."

Auf einer Entfernung von sechs Meilen erblickt man die Thürme von St. Louis, nach Norden hin einen dichten Wald mit dem Cahokia-Creek,



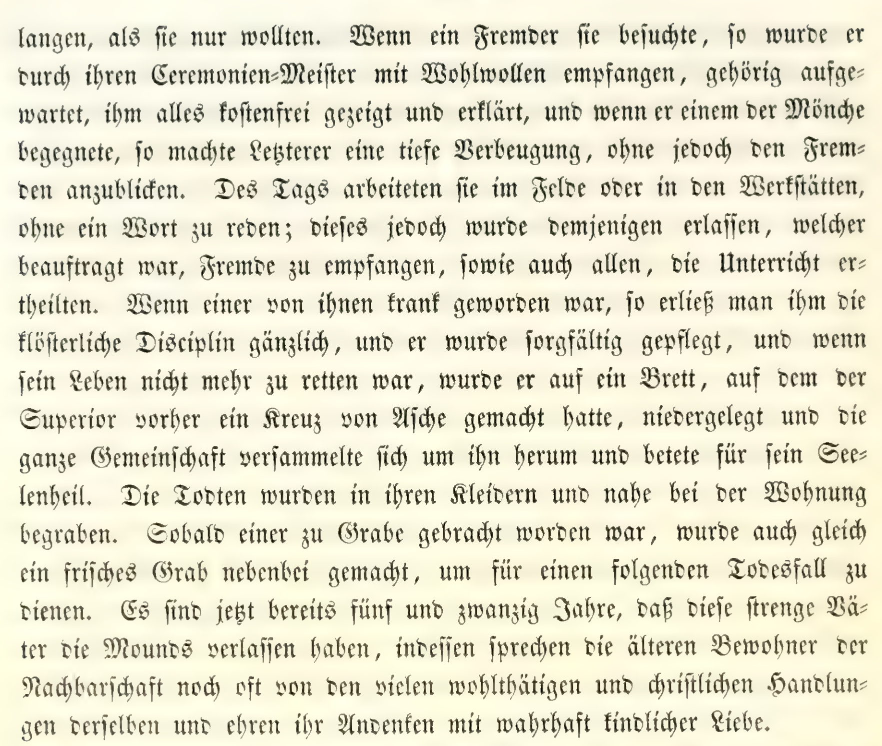
gleich einer großen Silberschlange sich hinein und hinauswindend, hin und wieder trifft der Blick auf die Hütten der Cautine-Ansiedelung mit dem aus denselben emporsteigenden Rauch. Sechs bis sieben Meilen südlich entfernt glänzt ein See im Sonnenschein, der stolze Pelikan schwingt seine breiten Fittige über ihn und die weißen Häuser des French-village (französisches Dorf) bilden den Saum seines Ufers. Hinter diesen gewahrt man die ihren kahlen Fels- und Lehm-Rücken im Halbzirkel ausdehnenden Bluffs, welche den Amerikanischen Boden begrenzen und mit ihren mit Eichen bewachsenen Wald eine undurchdringliche Mauer bilden, die gleichsam durch eine Forstwache geschützt, in ihrer reichen von Gold und Grün glänzenden Livree einen majestätischen Anblick gewähren.

Während der französischen Revolution emigrirte eine Gemeinschaft Mönche vom Orden la Trappe, eines Orts desselben Namens in der Nähe von Paris, nach den Alpen von Grugere, von wo aus sie eine Abtheilung Colonisten nach Amsterdam sandten, wo sie den französischen Wahlspruch „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit," sogar bis dorthin verbreitet antrafen. Da dieser das Land mit der Doctrin des Atheismus bedrohte, durchwanderten sie hierauf Frankreich und beschlossen zuletzt in den Vereinigten Staaten ein Asyl zu suchen. Als sie nach einer beschwerlichen Reise in Baltimore ankamen, wurden sie, beinah vor Hunger umkommend, vom Erzbischof Caroll und dem Dr. Chatard gastfreundlich aufgenommen und aufs liebevollste verpflegt. Sie suchten für den Augenblick eine Ruhestätte in Pensylvanien, von wo sie nach Kentucky sich begaben und auf eine Farm sich niederließen. Doch nach einem kurzen Aufenthalt und nach Verlust ihrer Ersparnisse und ihrer Erndte, der durch Ueberschwemmung verursacht wurde, kehrten sie abermals nach Florisaut in der Nähe von St. Louis zurück, wo sie etwa achtzehn Monate blieben und zuletzt sich im Jahr 1807 auf die Mounds des Amerikanischen Bottoms in Illinois niederließen. Es wurde ihnen eine große Strecke Landes geschenkt und bald besaßen sie ein Eigenthum von hundert Ackers, umzäumt und beackert und mit Pferden und Schlachtvieh versehen. Sie bauten eine Pferdemühle und verschiedene Blockhäuser für Wohnungen und Werkstätten, und ebenso eine Kirche von Stammholz, doch ist von allem diesem kaum noch eine Spur zu sehen. Ihr Zweck war, die Jugend in allen Zweigen der Literatur und der Mechanik unentgeltlich zu unterrichten. Eine Anzahl Zöglinge aus den be-



nachbarten Dörfern versammelte sich Unterrichts halber bei ihnen, und einige von ihnen werden gegenwärtig zu den besten Kaufleuten und Handwerkern des westlichen Ländercomplexes gezählt. Diese Mönche waren die ersten, welche Kohlen in den Bluffs entdeckten und zwar in einer von den Minen, aus welcher St. Louis größtentheils mit Kohlen versehen wird. Ihre Grobschmiede beklagten sich eines Tages über Mangel an geeignetem Brennmaterial; kurz darauf benachrichtigte sie ein Indianer, daß die Erde am Fuße eines Baumes, der vom Blitz getroffen sei, brenne. Als sie sich nach dem bezeichneten Ort begaben, fanden sie beim Aufgraben gleich unter der Erdfläche ein Kohlenlager, und dieses wurde auch zugleich als ein Wunder exploitirt.

Ursprünglich bestand die Gemeinschaft nur aus sechs Mönchen und sieben Layen-Brüdern, unter der Leitung des Pater Urban Guillet; sie wurden jedoch durch Zuwachs von Frankreich und aus anderen Gegenden der Vereinigten Staaten bis auf 66 Personen vermehrt. Alles schien die schönsten Aussichten um sie herum zu versprechen, als plötzlich ein bösartiges Fieber unter ihnen ausbrach, welches in einer Nacht drei ihrer Mitglieder wegraffte. Da die Gegend fortwährend ungesund blieb, so übergaben die übrigen Mönche im Jahr 1816 das ihnen geschenkte Land dem Donator Mr. Jarrot zurück, und traten alsdann ihre Rückkehr nach Frankreich an. Während ihres Aufenthaltes auf den Mounds beobachteten diese Mönche dasselbe strenge Klosterleben, welches John Le Boutilhier de Rance, der strenge Gründer des Cistersienser Ordens, eingeführt hatte. Keinem wurde je erlaubt, mit einem andern oder einem Fremden außer im höchsten Nothfall zu sprechen; auch konnte dieses selbst mit dem Pater Superior nicht ohne vorhergehende Anfrage durch ein Zeichen, und ohne dessen Einwilligung geschehen. Sie durften keine Briefe noch Nachrichten von Außen in Emfang nehmen und mußten dem geringsten Zeichen selbst des untersten Layenbruders gehorchen, wenngleich sie in demselben Augenblick eine Arbeit verrichteten die dadurch verdorben oder verloren ging. Ihre Kleidung bestand ganz aus Wollen-Zeug, sie genossen kein Fleisch und hielten täglich nur zwei Mahlzeiten; ihr Mittagsessen bestand aus einer Suppe von weißen Rüben, gelben Rüben, oder von jedem anderen Gemüse, und wurde nur mit Salz gewürzt; und ihr Nachtessen bestand aus zwei Unzen Brod mit Wasser. Sie schliefen in ihren Kleidern auf Brettern und hatten Holzklötze zu Kopfkissen, aber im Winter durften sie so viele Decken ver-



langen, als sie nur wollten. Wenn ein Fremder sie besuchte, so wurde er durch ihren Ceremonien-Meister mit Wohlwollen empfangen, gehörig aufgewartet, ihm alles kostenfrei gezeigt und erklärt, und wenn er einem der Mönche begegnete, so machte Letzterer eine tiefe Verbeugung, ohne jedoch den Fremden anzublicken. Des Tags arbeiteten sie im Felde oder in den Werkstätten, ohne ein Wort zu reden; dieses jedoch wurde demjenigen erlassen, welcher beauftragt war, Fremde zu empfangen, sowie auch allen, die Unterricht ertheilten. Wenn einer von ihnen krank geworden war, so erließ man ihm die klösterliche Disciplin gänzlich, und er wurde sorgfältig gepflegt, und wenn sein Leben nicht mehr zu retten war, wurde er auf ein Brett, auf dem der Superior vorher ein Kreuz von Asche gemacht hatte, niedergelegt und die ganze Gemeinschaft versammelte sich um ihn herum und betete für sein Seelenheil. Die Todten wurden in ihren Kleidern und nahe bei der Wohnung begraben. Sobald einer zu Grabe gebracht worden war, wurde auch gleich ein frisches Grab nebenbei gemacht, um für einen folgenden Todesfall zu dienen. Es sind jetzt bereits fünf und zwanzig Jahre, daß diese strenge Väter die Mounds verlassen haben, indessen sprechen die älteren Bewohner der Nachbarschaft noch oft von den vielen wohlthätigen und christlichen Handlungen derselben und ehren ihr Andenken mit wahrhaft kindlicher Liebe.

Neunzehn Meilen abwärts von Herculanum, in der Grafschaft Randolph Illinois, sieht man die Ruinen eines alten Forts, Fort Chartres genannt. Es wurde im Jahre 1724 zur Abwehr gegen die Spanier erbaut, die damals im Besitz des Landes am Mississippi waren. Im Jahre 1756 wurde dasselbe wieder aufgebaut, und im Friedenstraktat von Fontainebleau, im Jahr 1762, zwischen Großbritanien, Frankreich, Spanien und Portugal, fielen die östlichen Regionen des Mississippi, mit Inbegriff aller Städte des Nordwestens, Großbritanien zu, und im Jahr 1765 nahm Kapt. Sterling im Namen seiner Majestät von England Besitz vom Fort Chartres und erließ eine Proklamation, worin er den westlichen Katholiken Freiheit in der Ausübung ihrer Religion versprach, so wie er es ihnen auch freistellte, das Land zu verlassen oder mit Genuß der Privilegien eines Engländers in demselben zu verbleiben. Die Umstände, der Charakter, die Form und Geschichte dieses Forts gewähren, weil sie mit der Geschichte des Landes innigst verbunden sind, ein größeres Interesse. Einst war dasselbe eine furchtbare Masse Mauerwerk,

von welchem das Material drei bis vier Meilen weit aus den Bluffs herbeigeschafft werden mußte. Ursprünglich war es ein unregelmäßiges Viereck, die äußeren Seiten desselben hatten vierhundert und neunzig Fuß im Umfang. Innerhalb der Mauern befand sich die Wohnung des Commandanten, das Wachthaus und das Gefängniß. Jetzt aber ist es seit dem Jahre 1776, wo der Mississippi die Seitenwände unterminirte, eine vollständige Ruine geworden. Oberhalb derselben befindet sich eine reichliche Gruppe von Bäumen.

St. Geneviève, elf Meilen tiefer, ist der Gerichtssitz der Grafschaft Geneviève, Missouri. Es hat eine angenehme und gesunde Lage, besitzt viel Betriebsamkeit, hauptsächlich im Bergbau, und zwar in Blei, Eisen und Kupfer, wovon beträchtliche Lager in der Nachbarschaft vorhanden sind. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa fünfhundert Seelen. Vor Zeiten ist dasselbe von den Franzosen angelegt worden, und wie man behauptet, soll dies die erste Niederlassung der Weißen an den Ufern des Flusses gewesen sein. Im Jahre 1774 betrug die Bevölkerung incl. der Schwarzen vier hundert und vierzig Köpfe.

Der Kaskaskia-Fluss.

Vierzehn Meilen tiefer befindet sich die südliche Grenze des großen amerikanischen Bottoms, der sich auf achtzig Meilen weit, nördlich dem Flusse entlang, ausdehnt. Auf diesem Bottom wurden die ersten französischen Niederlassungen gegründet. Sieben Meilen von der Mündung des Kaskaskia liegt die Stadt Kaskaskia, der Hauptsitz von Randolph-County, Illinois. Diese Stadt wurde im Jahre 1683, kurz nachdem Lasalle den Mississippi erforscht hatte, durch den Pater Gravier, einen katholischen Missionair, in Illinois gegründet, und war die Haupstadt von Illinois für die ganze Dauer der französischen Herrschaft in diesem Lande. Im Jahre 1763 wurde dasselbe von Frankreich an England abgetreten und 1778 wurde das Fort von der Ostseite des Flusses durch Col. George Roggers Clark genommen. Danach und bis vor einigen Jahren hat die Stadt allmählig abgenommen. Doch ist sie jetzt in einem blühenden Zustande; die Häuser liegen auf einer großen Ebene zerstreut auseinander und der größte Theil davon ist im französischen Style aus Holz gebaut.



Chester.

Eine Meile tiefer, als die Mündung des Kaskaskia, liegt Chester, auf einem erhabenen Strich Bottomlandes, am Fuße der Bluffs. Es ist ebensowohl ein Depot für das Innere des Landes, als auch in anderer Hinsicht ein wichtiger Platz, mit ungefähr 800 Einwohnern.

Die oben erwähnten Orte liegen zwischen Herculanum und dem vorzunehmendem Gegenstande unserer folgenden Illustration, nämlich dem

Grand Tower and Devil's Bake-Oven.

(Der große Thurm und des Teufels Backofen.)

Dieser berühmte Ort liegt 100 Meilen unterhalb St. Louis und bietet ein besonderes Interesse dar; der Judge Hall hat ihn in seinem schätzbaren „on the West" (über den Westen) folgendermaßen beschrieben. „Wenn man sich von Oben herab demselben nähert, erblickt man einen Felsrücken, der sich mit einem scharfen Vorsprunge auf der Illinois-Seite in den Fluß hineinzieht, auf dessen äußerstem Ende sich eine große rundliche Felsmasse 50 bis 60' hoch ausbreitet, die wie ein Ofen gestaltet ist und daher der Teufelsofen genannt wird. Ein niedriger Bergnacken verbindet diesen mit einer senkrechten Felskette, die, in rauhen Abgründen endend, über den Strom hinziehen und deren Gipfel mit einer reizenden Vegetation ausgestattet sind. Während der Fluß dieses Vorgebirge jählings bespült, zeigt sich von der entgegengesetzten Seite ein anderes Vorgebirge. Gegen dieses stürzt sich der Strom mit gräßlicher Schnelle und hat durch seine Gewalt dasselbe bis zu einem großen Fragmente abgerissen und in der Mitte der Fluthen einen einsamen Kegel geschaffen. — Dies ist der große Thurm, dessen Höhe etwa 50 bis 60 Fuß, und dessen Durchmesser ebensoviel betragen kann. Sein Umkreis ist merkwürdiger exakt und symmetrisch, indem er beinah eine cirkelrunde Säule bildet, die von Künstlerhand verfertigt zu sein scheint. Die Seiten sind beinah perpendiculär, aber die verschiedenen Schichten stechen deutlich hervor. Das Ganze hat das Aussehen einer regelmäßigen Säule, deren Höhe ihrem Durchmesser gleich ist. Auf dem Gipfel des Felsens, der flach ist, ruht eine



Schicht Erdreich, aus welchem ein kurzes aber üppiges Wachsthum von Bäumen und Gesträuchen emporschießt.

In unserer früheren Geschichtsperiode war dieser Punkt berühmt. Die Böte, welche vor der Anwendung des Dampfes mit Mühe den Strom hinaufbefördert wurden, konnten diesen reißenden Paß nicht mit Ruder und Stangen hinunterfahren. Nicht allein war der Strom für diese Arbeit zu reißend, sondern es war auch noch Gefahr vorhanden, gegen die Felsen zerschmettert zu werden. Um mit Sicherheit die Stelle zu passiren, wurde erfordert, daß ein Theil der Schiffsmannschaft landete, und für die Indianer gab es dann eine Gelegenheit, wenn ein Entkommen unmöglich war, jene anzugreifen. Deshalb errichteten sie hier ihre Hinterhalte, und mancher Schiffer wurde getödtet, um der Beute und Rachsucht der Wilden zu fröhnen, während viele Boote durch die Gewalt des Stromes und der Wellen zertrümmert wurden.

Der Devil's Tea Table (Teufels Thee-Tisch) und anderer Zubehör im Reiche Sr. teuflischen Majestät werden in der Nachbarschaft vorgefunden.

Die Cornice - Rocks

(Gesimse-Felsen.)

Diese sind wirklich eine Art von Merkwürdigkeit. Die senkrechten Seiten dieser Kalkstein-Wände sind vom Wasser zu unregelmäßigen Formen ausgespült worden, und an einigen Stellen erblickt man eine fortlaufende Formation, die einem hübschen Gesimse ähnlich ist und die Cliffs überragt, deren Seiten Säulen und andere architectonische Abzeichen vorstellen.

Zum Schluß geben wir zwar eine gedrängte, doch allgemeine Uebersicht über den

Staat Missouri.

In der Länge hat er 278 Meilen, die mittlere Breite ist 235 Meilen, mit einem Flächeninhalt von 64,500 Quadratmeilen und 41,280,000 Acres enthaltend.

Gegen Norden begrenzt ihn der Des-Moines-Staat oder New-Purchase (Neu-Ankaufland), dem Wiscon-Gebiet anhängend, gegen Westen das indianische Gebiet, gegen Süden der Arkansas, und gegen Osten begrenzt ihn der Mississippi. Seine Lage ist zwischen dem 36° und 40° 37′ nördl. Breite und zwischen dem 11° 15′ und 17° 30′ westl. Länge.

Die Konstitution ist dieselbe, wie die vom Staate Illinois in ihrem Gesammtbegriff, mit Ausnahme der Sclavenbenutzung, die hier gesetzlich ist, und die Kammern haben keine Macht, Gesetze für die Emancipation der Sclaven zu erlassen, ohne die Bewilligung ihrer Besitzer einzuholen, oder denselben das Aequivalent auszuzahlen." Den Kammern liegt die Verpflichtung ob, die Sclavenbesitzer zu verpflichten, ihre Sclaven menschlich zu behandeln und sich aller Beschädigung an Körper und Lebensgefahr zu enthalten. Die Sclaven sollen nicht eines unpartheischen Richterspruchs vor der Jury beraubt werden." Im Jahre 1832 waren 32,184 Sclaven und 661 freie Farbige im Staate. Jeder freie weiße männliche Bürger hat das Stimmrecht, nachdem er ein Jahr im Staate gewohnt hat.

Erziehung. In den westlichen Staaten wird alles für Erziehung gethan, was nur immer möglich ist. Die Wichtigkeit des Gegenstandes wird von jedem Gesetzgeber gehörig erwogen und die Zahl derer, welche weder schreiben noch lesen können, ist gering, und die gewöhnliche Erziehung ist Jedem zugänglich.

Religion. In keiner der westlichen Staaten sorgen die Gesetze für Beförderung der Religionen. Die Religion erhält von der Legislatur wenig mehr, als den Schutz für die Corporationen, und bei den meisten Constitutionen sind die Geistlichen nicht im Stande, Ehrenämter oder Vertrauensämter, die von der Gnade des Volkes abhängig, zu übernehmen. Indessen gibt es doch ansäßige Geistliche in Städten, zumal in Ohio, und die Missionäre und umherziehenden Prediger sind so zahlreich, daß kein anderer Religionsunterricht Noth thut. Der Gerichtshof ist der gewöhnliche Sammelplatz und es fehlt nicht an derjenigen Beredsamkeit, welche bei einem neuen Volke den meisten Einfluß hat. Die Haupt-Religionssecten sind Methodisten, Baptisten, Presbyterianer und Katholiken. In Arkansas, so wie auch in den westlichen Staaten wird des Sonntags Billard gespielt, und Pferderennen in der Nähe von Gotteshäusern gehalten, und man geht oft von einem zum andern

über. Dies findet jedoch nur in Distrikten statt, wo die Bevölkerung wenig zahlreich ist.

Die Camp-meetings (Feldlager-Versammlungen) wovon wir nachfolgend eine Beschreibung aus der Feder des Mr. Flint geben, werden zahlreich besucht und sind wahrhaft großartig.

Niemand, als derjenige, der ihnen beigewohnt hat, kann sich einen Begriff machen von dem Interesse, den diese Camp-meetings in einem Distrikt von vielleicht fünfzig Meilen im Umkreis bei der Bevölkerung erregen und die Prediger, die dabei die Hauptrolle spielen, haben es wohl verstanden, solche Mittel zu wählen, um eine ihrem Zwecke angemessene Wirkung hervorzubringen. So geschah es, als eine der bedeutendsten Versammlungen der Art im Laufe der letzten zwei Jahre in einem schönen Thale der Tenesee-Berge stattfand. Dieselbe wurde zwei bis drei Monate vorher angekündigt. An dem bestimmten Tage sieht man Kutschen, Reiter, Volk 2c., Wagen voll Lebensmittel, Matratzen, Zelte aus der Ferne anrücken, um hier eine Woche lang zu campiren. In der Mitte eines Waldes hoher und schöner Bäume, wie man sie gewöhnlich im Tenesee-Thal sieht, von dunklem Grün beschattet, ist an einer lebendigen Quelle der Centralpunkt der Feierlichkeiten aufgeschlagen.

Die Ehrgeizigen und Reichen finden sich ein, weil in dieser Region alles mächtige Wirkung hat, und ihr Zweck ist, entweder ihren politischen Einfluß zu stählen oder denselben durch ihre Abwesenheit wenigstens nicht zu schwächen. Aspiranten für Aemter oder Wahlen sind da, um sich Popularität zu verschaffen. Die große Menge kommt, um ihre Neugierde zu befriedigen und den Anblick des Schauspiels zu genießen, die liebe Jugend aus mancherlei Absichten, welche wir lieber nicht mit der verdienten Strenge bekritteln wollen. Kinder mit glänzenden Augen in erwartungsvoller Neugierde, altersreife Väter und Mütter mit den Gedanken solcher Leute, deren Lebenszweck erreicht ist und welche die Predigt ruhig abwarten, Greise, Männer und Frauen mit solchen Gedanken, wie ihre Jahre es gebieten. — Dieses sind die Tausenden aus denen die Versammlung besteht.

Eine Unzahl Prediger aller Art findet sich ein; die Einen in würdiger Kraft und jugendlicher Sehnsucht, auf die Gelegenheit wartend, sich produciren zu können; die Andern mit der Bibel in der Hand kommen als Pilger des Kreuzes vom entferntesten Norden unseres großen Landes nach den Ufern



des mexicanischen Golfes, und bereiten sich vor, die Worte, die Empfindungen und die Erfahrungen ihrer 50jährigen Dienstreisen zum Besten zu geben. Ihre altersschwache Stimme, eindrucksvoller noch als ihre Worte, deutet an, daß sie bald abreisen und auf Erden das Predigen einstellen werden.

So sind die Prediger!

Die Zelte werden in Reihen aufgespannt, und die fromme Stadt erhebt sich in einigen Stunden unter den Bäumen dem Ufer des Flusses entlang. Lampen werden in den Zweigen aufgehängt, und ihr Licht gewährt einen magischen Effekt auf den umgebenden Wald und auf die Gruppirungen in demselben. Die Scenerie des schönsten Theaters in der Welt ist im Vergleich mit diesem nur ein Gemälde für Kinder. — Mittlerweile wogt die Menge mit den Gefühlen der höchsten Aufregung und Erwartung, verbunden mit enthusiastischen Hoffnungen — von Zelt zu Zelt, apostolische Grüße und Umarmungen auswechselnd und Unterhaltungen über die bevorstehenden Feierlichkeiten anknüpfend. Ihr Kaffee und Thee ist zubereitet und ihr Nachtessen beendigt. Mittlerweile fängt der Mond (denn diese Meetings werden stets zur geeigneten Mondzeit veranstaltet) an, seine silberne Scheibe über die Berggipfel zu erheben, und einige Sterne durchschimmern die Zwischenräume der Zweige. — Das Ganze bildet einen der Größe Gottes würdigen Tempel. — Ein alter Mann in der schlichtesten Kleidung besteigt die Plattform, wischt den Staub von seiner Brille, und mit einem halbbewegten Tone stimmt er die Hymne an, von welcher die ganze Versammlung die Worte kennt, daher Alle das Lied mitsingen. Man müßte sehr engherzig sein, wenn man nicht von dem Gesang durchdrungen würde, der wie die mannigfaltigen Gewässer zwischen den Hügeln und Bergen wiederhallt. — Dergestalt sind Scenen und Vereine und der Art der Einfluß äußerer Dinge, die so wundervoll und ergreifend auf unsere Natur wirken, daß es für den mächtigen Einfluß der Religion, an einem solchen Orte und unter solchen Umständen wie hier, nur geringer Anstrengungen bedarf, um Herz und Auge zu füllen. — Der greise Redner spricht von Gott, von der Ewigkeit, von einem zukünftigen Gericht, und dies Alles ist von imposanter Wirkung. Er spricht von seinen Erfahrungen, seinen Mühseligkeiten, seinen Reisen, seinen Verfolgungen, von seinen Bewillkommnungen, und wie viele Menschen er gesehen hat in voller Hoffnung, in Frieden, im Triumph, die zu ihren Vätern heimgekehrt sind;

und wenn er von dem kurzen Zeitraume redet, der ihm noch vergönnt ist, so ist sein einziges Bedauern, in seiner Grabesstille die Gnade des Erlösers nicht mehr verkündigen zu können.

An einem solchen Ort der rührendsten Herzenserregungen bedarf der Redner keiner studirten Wirkungen. Es darf nicht wundern, wenn in den Pausen der Redner seine feuchten Augen trocknet, wenn die Zuhörer in Thränen zerfließen, oder reuige Seufzer ausstoßen. Auch ist es nicht zu verwundern, daß Manche, die sich an Verstand höher und über Unempfindlichkeit erhabener, als der gewöhnliche Haufe dünkten, sympathetische Gefühle empfanden, sie wurden wie die Weiber und Kinder, und die, welche kamen um zu spotten, blieben da, um zu beten."

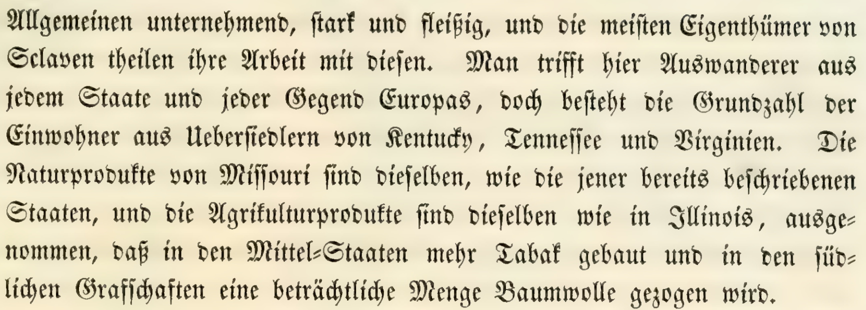
Oberfläche, Boden und Erzeugnisse. Die Oberfläche dieses Staates ist verschiedenartig beschaffen. Südlich vom Vorgebirge Girardeau, mit Ausnahme einiger Bluffs längs dem Mississippi, ist derselbe durchaus Alluvial-Boden und ein großer Theil desselben besteht aus Sümpfen und aus überschwemmtem Land, welches größtentheils mit Waldungen bewachsen ist. Von da an bis zum Missouri und westlich nach den Scheide-Landstrichen zwischen den Gewässern des Osage- und des Gasconadeflusses ist das Land im Allgemeinen holzreich, wellenförmig und an einigen Stellen ganz hügelartig; jedoch ist kein Theil des Missouri, streng genommen, bergig. Längs den Ufern des Gasconade und des Blac-rivers sind die Hügel häufig schroff und felsig, mit Streifen von fettem Alluvialgrund dem Flusse entlang. Diese Region ist reich an Mineralien aller Art: Blei, Eisen, Kohlen, Gyps, Braunstein, Zink, Antimonium, Kobalt, Oker von mancherlei Art, Kochsalz, Salpeter, Graphit, Porphyr, Jaspis, Chalcedon, Marmor und Quadersteine von verschiedener Qualität. Blei- und Eisenerz sind wörtlich unerschöpflich und reichhaltig. Man kann behaupten, daß diese Region reichhaltig genug ist, um die Vereinigten Staaten auf folgende hunderttausend Jahre mit Eisen zu versehen. Auch ist Wasserkraft in Ueberfluß, reißende Ströme mit Kieselboden, Waldungen für Bauholz, und unerschöpfliche Kohlenlager. Die einzige Schwierigkeit ist, diese unermeßlichen Produkte bis zum Mississippi zu befördern. Die Ströme dieser Gegend nehmen in ihrem Laufe verschiedene Richtungen bis zum Missouri, zum Mississippi und bis zum Arkansas; aber sie sind zu reißend und zu sehr gekrümmt, um eine sichere Schifffahrt zu gewähren.



Wenn die Rafts*), die jetzt im St. Francois angehäuft liegt, von Regierungswegen daraus entfernt würde, wie dieses mit Red River stattgehabt hat, so würde die untere Section des mineralreichen Landes von Dampfböten erreicht werden können. Die Bürger von St. Louis haben kürzlich den Plan aufgefaßt, eine Eisenbahn von jener Stadt durch das Herz des Landes nach dem schönen Farmlande im südwestlichen Theile des Staates anzulegen. Ein solches Project, wenn dasselbe ausgeführt würde, könnte ein Feld unermeßlichen Reichthums in Missouri eröffnen.

Der westliche Theil des Staates wird in Prairienland und Forstland eingetheilt, wovon das Meiste fruchtbar ist. Längs dem Osage ist es hügelig und das ganze ist wellenförmig; es wird als eine gesunde Gegend betrachtet und hat Ueberfluß an Salz-Quellen und Kalksteinen. Nördlich vom Missouri bekommt das Land ein anderes Ansehen durch eine Mischung von Prairien und Waldungen. Vom Missouri bis nach Salt-River sind gute Trinkquellen selten, und es ist schwer, durch eigends gegrabene Brunnen fortwährend gutes Wasser zu erlangen. Künstliche Brunnen, wie sie genannt werden, erhält man durch 40′ bis 50′ tiefes Graben, indem man diese mit Regenwasser, das von den Wohnhäusern abläuft, anfüllt. Ein großer Theil des Prairie-Landes dieser Gegend ist von geringerer Qualität als das Prairieland in Illinois, indem der Boden tonartiger ist, und das Wasser nicht so leicht von demselben absorbirt wird. Zwischen dem Salt-River und dem Des-Moines liegt ein schönes und reiches Land. Die Grafschaften von Marion, Monroe, Lewis und Shelby sind von bester Qualität. Die Grafschaften von Warren, Montgomery, Callaway, Boone, Howard und Chariton, diese alle, welche auf der Nordseite des Missouri liegen, sind wellenförmig, an einigen Stellen sind Bluffs und Hügel mit vielem guten Prairieland und beträchtlichem Holzwuchs anzutreffen. Weiter nach Westen vermehrt sich das Verhältniß der Prairien nach der Grenzlinie hin, so wie nordwärts nach den Grafschaften Boone, Howard und Chariton. Wenn wir auch einen bedeutenden Abzug für schlechten Boden, wüste Hügel und große Strecken Sümpfe wie im Süden in Abrechnung bringen, so enthält dennoch der Staat Missouri einen großen Flächeninhalt ausgezeichneten Farmbodens. Die Bevölkerung ist im

*) Anhäufung des Floßholzes.



Allgemeinen unternehmend, stark und fleißig, und die meisten Eigenthümer von Sclaven theilen ihre Arbeit mit diesen. Man trifft hier Auswanderer aus jedem Staate und jeder Gegend Europas, doch besteht die Grundzahl der Einwohner aus Uebersiedlern von Kentucky, Tennessee und Virginien. Die Naturprodukte von Missouri sind dieselben, wie die jener bereits beschriebenen Staaten, und die Agrikulturprodukte sind dieselben wie in Illinois, ausgenommen, daß in den Mittel-Staaten mehr Tabak gebaut und in den südlichen Grafschaften eine beträchtliche Menge Baumwolle gezogen wird.

Die Bevölkerung dieses Staates, zufolge der letzten Volkszählung, betrug 682,043 Einwohner, der Flächeninhalt 67,380 Quadrat-Meilen (engl.), welches 10, 12. Menschen auf eine Quadratmeile macht. In obige Volkszahl sind 87,422 Sclaven und 2,544 freie Farbige einbegriffen.



Cairo-Illinois

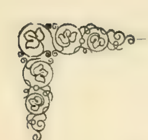
liegt am Zusammenflusse des Ohio und des Mississippi, 180 Meilen unterhalb St. Louis. Dieser Ort ist durch wiederholte Versuche, die gemacht wurden, an seiner Stelle eine große Stadt zu bauen, zu einer ziemlichen Berühmtheit gelangt. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß er, da seine Lage den Zusammenfluß von zwei mächtigen Strömen beherrscht, als solcher den schönsten Punkt darbietet, der sich nur denken läßt, um für die westlichen Staaten eine Stadt zu gründen, welche alsdann die Beherrscherin eines unermeßlichen und unberechenbaren Handels des ganzen Westens, Nordwestens und Südens werden würde. — Indessen sind in der örtlichen Lage und der Umgegend Schwierigkeiten vorhanden, welche, um jenen Zweck zu erreichen, erst aus dem Wege geräumt werden müßten, und ein unermeßliches Kapital und sehr viele und große Anstrengungen beanspruchen würden. — Daran ist übrigens nicht zu zweifeln, daß am Ende ein guter Erfolg alle Mühen krönen wird, aber es läßt sich nicht behaupten, daß solches hier so schnell wie an anderen Orten stattfinden würde. — Die Ufer des Flusses sind hier sehr niedrig und die umliegende Gegend liegt noch niedriger. Beide sind vielen Ueberfluthungen ausgesetzt und aus der sumpfigen Beschaffenheit des Bodens entwickeln sich Miasmen, welche für die Gesundheit sehr nachtheilig sind. — Alle diese Schwierigkeiten jedoch könnten durch ein zweckmäßiges System von Eindämmung, Ausfüllen und Trockenlegung überwunden werden. Bereits wird der Ort von einem Damme, der zu diesem Zwecke errichtet worden ist, größtentheils beschützt. Ein Jeder wird beim ersten Anblick einsehen, daß die Lage von New-Orleans in früheren Zeiten ganz ähnlich gewesen sein muß, und sich überzeugen, daß, wenn man hier ähnliche Werke anlegen wollte, der Ort so gut wie New-Orleans gegen Hochwasser geschützt sein würde. Die Zweckmäßigkeit der Lage kann nicht in Zweifel gezogen werden, aber



H Lewis, pinx Lith. Jnst. Arnz & Co. Dusseldorf.

CAIRO. MOUTH OF THE OHIO. CAIRO AN DER MÜNDUNG DES OHIO.





das öftere Mißlingen scheint zu dem Glauben verleitet zu haben, daß jeder Versuch, hier eine Stadt zu gründen, vergeblich sein würde. Dies Mißlingen aber hat seinen Grund größtentheils in der Art und Weise, wie die englische Kompagnie, welche das Terrain vor einigen Jahren ankaufte, es sich angelegen sein ließ, nicht allein die Ländereien zur Gründung einer Stadt, sondern auch noch das Innere des Landes meilenweit zu ihrem Monopol zu machen. Sie fingen ihre Operationen damit an, daß sie einen Damm um die Mündungs-Spitze aufwarfen, eine Gießerei und eine Anzahl Gebäulichkeiten, die alle ihr Eigenthum verblieben, errichteten, und dem Ansiedler nur das Recht des Vermiethens zugestanden. — Eine Anzahl Auswanderer ließ sich hier nieder, war aber beim Eintritt der ungesunden Jahreszeit schweren Leiden ausgesetzt, welche ihre Gesundheit untergruben. — Da kein Interesse sie an den Boden fesselte, wurden sie entmuthigt und verließen diesen Ort, welcher nun nach und nach fast zur Einöde herabsank. Vor nicht langer Zeit unternahm es eine andere Compagnie, denselben wieder aufzubauen, und nicht ohne Hoffnung etwas Nützliches zu stiften. Könnte man Auswanderer veranlassen, sich hier niederzulassen und auszudauern, dann würde bei einem weisen Verbesserungs-System die Idee des ersten Gründers einigermaaßen ausgeführt werden können. In diesem Augenblick aber stehen nur noch einige wenige Häuser da, die Ueberbleibsel einer früheren Ansiedlung; diese werden gegenwärtig von einigen unternehmenden Leuten bewohnt; auch erscheint hier ein gutes Tageblatt. Die Bevölkerung zählt etwa zweihundert und fünfzig Einwohner. Die Verzweigung von zwei großen Eisenbahnen, die Eine, welche ihre Richtung durch die südlichen Staaten, die Andere durch die Westlichen Staaten nimmt, soll bis hierhin stattfinden, wodurch Cairo für kommende Zeiten ein Platz von großer Wichtigkeit werden wird.

Der Ohio - Fluss

wird durch die Vereinigung des Alleghany- und des Monongahela-Flusses gebildet. — Kein Fluß in der Welt hat auf ähnlicher Länge solch einen gleichförmigen, ebenen, sanften Lauf; seine Ufer sind meistens hoch und steil, und endigen sich in Bluffs und Klippen, zuweilen bis zu einer Höhe

von dreihundert Fuß. Zwischen diesen Bluffs und dem Flusse liegt gewöhnlich ein Streifen Land, welches **Bottom** genannt wird. Diese Bluffs oder Feldberge bieten einen wilden, großartig-pittoresken Anblick dar, wie er von Denjenigen, die niemals die Natur in ihrem ursprünglichen unverdorbenen Zustande erblickt haben, kaum gedacht werden kann; dichte, endlose Wälder, Bäume von riesenhafter Größe, die ihren weiten Schatten in den glatten Strom abspiegeln; der üppige übernatürliche Wuchs der Baumstämme in den Bottoms, die Windungen und häufigen Krümmungen des Flusses, und die zahllosen schön bewaldeten Inseln, welche alle, rasch aufeinander folgend, dem Auge eine Scene darbieten, die sich stets ändert und stets wechselt, sowie wir nach und nach das endlose Labyrinth, das vor uns liegt, hinabgleiten — sind geeignet, einen unauslöschlichen Eindruck auf unser Gemüth zu machen.

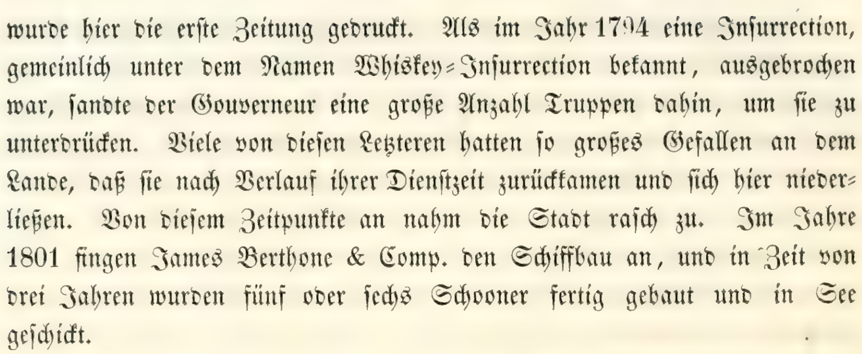
Zwischen Pittsburg und der Mündung des Ohio trifft man hundert beträchtliche Inseln und eine große Anzahl Untiefen und Sanbbänke an. Einige von diesen Inseln sind von ausnehmender Schönheit, bedeckt von Bäumen mit dem zartesten Grün, und recht geeignet zu Lieblings-Plätzen für ein zurückgezogenes Leben. Nebenflüsse und Bergwässer, fünf und siebenzig an der Zahl, ergießen sich in den Ohio zwischen Pittsburg und dem Ausflusse desselben. Eine Menge Städte und blühende Ortschaften bedecken die beiden Ufern des Flusses.

Der **Alleghany** entspringt im nördlichen Theile von Pensylvanien, fließt nördlich nach New-York zu und von da südlich nach Pensylvanien; er ist schiffbar bis Olean im New-York-Distrikt und bis Waterford am French-Creek (seinem Haupt-Nebenfluß), vierzehn Meilen vom Erie-See. Kleine Dampfböte sogar haben ihre Fahrt bis Olean, zwei hundert und vierzig Meilen von dessen Mündung, vollbracht. Seine Zuflüsse erhält er vom French-Creek, Connewongo, Mahoning und Kiskiminita. Ein großer Theil des Landes längs demselben ist uneben und unfruchtbar, hat aber einen unerschöpflichen Reichthum an schönstem Bauholz, welches für den vollen Bedarf der ganzen unteren Gegend ausreicht. Es wird angenommen, daß dreißig Millionen Fuß Bauholz jährlich aus dieser Region verschifft werden. Der Fluß hat an seiner Mündung eine Breite von etwa vierhundert Yards (Ellen).

Der **Monongahela** entspringt aus dem Alleghany bei Morgantown in Virginien und fließt in nordwestlicher Richtung nach Pittsburgh.

Pittsburgh, die Hauptstadt des westlichen Pensylvanien's, liegt auf einer Landspitze, welche durch den Zusammenfluß des Alleghany und des Monongahela gebildet wird. Sie liegt 201 Meilen westlich von Harrisburgh, der Hauptstadt des Staates, 223 Meilen nordwestlich von der Stadt Washington und 297 Meilen nordwestlich von Philadelphia. Ihre Lage hat vielleicht nicht ihres Gleichen in der Welt; die Stadt ist umgeben von unerschöpflichen Lagern von Kohlen, Eisen ꝛc., ihre Schifffahrt führt etwa fünfzig tausend Meilen weit, wodurch sie in Verbindung mit den reichsten und fruchtbarsten Regionen der Welt steht. Ihre frühere Geschichte ist sehr anziehend.

Als der Gouverneur von Canada (welches damals unter französischer Herrschaft stand) den Plan entworfen hatte, diese Provinz mit Louisiana zu vereinigen, und zwar durch eine Defensiv-Linie von den Lakes (Seen) an bis zum Mississippi, hatte er einen Posten am Ausfluß des French-Creek errichtet und war im Begriff, von „the Forks“ (die Gabeln), wie damals Pittsburgh genannt wurde, Besitz zu nehmen. — Der Gouverneur von Virginien, Dinwiddie aber sandte im October 1753 eiligst George Washington ab, um von dem französischen Commandanten seine Absichten zu erfragen. — Auf seinem Wege hielt er an „the Forks“ an; und da er diesen Ort als einen geeigneten Punkt für die Errichtung eines Forts erachtete, so theilte er dieses dem Gouverneur mit. Im nachfolgenden Frühjahr fing die Virginia-Ohio-Compagnie an, Fortificationen hier anzulegen. Während dieses geschah, kam am 17. April 1754 ein französischer Offizier, Mr. de Contrecoeur, mit drei hundert Kanoes an, welche mit ein tausend Mann Franzosen und Indianer nebst achtzehn Kanonen versehen waren, und zwangen die Besatzung, sich zu ergeben. Dies war der Anfang des französisch-indianischen Krieges, welcher neun Jahre dauerte. Die Franzosen gaben dem Fort den Namen „Fort Duquesne.“ Sie hatten solches bis zum 24. November 1758 im Besitz, als General Forbes von Pensylvanien und Colonel George Washington, die gegen dasselbe anmarschirt waren, es verbrannten und den Feind daraus vertrieben. General Forbes nahm am folgenden Tage Besitz davon und gab ihm den Namen „Fort Pitt“ zu Ehren des Grafen von Chatam. Nur wenig Verbesserungen wurden darauf verwendet, bis nach der Revolution. Im Jahr 1755 übertraf die Zahl der Häuser nicht dreißig. Im Jahr 1786



wurde hier die erste Zeitung gedruckt. Als im Jahr 1794 eine Insurrection, gemeinlich unter dem Namen Whiskey-Insurrection bekannt, ausgebrochen war, sandte der Gouverneur eine große Anzahl Truppen dahin, um sie zu unterdrücken. Viele von diesen Letzteren hatten so großes Gefallen an dem Lande, daß sie nach Verlauf ihrer Dienstzeit zurückkamen und sich hier niederließen. Von diesem Zeitpunkte an nahm die Stadt rasch zu. Im Jahre 1801 fingen James Berthone & Comp. den Schiffbau an, und in Zeit von drei Jahren wurden fünf oder sechs Schooner fertig gebaut und in See geschickt.

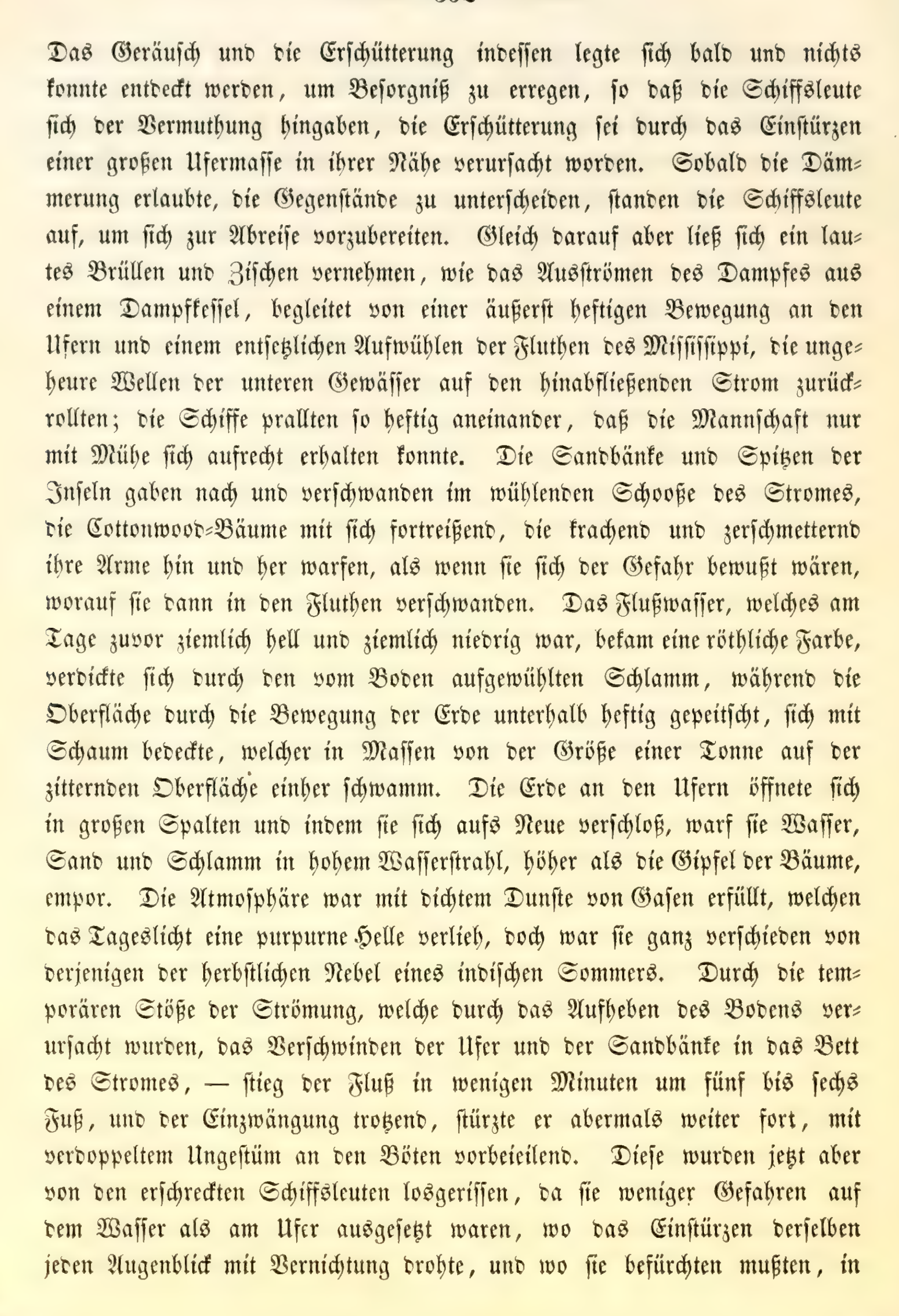
Pittsburgh ist jetzt der große Markt für den westlichen Theil von New-York, Virginien und Pensylvanien. Die Stadt ist mit Philadelphia und den atlantischen Städten durch drei verschiedene Straßen verbunden: die eine führt nach Brownsville auf der Cumberlands-Straße, und die Baltimore- und die Ohio-Eisenbahn nach Baltimore und von da mit der Eisenbahn nach Philadelphia; — ein anderer über die Alleghany-Gebirge nach Chambersburgh, von da mit der Eisenbahn durch Carlisle und Harrisburgh nach Philadelphia; und eine dritte Straße führt über den Pensylvanischen Canal nach Johnstown, von da über die Berge auf der Portage-Eisenbahn auf zehn abhängigen Flächen, von hier über den Canal von Harrisburgh und per Eisenbahn nach Philadelphia. Die Bevölkerung der eigentlichen Stadt selbst beträgt etwa vierzigtausend Einwohner. Auf der anderen Seite gegenüber vom Alleghany liegt Alleghany-City, mit einer Bevölkerung von ungefähr zwanzig tausend Seelen und mit Pittsburgh durch drei Brücken, einen Canal und eine Wasserleitung verbunden. Auf der entgegengesetzten Seite des Monongahela liegt Birmingham, das gleichfalls durch eine prachtvolle Brücke mit der City verbunden ist. Dieser Ort hat eine große Anzahl Manufakturen und ist im raschen Zunehmen. Angrenzend liegt ein neuer Flecken mit Namen South-Pittsburgh. Der Distrikt innerhalb fünf Meilen vom Mittelpunkt von Pittsburg, mit Einschluß von Alleghany-City, Manchester, Birmingham, Sligo, Minnersville, East-Liberty, Scottsfield, South-Pittsburgh rc. wird auf eine Bevölkerung von ein hundert und fünfzig tausend Einwohner geschätzt.




New-Madrid.

Nachdem wir eben an einer Menge kleiner Niederlassungen von besonderem Interesse vorüberkommen, gelangen wir nun nach New-Madrid in Missouri.

New-Madrid, 251 Meilen von St. Louis entfernt, ist eine kleine Stadt, hat aber als Centrum des im Jahr 1811 stattgehabten Erdbebens ein bedeutendes Interesse erlangt. Sie liegt auf einem hohen Alluvial-Ufer, das der Strom unabläßig fortschwemmt. Nachfolgende Beschreibung dieses unglücklichen Ereignisses rührt von der Feder des Dr. Hildreth aus Marietta, Ohio, her. Der Mittelpunkt des Erdbebens war nahe bei Little- Prairie, fünf und zwanzig oder dreißig Meilen unterhalb New-Madrid. — Die Vibrationen desselben fühlte man durch das ganze Ohio-Thal bis weit nach Pittsburgh hin. Der erste Stoß wurde in der Nacht vom 16. Dezember 1811 gespürt, und wiederholte sich in Zwischenräumen, jedoch mit abnehmender Heftigkeit bis zum folgenden Monat Februar. Da New-Madrid mehr als irgend eine andere Stadt am Mississippi von dessen Wirkungen gelitten hatte, so glaubte man, daß sie dem Fokus, woher die Schwingungen kamen, am nächsten liege. Von einem Augenzeugen, welcher damals vierzig Meilen unterhalb dieser Stadt in einem flachen Boot mit einer Ladung Landesprodukte auf seinem Wege nach New-Orleans sich befand und mir die Scene beschrieb, erfuhr ich, daß die Erschütterung die Erde und die Gewässer des mächtigen Mississippi convulsivisch in Bewegung setzte und jedes lebendige Wesen mit Schrecken erfüllte. Der erste Stoß fand in der Nacht statt, während das Boot mit mehreren anderen am Ufer lagen. In dieser Periode, gerade eben nach der Schlacht von Tippecanoe, wo eine allgemeine Furcht vor den südlichen Indianern verbreitet worden war, hatte man der Sicherheit wegen und um gegen feindliche Anfälle geschützt zu sein, mehrere Boote in Gemeinschaft zusammengelegt. In der Mitte der Nacht fand eine schreckliche Erschütterung statt und ein Knarren der Boote ließ sich vernehmen, so daß das Schiffsvolk sämmtlich erwachte und mit den Waffen in der Hand aufs Deck eilte, indem sie glaubten, die Indianer bestiegen ihre Schiffe. Enten, Gänse, Schwäne und verschiedene andere Wasservögel, die in zahlloser Menge ruhig in den Stillwässern des Flusses verweilten, geriethen in die größte Unordnung und gaben durch lautes Geschrei in ängstlichen Tönen ihre Furcht zu erkennen.



Das Geräusch und die Erschütterung indessen legte sich bald und nichts konnte entdeckt werden, um Besorgniß zu erregen, so daß die Schiffsleute sich der Vermuthung hingaben, die Erschütterung sei durch das Einstürzen einer großen Ufermasse in ihrer Nähe verursacht worden. Sobald die Dämmerung erlaubte, die Gegenstände zu unterscheiden, standen die Schiffsleute auf, um sich zur Abreise vorzubereiten. Gleich darauf aber ließ sich ein lautes Brüllen und Zischen vernehmen, wie das Ausströmen des Dampfes aus einem Dampfkessel, begleitet von einer äußerst heftigen Bewegung an den Ufern und einem entsetzlichen Aufwühlen der Fluthen des Mississippi, die ungeheure Wellen der unteren Gewässer auf den hinabfließenden Strom zurückrollten; die Schiffe prallten so heftig aneinander, daß die Mannschaft nur mit Mühe sich aufrecht erhalten konnte. Die Sandbänke und Spitzen der Inseln gaben nach und verschwanden im wühlenden Schooße des Stromes, die Cottonwood=Bäume mit sich fortreißend, die krachend und zerschmetternd ihre Arme hin und her warfen, als wenn sie sich der Gefahr bewußt wären, worauf sie dann in den Fluthen verschwanden. Das Flußwasser, welches am Tage zuvor ziemlich hell und ziemlich niedrig war, bekam eine röthliche Farbe, verdickte sich durch den vom Boden aufgewühlten Schlamm, während die Oberfläche durch die Bewegung der Erde unterhalb heftig gepeitscht, sich mit Schaum bedeckte, welcher in Massen von der Größe einer Tonne auf der zitternden Oberfläche einher schwamm. Die Erde an den Ufern öffnete sich in großen Spalten und indem sie sich aufs Neue verschloß, warf sie Wasser, Sand und Schlamm in hohem Wasserstrahl, höher als die Gipfel der Bäume, empor. Die Atmosphäre war mit dichtem Dunste von Gasen erfüllt, welchen das Tageslicht eine purpurne Helle verlieh, doch war sie ganz verschieden von derjenigen der herbstlichen Nebel eines indischen Sommers. Durch die temporären Stöße der Strömung, welche durch das Aufheben des Bodens verursacht wurden, das Verschwinden der Ufer und der Sandbänke in das Bett des Stromes, — stieg der Fluß in wenigen Minuten um fünf bis sechs Fuß, und der Einzwängung trotzend, stürzte er abermals weiter fort, mit verdoppeltem Ungestüm an den Böten vorbeieilend. Diese wurden jetzt aber von den erschreckten Schiffsleuten losgerissen, da sie weniger Gefahren auf dem Wasser als am Ufer ausgesetzt waren, wo das Einstürzen derselben jeden Augenblick mit Vernichtung drohte, und wo sie befürchten mußten, in

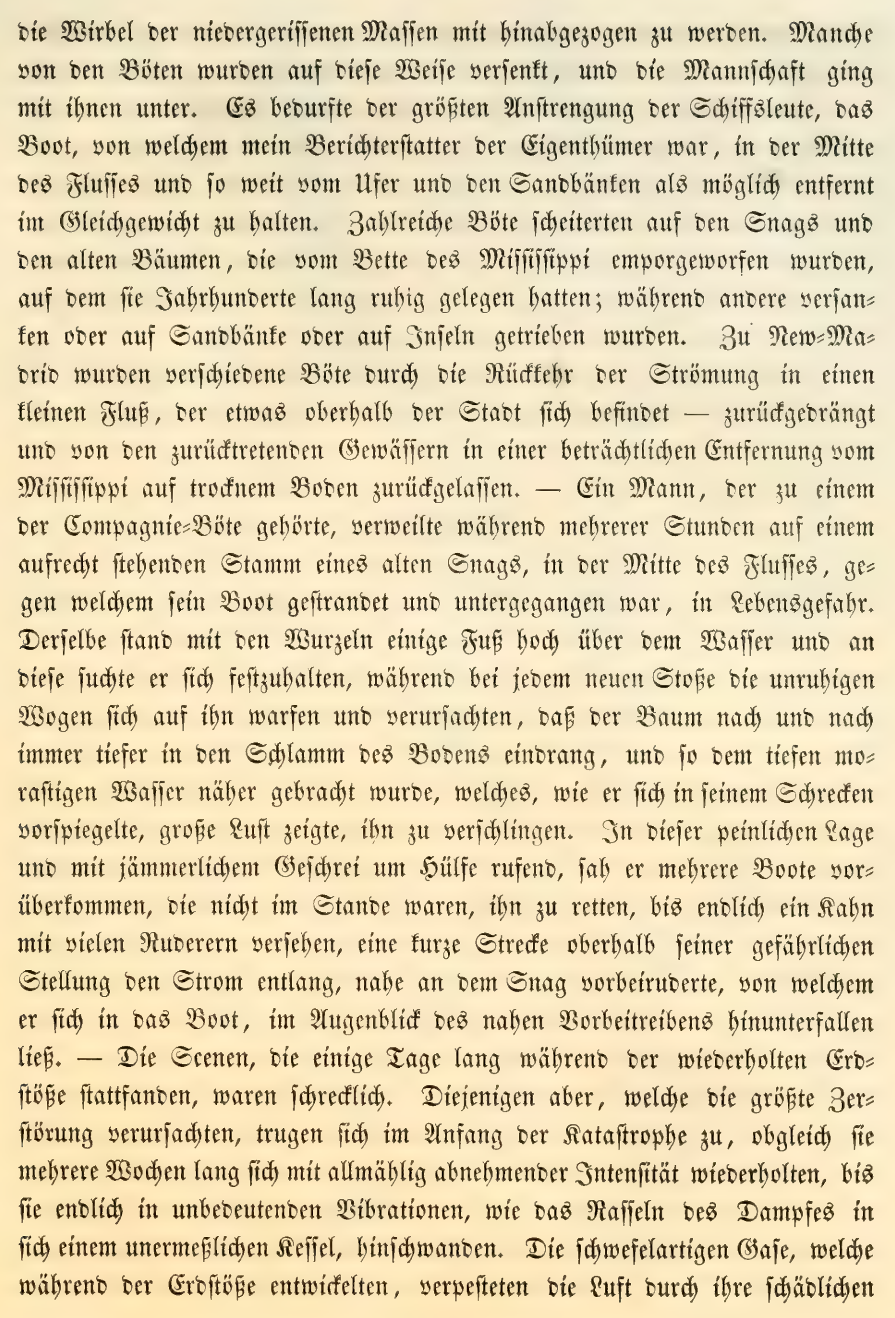


H Lewis pinx

Lith Jnst. Arnz & Cº Dusseldorf

NEW MADRID MISSOURI.





die Wirbel der niedergerissenen Massen mit hinabgezogen zu werden. Manche von den Böten wurden auf diese Weise versenkt, und die Mannschaft ging mit ihnen unter. Es bedurfte der größten Anstrengung der Schiffsleute, das Boot, von welchem mein Berichterstatter der Eigenthümer war, in der Mitte des Flusses und so weit vom Ufer und den Sandbänken als möglich entfernt im Gleichgewicht zu halten. Zahlreiche Böte scheiterten auf den Snags und den alten Bäumen, die vom Bette des Mississippi emporgeworfen wurden, auf dem sie Jahrhunderte lang ruhig gelegen hatten; während andere versanken oder auf Sandbänke oder auf Inseln getrieben wurden. Zu New-Madrid wurden verschiedene Böte durch die Rückkehr der Strömung in einen kleinen Fluß, der etwas oberhalb der Stadt sich befindet — zurückgedrängt und von den zurücktretenden Gewässern in einer beträchtlichen Entfernung vom Mississippi auf trocknem Boden zurückgelassen. — Ein Mann, der zu einem der Compagnie-Böte gehörte, verweilte während mehrerer Stunden auf einem aufrecht stehenden Stamm eines alten Snags, in der Mitte des Flusses, gegen welchem sein Boot gestrandet und untergegangen war, in Lebensgefahr. Derselbe stand mit den Wurzeln einige Fuß hoch über dem Wasser und an diese suchte er sich festzuhalten, während bei jedem neuen Stoße die unruhigen Wogen sich auf ihn warfen und verursachten, daß der Baum nach und nach immer tiefer in den Schlamm des Bodens eindrang, und so dem tiefen morastigen Wasser näher gebracht wurde, welches, wie er sich in seinem Schrecken vorspiegelte, große Lust zeigte, ihn zu verschlingen. In dieser peinlichen Lage und mit jämmerlichem Geschrei um Hülfe rufend, sah er mehrere Boote vorüberkommen, die nicht im Stande waren, ihn zu retten, bis endlich ein Kahn mit vielen Ruderern versehen, eine kurze Strecke oberhalb seiner gefährlichen Stellung den Strom entlang, nahe an dem Snag vorbeiruderte, von welchem er sich in das Boot, im Augenblick des nahen Vorbeitreibens hinunterfallen ließ. — Die Scenen, die einige Tage lang während der wiederholten Erdstöße stattfanden, waren schrecklich. Diejenigen aber, welche die größte Zerstörung verursachten, trugen sich im Anfang der Katastrophe zu, obgleich sie mehrere Wochen lang sich mit allmählig abnehmender Intensität wiederholten, bis sie endlich in unbedeutenden Vibrationen, wie das Rasseln des Dampfes in sich einem unermeßlichen Kessel, hinschwanden. Die schwefelartigen Gase, welche während der Erdstöße entwickelten, verpesteten die Luft durch ihre schädlichen



Dünste und schwängerten das Flußwasser bis zu einer Strecke von 150 Meilen dermaßen, daß es auf lange Zeit zu jedem Gebrauche untauglich wurde.

New-Madrid, welches auf einer felsigen Bank, fünfzehn bis zwanzig Fuß über der Sommerwasserhöhe, gelegen ist, sank so tief, daß der folgende Wasserstand dasselbe bis zu fünf Fuß hoch bedeckte. Die Bottoms von mehreren schönen Seeen der Nachbarschaft wurden derart emporgehoben, daß sie trockenes Land wurden, und seitdem mit Getreide bepflanzt worden sind. Leichte Oscillationen und Stöße wurden Jahre lang noch in diesen Regionen verspürt, und noch jetzt ist dieses zuweilen der Fall.

Nachdem wir an mehreren kleinen Städten und Landungsplätzen auf unserer Reise vorübergekommen sind, erreichen wir nun die blühende Stadt

Memphis

im Shelly-Distrikt, Tennessee. — Sie ist reizend gelegen auf dem dritten Chickasaw-Bluff, gerade über der Mündung des Wolf Rivers. An dieser Stelle stand ehemals das Fort Assumption, welches dazu bestimmt war, das Land gegen die Chickasaws zu schützen, zu deren Züchtigung eine französische Armee von beinah viertausend Mann, Weiße, Rothe und Schwarze, hier versammelt waren. Sie blieben vom Sommer 1739 bis zum Frühjahr 1740 völlig unthätig, und während dieser Zeit kränkelten und starben Hunderte von ihnen, bis im März desselben Jahres Friede geschlossen wurde. Der Bluff, auf welchem der Ort steht, ist dreißig Fuß über dem höchsten Stand des Hochwassers gelegen, und seine Basis wird bis auf eine Entfernung von drei Meilen vom Flusse bespült, während ein Bett von Sandstein, das einzige unterhalb des Ohio bekannte Felsstratum, sich gerade in den Strom hinein erstreckt und dadurch einen passenden Landungsplatz bildet. Vom Ohio bis nach Vicksburgh, in einer Entfernung von 650 Meilen, ist dieser Ort die einzige passende Lage für einen commerciellen Markt für beide Seiten des Mississippi. — Der Anblick von Memphis von der Wasserseite ist sehr schön und imposant. In einer kleinen Entfernung vom Gipfel des Felsbergs erstreckt sich eine hübsche Reihe von Gebäulichkeiten in mehrere Viertel, und verleibt denselben ein solches Aussehen von Geschäftigkeit, wie es wenige

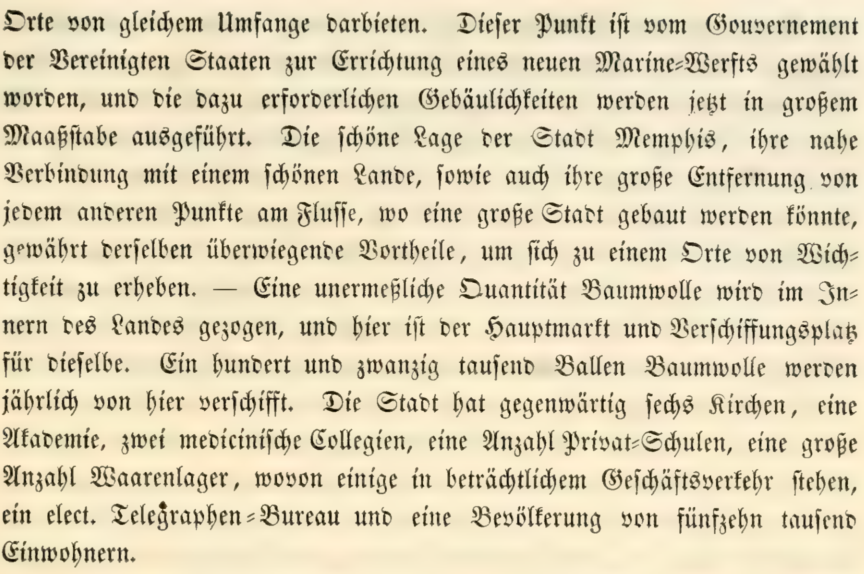
H. Lewis pinx

Lith. Inst. Arnz & Co Dusseldorf

MEMPHIS . TENESSEE.

DIE STADT MEMPHIS . TENESSEE.

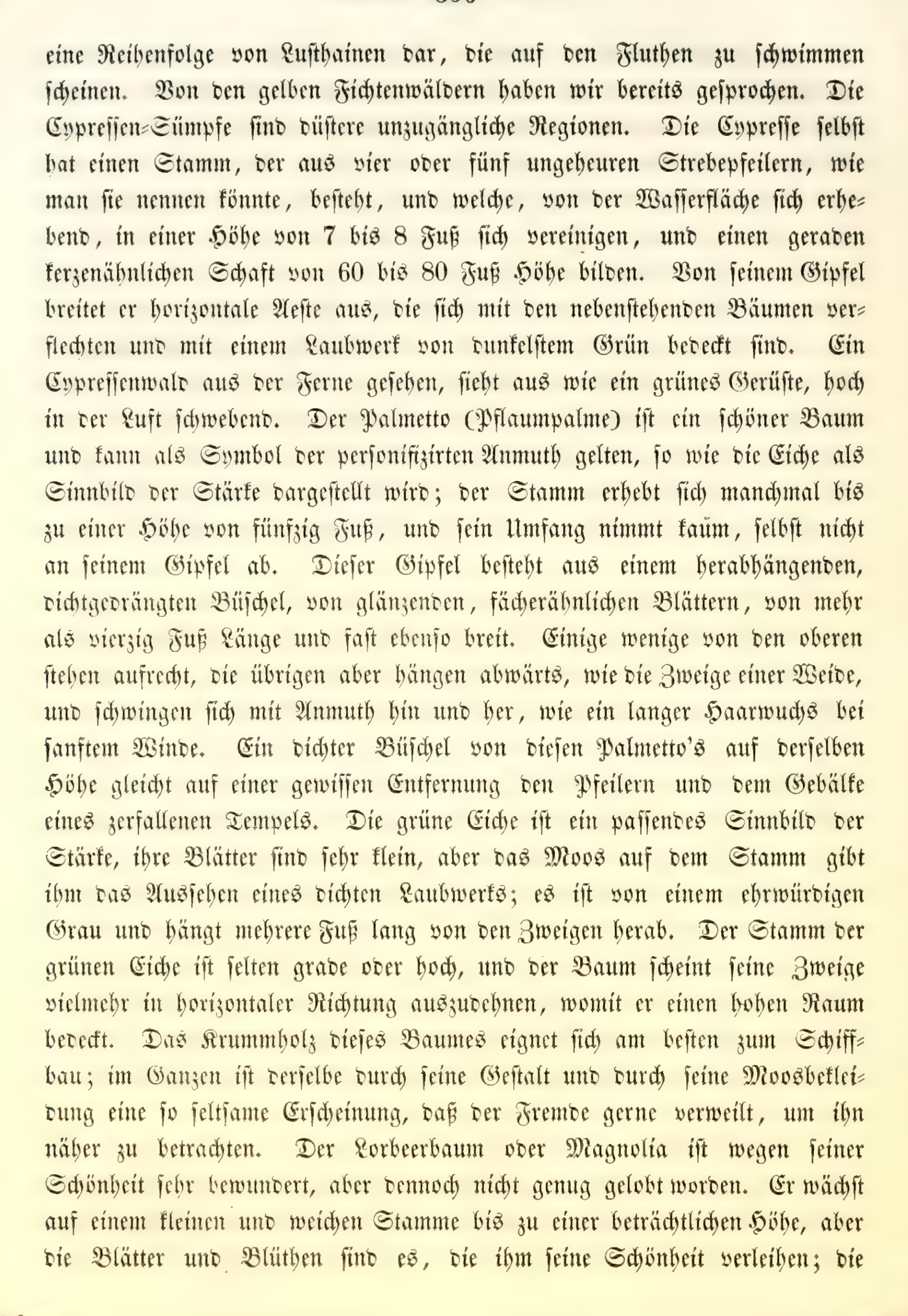




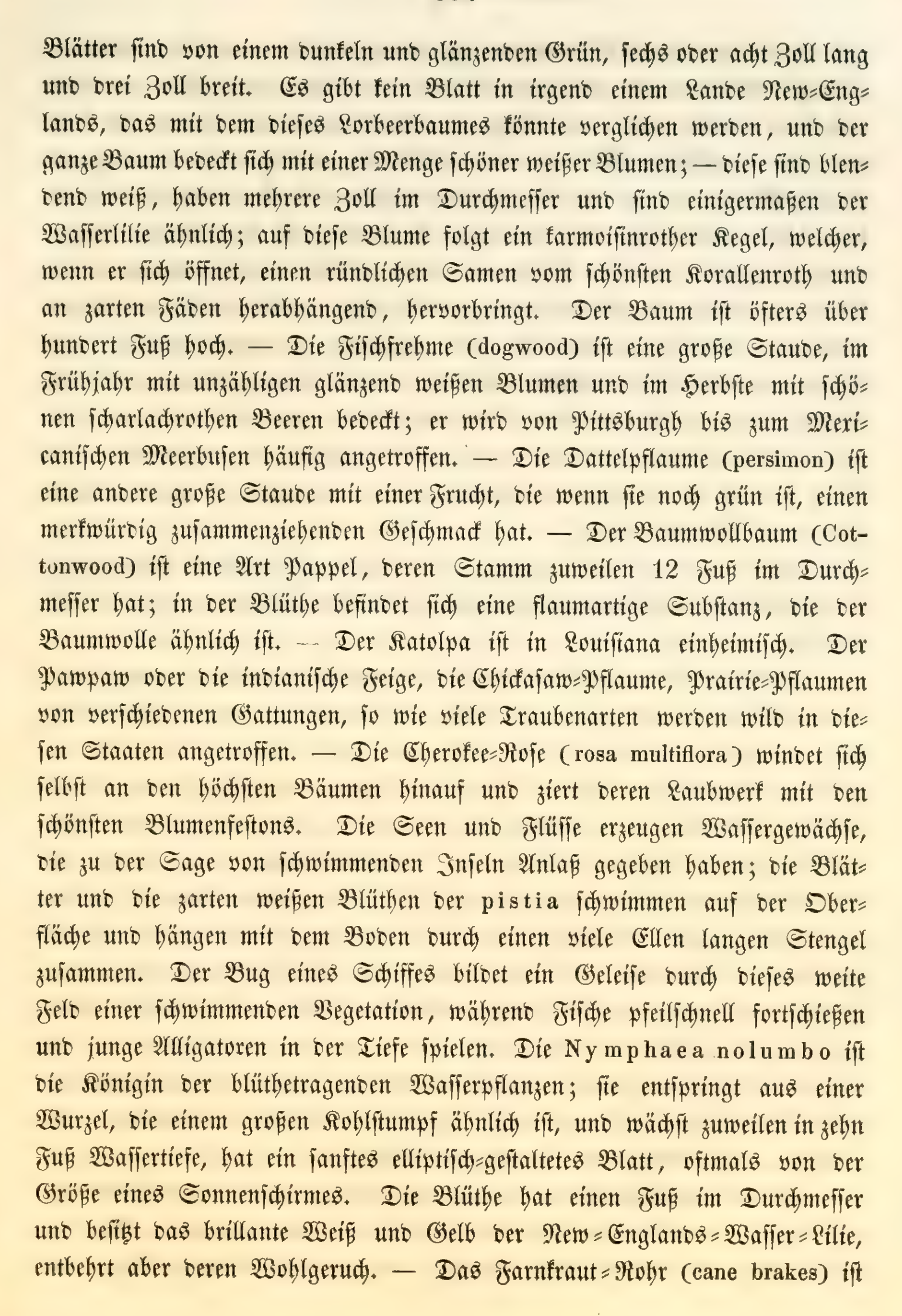
Orte von gleichem Umfange darbieten. Dieser Punkt ist vom Gouvernement der Vereinigten Staaten zur Errichtung eines neuen Marine-Werfts gewählt worden, und die dazu erforderlichen Gebäulichkeiten werden jetzt in großem Maaßstabe ausgeführt. Die schöne Lage der Stadt Memphis, ihre nahe Verbindung mit einem schönen Lande, sowie auch ihre große Entfernung von jedem anderen Punkte am Flusse, wo eine große Stadt gebaut werden könnte, gewährt derselben überwiegende Vortheile, um sich zu einem Orte von Wichtigkeit zu erheben. — Eine unermeßliche Quantität Baumwolle wird im Innern des Landes gezogen, und hier ist der Hauptmarkt und Verschiffungsplatz für dieselbe. Ein hundert und zwanzig tausend Ballen Baumwolle werden jährlich von hier verschifft. Die Stadt hat gegenwärtig sechs Kirchen, eine Akademie, zwei medicinische Collegien, eine Anzahl Privat-Schulen, eine große Anzahl Waarenlager, wovon einige in beträchtlichem Geschäftsverkehr stehen, ein elect. Telegraphen-Bureau und eine Bevölkerung von fünfzehn tausend Einwohnern.

Jetzt kommen wir an den Punkt, wo die südlichen Staaten beginnen, deren Grenzlinie von den Westlichen Staaten der Ohio bezeichnet. — Alle Staaten, die südlich von dieser Linie liegen, sind die Staaten der Sclaven-Besitzer, während die westlichen, mit Ausnahme von Missouri, Freistaaten sind. Die südlichen Staaten, womit wir uns jetzt beschäftigen wollen, sind diejenigen, welche an den Mississippi grenzen, und einen Theil des großen Mississippi-Thals bilden; diese sind Tennessee, Arkansas, Mississippi und Louisiana, durch den reichen Baumwollen- und Zucker-Ertrag berühmte Staaten, deren Grenzen und Flächeninhalt wir bei unserer Reise durch dieselben näher beschreiben werden. Die meisten Flüsse, welche durch diese Staaten fließen, haben einen trägen Lauf, und das Land, durch welches sie ihre Richtung nehmen, ist flach; ihre Mündungen werden gewöhnlich durch Sandbänke versperrt. Das Klima in den nördlicheren und gebirgigen Gegenden ist gemäßigt und gesund, der bei weitem größere Theil dieses Landes aber trägt den Charakter eines heißen, feuchten und ungesunden Klimas.

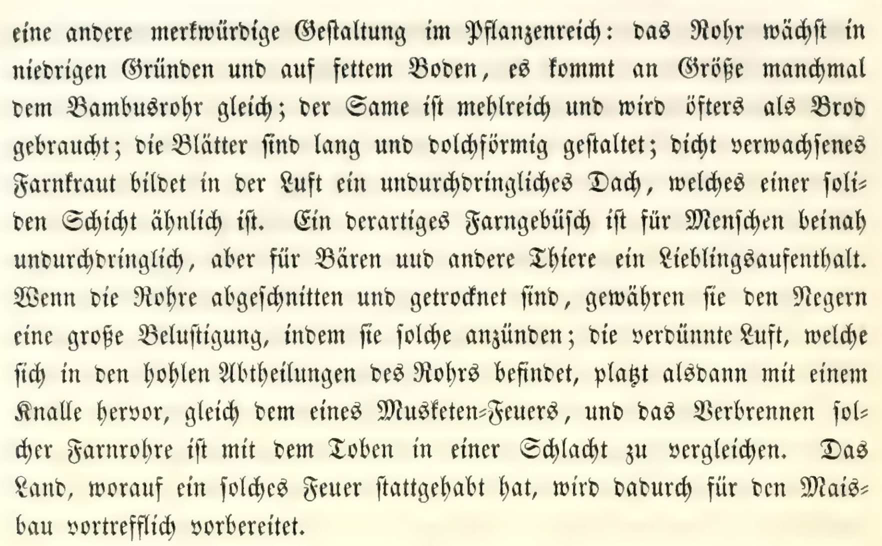
Natur-Produkte. Hauptsächlich in diesen Staaten zeigt die Natur ihre Wirksamkeit in der größten Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit. — Hier erblickt man die Pracht der Urwälder und die reiche Vegetation der sumpfigen Alluvien. Die Ufer Carolina's, Georgien's und Florida's bieten dem Auge



eine Reihenfolge von Lusthainen dar, die auf den Fluthen zu schwimmen scheinen. Von den gelben Fichtenwäldern haben wir bereits gesprochen. Die Cypressen-Sümpfe sind düstere unzugängliche Regionen. Die Cypresse selbst hat einen Stamm, der aus vier oder fünf ungeheuren Strebepfeilern, wie man sie nennen könnte, besteht, und welche, von der Wasserfläche sich erhebend, in einer Höhe von 7 bis 8 Fuß sich vereinigen, und einen geraden kerzenähnlichen Schaft von 60 bis 80 Fuß Höhe bilden. Von seinem Gipfel breitet er horizontale Aeste aus, die sich mit den nebenstehenden Bäumen verflechten und mit einem Laubwerk von dunkelstem Grün bedeckt sind. Ein Cypressenwald aus der Ferne gesehen, sieht aus wie ein grünes Gerüste, hoch in der Luft schwebend. Der Palmetto (Pflaumpalme) ist ein schöner Baum und kann als Symbol der personifizirten Anmuth gelten, so wie die Eiche als Sinnbild der Stärke dargestellt wird; der Stamm erhebt sich manchmal bis zu einer Höhe von fünfzig Fuß, und sein Umfang nimmt kaüm, selbst nicht an seinem Gipfel ab. Dieser Gipfel besteht aus einem herabhängenden, dichtgedrängten Büschel, von glänzenden, fächerähnlichen Blättern, von mehr als vierzig Fuß Länge und fast ebenso breit. Einige wenige von den oberen stehen aufrecht, die übrigen aber hängen abwärts, wie die Zweige einer Weide, und schwingen sich mit Anmuth hin und her, wie ein langer Haarwuchs bei sanftem Winde. Ein dichter Büschel von diesen Palmetto's auf derselben Höhe gleicht auf einer gewissen Entfernung den Pfeilern und dem Gebälke eines zerfallenen Tempels. Die grüne Eiche ist ein passendes Sinnbild der Stärke, ihre Blätter sind sehr klein, aber das Moos auf dem Stamm gibt ihm das Aussehen eines dichten Laubwerks; es ist von einem ehrwürdigen Grau und hängt mehrere Fuß lang von den Zweigen herab. Der Stamm der grünen Eiche ist selten grade oder hoch, und der Baum scheint seine Zweige vielmehr in horizontaler Richtung auszudehnen, womit er einen hohen Raum bedeckt. Das Krummholz dieses Baumes eignet sich am besten zum Schiffbau; im Ganzen ist derselbe durch seine Gestalt und durch seine Moosbekleidung eine so seltsame Erscheinung, daß der Fremde gerne verweilt, um ihn näher zu betrachten. Der Lorbeerbaum oder Magnolia ist wegen seiner Schönheit sehr bewundert, aber dennoch nicht genug gelobt worden. Er wächst auf einem kleinen und weichen Stamme bis zu einer beträchtlichen Höhe, aber die Blätter und Blüthen sind es, die ihm seine Schönheit verleihen; die



Blätter sind von einem dunkeln und glänzenden Grün, sechs oder acht Zoll lang und drei Zoll breit. Es gibt kein Blatt in irgend einem Lande New-Englands, das mit dem dieses Lorbeerbaumes könnte verglichen werden, und der ganze Baum bedeckt sich mit einer Menge schöner weißer Blumen; — diese sind blendend weiß, haben mehrere Zoll im Durchmesser und sind einigermaßen der Wasserlilie ähnlich; auf diese Blume folgt ein karmoisinrother Kegel, welcher, wenn er sich öffnet, einen ründlichen Samen vom schönsten Korallenroth und an zarten Fäden herabhängend, hervorbringt. Der Baum ist öfters über hundert Fuß hoch. — Die Fischfrehme (dogwood) ist eine große Staude, im Frühjahr mit unzähligen glänzend weißen Blumen und im Herbste mit schönen scharlachrothen Beeren bedeckt; er wird von Pittsburgh bis zum Mexicanischen Meerbusen häufig angetroffen. — Die Dattelpflaume (persimon) ist eine andere große Staude mit einer Frucht, die wenn sie noch grün ist, einen merkwürdig zusammenziehenden Geschmack hat. — Der Baumwollbaum (Cottonwood) ist eine Art Pappel, deren Stamm zuweilen 12 Fuß im Durchmesser hat; in der Blüthe befindet sich eine flaumartige Substanz, die der Baumwolle ähnlich ist. — Der Katolpa ist in Louisiana einheimisch. Der Pawpaw oder die indianische Feige, die Chickasaw-Pflaume, Prairie-Pflaumen von verschiedenen Gattungen, so wie viele Traubenarten werden wild in diesen Staaten angetroffen. — Die Cherokee-Rose (rosa multiflora) windet sich selbst an den höchsten Bäumen hinauf und ziert deren Laubwerk mit den schönsten Blumenfestons. Die Seen und Flüsse erzeugen Wassergewächse, die zu der Sage von schwimmenden Inseln Anlaß gegeben haben; die Blätter und die zarten weißen Blüthen der pistia schwimmen auf der Oberfläche und hängen mit dem Boden durch einen viele Ellen langen Stengel zusammen. Der Bug eines Schiffes bildet ein Geleise durch dieses weite Feld einer schwimmenden Vegetation, während Fische pfeilschnell fortschießen und junge Alligatoren in der Tiefe spielen. Die Nymphaea nolumbo ist die Königin der blüthetragenden Wasserpflanzen; sie entspringt aus einer Wurzel, die einem großen Kohlstumpf ähnlich ist, und wächst zuweilen in zehn Fuß Wassertiefe, hat ein sanftes elliptisch-gestaltetes Blatt, oftmals von der Größe eines Sonnenschirmes. Die Blüthe hat einen Fuß im Durchmesser und besitzt das brillante Weiß und Gelb der New-Englands-Wasser-Lilie, entbehrt aber deren Wohlgeruch. — Das Farnkraut-Rohr (cane brakes) ist

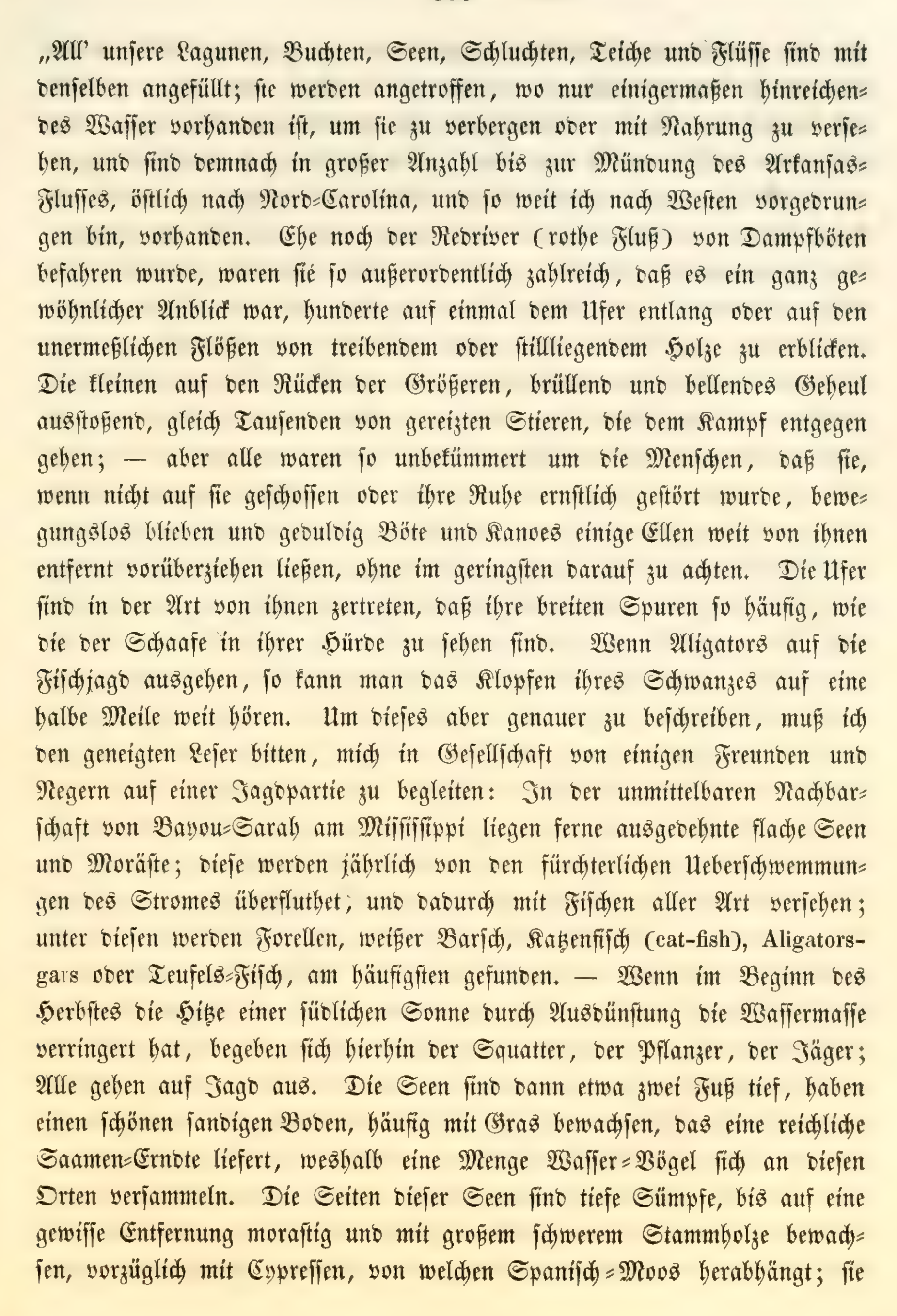


eine andere merkwürdige Gestaltung im Pflanzenreich: das Rohr wächst in niedrigen Gründen und auf fettem Boden, es kommt an Größe manchmal dem Bambusrohr gleich; der Same ist mehlreich und wird öfters als Brod gebraucht; die Blätter sind lang und dolchförmig gestaltet; dicht verwachsenes Farnkraut bildet in der Luft ein undurchdringliches Dach, welches einer soliden Schicht ähnlich ist. Ein derartiges Farngebüsch ist für Menschen beinah undurchdringlich, aber für Bären uud andere Thiere ein Lieblingsaufenthalt. Wenn die Rohre abgeschnitten und getrocknet sind, gewähren sie den Negern eine große Belustigung, indem sie solche anzünden; die verdünnte Luft, welche sich in den hohlen Abtheilungen des Rohrs befindet, platzt alsdann mit einem Knalle hervor, gleich dem eines Musketen-Feuers, und das Verbrennen solcher Farnrohre ist mit dem Toben in einer Schlacht zu vergleichen. Das Land, worauf ein solches Feuer stattgehabt hat, wird dadurch für den Maisbau vortrefflich vorbereitet.

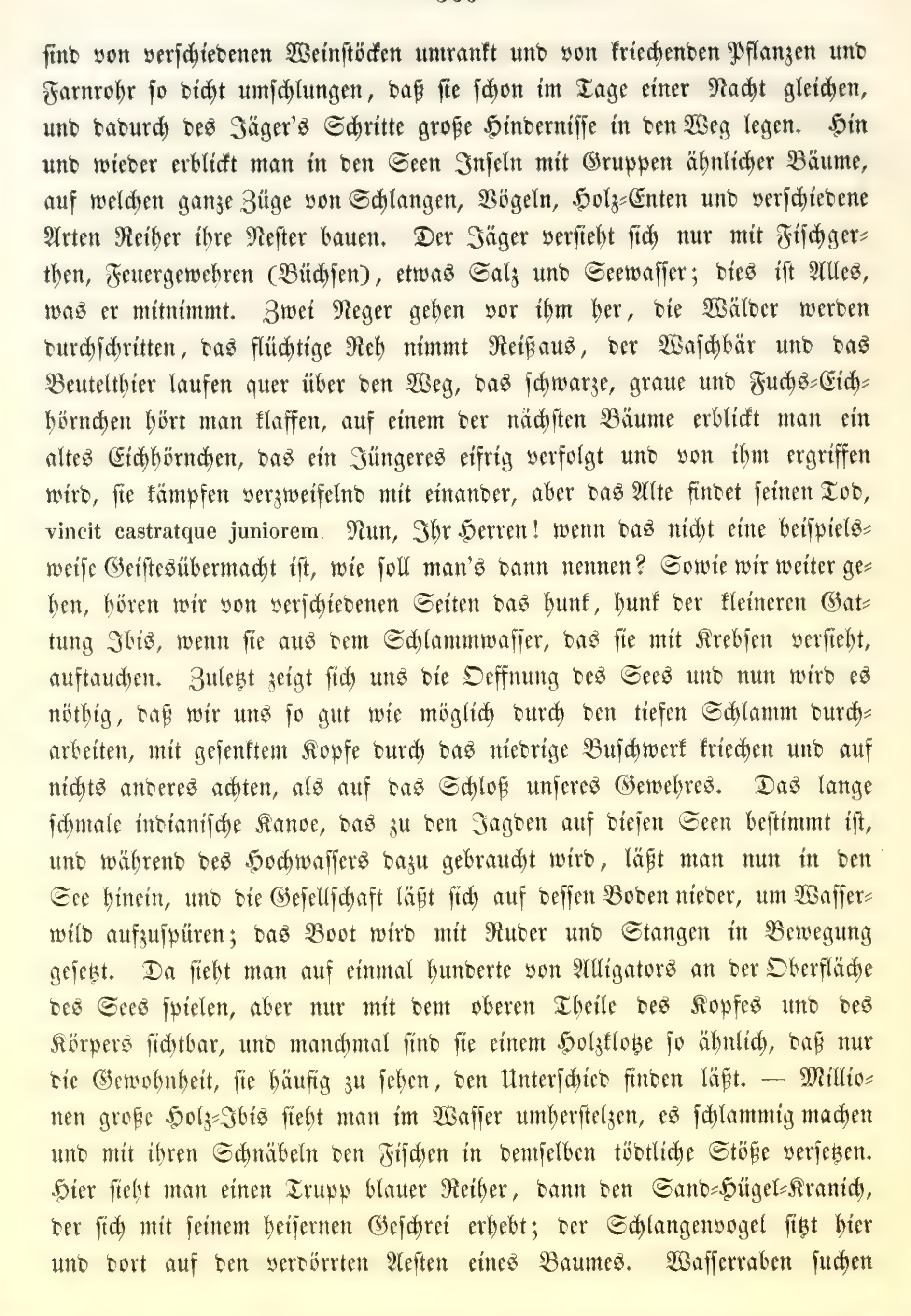
Thiere. Das virginische Rothwild ist in allen Holzgegenden der südlichen Staaten sehr häufig; aber in Louisiana besonders zahlreich anzutreffen. —

Das amerikanische Elenthier findet sich zuweilen, wiewohl selten im südwestlichen Theile vor. Den Bär, den Wolf und andere wilde Thiere trifft man gelegentlich an. Rothe und graue Füchse sind in Ueberfluß vorhanden. Außer diesen gibt es auch noch folgende vierfüßige Thiere in den südlichen Staaten: der Waschbär, das Beutelthier, das maryländische Murmelthier, das Stinkthier, der Hase, das Fuchs-Eichhörnchen und andere Arten des Letzteren, welche in dem Kapitel über die westlichen Staaten erwähnt worden sind. Der Auerochs scheint seine Wanderungen nicht weiter als bis Louisiana auszudehnen, und wird östlich vom Mississippi nicht angetroffen. Die Beutelratte wird in Florida und Georgien in großer Anzahl gesehen und hat ihre Höhlen an verschiedenen Orten und in großer Menge. Die Baumwollratte ist in Florida zu Hause, wo sie in verödeten Plantagen und Gärten ihre Höhlen gräbt; sie macht ihr Nest aus Baumwolle. Die Holzratte wird ebenfalls in Florida angetroffen.

Der Alligator ist in den größeren Strömen des Süd-Westens gewöhnlich und besonders in Louisiana in großer Anzahl vorhanden. Mr. Audubon liefert uns nachfolgenden Bericht, der auf diesen Staat Bezug hat,



„All' unsere Lagunen, Buchten, Seen, Schluchten, Teiche und Flüsse sind mit denselben angefüllt; sie werden angetroffen, wo nur einigermaßen hinreichendes Wasser vorhanden ist, um sie zu verbergen oder mit Nahrung zu versehen, und sind demnach in großer Anzahl bis zur Mündung des Arkansas-Flusses, östlich nach Nord-Carolina, und so weit ich nach Westen vorgedrungen bin, vorhanden. Ehe noch der Redriver (rothe Fluß) von Dampfböten befahren wurde, waren sie so außerordentlich zahlreich, daß es ein ganz gewöhnlicher Anblick war, hunderte auf einmal dem Ufer entlang oder auf den unermeßlichen Flößen von treibendem oder stilliegendem Holze zu erblicken. Die kleinen auf den Rücken der Größeren, brüllend und bellendes Geheul ausstoßend, gleich Tausenden von gereizten Stieren, die dem Kampf entgegen gehen; — aber alle waren so unbekümmert um die Menschen, daß sie, wenn nicht auf sie geschossen oder ihre Ruhe ernstlich gestört wurde, bewegungslos blieben und geduldig Böte und Kanoes einige Ellen weit von ihnen entfernt vorüberziehen ließen, ohne im geringsten darauf zu achten. Die Ufer sind in der Art von ihnen zertreten, daß ihre breiten Spuren so häufig, wie die der Schaafe in ihrer Hürde zu sehen sind. Wenn Aligators auf die Fischjagd ausgehen, so kann man das Klopfen ihres Schwanzes auf eine halbe Meile weit hören. Um dieses aber genauer zu beschreiben, muß ich den geneigten Leser bitten, mich in Gesellschaft von einigen Freunden und Negern auf einer Jagdpartie zu begleiten: In der unmittelbaren Nachbarschaft von Bayou-Sarah am Mississippi liegen ferne ausgedehnte flache Seen und Moräste; diese werden jährlich von den fürchterlichen Ueberschwemmungen des Stromes überfluthet, und dadurch mit Fischen aller Art versehen; unter diesen werden Forellen, weißer Barsch, Katzenfisch (cat-fish), Aligatorsgars oder Teufels-Fisch, am häufigsten gefunden. — Wenn im Beginn des Herbstes die Hitze einer südlichen Sonne durch Ausdünstung die Wassermasse verringert hat, begeben sich hierhin der Squatter, der Pflanzer, der Jäger; Alle gehen auf Jagd aus. Die Seen sind dann etwa zwei Fuß tief, haben einen schönen sandigen Boden, häufig mit Gras bewachsen, das eine reichliche Saamen-Erndte liefert, weshalb eine Menge Wasser-Vögel sich an diesen Orten versammeln. Die Seiten dieser Seen sind tiefe Sümpfe, bis auf eine gewisse Entfernung morastig und mit großem schwerem Stammholze bewachsen, vorzüglich mit Cypressen, von welchen Spanisch-Moos herabhängt; sie



sind von verschiedenen Weinstöcken umrankt und von kriechenden Pflanzen und Farnrohr so dicht umschlungen, daß sie schon im Tage einer Nacht gleichen, und dadurch des Jäger's Schritte große Hindernisse in den Weg legen. Hin und wieder erblickt man in den Seen Inseln mit Gruppen ähnlicher Bäume, auf welchen ganze Züge von Schlangen, Vögeln, Holz-Enten und verschiedene Arten Reiher ihre Nester bauen. Der Jäger versieht sich nur mit Fischgerthen, Feuergewehren (Büchsen), etwas Salz und Seewasser; dies ist Alles, was er mitnimmt. Zwei Neger gehen vor ihm her, die Wälder werden durchschritten, das flüchtige Reh nimmt Reißaus, der Waschbär und das Beutelthier laufen quer über den Weg, das schwarze, graue und Fuchs-Eichhörnchen hört man klaffen, auf einem der nächsten Bäume erblickt man ein altes Eichhörnchen, das ein Jüngeres eifrig verfolgt und von ihm ergriffen wird, sie kämpfen verzweifelnd mit einander, aber das Alte findet seinen Tod, vincit castratque juniorem. Nun, Ihr Herren! wenn das nicht eine beispielsweise Geistesübermacht ist, wie soll man's dann nennen? Sowie wir weiter gehen, hören wir von verschiedenen Seiten das hunk, hunk der kleineren Gattung Ibis, wenn sie aus dem Schlammwasser, das sie mit Krebsen versieht, auftauchen. Zuletzt zeigt sich uns die Oeffnung des Sees und nun wird es nöthig, daß wir uns so gut wie möglich durch den tiefen Schlamm durcharbeiten, mit gesenktem Kopfe durch das niedrige Buschwerk kriechen und auf nichts anderes achten, als auf das Schloß unseres Gewehres. Das lange schmale indianische Kanoe, das zu den Jagden auf diesen Seen bestimmt ist, und während des Hochwassers dazu gebraucht wird, läßt man nun in den See hinein, und die Gesellschaft läßt sich auf dessen Boden nieder, um Wasserwild aufzuspüren; das Boot wird mit Ruder und Stangen in Bewegung gesetzt. Da sieht man auf einmal hunderte von Alligators an der Oberfläche des Sees spielen, aber nur mit dem oberen Theile des Kopfes und des Körpers sichtbar, und manchmal sind sie einem Holzklotze so ähnlich, daß nur die Gewohnheit, sie häufig zu sehen, den Unterschied finden läßt. — Millionen große Holz-Ibis sieht man im Wasser umherstelzen, es schlammig machen und mit ihren Schnäbeln den Fischen in demselben tödtliche Stöße versetzen. Hier sieht man einen Trupp blauer Reiher, dann den Sand-Hügel-Kranich, der sich mit seinem heisernen Geschrei erhebt; der Schlangenvogel sitzt hier und dort auf den verdörrten Aesten eines Baumes. Wasserraben suchen

Fische, Mäusefalken und Krähen versinnlichen einen Trauerzug, geduldig abwartend, bis das Wasser aufgetrocknet ist, und ihnen Nahrung hinterläßt; und fern am Horizont überflügelt ein Adler eine einsame Holz-Ente, die sich von den zahlreichen Zügen, die dort erzeugt worden sind, isolirt hat. — Hier sieht und hört man jeden Alligator an seinem Werke; jeder See hat eine Stelle, die tiefer ist, als der übrige Theil, diese tiefe Stelle wird durch die Alligatoren ausgewühlt, und befindet sich immer am Ende des Sees, nahe bei den angrenzenden Einbuchtungen. Auf diese Weise begeben sie sich gleich Wasserableitern durch alle diese Seen und leiten mehrere Meilen weit das Wasser ab, welches sich am oberen Theile eingedrängt hat, und sichern sich dadurch Wasser, so lange als etwas davon übrig bleibt. Die Jäger nennen diese Orte die Alligators-Löcher; dort sieht man sie nahe zusammenliegen.

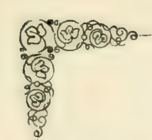
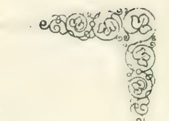
Die Viehtreiber von den Apelousas und Mauleseltreiber von Mexico senden, sobald sie eine Lagune oder Einbuchtung erreichen, mehrere von ihren Begleitern, blos mit einem Knittel bewaffnet, ins Wasser, um die Alligatoren vom Vieh fortzutreiben; und so sieht man Menschen, Maulesel und diese Ungeheuer, Alle untereinander schwimmen; die Ersteren schlagen auf die Alligatoren los, damit sie das Vieh, für welches sie eine besondere Vorliebe haben, nicht angreifen, und die Letzteren eilen auf das entgegengesetzte Ufer, um ihren mächtigen Feinden zu entgehen. Sie pflegen schnell nach einem Hunde, einem Hirsch oder einem Pferde zu schwimmen, ehe sie es versuchen, einen Menschen anzugreifen, vor welchem, wie ich stets bemerkt habe, sie sich fürchten, wenn nämlich der Mensch keine Furcht vor ihnen hat!

Außer den Alligatoren gibt es noch einige kleine Thiere vom Eidechsen-Geschlecht in den südwestlichen Staaten. Unter diesen erwähnt Mr. Flint verschiedene Arten von kleinen Chamäleons, welche im Verlauf von einer halben Stunde alle Farben des Regenbogens zu zeigen pflegen. Auch gibt es hier Scorpionen, welche eine größere Art Eidechsen sind, und vom Volke für sehr giftig gehalten werden. — Die Klapper-Schlange wird in allen Gegenden unseres Landes angetroffen, aber in den Süd-Staaten erreicht sie einen größeren Umfang. Einige sind von der Dicke eines Mannsschenkels und 6 bis 7 Fuß lang. So lange sie sich in ihrer Geburts-

Stätte befindet, kriecht sie majestätisch umher, trachtet weder größere Thiere anzugreifen, noch scheint sie deren Angriffe zu fürchten. Ungereizt bekümmert sie sich nur um ihre natürliche Beute; wenn aber zufällig auf sie getreten oder nach ihrem Leben getrachtet wird — dann macht sie eine verzweiflungsvolle Vertheidigung, richtet sich auf ihrem Schwanz in die Höhe, wirft den Kopf rückwärts und verwundet in einem Nu; dann steht sie ab, versetzt eine zweite Wunde, nach welcher, wie Einige sagen, sie betäubt und unbeweglich bleibt, ohne eine Flucht zu versuchen. Im Augenblicke selbst, in dem die Wunde beigebracht wurde, fühlt man sie nicht mehr schmerzen als den Stich einer Biene. Indessen wird dieser so plötzlich gefühlte Schmerz, anstatt nachzulassen, jeden Augenblick peinigender und gefährlicher, das Glied schwillt auf, das Gift erreicht den Kopf, der bald eine monstruöse Gestalt erhält; die Augen werden roth und feurig; das Herz schlägt schnell mit häufigen Unterbrechungen; der Schmerz wird unausstehlich und Einige unterliegen in fünf oder sechs Stunden, andere aber, die von einer stärkeren Constitution sind, überleben nur einige Stunden länger den Todeskampf, um unter einer allgemeinen Auflösung, welche den ganzen Körper ansteckt, zu unterliegen. — Die gewöhnliche Bewegung der Klapperschlange ist so, daß sie den Kopf nach dem Boden richtet, wenn sie jedoch in Angst geräth, dreht sie ihren Körper in einen Zirkel mit dem Kopfe aufrecht, und wirft schrecklich glühende Blicke. Sie kann aber ihren Feind nicht schnell verfolgen und hat keine Gewalt, auf denselben loszustürzen.

Von der Maccasin-Schlange gibt es drei oder vier Arten, die im Allgemeinen an Größe und Farbe der Klapperschlange ähnlich sind. Einige davon leben in den höheren Gegenden, andere ziehen wieder Wasser- und Sumpfgründe vor; es sind träge sorglose Thiere, die weder fliehen noch die Menschen verfolgen. Als Giftthier wird sie zu der Klasse der Klapperschlange gezählt. — Die Neger auf den Reispflanzungen sind genöthigt, Vorsichtsmaßregeln gegen dieselben zu treffen, aber man sagt, daß sie niemals des Nachts beißen, und die Jäger, welche auf die Enten-Jagd oder auf andere Wasservögel ausgehen, zu dieser Zeit ohne Furcht die Sümpfe durchwandern.

Die Kupferkopf-Schlange (copper-head Snake) bewohnt die südlichen Staaten, wiewohl dies eben nicht gewöhnlich ist. In der Farbe

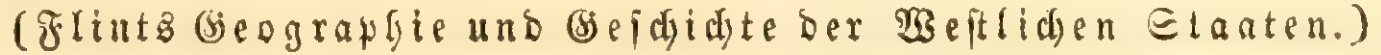
ist sie dem polirten Kupfer ähnlich und ist giftiger*) als die Klapperschlange.

Die Zisch-Schlange (Hissing-Snake) ist von brauner Farbe und sechs bis acht Zoll lang; sie macht einen zischenden Laut wie der einer Gans; man hält sie für giftig.

Die Peitsch-Schlange (Whip-Snake), so genannt wegen ihrer Aehnlichkeit in Gestalt und Länge mit einer Kutscher-Peitsche, ist, wie es heißt, sehr gewöhnlich in diesen Staaten.

Die Beschreibung der Vögel wird in einem der nachfolgenden Kapitel, gegeben werden. —

Einwohner, Racen, Klassen &c. Die Bevölkerung ist eine gemischte, obgleich dieselbe hauptsächlich von englischer Abstammung ist. Indessen sind es nicht allein Abkömmlinge von Franzosen, Spaniern, Deutschen &c., sondern es gibt auch noch Niederlassungen von wirklichen Fremden oder Ausländern; dann noch Einwohner aus verschiedenen europäischen Staaten, die nach Amerika auswanderten. Die Neger bilden nicht allein einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung, sondern sie machen eine besondere Klasse aus und die meisten werden in Sclaverei gehalten. Hauptsächlich sind es Eingeborne, obgleich viele aus Afrika Eingeführte darunter begriffen sind. — Die Indianer bestehen hauptsächlich aus einigen Nottaways und Catawbas in Virginien und Süd-Carolina; Creeks in Alabama; Seminoles und an-



*) Manche Leute werden oft von Klapperschlangen und anderen giftigen Schlangen gebissen; der Schmerz ist martervoll, und das Individuum, welches so zugerichtet worden ist, schwillt auf und wird bald blind. Die giftigeren Schlangen selbst werden während der letzten Hälfte des Sommers blind; dann sind sie natürlicherweise weni er fähig, ihr Ziel zu treffen, ihr Biß aber in dieser Periode ist sehr gefährlich. Man vermuthet, daß diese Blindheit durch Absorbirung ihres eigenen Giftes verursacht wird. — Ob nun in der That die zahlreichen Mittel, die in diesem Falle vorgeschrieben werden, erfolgreiche Wirksamkeit haben, oder ob, wie es uns am wahrscheinlichsten dünkt, der Biß dieser giftigen Reptilien dann nicht verderblich wird, wenn nicht das Gift in irgend einer Hauptader eingedrungen ist; die Ursache mag nun sein, welche sie wolle: so steht fest, daß im andern Falle sich bisher wenige Unglücksfälle gezeigt haben. Wir haben eine große Anzahl Personen gekannt, die von Klapperschlangen, Copperheads oder Moccasins, gebissen worden sind, aber wir haben nie einen unglücklichen Fall gesehen.

(Flints Geographie und Geschichte der Westlichen Staaten.)



dern in Florida; und dreizehn Stämmen, vorzüglich die Natches, Appalachies, Alabamas, Pascagoulas 2c. in Louisiana.

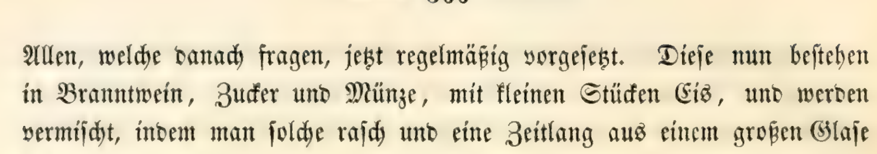
Kleidung. Die Bekleidungsart ist im Allgemeinen dieselbe, welche in den andern Sectionen vorherrschend ist, obgleich im Süden der Stoff leichter ist und die Hutränder breiter sind.

Sprache. Die englische Sprache ist nicht die Allgemeine Sprache; deutsch, französisch und spanisch sind in verschiedenen Ansiedlungen gebräuchlich, und in Louisiana werden Gesetze und Tageblätter sowohl in englischer als in französischer Sprache gedruckt. Die Cherokee-Sprache ist ebenfalls in ein schriftliches System gebracht worden, und bereits ist ein Tageblatt in dieser Sprache erschienen.

Bau-Art. Die Wohnungen werden hier weniger solide, als in den Mittel- und nördlichen Staaten gebaut. Wenige Landhäuser sind von Backsteinen und das platte Land hat keine Steine. Das, was Jefferson von Virginien gesagt hat, kann auch anderwärts Anwendung finden: „daß der Genius der Architektur seinen Fluch über das Land ausgesprochen zu haben scheint.“ Von öffentlichen Gebäuden gibt es in Virginien nichts als Kirchen und Gerichtshöfe, und diese haben nichts weniger als eine elegante Bauart. Die alten, unter dem Colonial-Gouvernement von ausländischen Backsteinen gebauten Kirchen sind alle zerfallen. In allen Südstaaten haben die Häuser der Pflanzer viel Einförmiges. Sie bestehen aus einem oder zwei Stockwerken mit einer Veranda (bedeckter Altan) in der Fronte, die Kamine befinden sich am Ende des Hauses; Küche und andere Dienstzimmer sind in Nebengebäuden hinter dem Hause angebracht. Die Negerhäuser haben Kamine und zwei Zimmer, und die Aermlichsten von ihnen sind besser als die Hütten in Irland oder im schottischen Hochlande. In einigen Gegenden sind auch viele Blockhäuser, die bei den Weißen wie bei den Negern gleiche Bauart haben. Es gibt auch eine große Anzahl Landhäuser, geräumig und von gutem Geschmack, aber ohne Eleganz. Wenn man mit einem Dampfboot schnell vorüberfährt, so haben die Gebäulichkeiten auf einer Plantage das Aussehen eines Dorfes. Sie sind öfters mit Kalk getüncht oder bemalt; in der Fronte steht das Haus des Eigenthümers, auf beiden Seiten und im Hintergrunde befinden sich das Hospital, die Wagenremise, die Küche und die Vorrathshäuser, und im Hintergrunde eine doppelte Reihe von Neger-Wohnungen.

Nahrung und Getränke. Es herrscht ein bedeutender Unterschied zwischen der Nahrung der Süd-Staaten und derjenigen der Nord-Staaten; in den ersteren gibt es nur wenige Garten-Gemüse; noch wird die irländische Kartoffel gezogen. Reis wird viel gebraucht, hauptsächlich gekochter, und wird oft als Brod verwendet. Hominy ist eine Zubereitung des Mais oder Welschen Korns, es wird gröblich zermalmt und gekocht, und ist in allen Schenken anzutreffen. Hoe-cake, welches das Johanny-cake von New-England ist, und Asphone, ein grober in Asche gebackener Kuchen, werden gewöhnlich als Brod gebraucht. Schinken ist ein gewöhnlicher Nahrungs-Artikel und wird dem Reisenden oft dreimal des Tags vorgesetzt. In Virginien ist er beim Mittagsessen ein alltägliches Gericht mit Gemüse begleitet. In Louisiana ist guimbo, eine zusammengesetzte Suppe, sehr beliebt und in New-Orleans wird sie in den Straßen verkauft.

Whisky ist mehr als jedes andere berauschende Getränk im Gebrauch, und es wird viel davon consumirt. Die ärmeren Klassen der Weißen sind weniger mäßig als dieselben Klassen in New-England und in den Mittel-Staaten. Pfirsichbranntwein und Aepfelbranntwein sind gewöhnlich, und in vielen Gegenden Cyder, Bier und Porter; ausländische spirituöse Getränke werden in Städten viel gebraucht; die Reichen verwenden große Sorgfalt und viel Geld auf ihre Weine, die hauptsächlich in Sherry und Madeira bestehen, ausgenommen Louisiana, wo mehr Claret (Franz-Wein) getrunken wird. In den Süd-Staaten, wo das Wechselfieber, eine sehr gewöhnliche und störende Krankheit, vorherrschend ist, wo Nebel so häufig sind und der Thau so stark, — ist es zur Gewohnheit geworden, den Körper gegen Anfälle dieser Krankheit zu stärken, entweder vermittelst des Julep oder was man antifogmatics nennt. Ein fogmatic ist ein Schnaps von irgend einem starken Spiritus; der Julep aber wird gemacht, wenn man einen Zweig von tansey (Rainfarn) oder verschiedene Arten von Münze in ungemischten Spiritus auflöst. — In den Städten wird diesem Gebrauche vielleicht mehr Ehre angethan durch Verletzung desselben als durch dessen Beobachtung; allein auf dem Lande ist es unter gewissen örtlichen Modificationen ein allgemeiner und täglicher Gebrauch, diesem Schnapse gehörig Ehre zu erweisen. — In den Hotels zu New-York, Philadelphia und Baltimore, werden Münz-Juleps, welche zuerst vom Süden und Westen eingeführt worden sind,



Allen, welche danach fragen, jetzt regelmäßig vorgesetzt. Diese nun bestehen in Branntwein, Zucker und Münze, mit kleinen Stücken Eis, und werden vermischt, indem man solche rasch und eine Zeitlang aus einem großen Glase in das andere gießt.

Krankheiten. Die gewöhnlich vorherrschenden Krankheiten sind Gallen- und Wechselfieber. Sie sind eine Plage für alle niedrigen Länder, von dem Potomac, der sich in den atlantischen Ocean ergießt, an bis zum Sabinen-Fluß, welcher sich im mexicanischen Meerbusen ausmündet. Aus vielen Distrikten entfernen sich alle weißen Einwohner, welche die Mittel dazu haben, bei Annäherung des Sommers und kehren erst beim Eintritt des Frostes zurück. — Diejenigen, welche zurückbleiben, sehen bleich aus, sind mager und schwach. Des gelbe Fieber ist in New-Orleans eine zerstörende Pest, aber in anderen Städten ist es weniger verheerend. Die Neger sind im Sommer nicht kränklich, mit Ausnahme von solchen die auf Reispflanzungen leben, wo sie viel in Wasser arbeiten müssen; viele aber sterben im Winter an Lungenübeln.

Reisen. Leute, welche in den Südstaaten reisen, werden entweder durch Geschäfte oder Gesundheitshalber dazu veranlaßt, wenige aber reisen des Vergnügens wegen. Die drei großen Erfordernisse, um angenehm zu reisen, sobald man sich von den großen Flüssen entfernt, fehlen gänzlich: gute Landstraßen, gutes Fuhrwerk und gute Wirthshäuser. — Die Straßen bestehen öfters abwechselnd aus Sand und Sümpfen, und in letztern, wo eine gute Straße nicht anders, als mit großen Kosten angelegt werden könnte, sind Baumstämme in die Quere gelegt, über welche das Fuhrwerk unaufhörlich in die Höhe springt; diese werden corduroy- (Knüppel-) Straßen genannt und stehen öfters unter Wasser. Die öffentlichen Kutschen sind selten bequem und gut eingerichtet, und die beste Art zu reisen ist zu Pferde. —

Die Herbergen sind mit Ausnahme von jenen großer Städte gar zu anspruchslos und die Aufwartung ist sehr kümmerlich. In manchen Staaten sind die Preise derselben gesetzlich bestimmt. Das Land ist wenig bevölkert und der Reisende findet selten etwas besseres, als die gewöhnliche Kost des gemeinen Landvolks, wovon das Beste in Speck, Eiern, Hominy und Yamwurzeln (Brodwurzeln) besteht. In vielen Distrikten, welche von reichen Pflanzern bewohnt sind, wird die Gastfreundschaft so ausgeübt, daß man

H Lewis pinx

Lith Jnst. Arnz & C° Düsseldorf

MOUTH OF THE ARKANSAS. DIE MÜNDUNG DES ARKANSAS.



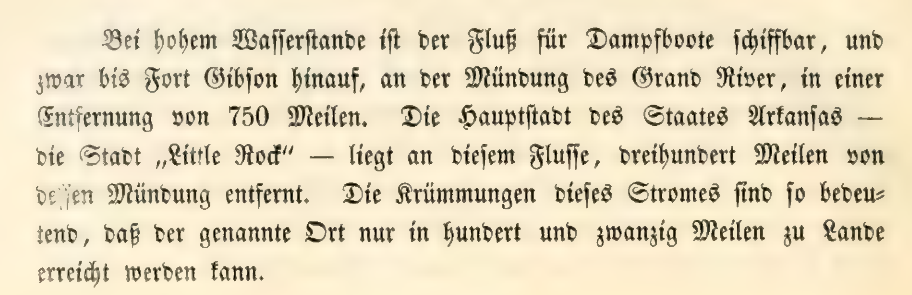
einer Herberge wenig bedarf; jeder anständige Reisende wird so empfangen, als wenn derselbe seinem Gaste eine Gunst bezeige. In weniger reichen Distrikten nimmt fast jedes Haus den Reisenden für eine mäßige Entschädigung auf. — Ein Engländer und zwar keiner von den Feinsten selbst in seiner eigenen Klasse, der die Süd-Staaten und theilweise auf einem wenig besuchten Wege durchreiset hat, spricht sich folgendermaaßen aus: „Gastfreundschaft ist man gewiß, in jedem noch so weit entfernten Winkel anzutreffen."

Mündung des Arkansas.

Dieser Fluß, von welchem der Staat seinen Namen hat, ist nach dem Missouri der größte und längste Nebenfluß des Mississippi. Die Länge dieses Stromes, der tief in den Rocky-Mountains entspringt, beträgt, seinem ganzen Laufe nach, zwei tausend Meilen. Er stürzt mit breiter und tiefer Strömung von den Bergen auf die öden und sandigen Ebenen hinab. Der Sand und die trockene umgebende Atmosphäre absorbirt das Wasser dermaßen, daß es in mancher Jahreszeit viele hundert Meilen weit unterhalb der Berge durchwatet werden kann. Einige von seinen Nebenflüssen sind so sehr mit Salz geschwängert, daß sie das Wasser des Hauptflusses selbst bis zu einer beträchtlichen Entfernung unterhalb des Zusammenflusses für den Gebrauch untauglich machen. Diese Ströme ziehen große Heerden von Büffeln und anderen wilden Thiere herbei, welche den Uferboden belecken, um Wasser zu trinken, und es heißt, daß sie dasselbe manchmal in so großer Menge zu sich nehmen, daß es ihnen tödtlich wird.

Aber die Hauptgewässer des Arkansas (sprich Arkansaw) und die kleinen Nebenflüsse sind das Lieblings-Jagd-Revier, sowohl der Weißen, als auch der Schwarzen, und viele Personen vom Militair bringen hier den Winter zu, nachdem sie während des Sommers in den höheren Regionen der Rocky-Mountains ihr Wild verfolgt haben. Von der Mündung des Arkansas auf eine Entfernung von vier hundert Meilen gibt es viele Seen und bayous.*)

*) Ein spanisches Wort — welches den Ausfluß oder Kanal bedeutet, welcher die unermeßlichen Sümpfe und Seen, die durchgehends diesen ganzen Länderstrich bedecken, ableitet und trocken legt.


Bei hohem Wasserstande ist der Fluß für Dampfboote schiffbar, und zwar bis Fort Gibson hinauf, an der Mündung des Grand River, in einer Entfernung von 750 Meilen. Die Hauptstadt des Staates Arkansas — die Stadt „Little Rock" — liegt an diesem Flusse, dreihundert Meilen von dessen Mündung entfernt. Die Krümmungen dieses Stromes sind so bedeutend, daß der genannte Ort nur in hundert und zwanzig Meilen zu Lande erreicht werden kann.



ewis pinx

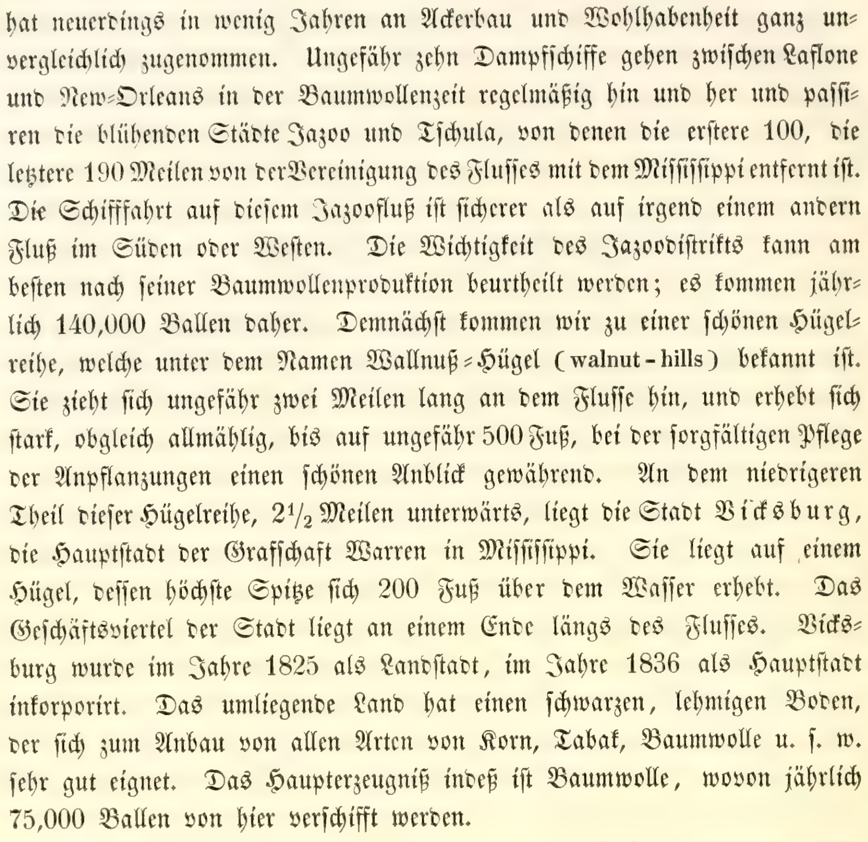
Lith Inst Arn

VICKSBURG.



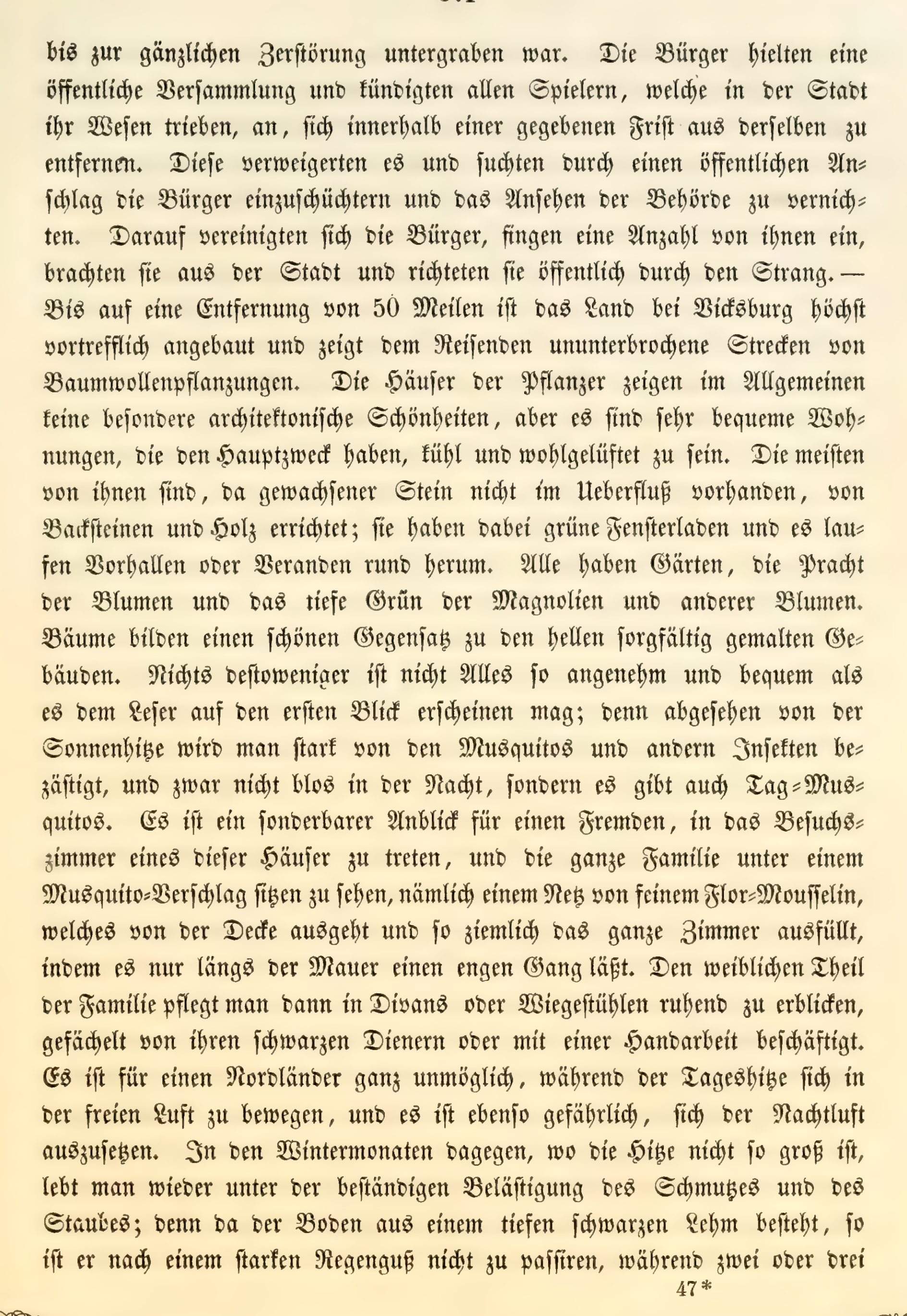
Vicksburg. Mississippi.

Zwischen der Mündung des Arkansas und Vicksburg, dem Gegenstande unserer nächsten Illustration, liegen verschiedene kleine Städte und Landungsplätze; da aber keine von ihnen sich durch besonders pittoreske Erscheinung auszeichnet, so wird eine bloße Aufzählung derselben genügen. Columbia in Arkansas ist eine Stadt von einigen dreihundert Einwohnern. Hier beginnt die eigentliche Gegend für die Baumwollenkultur, und die Ufer des Flusses sind gleichsam eine ununterbrochene Reihenfolge von Pflanzungen. Hier sehen wir auch zum ersten Male das spanische Moos, welches in einem spätern Kapitel genau beschrieben werden wird. Point-Chicot und Greenville sind wenig mehr, als kleine Dörfer, Wohnsitze begüterter Pflanzer. Lake Providence in Concordia, Parish Louisiana, ist ein recht hübsches Dorf und treibt ein bedeutendes Geschäft durch Baumwoll-Verschiffung und Gütertransport in das Innere; es hat ungefähr 300 Einwohner. Unmittelbar hinter dem Ort ist ein See, von dem er seinen Namen hat. Tomkins Settlement, Brumwich-Landing und Millikins Settlement sind Pflanzerkolonieen, welche mit ihren Negerhäusern ganz das Ansehen kleiner Städte haben. Der Jazoo ist ein bedeutender Fluß, der in den Mississippi mündet. Der Mississippi-Strom, der östlich von ihm liegt, befindet sich also in dem Staate desselben Namens, der Jazoofluß, 8 Meilen weiter nach unten in Mississippi. Derselbe entspringt im nordöstlichen Theile des Staates von Mississippi und erhält seinen Namen von da an, wo sich die Flüsse Yellabuscha und Tallehatchen, 260 Meilen oberhalb seiner Mündung mit ihm vereinigen. — Laflone ist die hauptsächlichste Stadt an der Mündung des Tallehatchen und Yellabuscha und nimmt die erste Stelle bei der Dampfschifffahrt ein; indessen gibt es kleine Dampfschiffe, welche bei hohem Wasser noch höher hinaufgehen. Der an diesem schönen Flusse liegende Landstrich



hat neuerdings in wenig Jahren an Ackerbau und Wohlhabenheit ganz unvergleichlich zugenommen. Ungefähr zehn Dampfschiffe gehen zwischen Laflone und New-Orleans in der Baumwollenzeit regelmäßig hin und her und passiren die blühenden Städte Jazoo und Tschula, von denen die erstere 100, die letztere 190 Meilen von der Vereinigung des Flusses mit dem Mississippi entfernt ist. Die Schifffahrt auf diesem Jazoofluß ist sicherer als auf irgend einem andern Fluß im Süden oder Westen. Die Wichtigkeit des Jazoodistrikts kann am besten nach seiner Baumwollenproduktion beurtheilt werden; es kommen jährlich 140,000 Ballen daher. Demnächst kommen wir zu einer schönen Hügelreihe, welche unter dem Namen Wallnuß-Hügel (walnut-hills) bekannt ist. Sie zieht sich ungefähr zwei Meilen lang an dem Flusse hin, und erhebt sich stark, obgleich allmählig, bis auf ungefähr 500 Fuß, bei der sorgfältigen Pflege der Anpflanzungen einen schönen Anblick gewährend. An dem niedrigeren Theil dieser Hügelreihe, 2½ Meilen unterwärts, liegt die Stadt Vicksburg, die Hauptstadt der Grafschaft Warren in Mississippi. Sie liegt auf einem Hügel, dessen höchste Spitze sich 200 Fuß über dem Wasser erhebt. Das Geschäftsviertel der Stadt liegt an einem Ende längs des Flusses. Vicksburg wurde im Jahre 1825 als Landstadt, im Jahre 1836 als Hauptstadt inkorporirt. Das umliegende Land hat einen schwarzen, lehmigen Boden, der sich zum Anbau von allen Arten von Korn, Tabak, Baumwolle u. s. w. sehr gut eignet. Das Haupterzeugniß indeß ist Baumwolle, wovon jährlich 75,000 Ballen von hier verschifft werden.

Vicksburg hat innerhalb der letzten Jahre allmählig zugenommen, und sowohl der schöne Boden, mit dem es umgeben ist, als auch die glückliche Lage des Ortes und der vortreffliche Hafen des Flusses, welcher hier 90 bis 300 Fuß tief ist, alles dieses gibt der Stadt eine bedeutende Gewähr für ein rasches und dauerndes Aufblühen. Eine Eisenbahn geht von hier bis Jackson, dem Sitz der Regierung, welches 50 Meilen entfernt ist. Die Stadt enthält einen Gerichtshof, 5 Kirchen, 3 Akademieen, 1 Hospital, 1 Theater, 12 Schulen und 2 Gießereien, Alles in blühendem Zustande. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf ungefähr 5000. Vor einigen Jahren wurde der Ort merkwürdig wegen des summarischen Verfahrens, welches man gegen die Spielhöllen eingeleitet hatte. Diese hatten sich dort in einem solchen Grade ausgedehnt, daß die Wohlfahrt und die Moralität der Einwohnerschaft dadurch



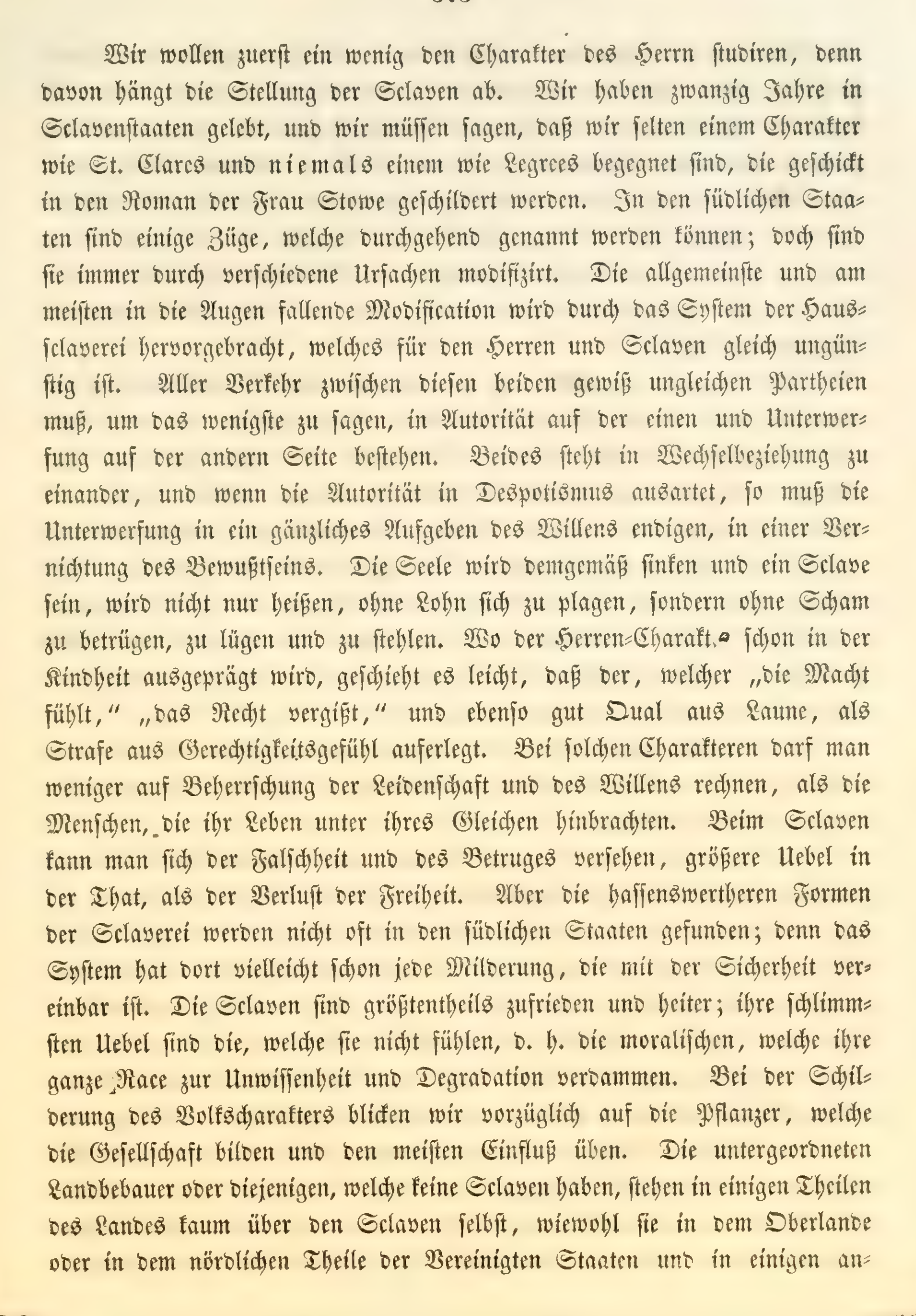
bis zur gänzlichen Zerstörung untergraben war. Die Bürger hielten eine öffentliche Versammlung und kündigten allen Spielern, welche in der Stadt ihr Wesen trieben, an, sich innerhalb einer gegebenen Frist aus derselben zu entfernen. Diese verweigerten es und suchten durch einen öffentlichen Anschlag die Bürger einzuschüchtern und das Ansehen der Behörde zu vernichten. Darauf vereinigten sich die Bürger, fingen eine Anzahl von ihnen ein, brachten sie aus der Stadt und richteten sie öffentlich durch den Strang. — Bis auf eine Entfernung von 50 Meilen ist das Land bei Vicksburg höchst vortrefflich angebaut und zeigt dem Reisenden ununterbrochene Strecken von Baumwollenpflanzungen. Die Häuser der Pflanzer zeigen im Allgemeinen keine besondere architektonische Schönheiten, aber es sind sehr bequeme Wohnungen, die den Hauptzweck haben, kühl und wohlgelüftet zu sein. Die meisten von ihnen sind, da gewachsener Stein nicht im Ueberfluß vorhanden, von Backsteinen und Holz errichtet; sie haben dabei grüne Fensterladen und es laufen Vorhallen oder Veranden rund herum. Alle haben Gärten, die Pracht der Blumen und das tiefe Grün der Magnolien und anderer Blumen. Bäume bilden einen schönen Gegensatz zu den hellen sorgfältig gemalten Gebäuden. Nichts destoweniger ist nicht Alles so angenehm und bequem als es dem Leser auf den ersten Blick erscheinen mag; denn abgesehen von der Sonnenhitze wird man stark von den Musquitos und andern Insekten belästigt, und zwar nicht blos in der Nacht, sondern es gibt auch Tag-Musquitos. Es ist ein sonderbarer Anblick für einen Fremden, in das Besuchszimmer eines dieser Häuser zu treten, und die ganze Familie unter einem Musquito-Verschlag sitzen zu sehen, nämlich einem Netz von feinem Flor-Mousselin, welches von der Decke ausgeht und so ziemlich das ganze Zimmer ausfüllt, indem es nur längs der Mauer einen engen Gang läßt. Den weiblichen Theil der Familie pflegt man dann in Divans oder Wiegestühlen ruhend zu erblicken, gefächelt von ihren schwarzen Dienern oder mit einer Handarbeit beschäftigt. Es ist für einen Nordländer ganz unmöglich, während der Tageshitze sich in der freien Luft zu bewegen, und es ist ebenso gefährlich, sich der Nachtluft auszusetzen. In den Wintermonaten dagegen, wo die Hitze nicht so groß ist, lebt man wieder unter der beständigen Belästigung des Schmutzes und des Staubes; denn da der Boden aus einem tiefen schwarzen Lehm besteht, so ist er nach einem starken Regenguß nicht zu passiren, während zwei oder drei

Wochen gutes Wetter ihn zu Staub umwandeln, worin man bis an die Knöchel versinkt. Von jenen schönen makadamisirten Kunststraßen, welche in England und dem übrigen Europa so sehr zur Bequemlichkeit der Reisenden beitragen, ist hier keine Rede. Wenn also der Bürger der nördlichen Staaten einige der Annehmlichkeiten seiner südlichen Brüder entbehren muß, so hat er dafür auch mit weniger Plagen zu kämpfen.

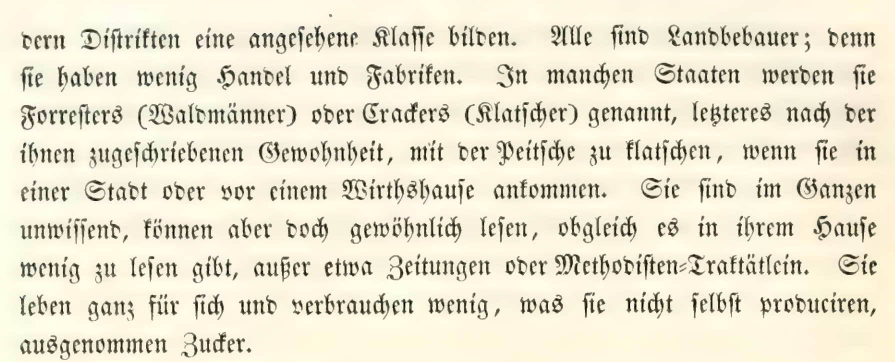
Baumwollenpflanzung. Dies ist eine Ansicht von einer der Hunderten von Pflanzungen, welche der Reisende an diesem Theile des Flusses antrifft. Die Baumwollenpflanze wird 6 Fuß hoch; ihr Stamm fast armsdick. Die Blüthen sind groß und von gelblicher Farbe, so daß ein Baumwollenfeld in Blüthe einen sehr prächtigen Anblick gewährt. Die Baumwolle selbst bildet sich auf der Spitze der Blüthe, und ist die Substanz oder, besser, der Flaum, welcher den Saamen einhüllt. Das Pflanzen geschieht in Reihen, die 6 Fuß von einander entfernt sind; der Aufwuchs wird zweckmäßig gelichtet und muß von Unkraut sehr rein erhalten werden. Die Baumwolle wird von Zeit zu Zeit gerupft, wenn die Schoten reif zu werden beginnen.

Dann wird sie durch die Baumwollenhechel gezogen, welche sie von dem Saamen befreit, wird dann in Ballen verpackt und nach New-Orleans gesandt, wo sie noch einmal sorgfältiger umgepackt und mit Dampfpressen fast auf die Hälfte ihres früheren Umfangs zusammengepreßt wird; dann ist sie zur Verschiffung fertig. Die Anzahl der für eine Pflanzung verwendeten Hände wechselt natürlich je nach den Mitteln des Eigenthümers, doch wird es für nicht vortheilhaft gehalten, die Bestellung des Baumwollenfeldes mit weniger als 50 Händen zu übernehmen.

Dies sind bekanntlich Sclavenhände, und viele unserer Leser möchten begierig sein, etwas Näheres über die eigentliche Lebensweise der Neger in den Vereinigten Staaten zu wissen und zwar ohne den falschen Schimmer von Romantik, der gewöhnlich über diesen Gegenstand geworfen wird. Wir haben weder Neigung noch Raum, in einem Buche, wie das vorliegende, in eine Erörterung des politischen Rechtes oder des moralischen Unrechts in der Sclavenfrage einzugehen; es ist das schon von Andern geschehen, und die Frage ist bei den Meisten eine abgethane. Allein wir wollen an diesem Orte den Leser in eine Pflanzung führen und ihm zeigen, wie sich das Ding in der Wirklichkeit ausnimmt.



Wir wollen zuerst ein wenig den Charakter des Herrn studiren, denn davon hängt die Stellung der Sclaven ab. Wir haben zwanzig Jahre in Sclavenstaaten gelebt, und wir müssen sagen, daß wir selten einem Charakter wie St. Clares und niemals einem wie Legrees begegnet sind, die geschickt in den Roman der Frau Stowe geschildert werden. In den südlichen Staaten sind einige Züge, welche durchgehend genannt werden können; doch sind sie immer durch verschiedene Ursachen modifizirt. Die allgemeinste und am meisten in die Augen fallende Modification wird durch das System der Haussclaverei hervorgebracht, welches für den Herren und Sclaven gleich ungünstig ist. Aller Verkehr zwischen diesen beiden gewiß ungleichen Partheien muß, um das wenigste zu sagen, in Autorität auf der einen und Unterwerfung auf der andern Seite bestehen. Beides steht in Wechselbeziehung zu einander, und wenn die Autorität in Despotismus ausartet, so muß die Unterwerfung in ein gänzliches Aufgeben des Willens endigen, in einer Vernichtung des Bewußtseins. Die Seele wird demgemäß sinken und ein Sclave sein, wird nicht nur heißen, ohne Lohn sich zu plagen, sondern ohne Scham zu betrügen, zu lügen und zu stehlen. Wo der Herren-Charakter schon in der Kindheit ausgeprägt wird, geschieht es leicht, daß der, welcher „die Macht fühlt,“ „das Recht vergißt,“ und ebenso gut Qual aus Laune, als Strafe aus Gerechtigkeitsgefühl auferlegt. Bei solchen Charakteren darf man weniger auf Beherrschung der Leidenschaft und des Willens rechnen, als die Menschen, die ihr Leben unter ihres Gleichen hinbrachten. Beim Sclaven kann man sich der Falschheit und des Betruges versehen, größere Uebel in der That, als der Verlust der Freiheit. Aber die hassenswertheren Formen der Sclaverei werden nicht oft in den südlichen Staaten gefunden; denn das System hat dort vielleicht schon jede Milderung, die mit der Sicherheit vereinbar ist. Die Sclaven sind größtentheils zufrieden und heiter; ihre schlimmsten Uebel sind die, welche sie nicht fühlen, d. h. die moralischen, welche ihre ganze Race zur Unwissenheit und Degradation verdammen. Bei der Schilderung des Volkscharakters blicken wir vorzüglich auf die Pflanzer, welche die Gesellschaft bilden und den meisten Einfluß üben. Die untergeordneten Landbebauer oder diejenigen, welche keine Sclaven haben, stehen in einigen Theilen des Landes kaum über den Sclaven selbst, wiewohl sie in dem Oberlande oder in dem nördlichen Theile der Vereinigten Staaten und in einigen an-



dern Distrikten eine angesehene Klasse bilden. Alle sind Landbebauer; denn sie haben wenig Handel und Fabriken. In manchen Staaten werden sie Forresters (Waldmänner) oder Crackers (Klatscher) genannt, letzteres nach der ihnen zugeschriebenen Gewohnheit, mit der Peitsche zu klatschen, wenn sie in einer Stadt oder vor einem Wirthshause ankommen. Sie sind im Ganzen unwissend, können aber doch gewöhnlich lesen, obgleich es in ihrem Hause wenig zu lesen gibt, außer etwa Zeitungen oder Methodisten-Traktätlein. Sie leben ganz für sich und verbrauchen wenig, was sie nicht selbst produciren, ausgenommen Zucker.

Sie sind nicht ungesellig und wachsen mit mehr Eigenthümlichkeit des Charakters auf, als die Menschen, welche in Städten leben, wo der besondere Charakter oft in dem allgemeinen untergeht. Sie sehen blaß aus, und obgleich es ungerecht sein würde, sie häßlich zu nennen, zeichnen sie sich doch gewiß nicht durch Schönheit aus. Was die Franzosen eine „beauté du diable“ nennen, oder Jugend und Gesundheit, das scheinen sie nicht zu haben. Die Jungen sehen alt aus, und den Alten sind die Spuren der Jahre keineswegs gelinde aufgeprägt. Vielleicht ist der Charakter von Virginia und Süd-Karolina in einiger Hinsicht dem der übrigen südlichen Staaten vorzuziehen; jedoch sind die Hauptzüge Allen gemein.

In Virginia haben sich manche von den alten englischen Gewohnheiten erhalten, und das Grundeigenthum der Landbesitzer hat die Ausdehnung der alten englischen Baronieen.

Die Landsitze haben besondere Namen, wie: Hunters-Hill, Mount-Pleasant, Monticello und Mount-Vernon. Die Leute reisen selten weiter, als nach den wenigen Versammlungsörtern in ihrem Staate; sie hängen deshalb mehr am Hause und an Allem, was den vollständigen Begriff desselben ausmacht. Dabei haben sie einen scharfen, doch nicht ungünstig ausgeprägten Charakter. Sie sind gastfrei bis zu einem in Neu-England unbekannten Grade, freigiebig und ehrenwerth. Die Leute in Karolina, welche in dem untern Theile des Landes wohnen, werden auf ungewöhnliche Weise gezwungen, ihre Wohnsitze häufig zu verlassen, bewahren aber doch eine große Anhänglichkeit für dieselben. Niemand kann reisen, ohne Erfahrungen zu machen und Vorurtheile abzustreifen, und die Bewohner von Karolina sind in einem besondern Grade liberal und intelligent. Im Sommer auf den Pflanzungen

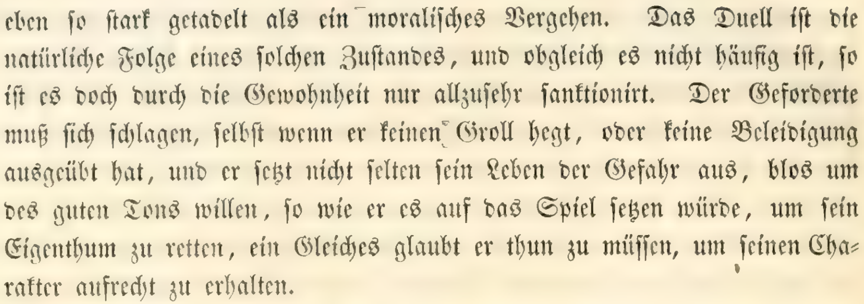
zu verweilen, ist mit Lebensgefahr verknüpft, weshalb sie in dieser Jahreszeit nach den nördlichen und östlichen Staaten und nach Europa gehen. Sie sind gesellig und schließen sich im Allgemeinen eng an einander an. In Neu-England kennt man oft in benachbarten Städten einander nicht, während in Karolina die Bekanntschaft oft über den Staat hinausreicht. Dies kommt von dem Verkehr in der Hauptstadt, wo alle im Frühling sich treffen und von den Anknüpfungen, welche sich auf Dampfschiffen oder während der Reise und des Aufenthaltes in anderen Staaten bilden. Man könnte denken, daß das Leben eines südlichen Landbewohners unthätig und in Ruhe dahin fließt. Jedoch ist es gerade umgekehrt; es ist weit thätiger, als das Leben, welches reiche Leute anderswo führen. Die Sorge für die Pflanzung nimmt hinreichend den ganzen Tag in Anspruch, und der Pflanzer ist oft bis zum Abend zu Pferde in seinen Feldern. Seine Begriffe von Raum sind so liberal, daß er gern ein Dutzend Meilen zum Mittagessen reitet, und was die Jagd betrifft, so haben sie ein eigenthümliches Interesse dafür. Kein Mensch reitet so furchtlos, und das Wild wird in vollem Galopp verfolgt, im dichtesten Wald, zwischen Löchern, horizontalen Aesten und liegenden Baumstämmen. Die geselligen Verhältnisse sind vortrefflich. Die Besuchszeit endet niemals, und da das Gesellige wie jedes andere Prinzip durch Kultur gehoben werden kann, so erreicht es hier seine schönste Blüthe. In den Verwandtschaften besteht ein sehr freundliches und liebevolles Verhältniß, und der Kreis, den sie umfassen, ist größer, als in Neu-England. Und man kann, soweit sich Verwandtschaft nachweisen läßt

„die Sippschaft grüßen und des Willkomm's sicher sein."

Die Männer kommen häufig in Klubbhäusern zusammen, welche mitten in den Wäldern erbaut sind, und wo die Bewirthung von jedem nach der Reihe getragen wird.

Die Leute im Süden besitzen mehr Gemessenheit, Höflichkeit und Hochachtung vor persönlicher Würde, als die im Norden.

Stolz ist die natürliche Folge einer höhern Stellung, obgleich er im Allgemeinen mit Gemeinheit unvereinbar ist. Ein Pflanzer würde eher etwas thun, was ihn gereuen würde, als worüber er sich zu schämen hätte. Eine leichte Verletzung des Stolzes wird schwerer gerächt, als eine größere Beschädigung am Eigenthum, und ein Mangel an Höflichkeit wird vielleicht



eben so stark getadelt als ein moralisches Vergehen. Das Duell ist die natürliche Folge eines solchen Zustandes, und obgleich es nicht häufig ist, so ist es doch durch die Gewohnheit nur allzusehr sanktionirt. Der Geforderte muß sich schlagen, selbst wenn er keinen Groll hegt, oder keine Beleidigung ausgeübt hat, und er setzt nicht selten sein Leben der Gefahr aus, blos um des guten Tons willen, so wie er es auf das Spiel setzen würde, um sein Eigenthum zu retten, ein Gleiches glaubt er thun zu müssen, um seinen Charakter aufrecht zu erhalten.

In Louisiana ist das gesellige Leben etwas verschieden von dem anderer Staaten; es erhält seinen Charakter von den Franzosen, und ist heiterer, aber auch ungebundener. Man spielt mehr, man trinkt mehr, und hat weniger Erziehung. Die Pflanzer sind außerordentlich gastfrei, freigebig, und lieben das Vergnügen; dabei sind sie ziemlich leidenschaftlich und nicht ohne einen gewissen Hochmuth. Das französische und amerikanische Element hält sich also, was den Einfluß anbetrifft, so ziemlich das Gleichgewicht. Die folgenden Auszüge sind Beschreibungen des geselligen Lebens und der Sitten in einigen der südlichen Staaten. Der erste ist aus dem „neuen englischen Magazin" und der letzte aus „den Briefen aus Süden und Westen."

Der Karolinier ist sehr verschieden von dem Yankee, aber ich wüßte nicht, daß er besser wäre. Wenn er nicht unsere Fehler hat, so mag er dafür auch nicht alle unsere Tugenden haben; unser Aufenthalt war nicht lang genug, um viele Fehler an ihm zu bemerken, und die Wahrheit zu sagen, hat er deren sehr wenige, die im Verkehr mit seinen Freunden zu Tage kommen, während er gegen seine Feinde ziemlich schroff sein soll. Er hat in seinem Benehmen und Charakter etwas vom Sennor, aber er ist Republikaner, und würde von einem Andern nicht fordern, was er selbst seinerseits nicht gerne thun würde. Seid freigebig und zutraulich, und er wird euch in Freigebigkeit und Zutraulichkeit übertreffen; sind leidenschaftlich und streitlustig, und er wird auch hier einen freilich weniger beneidenswerthen Sieg erringen. Er ist nicht fähig, Jemanden zu beleidigen, denn er ist höflich; aber er wird auf einer Herausforderung mit einer nicht weniger derben Zurechtweisung antworten, als dies in Neu-England zu geschehen pflegt. Er ist im Stande, sein Leben um eines Wortes willen aufs Spiel zu setzen, aber er wird für ein Princip nicht länger kämpfen, als die nördliche Race, deren wir erwähnt haben. Seine Fehler



H Lewis pinx. Lith Jnst. Arnz & C. Dusseldorf

COTTON PLANTATION. EINE BAUMWOLL-PFLANZUNG.



sind die Fehler seiner Institutionen, seine Tugenden sind seine eigenen und finden allgemeine Bewunderung. In der Stadt lebt er unter seines Gleichen wie ein Modemann und wie ein Gentleman; auf dem Lande lebt er zwar auch wie ein Gentleman, aber nach Art eines Patriarchen aus der alten Zeit, der mit Allem betraut ist, was sich auf das Glück und die Wohlfahrt von Hunderten seiner Mitmenschen bezieht, die gerade keine Missethäter sind, aber doch schuldig einer Haut, die anders gefärbt ist, wie die seine." Mit Handhabung der Gerechtigkeit ist er rasch fertig, denn er vereinigt in seiner Person das Amt des Richters, des Staatsanwalts und des Sheriffs; im Allgemeinen aber täuscht er, trotz der Unverträglichkeit dieser verschiedenen Funktionen, das in ihn gesetzte Vertrauen nicht. Er ist unter seinen Sclaven aufgewachsen, viele von ihnen haben für sein Herz das bleibende Interesse, welches aus früher Spielkameradschaft entspringt, und einige von ihnen sind seine Milchbrüder,

„Wir patschten beid' am k.aren Bach"
„Manch' lieben langen Sommertag."

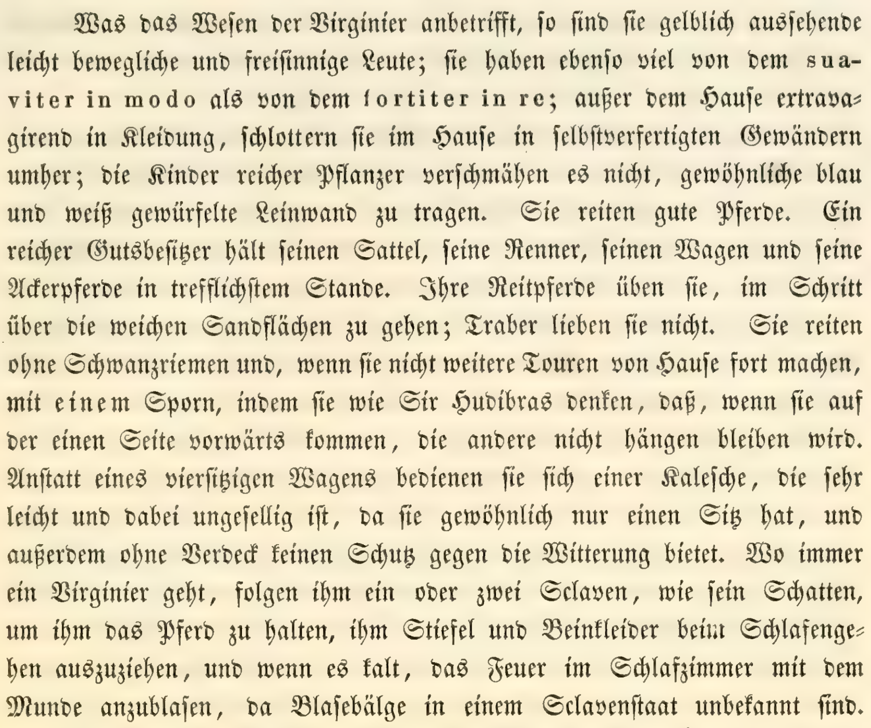
Ich habe nirgend sonst eine so überströmende Freude gesehen, und dürfte sie auch schwerlich je anderswo sehen, wie dort bei der Ankunft des „jungen Herrn" oder „des jungen Fräuleins." Sogar ich selbst habe in meiner Eigenschaft als Vetter des jungen demnächstigen Erben mein Theil daran bekommen. Hundert schwarze Arme waren ausgestreckt, ihn zu umfassen, und er wurde gestreichelt, gehätschelt und dreimal gesegnet. Das ist ein Gefühl, das man in Neu-England kaum begreifen kann, denn es kann nicht zwischen einem Menschen und seinen Viehheerden bestehen; aber in Karolina steigerte es meine Achtung für den Herrn und meine Sympathie für den Sclaven. Der Sclave hat fast alle guten Eigenschaften des Afrikaners, und seine Fehler mag man auf Rechnung seiner Verhältnisse und der Einrichtungen setzen, welche „seine Seele in diesen Zustand versetzt haben." Die schlimmsten seiner Züge sind Hinterlist und Verschmitztheit; aber er führt ein Leben voll unablässiger und unvergoltener Arbeit, und es ist natürlich, daß er diese Arbeit zu umgehen sucht, indem er seinen Aufseher täuscht. Dagegen ist er gutherzig und fröhlich, und nichts erfreut ihn mehr, als wenn er etwas zum Vergnügen eines weißen Mannes beitragen kann. Beim Reiten ist es mir oft begegnet, daß Knaben von 14, 15 Jahren Meilen weit an meiner Seite liefen, um mir

Verschläge und Einfriedigungen zu öffnen, und das Glück eines Negers ist vollständig, wenn es ihm gestattet ist, „seinem Vergnügen nachzugehen," d. h. wenn er mit seinem Herrn oder einem Weißen jagen oder fischen kann. Die alten Weiber, welche zur Aufsicht der Hütten zurückgelassen werden, bieten Brodwurzeln und Nüsse mit ebensoviel Freude an, als der ermattete Reisende bei deren Empfang empfindet. Auf seiner Pflanzung kann man einen Pflanzer am besten kennen lernen. Er ist dort unabhängig von allen Moden und Rücksichten, „so frei, wie die Natur zuerst den Menschen schuf," und dabei mächtiger, als für einen Menschen heilsam ist; kennt doch sein Wille fast keine andere Schranke, als die, welche ihm seine Klugheit und sein Gerechtigkeitssinn setzt. In Neu-England und sonst im „Auslande" mag er mitunter eine Art von Zwang fühlen, denn

„Wer ihn nicht liebt, dem ist er stolz und herbe,"
„Dem, der ihn sucht, so mild wie Sommerluft."

Aber auf seinem eigenen Felde, da ist er ganz er selbst, und was man da von ihm sieht, das kann man so zu sagen als ächt betrachten. Wenn du sein Gast bist, erzählt er dir, daß seine Pflanzung dir gehört, und so lange du bleibst, ist dem wirklich so, mit Ausnahme des Besitztitels, du kannst nicht zu lange bleiben, oder zu viel von seinen guten alten Wein trinken.

Virginia erscheint wie ein neugegründeter, nicht wie ein alter Staat. Man trifft dort keine steinernen Mauern, sondern höchstens an den Hauptstraßen eine Hecke, oder im unregelmäßigen Zickzack durch einander laufende Einfriedigungen von Cedernholz oder kleine geflochtene Gehege; im Süden nennt man ein paar Häuser eine Stadt, wenn sie auch als solche nicht inkorporirt sind. Wenn man eine Pflanzung besucht, läßt man die Hauptstraße liegen, und folgt auf- und abwärts den Ufern der langen Flüsse, welche von den westlichen Gebirgen nach der Seeküste zu laufen, oder man steigt über die waldigen Bergrücken. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man plötzlich ein Haus mit Nebengebäuden auf einem gelichteten Fleck in Mitten der Wälder trifft, umgeben von Weizen- und Kornfeldern, nicht 15 oder 20 Morgen urbaren Landes, sondern ein bis fünf hundert; nicht bestellt durch 5 oder 6 gemiethete Leute, sondern durch etwa 30 bis ein und zwei hundert Sclaven. Zur Erndte sind 20 bis 50 Schnitter in Bewegung, Männer, Weiber und Kinder.



Was das Wesen der Virginier anbetrifft, so sind sie gelblich aussehende leicht bewegliche und freisinnige Leute; sie haben ebenso viel von dem *suaviter in modo* als von dem *fortiter in re*; außer dem Hause extravagirend in Kleidung, schlottern sie im Hause in selbstverfertigten Gewändern umher; die Kinder reicher Pflanzer verschmähen es nicht, gewöhnliche blau und weiß gewürfelte Leinwand zu tragen. Sie reiten gute Pferde. Ein reicher Gutsbesitzer hält seinen Sattel, seine Renner, seinen Wagen und seine Ackerpferde in trefflichstem Stande. Ihre Reitpferde üben sie, im Schritt über die weichen Sandflächen zu gehen; Traber lieben sie nicht. Sie reiten ohne Schwanzriemen und, wenn sie nicht weitere Touren von Hause fort machen, mit *einem* Sporn, indem sie wie Sir Hudibras denken, daß, wenn sie auf der einen Seite vorwärts kommen, die andere nicht hängen bleiben wird. Anstatt eines viersitzigen Wagens bedienen sie sich einer Kalesche, die sehr leicht und dabei ungesellig ist, da sie gewöhnlich nur einen Sitz hat, und außerdem ohne Verdeck keinen Schutz gegen die Witterung bietet. Wo immer ein Virginier geht, folgen ihm ein oder zwei Sclaven, wie sein Schatten, um ihm das Pferd zu halten, ihm Stiefel und Beinkleider beim Schlafengehen auszuziehen, und wenn es kalt, das Feuer im Schlafzimmer mit dem Munde anzublasen, da Blasebälge in einem Sclavenstaat unbekannt sind.

Alle lieben die Fuchs- und Enten-Jagd; einige halten Wildparks, andere Tauch-Enten für die Jagdzeit. Da Wild in großer Anzahl nahe bei ihren Besitzungen ist, so machen sich an einem trüben, regnigen Tage, oder in einer klaren Frostnacht, wenn die Hunde die Fährte im Thau spüren können, die jungen Bursche auf und bringen Rebhühner, Murmelthiere, Kaninchen und Beutelthiere mit ihren Jungen, die nicht größer sind, als eine Bohne, und sich an ihren Zitzen im Beutel festklammern. Ehedem gab es auch eine kleine Vergütuug für jede Krähenhaut, und man brachte sie bei den Landesabgaben in Anrechnung.

Von Jugend auf an athlethische Spiele in größter Mannigfaltigkeit gewöhnt, sind die Virginier muskulös und geschmeidig, und wenn sie vom Brettspiel, Whist, Tricktrak oder Schachspiel kommen, machen sie sich an den Händen und Füßen Schleuder, oder stellen Wettspringen und Wettlaufen an. Ich sah einen jungen Menschen einen Wettlauf vollführen, bei dem es sich um eine Wette von 500 Dollar handelte. In der That wird Alles durch

eine Wette zum Austrag gebracht. Die Virginier sind gewaltige Schützen und das Duell wird nicht gemißbilligt. Sie kommen bisweilen zusammen und schießen nach der Scheibe um ein Gericht Fische.

Während der Zeit, wo es Fische giebt, werden Fisch-Mahlzeiten, etwa alle 14 Tage gehalten; dabei versammeln sich zwanzig bis dreißig Männer, um sich an Branntwein, frischen Fischen und weichen Krebsen, die sich eben gehäutet haben, gütlich zu thun, und die unter einem breitblättrigen Baum nahe bei einem fließenden Strom von Sklaven gekocht werden.

Die besten Gaben, womit die Natur die südlichen Staaten ausgestattet hat, sind mit Uebeln vermischt. Die Sonne, welche die Orange und den Granatapfel reift, zieht verderbliche Dünste aus der Erdoberfläche und in den Duft der Rose und des Jasmins mischt sich ein pesthafter Hauch. Es ist gefährlich, die frische Morgenluft einzuathmen, oder sich den Strahlen der Mittagssonne auszusetzen, oder den Abendthau zu genießen. Die Insekten können zu einer unerträglichen Plage werden; sie müssen durch Netze abgehalten werden, welche den freien Luftzug hindern, und man erhebt sich des Morgens matt und unerquickt vom Schlaf. Das Ungeziefer nimmt an Giftigkeit zu, je mehr man sich dem Aequator nähert, und die Geschöpfe der Natur sind mit immer verderblichern Eigenschaften ausgestattet. Die Orkane ruiniren die Erndten, und die Blitze lichten die Wälder.

Und nun gehen wir zur Behandlung der Sklaven über, und werfen einen Blick auf ihre Nahrung, ihre Bekleidung, ihre Vergnügungen u. s. w.

Der in den südlichen Staaten lebende Bürger kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß er von einer Bevölkerung umgeben ist, welche jede Aussicht auf einen irgend günstigen Erfolg zu einem Vernichtungskampf treiben würde, aber er ist nicht Herr aus freier Wahl, sondern aus Nothwendigkeit; es ist ein vererbter Fluch, der auf ihm lastet*). Wenn es an-

*) Die Uebel der Haus-Sklaverei verdanken wir Großbrittannien, obgleich den brittischen Schriftstellern kein Tadel zu hart gewesen ist, um uns damit zu überschütten. Wenn sie auch die Geschichte unserer Kolonieen vergessen haben, so soll es ihnen doch schwer fallen, die Existenz eines weit barbarischern Systems zu vergessen, das man in Westindien findet, wo die brittische Sklaven-Bevölkerung in noch nicht 15 Jahren einer Ergänzung bedarf, während sie sich in den vereinigten Staaten in weniger als 28 Jahren verdoppelt. Der Sklavenhandel war ein begünstigtes Monopol in Großbrittannien, und letzteres versorgte die Kolonieen. Unter seiner liebevollen Fürsorge schlug das Institut zu tiefe Wurzeln, um ausgerottet werden zu können. Die Kolonieen widerstanden der Sklaveneinfuhr. Massachusetts brachte in beiden Häusern eine Bill durch,

ders wäre, so könnte man sagen, daß der Allmächtige keine Eigenschaft besäße, die ihm in einen solchen Streite helfen möchte. Die Sclavenfrage angesehen, wie sie gegenwärtig liegt, so läßt sich sagen, daß im Allgemeinen die gute Lage der Sclaven von der Menschlichkeit ihrer Eigenthümer abhängt, deren Vortheil es freilich ist, sie bei guter Gesundheit und bei Kräften zu erhalten. Ihre Nahrung und Kleidung ist in verschiedenen Distrikten um ein geringes verschieden; im Allgemeinen erhalten sie eine Metze indisches Korn die Woche.

Dieses Korn bildet den Hauptbestandtheil der Nahrung, obgleich gelegentlich für einen Monat lang mit süßen Kartoffeln, rothen Erbsen oder gemahlenen Reis abgewechselt wird. Auf Reispflanzungen gilt natürlich Reis als Hauptnahrung. Niemand braucht mehr zu geben, als die angeführte Quantität, aber dasselbe Verpflegungsgesetz schreibt eine Leistung an Land und Gartengrund vor. Die Nahrung der Kinder wird gekocht und von einem

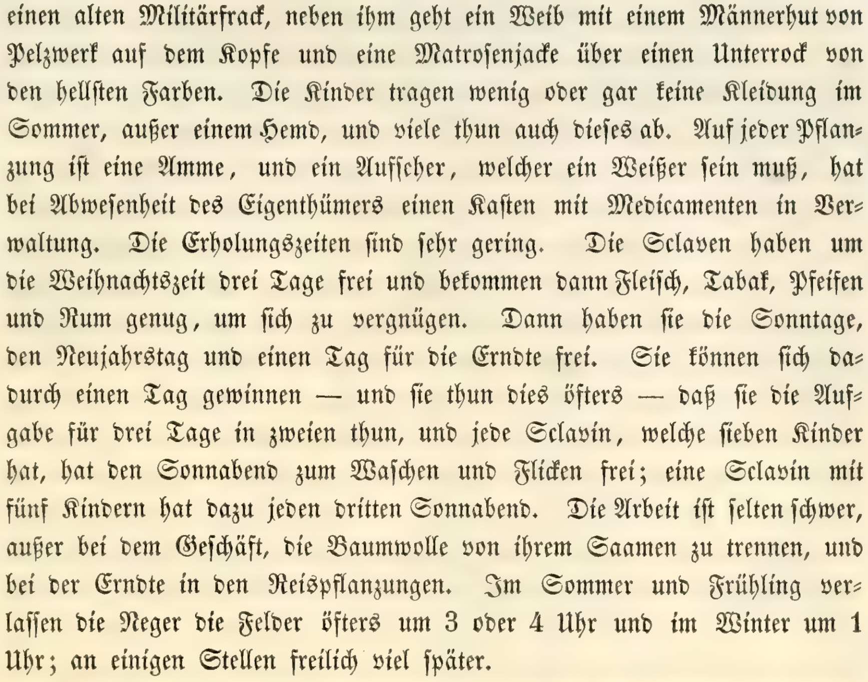
---

um dieselbe zu verhüten, aber der königliche Gouverneur Hutchinson verweigerte die Sanktion, indem er erklärte, daß dies gegen seine Instruktionen laufe; und dieselbe Erwiderung wurde von seinem Nachfolger Gage gegeben. Die Gerichte gingen über die Gesetzgebung hinaus, und sprachen zu Gunsten der Sklaven, welche um ihren Lohn und ihre Freiheit nachsuchten, und das war 2 Jahre früher, als der vielbesprochene Fall von Somerset in England passirte. In Virginia wurde die auf alle mögliche Art und Weise nachgesuchte königliche Genehmigung einer Bill verweigert, die durch Beschränkungen, welche sie auferlegte, einem Verbot gegen alle neue Einfuhr von Sklaven gleich kam. Die erste konstitutionelle Versammlung aber verbot definitiv den Sklavenhandel, und einer der Gründe, welcher in der Konstitution für die Trennung von England hervorgehoben wurde, war jener inhumane Gebrauch des Königlichen Veto. Doch das war nur ein kleiner Theil der Anstrengungen, welche Seitens der Kolonieen gemacht wurden, den Sklavenhandel abzuschaffen, und die ununterbrochenen Widerstand zu Gunsten der königlichen Afrikanischen Gesellschaft fanden. Föderal-Amerika wies den Sklavenhandel durch Verbot von seinen Häfen 13 Jahre früher als Großbrittanieen zurück und bestrafte ihn 7 Jahre früher wie ein Verbrechen.

Das in Amerika begangene Unrecht war schwerlich geringer als das in Afrika fortgesetzte, woselbst an der Küste eine Zerrüttung des ganzen socialen Zustandes herrschte; die Befehlshaber wurden Sklavenhändler, und alle Leute Menschendiebe. Kriege wurden geführt zwischen kleinen Stämmen oder zwischen Gliedern desselben Stammes um der Gefangenen willen, welche an die Engländer verkauft und von diesen unter dem Schutz einer englischen Parlamentsakte auf englischen Schiffen nach Amerika geschafft wurden. Die Abschaffung des Sklavenhandels durch einen spätern Parlamentsbeschluß war kein freiwilliger Akt; denn länger als 10 Jahre wurde sie jedes Jahr umsonst erstrebt, und ohne die Anstrengungen einiger unermüdlichen Menschenfreunde würde sie doch zuletzt unterblieben sein. Nähere Einzelheiten kann der Leser des Ausführlichern in Mr. Walsh's „Appellation" finden.

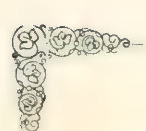
dazu bestimmten alten Weibe ausgetheilt. Sie pflegt Alles in ein hölzernes Gefäß von der Form eines Troges zu thun; öfters wird die Speise in kleinen Eimern oder Flaschen ausgegeben.

Menschenfreundliche Sklavenbesitzer geben ihren Arbeitern täglich Zuckersaft mit Maispudding oder einen gesalzenen Fisch, der jedoch bei schlechtem Betragen vorenthalten wird. Alle Sclaven ziehen Federvieh, aber nur zum Verkauf; Eier und Küchlein sind zu nüchtern für ihren Geschmack, der eine größere Befriedigung im gesalzenen Fleisch, Fisch, Zuckersatz und Rum findet. Die jungen Bursche, welche auf den Feldern arbeiten, wenn auch nur als Vogelverscheucher, erhalten ihre volle Speiseration. Die Ufer sind mit Austern bedeckt, die Ströme haben Ueberfluß an Fischen und die Wälder an Wild, und von all diesem können die Sclaven nach Belieben nehmen. Sie haben in der That eine so bequeme Gelegenheit, sich ein wenig Eigenthum zu erwerben, daß sie mit dem geringsten Grade von gesundem Menschenverstand sich eine vielfach angenehme Lage verschaffen könnten; aber Sclave sein heißt ohne Sorge für Morgen und ohne Hoffnung für die Zukunft sein. Sie verkaufen ihre kleinen Produkte an die Familie oder sonst wo nach ihrer Wahl. Was die Kleidung betrifft, so bekommen die Männer jährlich 6 Ellen Wollenstoff und die Weiber 5; die Kinder werden vom Kopf bis zu Zeh gemessen und bekommen zweimal die Länge an Zeug. Im Winter erhalten die Weiber ein Schnupftuch und die Männer eine Kilmarnockkappe. Die Sommerausstattung an Bekleidung, wenn überhaupt eine stattfindet, besteht aus 6 Ellen eigengesponnene Leinwand für jede arbeitende Hand. Die Alten und Invaliden bekommen rothen Flanell. Indessen sieht man mehr Bekleidung in einer Pflanzung, als von den Eigenthümern gegeben wird. Wenn ein Boot oder ein Wagen zu Markte geht, so schickt der Neger seine kleinen Erzeugnisse mit, wenn er sie nicht schon nahe bei Hause verkauft hat, und der Gewinn wird oft zu Schmuck verwendet: die Weiber machen sich dann Calico-Röcke und Turbane aus Schnupftüchern; die Männer kaufen alte Kleider, und wenn sie so Sonntags oder Feiertags in ihren selbstgeschaffenen Kostümen zusammenkommen, so sieht es schier wie eine Maskerade aus. Hier z. B. stolzirt ein Jüngling mit einem Rock aus dem vorigen Jahrhundert, einer Weiberschürze und einer Mütze von Bärenfell, von der der Schwanz des Thieres zwischen den Schultern des Trägers herabhängt; dort trägt ein älterer Mann



einen alten Militärfrack, neben ihm geht ein Weib mit einem Männerhut von Pelzwerk auf dem Kopfe und eine Matrosenjacke über einen Unterrock von den hellsten Farben. Die Kinder tragen wenig oder gar keine Kleidung im Sommer, außer einem Hemd, und viele thun auch dieses ab. Auf jeder Pflanzung ist eine Amme, und ein Aufseher, welcher ein Weißer sein muß, hat bei Abwesenheit des Eigenthümers einen Kasten mit Medicamenten in Verwaltung. Die Erholungszeiten sind sehr gering. Die Sclaven haben um die Weihnachtszeit drei Tage frei und bekommen dann Fleisch, Tabak, Pfeifen und Rum genug, um sich zu vergnügen. Dann haben sie die Sonntage, den Neujahrstag und einen Tag für die Erndte frei. Sie können sich dadurch einen Tag gewinnen — und sie thun dies öfters — daß sie die Aufgabe für drei Tage in zweien thun, und jede Sclavin, welche sieben Kinder hat, hat den Sonnabend zum Waschen und Flicken frei; eine Sclavin mit fünf Kindern hat dazu jeden dritten Sonnabend. Die Arbeit ist selten schwer, außer bei dem Geschäft, die Baumwolle von ihrem Saamen zu trennen, und bei der Erndte in den Reispflanzungen. Im Sommer und Frühling verlassen die Neger die Felder öfters um 3 oder 4 Uhr und im Winter um 1 Uhr; an einigen Stellen freilich viel später.

Die Neger begraben ihre Todten gewöhnlich auf eine sehr geräuschvolle Art, und Rum, Tabak, Lichter und Speck sind Tröstungen, welche den Hinterbleibenden selten vergeblich angeboten werden. Sie sind glücklich, wenn sie ein Stück weißen Tuchs aufheben können, um den Todten darin zu begraben. Die Leichenbegängnisse werden bei Nacht vorgenommen. Abergläubische Ansichten haben die Neger von Haus aus sehr wenig; aber sie nehmen fast alle diejenigen der Weißen an. Sie sind zu dumm zum Aberglauben. Viele glauben, daß die Seele auch im Leben schon vom Körper trennbar sei, daß, wenn der Mensch schläft, der Geist eine Zeitlang seine körperliche Wohnung verlassen hat, so wie er sie für immer verläßt, wenn er stirbt, oder wenn die Seele auf ihrer langen Reise nach der „Schließ-Augen-Stadt" geht, wie sie es nennen. Der Geist hat nach ihrer Ansicht die Fähigkeit, zur Erde zurückzukehren, entweder in bösen oder „hülfreichen" Geschäften. Aber der Geist muß nach ihrem Glauben das Haupt von der Richtung abwenden, nach welcher er vorgeht; er muß nach der einen Richtung gehen und nach der andern sehen. Sie glauben, daß Krähen und Eulen Vorzeichen des



Todes geben, und daß die Hausthiere, besonders die Kühe, wenn sie leise und klagende Töne ausstoßen, dasselbe Wahrsage=Geschäft vollziehen. Sie haben keine Obi=Männer, obgleich sie die böse Einwirkung eines Zaubers fürchten, was sie „Jemanden einen bösen Mund machen“ nennen. Sie brauchen nie das Holz von einem Baume, der vom Blitze gefällt ist. Daß sie den Himmel für ganz etwas Verschiedenes halten von dem, was sie auf Erden erleben, ist nicht auffallend; aber sie haben keinen andern Begriff davon, als daß es ein Ort ist, wo sie von ihren Arbeiten ausruhn. Sie sprechen mitunter von ihren verlornen Kindern, als ob diese sich schon dort befänden. Wenn eine Mutter, welche drei Kinder verloren und noch sieben am Leben hat, nach der Anzahl ihrer Kinder gefragt wird, so würde sie dieselbe auf zehn angeben, Ihre Ehen sind bloße Civil=Contrakte und zu häufig von geringer Innigkeit. In Städten lassen Viele ihre Kinder taufen. Auf den Pflanzungen ist der Priester gewöhnlich eine angesehene und einflußreiche Persönlichkeit, welcher in einer milden Weise spricht und dessen religiöse Ansichten selten mit der Moral übereinstimmen. Unter den Vergnügungen, deren sie wenige haben, steht das Tanzen obenan. Viele von ihnen verstehn so viel von der Musik, daß sie einige Melodieen auf der Violine spielen können, und sie tanzen mit großer Heftigkeit danach. Die Neger sind Aristokraten und benehmen sich gegen einen guten Herrn, wie die Hochländer gegen ihr Oberhaupt. Sie verachten die Armen unter den Weißen und verabreichen ihnen mitunter Nahrung mit einer wahren Gönnermiene. Sie legen Gewicht darauf, auf der Besitzung geboren zu sein und sind indignirt darüber, wenn sie zu einem geringen Preise verkauft werden. Im Oberlande und bei den kleinen Eigenthümern leben die Sklaven fast unter gleichen Existenz=Bedingungen mit ihren Herren. Sie lassen ihre Eigenthümer gern die Namen für ihre Kinder wählen, und es ist Brauch, ihnen berühmte römische Namen beizulegen. So findet man die Cäsar, die Pompejus und Catonen auf allen Pflanzungen. Oft aber haben auch verschiedene Neger denselben Namen, dem dann zur Unterscheidung etwas Bezeichnendes angehängt wird, wie z. B. der lange Tom, der kurze Tom, der dicke Tom, der lahme Tom, Diana's Tom u. s. w.




H. Lewis pinx.

Lith. Inst. Arnz & Co. Düsseldorf.

GENERAL TAYLORS PLANTATION.



Der Wohnsitz des Generals Taylor.

Die hier mitgetheilte Ansicht gibt einen deutlichen Begriff von der Pflanzung des Generals Taylor, des vorigen Präsidenten der Vereinigten Staaten. Einem europäischen Auge muß das freilich als eine sehr bescheidene Wohnung für den ersten Beamten einer großen Republik vorkommen, aber es ist die Natur der amerikanischen Einrichtungen, daß bei der Wahl dieses höchsten Beamten Titel und Reichthümer nicht mitwiegen. Ist er fähig? ist er rechtschaffen? so fragt sich allein jeder gewissenhafte Wähler. Da die Geschichte des Generals Taylor genau wie diejenige vieler unserer großen Männer ist (ein Beweis und ein Beispiel dafür, was in den Vereinigten Staaten durch einen Mann von Talent und Energie geschehen kann), so dürfte es nicht uninteressant sein, unsern Lesern eine kurze Skizze seines Lebens zu geben.

Die unmittelbaren Vorfahren des Generals Zacharias Taylor gehörten zu den ersten Familien von Virginien und standen in Verbindung mit denen, deren Namen einen beneidenswerthen Ruhm in der früheren Geschichte erlangt haben, wie z. B. die Madisons, die Lees, die Barbours, Couways, Ganies, Pendleton u. s. w. Sein Vater, Richard Taylor, war ein Mann von besonderem moralischen und physischen Muthe. So reiste er schon als sehr junger Mensch auf eigene Hand westwärts von Virginien dem Mississippi zu, ohne Begleiter oder Führer, und ging nach verschiedenen Untersuchungen, die ihn südlich bis Natchez führten, sich östlich wendend, furchtlos zum alten Wohnsitz zurück. Später wurde er Oberst in der Militärmacht von Virginia und ward in dieser Eigenschaft während der Revolution sehr geschätzt. In einem Alter von 35 Jahren heirathete er Sarah Strother, eine junge Dame von ausgezeichneter Familie, welche 15 Jahre jünger war als er. Ihr drittes Kind ist der Gegenstand dieser Skizze, es wurde Zacharias nach einem Vorfahr mütterlicher Seite genannt und in der Grafschaft Orange in Virginien am 24. November 1784 geboren. Ein Jahr darauf siedelte der Oberst Taylor nach Kentucky über und ließ sich in der Grafschaft Jefferson nieder, etwa 5 Meilen von Louisville, wo die Kindheit des Knaben unter den kühnen Emigranten und den Gefahren eines Einwandrer-Lebens hinging. Die sparsame Bevölkerung von Kentucky in der damaligen Zeit

machte die Existenz geeigneter Schulen unmöglich, und so lag die Sorge für die erste Erziehung lediglich den Eltern ob. Die Folge davon war, daß seine frühsten Lebensjahre mehr der Beobachtung und dem Unterrichte in physikalischen Experimenten, als dem Studium gewidmet wurden; dieser Mangel wurde später durch einen thätigen und unermüdlichen Geist aufgewogen, der jede sich darbietende Aufgabe zu bemeistern wußte. Zum Ackerbau angeleitet, verfolgte der junge Taylor dieses Ziel mit Fleiß und Energie: dennoch fühlte er ein unwiderstehliches Verlangen, in die Armee, und damit in ein Leben einzutreten, das seinem Geschmacke mehr zusagte; denn er war wirklich ein Splitter vom alten Stamm, aufgezogen mitten in der Unruhe und den Gefahren, von denen die kühnen Emigranten aufgeregt und umgeben waren. Es bot sich auch bald eine Gelegenheit zum Dienste. Als die Operationen von Aaron Burr im Westen Argwohn und Beunruhigung erregten, bildete der junge Taylor mit einem oder zwei seiner Brüder eine Freischaar, um sich jenen vermutheten verrätherischen Absichten entgegen zu stellen. Aber es bedurfte dessen nicht, und Zacharias kehrte zu seiner Farm zurück. Nach dem Tode seines Bruders, des Lieutenants Taylor, welcher Offizier bei den regulären Truppen der vereinigten Staaten war, erhielt Zacharias die erledigte Stelle und vom Präsidenten Jefferson am 3. Mai 1808 die Bestallung als erster Lieutenant im 7. Infanterie-Regiment der vereinigten Staaten. Er war damals 24 Jahre alt und in Besitz eines hinlänglichen Vermögens, aber er zog es dennoch vor, das ruhige Leben eines Farmers aufzugeben und in den gefahrvollen militärischen Beruf einzutreten. Er wurde beauftragt, sich zu General Wilkinson zu begeben, der damals in New-Orleans war. Dies kostete ihm beinahe sein Leben, da er einen heftigen Anfall vom gelben Fieber auszuhalten hatte. Bei dem ersten Angriff von England, welches die indianischen Stämme gegen die Grenzetablissements aufgereizt hatte, wurde der General Harrison, der damalige Gouverneur des nordwestlichen Territoriums, beordert, mit einer entsprechenden Macht gegen die Indianer vorzugehen.

Zu dieser Expedition gehörte Lieutenant Taylor, und seine Tapferkeit in der blutigen Schlacht bei Tippecanoe am 7. Mai 1811 gewann ihm die höchste Achtung seiner Commandeure. Seine Verdienste wurden vom Präsidenten Madison anerkannt und von demselben mit dem Capitänsrang belohnt.

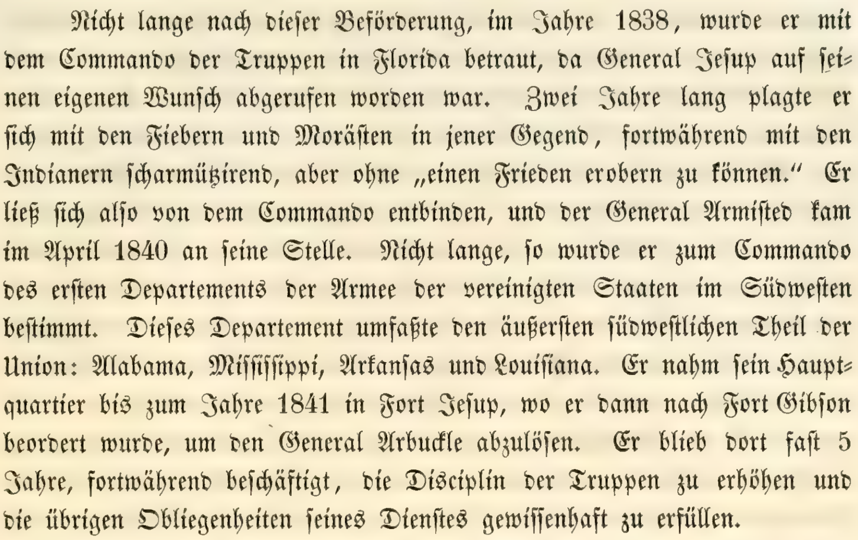
Während des Winters hörten die thätlichen Feindseligkeiten auf und schon im Vorfrühling des Jahres 1812 wurde Capitain Taylor Commandant des Fort Harrison am Wabath, und von dieser Zeit beginnt seine Laufbahn als Militär-Chef. Das Fort Harrison war das Ziel des ersten Angriffs von Seiten des Indianer-Häuptlings Tecumseh. Die wüthenden Indianer griffen das Fort bei Nacht an, aber Capitän Taylor, obwohl er nur fünfzig Mann um sich hatte, hielt es mit der größten Energie, Geschicklichkeit und Besonnenheit aus. Das ganze Land erscholl von dem Ruhme dieser Waffenthat und ihrer tapfern Vollbringer, und der Präsident ernannte Taylor sofort zum Major. Nach der Beendigung des Krieges veranlaßte ihn die Ungerechtigkeit der Regierung*) seinen Dienst aufzugeben; er zog sich in seine Familie zurück und nahm die landwirthschaftlichen Beschäftigungen wieder auf.

Der Einfluß mächtiger Freunde und die Offenkundigkeit der großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, bewirkten seine Wiedereinsetzung in den Dienst durch den Präsidenten Madison im Laufe des Jahres 1815, und im Jahre darauf ward er wieder aus dem Schooße seiner Familie in die Entbehrungen und Anstrengungen des Feldes gerufen. Er wurde nach Green-Bay beordert, in welcher Gegend er vier Jahre kommandirte. Im Jahre 1819 wurde er zum Oberstlieutenant befördert. Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1832 war er im beständigen Dienst seines Staates an den westlichen und nordwestlichen Grenzen, mit Ausnahme zeitweiliger Abwesenheit wegen Krankheit seiner Frau. Im Jahre 1822 errichtete er das Fort Jesup und legte eine Militärstraße bis dahin. Im Jahre 1824 ward er nach Washington gerufen, um in die Commission für den Entwurf und die Errichtung von Jefferson-Barracks zu treten. Im Jahre 1826 war er Mitglied einer Commission für Linie und Landwehr (deren Präsident General Scott war), welche dem Kriegssekretär ein Organisationssystem für die Miliz der vereinigten Staaten zu unterbreiten hatte. Bald nach der Auflösung dieser Commission nahm er seine Stelle an der nordwestlichen Grenze wieder ein, ohne daß sich jedoch eine Gelegenheit fand, einen Kampf mit Feinden zu bestehen.

*) Viele Beförderungen, welche während des Krieges stattgefunden hatten, wurden nach der Beendigung desselben rückgängig gemacht Dabei war Major Taylor auch nicht übersehen, vielmehr wieder zum Rang eines Capitäns zurückbefördert worden, welche unwürdige Behandlung er nicht verschmerzen konnte.

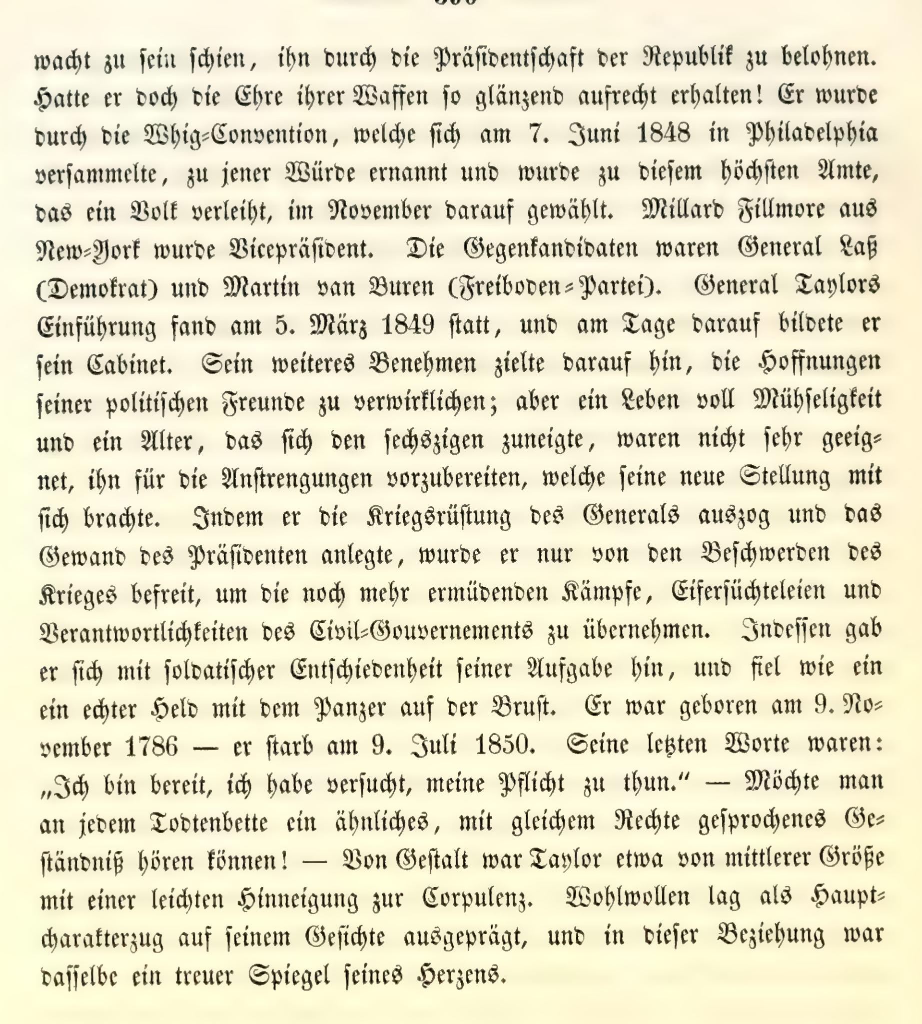
Im Jahre 1832 wurde Taylor vom Präsidenten Jackson zum Obersten ernannt, in welcher Eigenschaft er sich durch gewohntes Geschick und Tapferkeit in dem Grenzkriege, der unter dem Namen des schwarzen Falkenkrieges bekannt ist, auszeichnete.

Bald darauf wurde Taylor nach der Prairie du Chien beordert, um den Befehl über das Fort Crawford zu übernehmen, welche Festung unter seiner Aufsicht gebaut war. Dort blieb er bis 1836 und wurde dann von der Regierung nach Florida geschickt, um die Seminole-Indianer wieder zur Unterwerfung bringen zu helfen. Der Krieg mit den Seminolen begann im Jahre 1835, und war, bis Oberst Taylor nach Florida kam, mit unbedeutendem Erfolge geführt worden. General Jesup, der damals dort kommandirte, hatte vergebliche Versuche gemacht, ihn zu Ende zu bringen. Da alle friedlichen Unterhandlungen mit den Häuptlingen fehlgeschlagen waren, beschloß man im Herbst 1837 ernsthaftere Maßregeln gegen die Indianer zu ergreifen. So ward denn dem Obersten Taylor unbegrenzte Vollmacht gegeben, die Wilden zu fangen oder zu vernichten, wo sie immer gefunden würden. Die erste Schlacht wurde in einem Cypressen-Sumpf geschlagen, und es dauerte über eine Stunde, bis die Indianer aus ihrer Stellung und nach ihrem Lager an dem Ufer des See's Okee-cho-bee getrieben werden konnten. Da sie sahen, daß sie eifrig verfolgt wurden und nahe dem Unterliegen waren, gaben sie noch eine volle Ladung von Flintenkugeln und flohen davon, bis in die Nacht hinein von den regulären Truppen und den Freiwilligen hart verfolgt. Diese Schlacht bei Okee-cho-bee wird in den Jahrbüchern der indianischen Kriege denkwürdig bleiben, als eine, die sich durch Tapferkeit und Gewandtheit auf beiden Seiten auszeichnete. Der Verlust, den die Indianer erlitten, konnte nicht sicher festgestellt werden; man weiß nur, daß er groß war; auf amerikanischer Seite belief er sich auf 14 Offiziere und 124 Gemeine an Todten und Verwundeten — ungefähr $^1/_5$ der ganzen Truppenzahl der Weißen. Oberst Taylor empfing die Glückwünsche des Kriegssekretärs, den Dank des Präsidenten der vereinigten Staaten, der ihm offiziell durch den General Macolmb, den damaligen Oberbefehlshaber der Armee der vereinigten Staaten überbracht wurde, und ward auch bald darauf zum Brigade-General befördert, nach dem Patent: „für die ausgezeichneten Dienste in der Schlacht bei Okee-cho-bee und Florida."



Nicht lange nach dieser Beförderung, im Jahre 1838, wurde er mit dem Commando der Truppen in Florida betraut, da General Jesup auf seinen eigenen Wunsch abgerufen worden war. Zwei Jahre lang plagte er sich mit den Fiebern und Morästen in jener Gegend, fortwährend mit den Indianern scharmützirend, aber ohne „einen Frieden erobern zu können." Er ließ sich also von dem Commando entbinden, und der General Armisted kam im April 1840 an seine Stelle. Nicht lange, so wurde er zum Commando des ersten Departements der Armee der vereinigten Staaten im Südwesten bestimmt. Dieses Departement umfaßte den äußersten südwestlichen Theil der Union: Alabama, Mississippi, Arkansas und Louisiana. Er nahm sein Hauptquartier bis zum Jahre 1841 in Fort Jesup, wo er dann nach Fort Gibson beordert wurde, um den General Arbuckle abzulösen. Er blieb dort fast 5 Jahre, fortwährend beschäftigt, die Disciplin der Truppen zu erhöhen und die übrigen Obliegenheiten seines Dienstes gewissenhaft zu erfüllen.

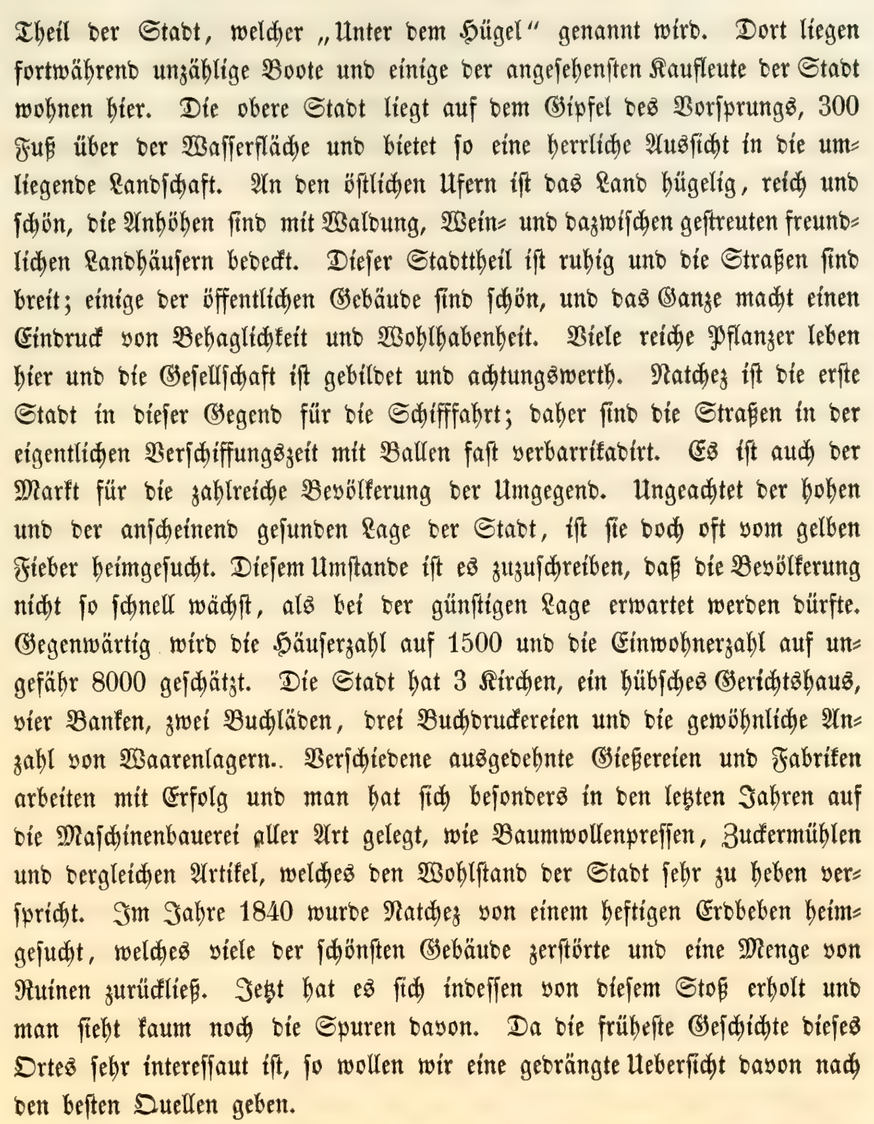
Die Vereinigung von Texas mit den vereinigten Staaten im März 1845 erregte bekanntlich den Unwillen Mexico's. General Taylor erhielt schon zu Anfang des erwähnten Monats den Befehl vom Generalkriegssecretär, alle unter seinem Befehle befindlichen Truppenmassen sowohl, als auch diejenigen, welche ihm noch anvertraut werden würden, in die für die Vertheidigung von Texas angemessenste Position zu stellen. Mexico schöpfte Argwohn aus diesen Maßregeln der vereinigten Staaten — der Krieg erfolgte. Mit dem Befehl der Occupations-Armee betraut, entwickelte General Taylor eine glänzende Taktik und Geschicklichkeit in den Schlachten bei Resaca de la Palma am 9. Mai, bei Monterey am 21. und 23. September 1846, bei Buena-Vista am 22. und 23. Februar 1847. Nach einigen offensiven und defensiven Bewegungen in der Nachbarschaft des Schlachtfeldes von Buena-Vista bezog General Taylor sein Lager in Walnut-Springs, wo er bis zum Dezember 1847 unthätig verweilte und dann nach Hause zurückkehrte. In Neu-Orleans und an andern Orten, die auf seinem Heimweg zu seiner Familie in Baton-Rouge in Louisiana lagen, wurde er mit den enthusiastischsten Ehrenbezeugungen begrüßt. Nach den glänzenden Kriegsthaten bei Monterey und Buena-Vista bemächtigte sich eine solche Bewunderung für die Geschicklichkeit, Klugheit und Tapferkeit des Generals Taylor der Gemüther seiner Landsleute, daß in jedem Theile der vereinigten Staaten der heftigste Wunsch er-



wacht zu sein schien, ihn durch die Präsidentschaft der Republik zu belohnen. Hatte er doch die Ehre ihrer Waffen so glänzend aufrecht erhalten! Er wurde durch die Whig-Convention, welche sich am 7. Juni 1848 in Philadelphia versammelte, zu jener Würde ernannt und wurde zu diesem höchsten Amte, das ein Volk verleiht, im November darauf gewählt. Millard Fillmore aus New-York wurde Vicepräsident. Die Gegenkandidaten waren General Caß (Demokrat) und Martin van Buren (Freiboden-Partei). General Taylors Einführung fand am 5. März 1849 statt, und am Tage darauf bildete er sein Cabinet. Sein weiteres Benehmen zielte darauf hin, die Hoffnungen seiner politischen Freunde zu verwirklichen; aber ein Leben voll Mühseligkeit und ein Alter, das sich den sechszigen zuneigte, waren nicht sehr geeignet, ihn für die Anstrengungen vorzubereiten, welche seine neue Stellung mit sich brachte. Indem er die Kriegsrüstung des Generals auszog und das Gewand des Präsidenten anlegte, wurde er nur von den Beschwerden des Krieges befreit, um die noch mehr ermüdenden Kämpfe, Eifersüchteleien und Verantwortlichkeiten des Civil-Gouvernements zu übernehmen. Indessen gab er sich mit soldatischer Entschiedenheit seiner Aufgabe hin, und fiel wie ein ein echter Held mit dem Panzer auf der Brust. Er war geboren am 9. November 1786 — er starb am 9. Juli 1850. Seine letzten Worte waren: „Ich bin bereit, ich habe versucht, meine Pflicht zu thun." — Möchte man an jedem Todtenbette ein ähnliches, mit gleichem Rechte gesprochenes Geständniß hören können! — Von Gestalt war Taylor etwa von mittlerer Größe mit einer leichten Hinneigung zur Corpulenz. Wohlwollen lag als Hauptcharakterzug auf seinem Gesichte ausgeprägt, und in dieser Beziehung war dasselbe ein treuer Spiegel seines Herzens.

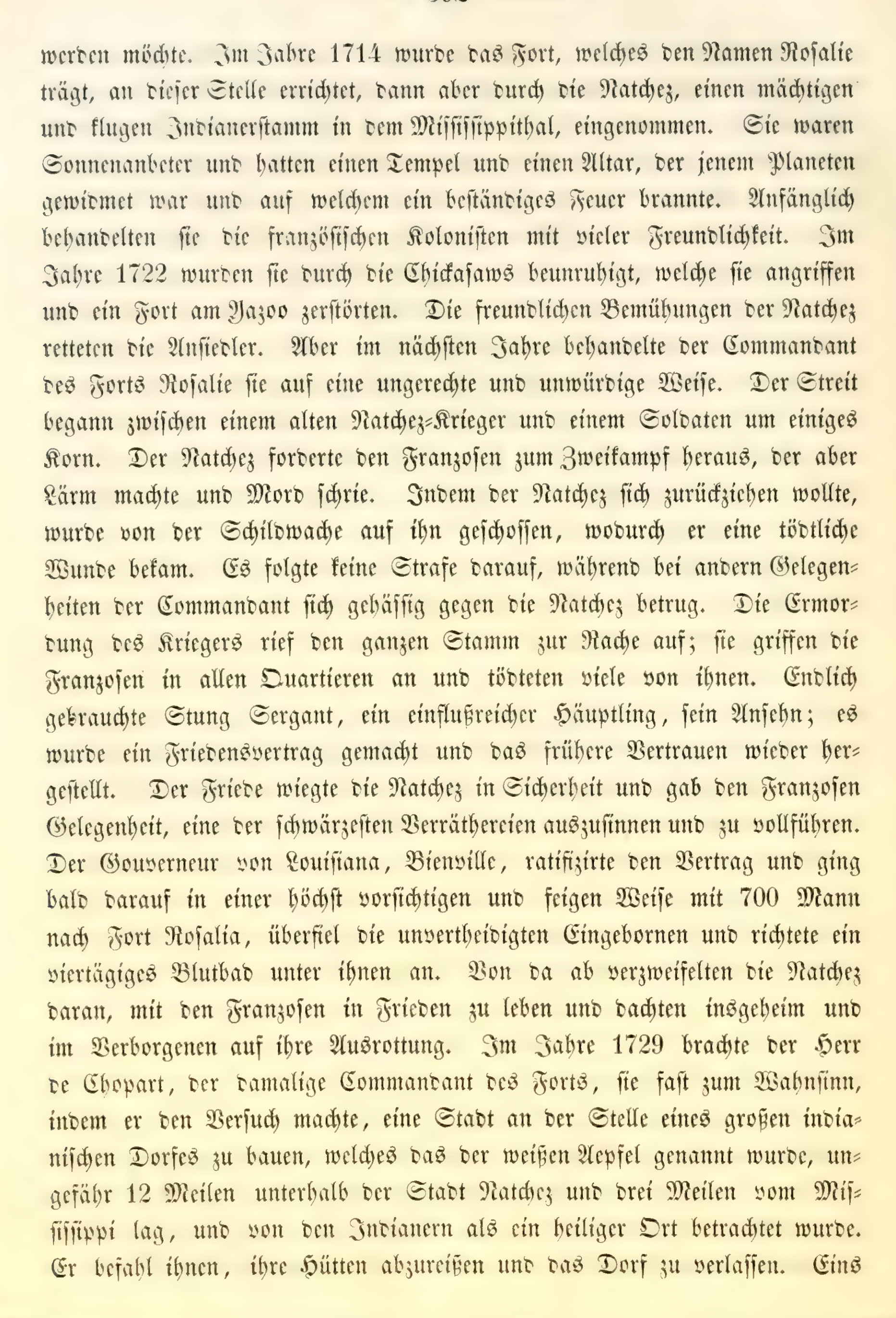
Natchez.

Natchez wurde im Jahr 1700 von Dr. Iberille gegründet, liegt im Staate Mississippi und ist 918 Meilen von St. Louis und ungefähr 300 Meilen von Neu-Orleans entfernt. Die Stadt liegt romantisch auf einem sehr hohen Vorsprunge des östlichen Ufers des Flusses und ist bei weitem die größte Stadt in dem Staate Mississippi. Das Flußgeschäft hat sein Wesen in demjenigen



Theil der Stadt, welcher „Unter dem Hügel“ genannt wird. Dort liegen fortwährend unzählige Boote und einige der angesehensten Kaufleute der Stadt wohnen hier. Die obere Stadt liegt auf dem Gipfel des Vorsprungs, 300 Fuß über der Wasserfläche und bietet so eine herrliche Aussicht in die umliegende Landschaft. An den östlichen Ufern ist das Land hügelig, reich und schön, die Anhöhen sind mit Waldung, Wein- und dazwischen gestreuten freundlichen Landhäusern bedeckt. Dieser Stadttheil ist ruhig und die Straßen sind breit; einige der öffentlichen Gebäude sind schön, und das Ganze macht einen Eindruck von Behaglichkeit und Wohlhabenheit. Viele reiche Pflanzer leben hier und die Gesellschaft ist gebildet und achtungswerth. Natchez ist die erste Stadt in dieser Gegend für die Schifffahrt; daher sind die Straßen in der eigentlichen Verschiffungszeit mit Ballen fast verbarrikadirt. Es ist auch der Markt für die zahlreiche Bevölkerung der Umgegend. Ungeachtet der hohen und der anscheinend gesunden Lage der Stadt, ist sie doch oft vom gelben Fieber heimgesucht. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Bevölkerung nicht so schnell wächst, als bei der günstigen Lage erwartet werden dürfte. Gegenwärtig wird die Häuserzahl auf 1500 und die Einwohnerzahl auf ungefähr 8000 geschätzt. Die Stadt hat 3 Kirchen, ein hübsches Gerichtshaus, vier Banken, zwei Buchläden, drei Buchdruckereien und die gewöhnliche Anzahl von Waarenlagern.. Verschiedene ausgedehnte Gießereien und Fabriken arbeiten mit Erfolg und man hat sich besonders in den letzten Jahren auf die Maschinenbauerei aller Art gelegt, wie Baumwollenpressen, Zuckermühlen und dergleichen Artikel, welches den Wohlstand der Stadt sehr zu heben verspricht. Im Jahre 1840 wurde Natchez von einem heftigen Erdbeben heimgesucht, welches viele der schönsten Gebäude zerstörte und eine Menge von Ruinen zurückließ. Jetzt hat es sich indessen von diesem Stoß erholt und man sieht kaum noch die Spuren davon. Da die früheste Geschichte dieses Ortes sehr interessaut ist, so wollen wir eine gedrängte Uebersicht davon nach den besten Quellen geben.

Natchez wurde, wie schon bemerkt, im Jahre 1700 von Dr. Iberrille gegründet, welcher von Frankreich geschickt war, um die Untersuchungen weiter zu führen, welche von La Salle begonnen aber so unglücklich durch seinen Tod unterbrochen worden waren. Dr. Iberrille schlug vor, hier eine Stadt zu gründen, welche zu Ehren der Gräfin von Poutchartrain Rosalie genannt



werden möchte. Im Jahre 1714 wurde das Fort, welches den Namen Rosalie trägt, an dieser Stelle errichtet, dann aber durch die Natchez, einen mächtigen und klugen Indianerstamm in dem Mississippithal, eingenommen. Sie waren Sonnenanbeter und hatten einen Tempel und einen Altar, der jenem Planeten gewidmet war und auf welchem ein beständiges Feuer brannte. Anfänglich behandelten sie die französischen Kolonisten mit vieler Freundlichkeit. Im Jahre 1722 wurden sie durch die Chickasaws beunruhigt, welche sie angriffen und ein Fort am Yazoo zerstörten. Die freundlichen Bemühungen der Natchez retteten die Ansiedler. Aber im nächsten Jahre behandelte der Commandant des Forts Rosalie sie auf eine ungerechte und unwürdige Weise. Der Streit begann zwischen einem alten Natchez-Krieger und einem Soldaten um einiges Korn. Der Natchez forderte den Franzosen zum Zweikampf heraus, der aber Lärm machte und Mord schrie. Indem der Natchez sich zurückziehen wollte, wurde von der Schildwache auf ihn geschossen, wodurch er eine tödtliche Wunde bekam. Es folgte keine Strafe darauf, während bei andern Gelegenheiten der Commandant sich gehässig gegen die Natchez betrug. Die Ermordung des Kriegers rief den ganzen Stamm zur Rache auf; sie griffen die Franzosen in allen Quartieren an und tödteten viele von ihnen. Endlich gebrauchte Stung Sergant, ein einflußreicher Häuptling, sein Ansehn; es wurde ein Friedensvertrag gemacht und das frühere Vertrauen wieder hergestellt. Der Friede wiegte die Natchez in Sicherheit und gab den Franzosen Gelegenheit, eine der schwärzesten Verrätherеien auszusinnen und zu vollführen. Der Gouverneur von Louisiana, Bienville, ratifizirte den Vertrag und ging bald darauf in einer höchst vorsichtigen und feigen Weise mit 700 Mann nach Fort Rosalia, überfiel die unvertheidigten Eingebornen und richtete ein viertägiges Blutbad unter ihnen an. Von da ab verzweifelten die Natchez daran, mit den Franzosen in Frieden zu leben und dachten insgeheim und im Verborgenen auf ihre Ausrottung. Im Jahre 1729 brachte der Herr de Chopart, der damalige Commandant des Forts, sie fast zum Wahnsinn, indem er den Versuch machte, eine Stadt an der Stelle eines großen indianischen Dorfes zu bauen, welches das der weißen Aepfel genannt wurde, ungefähr 12 Meilen unterhalb der Stadt Natchez und drei Meilen vom Mississippi lag, und von den Indianern als ein heiliger Ort betrachtet wurde. Er befahl ihnen, ihre Hütten abzureißen und das Dorf zu verlassen. Eins

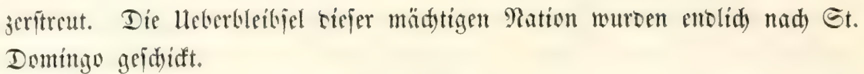
H. Lewis pinx.

Lith. Inst. v. Arnz & Co. Düsseldorf

NATCHEZ MISSISSIPPI.



von den zweckmäßigen Mitteln, Zeit zu gewinnen, bis sie die Krieger ihrer Nation vereinigen und Mittel zur Rache gegen ihre Feinde ersinnen konnten, war auch dies, daß sie dem französischen Commandanten jeder einen Vogel und einen Korb mit Korn zu geben versprachen, wenn er erlauben wollte, daß sie bis zur Erndte blieben. Sie hielten häufige und geheime Zusammenkünfte und luden die Chukasaws zur Theilnahme ein. Ungeachtet der großen Geheimhaltung argwöhnte doch eine Frau die Verschwörung und entdeckte sie einem Soldaten. Dennoch mißachtete Mr. Chopart die Warnung. Als der Anschlag reif war, begab sich der Grand Sue am 3. November 1729 mit seinen Kriegern mit dem Tribute an Geflügel und Korn nach dem Fort. Sie kamen an das Thor und entwaffneten die Soldaten und mordeten dann ohne Unterschied. Nur die Sklaven und einige Weiber und Kinder blieben verschont, die Männer wurden alle getödtet. Aber kein Häuptling oder Krieger wollte seine Hand mit dem Blute des Herrn Chopart besudeln, und so wurde denn einer aus der Hefe der Indianer befohlen, ihn mit einem hölzernen Tomahawk zu tödten. Das Etablissement enthielt ungefähr 700 Franzosen, von denen nur sehr wenige davon kamen. Dasselbe Schicksal theilten die Forts und Niederlassungen am Yazoo und Wachita. Die Nachricht von diesem Blutbade füllte Neu-Orleans mit Furcht und Schrecken, aber Commandant Perier war sehr thätig und sann auf Mitel, die Scharte auszuwetzen. Die Franzosen gewannen die Chickahaws für sich, welche 1500 Krieger stellten, die in der Nachbarschaft von Natchez zu einer Truppenabtheilung aus Neu-Orleans unter dem Befehl von Mr. Loubris stießen. Die Natchez erwarteten, angegriffen zu werden und hatten sich stark im Fort verschanzt. Sie thaten, als ob sie den Frieden wünschten, und so agirte man auf beiten Seiten mit List. Endlich verfielen die Natchez darauf, das Fort bei Nachtzeit zu verlassen, und mit Raub beladen gingen sie über den Mississippi, und kehrten zu einer Stellung am Red River, wenige Meilen unterhalb Natchitaches zurück. Hier errichteten sie ein Fort. Perier, der Verstärkung von Frankreich erhalten hatte, ging ihnen mit einer starken Macht, worunter Artillerie, entgegen. Sie vertheidigten sich tapfer, machten einige verzweifelte Ausfälle, wurden aber mit großem Verlust zurückgeschlagen. Nun waren Vertheidigung und Friedensversuche vergeblich, und sie unterwarfen sich endlich auf Gnade und Ungnade. Die Weiber und Kinder wurden in Sklaverei geführt und in den Pflanzungen



zerstreut. Die Ueberbleibsel dieser mächtigen Nation wurden endlich nach St. Domingo geschickt.

So endete der aufgeklärteste, civilisirteste und edelste Stamm dieses Landes. Wenige Flüchtlinge, welche dem allgemeinen Morden entrannen, gingen zu den Chikahaws und Creeks und wurden mit diesen Stämmen vereinigt.

Wir haben schon gesagt, daß die Religion der Natchez Bilderdienst war. Einer ihrer Gebräuche war barbarisch. Bei dem Tode eines Häuptlings oder eines Sun (Sonne), wie sie es nannten, und bei einigen andern Gelegenheiten, wurden Menschenopfer dargebracht. Ihre Häuptlinge waren mit absoluter Gewalt bekleidet. Sie hatten untergeordnete Suns, welche eine Art von pflichtigem Adel bildeten. Die Natchez sind von verschiedenen Schriftstellern als gerecht, menschlich und hülfreich geschildert worden. Charleroix, welcher im Jahre 1721 einige Zeit bei ihnen zubrachte, beschreibt ihre Gewohnheiten, Gebräuche und ihre Religion ausführlicher. Er berichtet, daß bei dem Tode eines Häuptlings oder Sun's seine Amme und oft auch seine Leibwache bis zur Anzahl von Hundert und mehr getödtet wurden, damit er nach dem Lande der Geister eine Begleitung habe, die seinem Range auf Erden entspräche. Neben der Sonne und dem Feuer beteten sie kleine hölzerne Götter an, welche in Gestalt von Affen und Klapperschlangen auf die Altäre gestellt wurden."

So äußert sich Judge Peck in seinen Skizzen aus dem Mississippi-Thal über die Gebräuche und den Untergang dieses mächtigen Stammes. Die Ruinen des Forts Rosalia waren noch im Jahre 1823 sichtbar. Damals zählte die Stadt 700 Einwohner.





Die Mündung des rothen Flusses (Red River).

Die gegenwärtige Illustration hat diejenige der beiden Mündungen des rothen Flusses zum Gegenstande, welche gewöhnlich zur Schifffahrt benutzt wird.

Die Beschreibung dieses Flusses und der von ihm begrenzten interessanten Gegenden, entnehmen wir einem vorzüglichen amerikanischen Werke — der Hint'schen Geographie.

Der rothe Fluß, den wir von nun an der Bequemlichkeit halber, Red River nennen wollen, entspringt in der Hara Obscura, einer Hügelkette, in der Nähe von Santa Fé in Neu-Mexico,*) und nimmt bald, nachdem er in die Ebene eingetreten, den blauen Fluß und den falschen Washita in sich auf. Von nun an verfolgt er seinen geschlängelten Lauf durch eine Reihe von Prairieen, auf welchen ungeheure Heerden von Büffeln, wilden Pferden und anderem Wilde ruhig grasen. Die Prairien am Red River haben einen röthlichen Erdboden und sind mit hohem Grase und weißen Reben bedeckt, welch' letztere von äußerst schmackhaften Trauben voll hängen. Auch die unzähligen Nebenflüsse und Flüßchen, die sich in diesen Fluß ergießen, bewässern unermeßliche Striche von Prairien und Waldland sowohl, als auch Nieder- und Hochebenen. Viele dieser Ländereien sind äußerst fruchtbar und man gewinnt auf denselben: Baumwolle, Zuckerrohr, Trauben, Indigo, Reis, Tabak, Welschkorn (Mais) und beinahe alle Getreidearten der nördlichen Zonen. Die Breite des Red River steht auf einer Strecke von 400 Meilen oberhalb seiner Mündung in den Mississippi, nicht im Verhältniß mit der Länge oder der ungeheuren Wassermasse, welche er in seinem langgewundenen Laufe von

*) Die Spanier nannten diesen Fluß Rio Roxo de Natchitoches, im Gegensatze zu dem in demselben Gebirge entspringenden Rio Roxo de Texas, der sich bei Matagonda als Rio Colorado de Texas im 28° N. B. in den Golf von Mexico ergießt. vid. Specialkarte von Texas, bei Julius Bädeker, Elberfeld 1849.

den Rocky-Mountains (Felsengebirgen) in sein Bett vereinigt. Bei hohem Wasserstande theilt er sich etwa 400 Meilen oberhalb seiner Mündung in mehrere Arme, welche eine große Anzahl von Seen und Canälen mit Wasser versorgen, so daß das Volumen des unteren Theils des Flusses im Verhältniß zu dem oberen Theile bei weitem seiner natürlichen Breite und Tiefe nicht entspricht. — Etwa 90 Meilen oberhalb Natchitoches (Louisiana) beginnt das sogenannte Raft (Floß) ein ungeheurer, vom Flusse angeschwemmter Morast von ungefähr 20 — 30 Meilen in Umfang, woselbst der Fluß, da er sich hier in mehrere, zuweilen seichte Arme theilt, von jeher durch eine Masse von Bäumen, welche stets aus den oberen Waldgegenden herabtreiben, häufig verstopft wird. Zwischen diesen Massen bricht sich zuweilen ein kleiner Canal auf kurze Zeit Bahn, verliert sich aber bald wieder in einem See, um alsdann wieder durch einen andern Ausfluß desselben zu seinem ursprünglichen Mutterbette zurückzukehren. Der Wasserstand ist jedoch nie so niedrig in diesem Raft, daß nicht ein erfahrener Lootse sein Kielboot zu irgend einer Jahreszeit durch den offenen Canal führen könnte, obwohl der Fluß zuweilen auf einer Strecke von 60 bis 70 Meilen so sehr mit Massen von schwimmenden Baumstämmen, auf welchen nicht selten Weidenbüsche, Gras und Wasserblumen in voller Blüthe stehen, angefüllt ist, daß man es an verschiedenen Stellen nur an den Bewegungen derselben bemerkt, daß sie auf Wasser und nicht auf festem Boden ruhen, während an anderen Orten die Breite und Tiefe des Flusses so abnimmt, daß man ihn zu Pferde ganz gemächlich überschreiten kann. Dieser Umstand gereicht dem Flusse selbst sowohl, als auch den von ihm begrenzten ungeheuren Strecken in Hinsicht auf Schifffahrt und Handel zu unberechenbarem Schaden; denn es gibt wohl kein Land in den sämmtlichen vereinigten Staaten, das sich in Beziehung auf Lage, Boden, Clima, verhältnißmäßiger Abwechselung von Prairien und Wald, und sonstigen, die Bevölkerung fördernden Eigenschaften andern Ländereien gegenüber eines Vorzuges rühmen könnte, da der Fluß oberhalb des Rafts auf einer Strecke von beinahe 1000 Meilen für Dampfschiffe zugänglich ist, wenn nicht der eben angeführte Umstand dem Handel so große Schwierigkeiten in den Weg legte. Der Staat Louisiana hat jedoch endlich beschlossen, dieses Hinderniß zu beseitigen und von der Regierung der vereinigten Staaten die Zustimmung zur Vermessung und zum Kostenüberschlag erlangt.



H. Lewis pinx. Lith. Inst. Arnz & C° Düsseldorf

MOUTH OF RED RIVER.

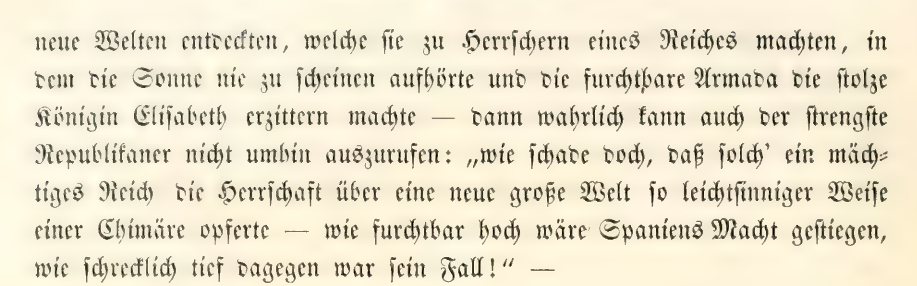
MÜNDUNG DES RED RIVER.



Die Breite des Red-River-Thales beträgt von der Quelle des Flusses bis nach Kiamesia (etwa 1000 Meilen) durchschnittlich 3 — 4 Meilen; von da an bis zu seiner Mündung nimmt sie zu und erreicht bei der letzteren eine Ausdehnung von beinahe 18 Meilen. Von all den fruchtbaren Alluvial-Ebenen der Nebenflüsse des Mississippi hält keine einzige den Vergleich mit dem Red-River-Thale aus. In mancher Beziehung ist der Red-River dem Nile viel ähnlicher als dem Mississippi, obschon dieser letztere gerade häufig mit dem heiligen Strome der alten Egyptier verglichen wird! — Alexandria liegt auf dem rechten (südlichen) Ufer des Red-River, eine halbe Meile unterhalb des Wasserfalles und an der Mündung des Bayou Rapide. Dem Laufe des Flusses nach gerechnet beträgt die Entfernung Alexandria's vom Mississippi 150 Meilen und zu Lande 70 Meilen. Das Städtchen bildet das Centrum der fruchtbaren Baumwollengegenden von Bayou Rapide, Robert und Boeuf, hat eine Bank, einen Gerichtshof, eine Zeitung und eine Anzahl von Kaufläden und Magazinen.

Es ist merkwürdig, daß alle die verschiedenen Nationen, welche nach einander dieses Land besaßen, etwas von ihrem Volkscharakter unter der Bevölkerung zurückgelassen haben; nur die Spanier machen hiervon eine Ausnahme — von ihnen existiren keine Andenken, die sie sich durch Verbesserungen irgend einer Art, oder durch Literatur, Gesetzgebung 2c. hätten erwerben können. Nicolet spricht sich folgendermaaßen über diesen Umstand aus:

„Am Schlusse dieser historischen Skizze drängen sich mir unwillkührlich einige traurige Gedanken auf. Ist es nicht wunderbar, daß während der 32jährigen Regierung Spaniens keine anderen Spanier als einige Beamte und nur wenige Pelzhändler dieses Land bewohnten? Seine Einwohner waren Franzosen oder Abkömmlinge von ihnen aus Canada oder Unter-Louisiana; die Spanier haben gar nichts von sich hinterlassen als eben ihre Ländereien-verzeichnisse, keine Institute, keine Werke, nicht einmal eine Gesetzgebung, die den Nachfolgern nützlich sein konnte. Die goldenen Schätze Mexicos und Südamerikas übten ohne Zweifel zu viel Anziehungskraft auf die gierigen Spanier, als daß die Emigranten sich entschließen konnten, ihre habsüchtigen Erwartungen aufzugeben uud in dem gesegneten Mississippithale Ackerbau und Viehzucht zu betreiben. Blickt man dagegen zurück auf die Zeit, zu welcher Spanien die größte Seemacht war, wo Ferdinand und Isabellas Seefahrer



neue Welten entdeckten, welche sie zu Herrschern eines Reiches machten, in dem die Sonne nie zu scheinen aufhörte und die furchtbare Armada die stolze Königin Elisabeth erzittern machte — dann wahrlich kann auch der strengste Republikaner nicht umhin auszurufen: „wie schade doch, daß solch' ein mächtiges Reich die Herrschaft über eine neue große Welt so leichtsinniger Weise einer Chimäre opferte — wie furchtbar hoch wäre Spaniens Macht gestiegen, wie schrecklich tief dagegen war sein Fall!" —

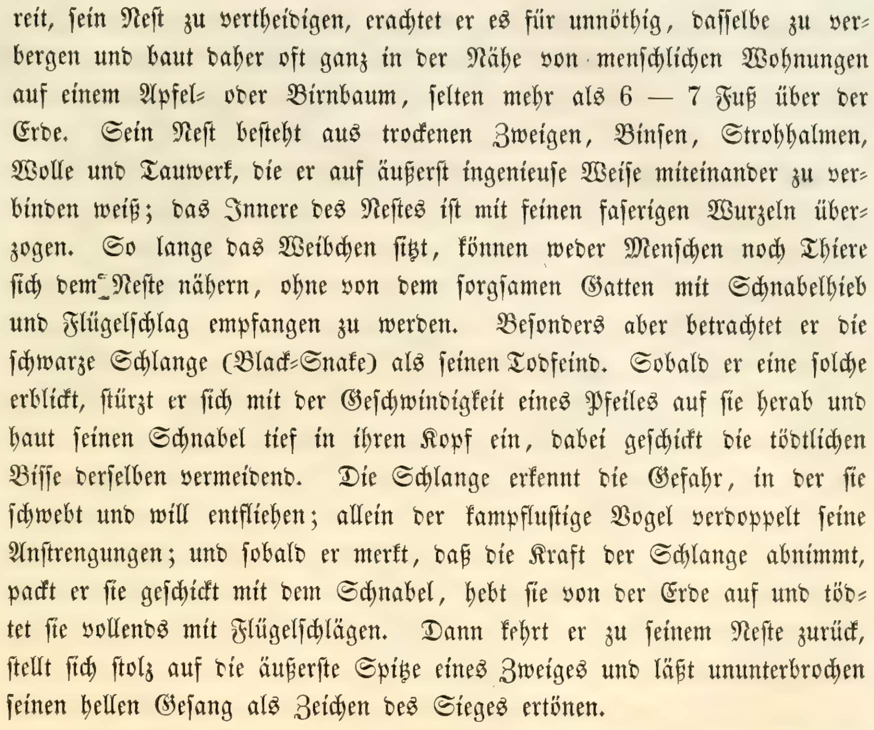
Bayou Sarah,

ein kleines, blühendes Städtchen, an der Mündung des Canals gleichen Namens, welcher einigen See'n im Innern des Landes als Abfluß dient und auf einer ziemlich langen Strecke für Dampfboote schiffbar ist. Die Gegend, welche dieser Canal oder Bayou durchzieht, ist reich, dicht bevölkert und besonders gut cultivirt; ein Hauptprodukt derselben ist Baumwolle und es wurden hier alljährlich bedeutende Quantitäten davon verschickt. Bayou Sarah zählt etwa 800 Einwohner, hat eine Bank, mehrere Kirchen, eine Zeitung und ist eines der hübschesten Städtchen am Mississippi.

Wir haben in einer früheren Abtheilung der vierfüßigen Thiere gedacht, welche in den südlichen Staaten angetroffen werden und machen es uns nun zur Aufgabe, die merkwürdigsten Vögel dieser Gegenden aufzuzählen.

Der Spottvogel (Mocking-Bird) wird in einem großen Theile von Nord- und Süd-Amerika gefunden. Warmes Clima und niedrige Gegenden entsprechen seiner Natur am meisten, weshalb dieser Vogel in den südlichen Staaten am zahlreichsten angetroffen wird. Seine liebste Nahrung besteht in Beeren, worunter besonders die Cederbeere, Myrthe, Hollunder, Harzbeere, Gallbeere und viele andere, welche in ungeheuren Massen in diesen sumpfigen Gegenden wachsen; außerdem bilden die geflügelten Insekten, die hier auch im Winter existiren, einen nicht zu verachtenden Nahrungszweig.

Der Spottvogel baut sein Nest an verschiedenen Orten, je nach dem Breitengrade, den er gerade bewohnt. Ein einzeln stehender Dornbusch, ein undurchdringliches Gestrüppe, eine Ceder, ein Orangen- oder Hollunderbaum wird gewöhnlich von ihm zum Träger seiner Wohnung erkoren. Stets be-



reit, sein Nest zu vertheidigen, erachtet er es für unnöthig, dasselbe zu verbergen und baut daher oft ganz in der Nähe von menschlichen Wohnungen auf einem Apfel- oder Birnbaum, selten mehr als 6 — 7 Fuß über der Erde. Sein Nest besteht aus trockenen Zweigen, Binsen, Strohhalmen, Wolle und Tauwerk, die er auf äußerst ingenieuse Weise miteinander zu verbinden weiß; das Innere des Nestes ist mit feinen faserigen Wurzeln überzogen. So lange das Weibchen sitzt, können weder Menschen noch Thiere sich dem Neste nähern, ohne von dem sorgsamen Gatten mit Schnabelhieb und Flügelschlag empfangen zu werden. Besonders aber betrachtet er die schwarze Schlange (Black-Snake) als seinen Todfeind. Sobald er eine solche erblickt, stürzt er sich mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles auf sie herab und haut seinen Schnabel tief in ihren Kopf ein, dabei geschickt die tödtlichen Bisse derselben vermeidend. Die Schlange erkennt die Gefahr, in der sie schwebt und will entfliehen; allein der kampflustige Vogel verdoppelt seine Anstrengungen; und sobald er merkt, daß die Kraft der Schlange abnimmt, packt er sie geschickt mit dem Schnabel, hebt sie von der Erde auf und tödtet sie vollends mit Flügelschlägen. Dann kehrt er zu seinem Neste zurück, stellt sich stolz auf die äußerste Spitze eines Zweiges und läßt ununterbrochen seinen hellen Gesang als Zeichen des Sieges ertönen.

Das Gefieder des Spottvogels ist nichts weniger als schön; was ihn besonders interessant macht, ist seine schöne, volle und dabei jeder Modulation fähige Stimme; er ahmt alle Vögel mit der größten Leichtigkeit und aufs Täuschendste nach, von den weichen Tönen der Walddrossel bis zum wilden Geschrei des Steinadlers. Geht man an einem schönen Frühlingsmorgen hinaus in den von Singvögeln aller Art belebten Wald, so hört man den hellen lieblichen Gesang des Spottvogels entschieden durch und kann mit Leichtigkeit, des musikalischen Wirrwars ungeachtet, seinen Tönen ununterbrochen bis zu Ende folgen. Sein Gesang besteht jedoch nicht allein, wie man aus seinem Namen schließen möchte, nur im Nachahmen anderer Vögel, sondern er singt hauptsächlich eigene Noten von zwei, drei, vier, fünf oder sechs Sylben, die er jedoch mit den Tönen anderer Sänger vermischt, und in allen möglichen Variationen, wohl eine ganze Stunde lang, ohne alle Pause und mit steigernder Energie hervorgelt. Dabei glitzern seine weißen Schwung- und Steißfedern in der goldenen Morgensonne und seine graziösen Bewegun-

gen fesseln in demselben Grade das Auge des Beobachters, wie seine herrlichen Töne das Ohr. Er schwebt einher mit enthusiastischem Feuer und sein Flug hebt sich und fällt abwechselnd mit dem Rhytmus seines Gesanges, und wie Bartram mit Recht von ihm sagt: „er steigt hinauf in die Wolken schnell wie ein Pfeil, als wollte er dort die Seele erhaschen, die ihm mit seinem Gesange entflohn!" — So vollkommen gelingt ihm das Nachahmen des Gesanges anderer Vögel, daß der Zuhörer, der ihn nicht sieht, glauben möchte, das sämmtliche gefiederte Sängerchor der ganzen Welt im Wettkampfe zu hören. Audubon macht folgenden Vergleich zwischen dem Spottvogel und der Nachtigall:

„Manche Liebhaber von Vogelgesang, sowohl im Freien als auch in der Gefangenschaft, wollen behaupten, daß der Gesang der Nachtigall zuweilen dem des Spottvogels völlig gleichkomme. Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, beide Arten im wilden und zahmen Zustande zu hören und zu beobachten, und kann mich ohne alles Vorurtheil dahin aussprechen, daß es nach meiner Ansicht gänzlich absurd wäre, die unbedeutenden musikalischen Versuche der Nachtigall der vollständigen Virtuosität des Spottvogels vergleichen zu wollen."

In der Gefangenschaft verliert dieser Vogel nur wenig oder gar nichts von der ursprünglichen Kraft und Schönheit des Gesanges und es ist rein unmöglich, vor seinem Käfige zu stehen, ohne aufs Tiefste davon ergriffen zu werden. Jedoch schadet ihm, nach der Meinung Vieler, seine Vorliebe für die Variation. Seine wirklich erhabene Nachahmung der braunen Drossel wird häufig durch das Krähen eines Haushahnes unterbrochen, und das Trillern des Blaukehlchens, das er außerst täuschend zu geben weiß, ist mit dem Geschrei der Schwalben und Hühnergegacker vermischt. Zuweilen ertönen die ruhigen einfachen Melodieen des Rothkehlchens; doch plötzlich hört man die schrillen Rufe der Wachtel, denen der Kibitz, Häher, die Mauerschwalbe, Gelbdrossel und zwanzig Andere in ununterbrochener Reihe und so wahrhaft natürlich nachfolgen, daß man sich unwillkührlich nach den verschiedenen Musikern umsieht und mit Erstaunen gewahrt, daß der Spottvogel allein das vollständige Orchester dieses Stegreifconcertes ausmacht. Sobald der Mond aufgeht, fängt auch der Spottvogel an, seine Etudes brillantes vorzutragen und zwar nicht eine halbe oder ganze Stunde lang, sondern die



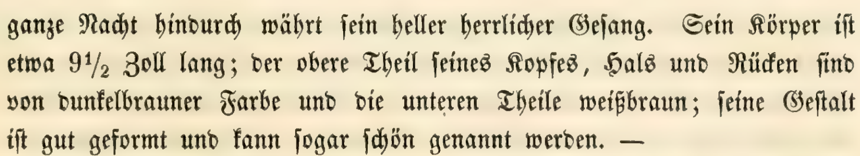
H. Lewis pinx.

Lith. Inst Arnz & C° Düsseldorf.

BAYON SACRA (LUISIANA).



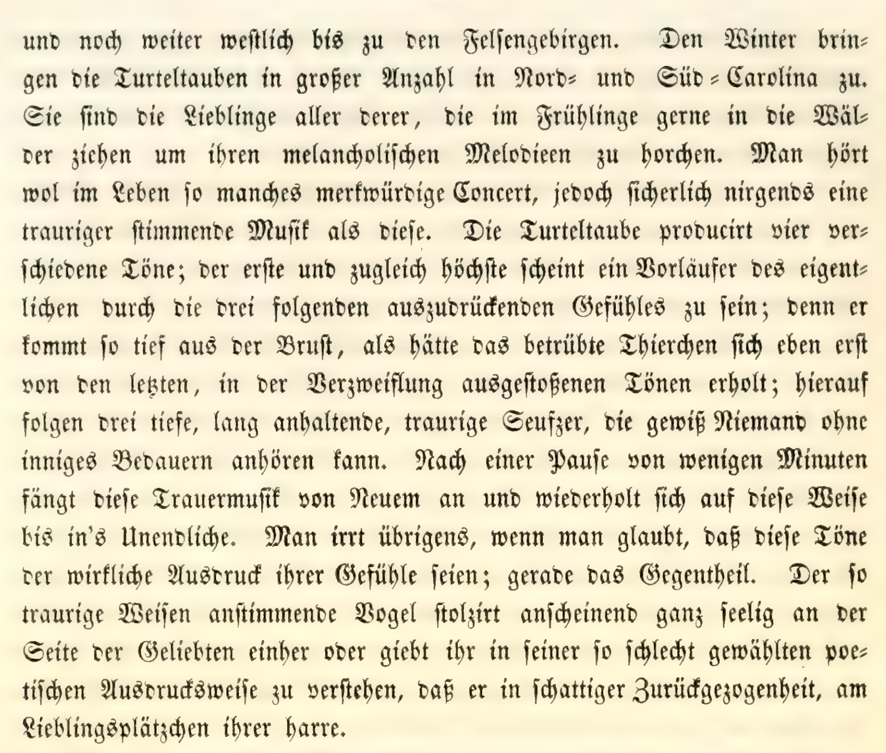
ganze Nacht hindurch währt sein heller herrlicher Gesang. Sein Körper ist etwa 9½ Zoll lang; der obere Theil seines Kopfes, Hals und Rücken sind von dunkelbrauner Farbe und die unteren Theile weißbraun; seine Gestalt ist gut geformt und kann sogar schön genannt werden. —



Der Chuck-Will's-Widow.*) Dieser Vogel wird selten nördlich von Virgiuien und Tennessee angetroffen und wird zuweilen mit dem Whip-poor-will verwechselt. Die Worte Chuck-Wills-Widow (spr. Tschöck-Wills-widdö) entsprechen ganz den Tönen seines Gesanges und daher der Name; (deutsch übersetzt heißt er: „Locke Willm's (Wilhelm's) Wittwe".) Abends, kurz nach Sonnenuntergang, beginnt er seinen Gesang, den er mehrere Stunden lang ohne alle Unterbrechung fortsetzt und dann gegen Sonnenaufgang wieder von neuem anfängt. Seine Töne verfehlen nie, die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen; denn sie sind von denen des Whip-poor-will gänzlich verschieden und gleichen im Ausdruck und in der Betonung wie gesagt vollständig den Worten, denen er seinen Namen verdankt. Er spricht jede Sylbe langsam und deutlich, mit starker, voller Stimme, das letzte Wort besonders betonend; während der Whip-poor-will diese Worte seines Namens (deutsch: „peitsche den armen Willm") viel schneller ausspricht. Er fliegt langsam und hält sich der Erde sehr nahe, wie die Schwalbe vor dem Gewitter, und ruht gewöhnlich auf alten Baumstämmen oder Zäunen (Fences), von welchen aus er auf geflügelte Insekten, die hier des Nachts in Unmassen herumschwärmen, Jagd macht. Gleich dem Whip-poor-will macht er abschüssige Hügel und andere schattige Orte zu seinem Aufenthalt, das Weibchen legt im Walde zwei Eier auf die bloße Erde; ein Nest hat es nicht. Der Chuck-will's-widow ist 12 Zoll lang; an beiden Seiten seines Kopfes befinden sich zahlreiche und starke Borsten. Kopf und Rücken sind dunkelbraun, rostfarben und an Stellen goldgelb mit schwarz vermischt; die Brust ist schwarz und mitunter rostfarben.

Die Carolina Sigeon oder Turteltaube. Sie bewohnt im Sommer alle Theile Nord-Amerikas, von Florida bis Canada und von den Gestaden des atlantischen Oceans bis zu den Ufern des Mississippi

*) Ein deutscher Name für diesen Vogel ist uns nicht bekannt; er scheint jedoch dem Whip-poor-will, oder Virginischen Ziegenmelker oder auch Tagschläfer sehr ähnlich zu sein



und noch weiter westlich bis zu den Felsengebirgen. Den Winter bringen die Turteltauben in großer Anzahl in Nord- und Süd-Carolina zu. Sie sind die Lieblinge aller derer, die im Frühlinge gerne in die Wälder ziehen um ihren melancholischen Melodieen zu horchen. Man hört wol im Leben so manches merkwürdige Concert, jedoch sicherlich nirgends eine trauriger stimmende Musik als diese. Die Turteltaube producirt vier verschiedene Töne; der erste und zugleich höchste scheint ein Vorläufer des eigentlichen durch die drei folgenden auszudrückenden Gefühles zu sein; denn er kommt so tief aus der Brust, als hätte das betrübte Thierchen sich eben erst von den letzten, in der Verzweiflung ausgestoßenen Tönen erholt; hierauf folgen drei tiefe, lang anhaltende, traurige Seufzer, die gewiß Niemand ohne inniges Bedauern anhören kann. Nach einer Pause von wenigen Minuten fängt diese Trauermusik von Neuem an und wiederholt sich auf diese Weise bis in's Unendliche. Man irrt übrigens, wenn man glaubt, daß diese Töne der wirkliche Ausdruck ihrer Gefühle seien; gerade das Gegentheil. Der so traurige Weisen anstimmende Vogel stolzirt anscheinend ganz seelig an der Seite der Geliebten einher oder giebt ihr in seiner so schlecht gewählten poetischen Ausdrucksweise zu verstehen, daß er in schattiger Zurückgezogenheit, am Lieblingsplätzchen ihrer harre.

Das Nest der Turteltaube ist sehr einfach construirt; gewöhnlich findet es sich in einem Immergrün, in den dichten Gewinden einer wilden Rebe, auf einem Apfelbaume oder auch auf der bloßen Erde. Es besteht aus Bäumen und Zweigen und ist beinahe ganz flach. Das Fleisch dieses Vogels wird für viel schmackhafter gehalten als das der wilden Taube. Die Turteltaube ist 12 Zoll lang; sie ist wegen ihrer schönen, großen schwarzen Augen noch besonders merkwürdig. Die Farbe ihres Gefieders ist hauptsächlich schieferblau, zuweilen in ein prächtiges Grün, Gold und Carmoisin spielend. Beine und Füße sind roth und an den Extremitäten weiß.

Der Kolibri. (Humming Bird.) Dieser kleine Vogel ist merkwürdig wegen der Schönheit seines Gefieders, wegen der Winzigkeit seines Körpers, der Art und Weise seiner Nahrung und wegen Mangels an musikalischem Talente. Es giebt auf dem amerikanischen Continente und den benachbarten Inseln mehr als 70 Arten von Kolibris, wovon nur eine einzige in Nord-Amerika und zwar in Canada zahlreich angetroffen wird, wohin

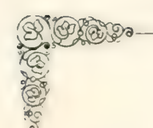
sie alljährlich vom Süden aus ziehen. Es ist merkwürdig, daß ein so winzig kleines Geschöpf solch' ungeheure große Seen und Wälder überschreiten kann; jedoch gerade seine Kleinheit, sein schneller Flug, sein bewunderungswürdiger Instinkt und sein Muth sind seine Führer und Beschützer. Das Nest dieses kleinen Vogels findet sich gewöhnlich auf dem Zweige eines Baumes, zuweilen auch, jedoch nur selten, auf einem mit Moos bewachsenen, alten Baumstamme, oder auf einem starken Unkrautstengel in einem Garten. Er hat einen Zoll im Durchmesser und ist etwa einen Zoll tief.

Das Weibchen legt zwei schneeweiße Eier. Kommt man dem Neste nahe, so stürzen die kleinen Bewohner heraus und nähern sich mit heftigem Sumsen nicht selten bis auf wenige Zolle dem Kopfe des Störenfrieds, als wollten sie ihn wegen seiner Unhöflichkeit zur Rede stellen. Ein einziger Zirpton ist Alles, was der Kolibri außer dem Sumsen artikuliren kann und selbst dieser ist nicht lauter als der einer Grille oder eines Grashüpfers.

Die Kelchblumen zieht der Kolibri allen anderen vor; und unter diesen ist es wieder die Blüthe der Trompetenblume, aus der er besonders gern seine Nahrung holt. Findet er einen Strauch solcher Blumen, so hält er sich einige Sekunden lang so still auf den Flügeln, daß diese gänzlich unsichtbar werden oder doch nur wie ein ferner Nebel erscheinen; das goldne Grün auf seinem Rücken und die hell in der Sonne erglänzende Feuerfarbe an seiner Kehle gewähren dann einen merkwürdigen Anblick.

Wenn er sein Mahl beendet hat, so läßt er sich gewöhnlich auf einem kleinen todten Zweige irgend eines Gebüsches nieder um sich zu putzen und sein glänzendes Gefieder wieder in Ordnung zu bringen. Er ist einer von den wenigen Vögeln, die in der ganzen Welt bewundert und geliebt werden. Zuweilen fliegt er durch ein offenes Fenster in das Zimmer eines Hauses, untersucht genau die dort befindlichen Blumensträuße und macht sich alsdann sans gêne auf demselben Wege wieder davon. Man war bisher der Meinung, daß er blos von dem Honige lebe, den er den Blumen entzieht; allein in letzter Zeit hat man ihn nicht selten beobachtet, wie er wohl eine halbe Stunde lang auf fliegende Insekten Jagd machte, die er mit der Geschicklichkeit eines Fliegenfängers erhaschte.

Der Ceder-Vogel. (Ceder Bird). Ein lieblicher Vogel, der in ganz Nord-Amerika, besonders aber in den südlichen Staaten einheimisch ist.



Seine Nahruug besteht hauptsächlich in Beeren aller Art; den Kirschen und anderen Kernfrüchten ist er übrigens am meisten zugethan. Im Frühjahre ist er dem Farmer von bedeutendem Nutzen, da er alsdann die Bäume von Spinnen, Raupen und anderen Insekten reinigt. Er lebt mit seinen Stammgenossen im besten Einverständnisse und man findet nicht selten mehrere Nester dieser Vögel auf einem Baume.

Der Carolina-Papagei. (Carolina Parrot.) Die einzige Papageienart, die in den Vereinigten Staaten heimisch ist. Die üppigsten Gefilde der heißen Erdstriche scheinen die Lieblingsaufenthaltsorte dieser zahlreichen und prächtig befiederten Vögel zu sein. Der Carolina-Papagei bewohnt das Innere des Staates Louisiana und die Ufer des Mississippi und Ohio, östlich von den Alleghanygebirgen. Nördlich von Maryland wird er nur selten angetroffen. Besonders häufig findet man ihn auf niedrigen, fetten Landstrichen, an den Ufern kleiner Bäche, an den so zahlreich hier vorhandenen sogenannten Salines, Licks, (Salinen, Salzlecker,) und unzugänglichen mit Platanen und Cypressen bewachsenen Morästen. Hier wachsen auch viele seiner Lieblingsfrüchte, als: Cypressensaamen, Buchecken u. a. m. Gewöhnlich nisten 30 bis 40 dieser Papageien zusammen in einem alten hohlen Platanenstamme, an dessen Seiten sie sich mit Klauen und Schnäbeln festhalten. Es scheint, als ob sie den Schlaf sehr liebten; denn sie verkriechen sich mehrmals des Tages in ihre Löcher, wahrscheinlich um dort nach gethaner Arbeit ihre Siesta zu halten.

Der Carolina-Papagei mißt etwa 13 Zoll. Vorderkopf und Wangen sind orangengelb und roth; der Hals ist von reiner hellgelber Farbe; Schultern und Flügelrundung ebenfalls orangengelb und roth. Der Rest des Gefieders ist hellgelb und hellgrün, ziemlich in ein glänzendes Hellblau spielend. An Schönheit des Gefieders sowohl als auch an Form, ist dieser Papagei vielen ausländischen Arten weit überlegen, dabei ist er sehr gelehrig und läßt sich leicht zähmen. Audubon berichtet, daß diese Carolina-Papageien sehr viel Schaden unter den Baumfrüchten anrichten, er sagt:

„Sie besuchen Aepfel- und Birnbäume, wenn auch die Früchte noch ganz klein und völlig unreif sind und zwar nur des Saamens halber. Sie pflücken einen Apfel ab, öffnen und werfen ihn in ihrer Erwartung getäuscht, da der Saame dann noch eine weiche und milchige Substanz bildet, weg,

worauf sie den nächsten abbrechen und so fortfahren bis der ganze Baum von Früchten geleert ist!"

Derselbe Schriftsteller sagt ferner noch über diese Vögel: „Auf Bäumen und allen Arten von Pflanzen sind sie ganz in ihrem Elemente; sie bewegen sich seitwärts und erklimmen Bäume, oder hängen in allen möglichen Positionen an denselben herum, wobei sie sich recht geschickt ihrer Schnäbel bedienen; gewöhnlich lassen sie sich in großer Anzahl zusammen an einem zum Nisten ausersehenen Orte nieder. Ich habe zuweilen die Aeste großer Bäume von ihnen bedeckt gesehen. Auf dem Boden bewegen sie sich sehr schwerfällig und ungeschickt, als wenn sie der Steiß im Gehen hinderte. Kommt ihnen ein Jäger plötzlich nahe, so machen sie gar keinen Versuch zu entfliehen; wenn sie ihn jedoch schon aus der Ferne bemerken, so verlieren sie keine Zeit, sondern suchen sich schnell zu verstecken oder einen Baum zu erklimmen, was ihnen auch mit der Hülfe des Schnabels gewöhnlich gelingt.

Eulen. In den südlichen Staaten gibt es verschiedene Arten derselben. Die große, gehörnte Eule ist vor allen anderen besonderer Erwähnung würdig. Sie hält sich am liebsten in einsamen, dunklen, mit riesigen Waldbäumen bewachsenen Morästen auf, woselbst sie, sobald der Abend naht und die Menschen sich zur Ruhe begeben, eine Musik ertönen läßt, wie sie nur einer ganz andern Welt als der von uns bewohnten angehören könnte.

Auf meinen einsamen Wanderungen „längs der Berge und Ufer des Ohio," sagt Williams, „und mitten in den dichten Wäldern Indianas," hat dieser geisterhafte Wächter mir oft das Herannahen des Morgens verkündet und mich mit seinen eigenthümlichen Ausrufungen erheitert. Zuweilen kam er ganz in meine Nähe und umkreiste unter heiserem Gekrächze mein Wachtfeuer, wobei er sein Waugh O! Waugh O! mit einer Kraft ertönen ließ, die hinreichte, um eine ganze Garnison in Allarm zu versetzen. Außer diesem Ausrufe producirt er noch andere Töne, die dem halbunterdrückten Stöhnen eines erstickenden Menschen vollkommen ähnlich sind, eine höchst erquickende Nachtmusik für einen einzelnen Reisenden in der Mitte dieser urweltlichen Wildnisse. —

Die Eule (Barred Owl), in Louisiana sehr zahlreich, wird von Audubon auf folgende Weise beschrieben: „Oft, wenn ich unter den Zweigen einer großen Eiche mein Nachtquartier aufgeschlagen hatte und gerade be-

schäftigt war, ein Stück Wildprett an einem hölzernen Spieße zu braten, begrüßte mich dieser Vogel mit seinen vertrockneten Melodieen, und verfehlte dann auch nie, mich die ganze Nacht zu umschwärmen und die Ruhe zu stören, deren ich hier ohne sein Dazwischenkommen sicherlich hätte pflegen können. Oft sah ich ihn sich auf einem Baumstamme niederlassen, nur wenige Schritte von meinem Wachtfeuer entfernt, wobei ich ihn genau beobachten konnte, wie er mich, anscheinend äußerst erstaunt über mein Dasein, von allen Seiten auf so komische Weise betrachtete, daß ich, wäre es möglich gewesen, es zu thun, nicht umhin gekonnt hätte, ihn zu meinem Nachtmahle einzuladen, und so seine nähere Bekanntschaft zu machen. Die Lebhaftigkeit seines Blickes und die Eigenthümlichkeit seiner Bewegungen ließen mich annehmen, daß seine Gesellschaft jedenfalls erträglicher sein müsse, als die so manchen Pavians, dem man im Leben zuweilen begegnet." —

Der Pelikan. Es giebt an den Küsten der südlichen Staaten verschiedene Arten von Pelikanen. Sie sind alle äußerst faul und träge und nur die Freßgier übertrifft noch ihre Lässigkeit. Der Hunger allein vermag sie zu Anstrengungen zu nöthigen, sonst würden sie sicherlich ihr ganzes Leben in ewiger Ruhe zubringen. Sobald sie sich etwa 30 bis 40 Fuß hoch über die Oberfläche des Wassers erhoben haben, wenden sie den Kopf so, daß ein Auge nach unten zu steht, und setzen dann in dieser Lage ihren Flug weiter fort. Erblicken sie dann einen Fisch, so schießen sie pfeilschnell hinab, erhaschen ihn mit unglaublicher Sicherheit und erheben sich alsdann, obwohl mit vieler Anstrengung, wieder in die Luft, wo sie ihre Beobachtungen auf die eben beschriebene Weise fortsetzen. Man sagt, daß sie zuweilen in großen Massen auf die Fischjagd zögen und sehr geschickt zu manövriren verständen, um gemeinschaftlich große Beute zu machen. Sie sollen dabei eine cirkelförmige Linie bilden, die nach und nach immer an Ausdehnung verliert, bis die Fische so ziemlich auf einen Platz zusammengedrängt sind: dann stürzen sie sich plötzlich auf ein gegebenes Signal auf ihre Beute herab, füllen damit ihre Kröpfe und begeben sich hierauf wieder ans Land, um sie dort con amore zu verspeisen. — Ihr ganzes Leben besteht in Fressen und Schlafen. Die Pelikangans sorgt für kein Nest, um ihre Eier hinein zu legen, sondern deponirt sie an irgend einem beliebigen Orte, gewöhnlich 5 oder 6 an der Zahl, woselbst sie ebenfalls brütet. Merkwürdig, obwohl natürlich, ist ihre Anhäng-

lichkeit an die junge Brut. Man hat schon öfters junge Pelikane mit den Beinen an den Bäumen festgebunden, um zu sehen, wie sich die Alten dabei benehmen würden. Sie kamen jedoch, trotz der Anwesenheit von Menschen, unfehlbar herbei, um ihre Jungen zu ätzen, blieben den größten Theil des Tages bei ihnen und brachten die Nacht auf einem Zweige desselben Baumes zu, an dessen Fuße jene angebunden waren. Nach kurzer Zeit wurden sie so zahm, daß man sich ihnen ungenirt nähern konnte, und fraßen die dargebotenen Fische aus der Hand des Gebers. Die Fische verschlucken sie ganz in den Kropf hinab, holen sie aber nach einiger Zeit wieder heraus, um sie alsdann mit Bequemlichkeit zu verzehren. Die Fabel, daß die Pelikane ihre Jungen mit dem eigenen Blute nähren, verdanken wir der Einbildungskraft einiger Missionäre, welche mit den ersten Colonisten in diesen Theil der neuen Welt gekommen waren; der Umstand, daß der Pelikan den blutrothen Schnabel auf den Kppf drückt, um einen Theil der verschluckten Speise wieder von sich zu geben, womit er seine Jungen ätzt, mag jenen oberflächlichen Beobachtern Anlaß zur Annahme eines so unnatürlichen Processes gegeben haben.

Der große weiße Reiher (Great Egret Heron) bewohnt im Sommer die großen Moräste und überschwemmten Wiesen der südlichen Staaten; er ist aber so scheu und vorsichtig, daß man sich ihm nur äußerst selten auf Schußweite nähern kann.

Der große Reiher (Great Heron) ist ein steter Bewohner der atlantischen Küsten von New-York bis Florida. Er brütet gerne in den einsamen Cedernmorästen der Staaten Nord- und Süd-Karolina und New-Jersey, wohin er, wenn man ihn ungestört läßt, jedes Jahr zu diesem Zwecke zurückkehrt. Sein aus großen Reisern construirtes Nest baut er auf die Spitze eines der höchsten Bäume. Die Hauptnahrung dieses Vogels besteht in Fischen, die er mit unermüdlicher Geduld verfolgt und mit erstaunlicher Geschicklichkeit erhascht.

Der Louisiana-Reiher (Louisiana-Heron) ist etwas seltener und von zarteren Formen als die übrigen Reiherarten; er wird am meisten an den Ufern des Mississippi, zuweilen auch in Südkarolina angetroffen.

Der Nachtreiher. (Night Heron, auch Qua Bird), legt seine Eier in die einsamsten und schattigsten Gegenden der Cedernsümpfe; die

Männchen begeben sich regelmäßig jeden Abend, sobald es dunkel wird, nach den Sümpfen, wobei sie ein heiseres, hohles Geschrei ertönen lassen, das etwa wie die Sylbe Qua, Qua klingen mag, woher der Name Qua-Vogel. Nähert man sich einem von diesen Vögeln bewohnten Sumpfe, so möchte man, dem Getöse nach zu urtheilen, das sie verursachen, glauben, einem indianischen Kampfplatze nahe zu sein, auf dem sich ein paar hundert Rothhäute ein bischen würgen. Wird ein Fremder von diesen Schreiern entdeckt, so erheben sie sich sämmtlich lautlos in die Bäume und schicken von Zeit zu Zeit eine aus acht bis zehn Reihern bestehende Commission als Abgeordnete aus, die den Ort, auf dem die Störung vorgefallen, umkreisen, um zu sehen, was sich dort zutrage.

Der Schrei-Kranich, (Moopping-Crane), ist der größte und imposanteste von allen Vögeln in den Vereinigten Staaten. Er bewohnt die ausgedehnten Salzmoore und abgelegenen Sümpfe in der Nähe der See-Küste. Seine Wanderungen sind regelmäßig und großartig und erstrecken sich von den Ufern Südamerikas bis in die arktischen Regionen. Bei diesen periodischen Reisen erhebt er sich zu einer solchen ungeheuren Höhe, daß man ihn mit bloßen Augen kaum mehr erkennen kann. Im Winter findet man ihn häufig in den tiefen Gründen und Reisfeldern der südlichen Staaten, wo er sich von Körnern und Insekten nährt. Er ist äußerst schön und wachsam und selbst der schlauste Jäger kann ihm deshalb nur selten beikommen. Zuweilen erhebt er sich wolkenhoch über die Erde, in seinem Fluge weite Kreise beschreibend, als wollte er die Ebene weithin rekognosciren, um einen bessern Aufenthaltsort zu erspähen. Sein Fleisch soll sehr schmackhaft sein. Er verzehrt Ratten, Mäuse, Schnecken &c. Sein Nest baut er etwa einen Fuß hoch über der Erde, mitten in abgelegenen Morästen.

Der Sand-Hügel-Kranich, (Sand-Hill-Crane), ist nach Flint ein schöner, stattlicher Vogel, größer als der Schwan und im Wasser eben so majestätisch als dieser und hat weiches, dichtes Gefieder von schöner grau-weißer Farbe. Man findet Schaaren unzähliger dieser Kraniche an den Ufern des Mississippi und Missouri, die aus der Ferne gesehen wie Schaafheerden erscheinen. Sie wandern zu gleicher Zeit mit den Pelikanen aus und erheben sich gleich den Schrei-Kranichen zu einer, dem menschlichen Auge kaum erkennbaren Höhe, wobei sie ein tiefes, hohles Geschrei ertönen lassen.

Der Flamingo. Diesen merkwürdigen Vogel findet man häufig in Amerika, besonders zahlreich aber in Florida und den südlichen Staaten. Früher bewohnte der Flamingo alle Küstenländer Europas; aber seine Schönheit, Größe und die Schmackhaftigkeit seines Fleisches zogen ihm so viel Verfolgung zu, daß er längst jene Gegenden mit den Ufern eines weniger bevölkerten Welttheils vertauscht hat. Als die ersten Europäer nach Amerika kamen, fanden sie den Flamingo ganz zahm und furchtlos; aber jetzt ist er nicht nur einer der seltensten, sondern auch vorsichtigsten und am meisten scheuen Vögel der Welt und es ist beinahe unmöglich, ihm irgendwie nahe zu kommen. Er hält sich gewöhnlich an den Ufern der entlegensten und unwirthbarsten Salzwassersee'n und in morastigen Inseln auf. Die Brutzeit des Flammingo richtet sich je nach dem Klima das er bewohnt, in Nord-Amerika brütet er im Sommer; auf der andern Seite des Aequators wählt er sich dazu die passendste Jahreszeit. Sein Nest baut er in solchen Gegenden, wo er voraussichtlich vor allen Störungen sicher ist, und dieses ist in der That nicht minder merkwürdig, als der Vogel selbst. Es besteht aus Schlamm, der an der Sonne oder durch die Körperwärme des Vogels selbst gehärtet wird und hat die Form und Höhe eines etwas spitz zulaufenden Filzhutes; der obere Theil desselben ist nach innen eingedrückt, um den Körper des Flamingo aufzunehmen, während seine langen, auf beiden Seiten herabhängenden Beine in das Wasser tauchen. In dieses Nest legt das Weibchen zwei Eier. Es dauert sehr lange, bis die Jungen flügge werden; dagegen laufen sie mit ungeheurer Behendigkeit. Zuweilen gelingt es, einen jungen Flamingo zu fangen, der sich, dem Naturell der Alten nach kaum zu erwarten, vollkommen zähmen läßt.

Die rosenfarbige Löffelgans. (Roseate Spoon Bill.) Dieser Vogel bewohnt die Seeküsten Amerikas von Brasilien bis Georgia und wird zuweilen auch des Sommers im Staate Mississippi angetroffen. Auch in den Westindischen Inseln findet sich die Löffelgans, aber doch nur an den Ufern und Mündungen der Flüsse, woselbst sie auf Schaalthiere, Wasserinsekten, kleine Krebse und Fische Jagd macht, bei deren Verfolgung sie zuweilen schwimmt und untertaucht.

Black Bellied Darter, auch Snake Bird, findet sich zahlreich von Nord- und Südkarolina bis Guinea. Kopf, Hals und Brust dieses

Vogels sind von hellbrauner Farbe, Bauch und Steiß aber kohlschwarz. Er nistet gewöhnlich auf den Gebüschen an den Ufern der Flüsse und erschreckt zuweilen den Vorübergehenden dadurch, daß er plötzlich seinen langen, schlanken Hals hervorstreckt, der im ersten Augenblick der Ueberraschung leicht für den einer Schlange gehalten werden kann.

Der schwarze Geier. (Black Vulture). Dieser Vogel wird zuweilen mit dem Truthahnbussard, (Truthahngeier, Turkey Buzzard) verwechselt; er hat jedoch viel dunkleres Gefieder als dieser und wird nie in Gesellschaft desselben angetroffen. Ebenso unterscheiden sich diese beiden Geierarten hinlänglich iu der Art ihres Fluges. Der Truthahngeier findet sich zwar in der Nähe von bewohnten Orten, wagt sich aber niemals in dieselben hinein; er erträgt die Kälte viel leichter als der schwarze Geier und ist ebenfalls weniger träge als dieser. In den Städten und Dörfern der südlichen Staaten spaziert der schwarze Geier ganz gemüthlich in den Straßen herum oder sonnt sich auf den Dächern oder Gartenzäunen. Im Winter setzt er sich auf die Kamine um sich dort zu wärmen; denn er ist sehr empfindlich gegen die Kälte. Die beiden hier genannten Geierarten stehen unter dem besonderen Schutze des Gesetzes; obwohl ihre schmutzigen Gewohnheiten nicht dazu geeignet sind, sie bei den Einwohnern beliebt zu machen, so hat man sich doch bewogen gefunden, ihre Vertilgung bei schwerer Strafe zu verhindern, da sie die Umgebungen der bewohnten Orte von allem Aas und animalischem Unrath reinigen, ein Umstand, der in südlichen Climaten von unberechenbarem Nutzen sein muß.

Der Truthahngeier. (Truthahn-Bussard, Turkey Buzzard). Ein als unermüdlicher Vertilger aller kriechenden Thiere äußerst nützlicher Vogel, er hat noch außerdem mit dem schwarzen Geier das Verdienst der Aasvertilgung gemein. Er ist etwa von der Größe des Truthahnes, Kopf und Hals dieses Vogels sind nackt und von röthlicher Farbe und die Seiten des Kopfes wie beim Truthahn mit Warzen bedeckt. Das Gefieder ist beinahe ganz schwarz-braun, nur hie und da wenig mit Purpur und Grün vermischt. Der Truthahngeier lebt in Heerden friedlich und arglos; er greift nie ein lebendes Wesen an und ist also den Hühnerhöfen durchaus unschädlich. Die Geruchsorgane dieses Vogels sind äußerst fein; er wittert daher das Aas schon auf eine Entfernung von mehreren Meilen. Wenn er einen Cadaver



H. Lewis pinx. Lith. Jnst. Arnz & C° Düsseldorf.

CONVENT DU SACRAMENT.



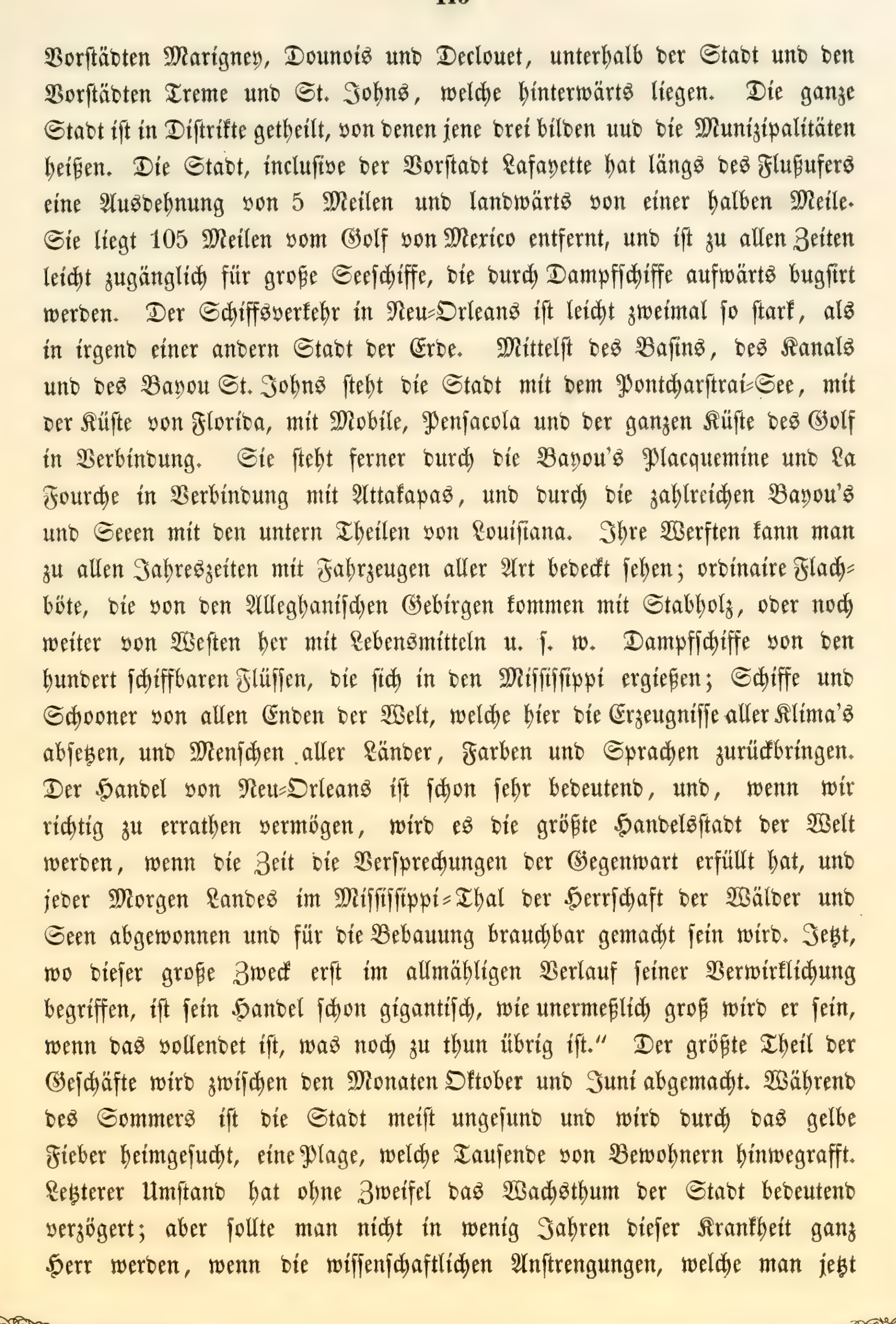
Carrolton

liegt 76 Meilen unterhalb Baton Rouge und 7 Meilen oberhalb New-Orleans. Hier wohnen sehr viele der vornehmsten Kaufleute aus New-Orleans, welch' letztere Stadt durch eine Eisenbahn mit Carolton verbunden ist. Ein ausgezeichnet schöner, großer Lustgarten, mit einem auf das Eleganteste eingerichteten Hotel, dient den vergnügungssüchtigen Bewohnern New-Orleans während des größten Theils des Jahres als Hauptpromenade. Unter den schönsten und wohlriechendsten Blumen, dichten grünen Gebüschen und äußerst geschmackvoll angelegten Alleen, deren Bäume mit köstlich befiederten Singvögeln aller Art belebt sind, vergißt man die Nähe jener großen Weltstadt, mit ihren tausenden von Schiffen und Magazinen, ihren Bewohnern aus allen Zonen der Erde und ihrem geschäftigen, die Sinne betäubenden, ewigen Lärmen und Getöse. In Carrolton besteht die berühmteste Rennbahn der südlichen Staaten und — merkwürdigerweise — die Wettrennen finden hier stets an Sonntagen statt.

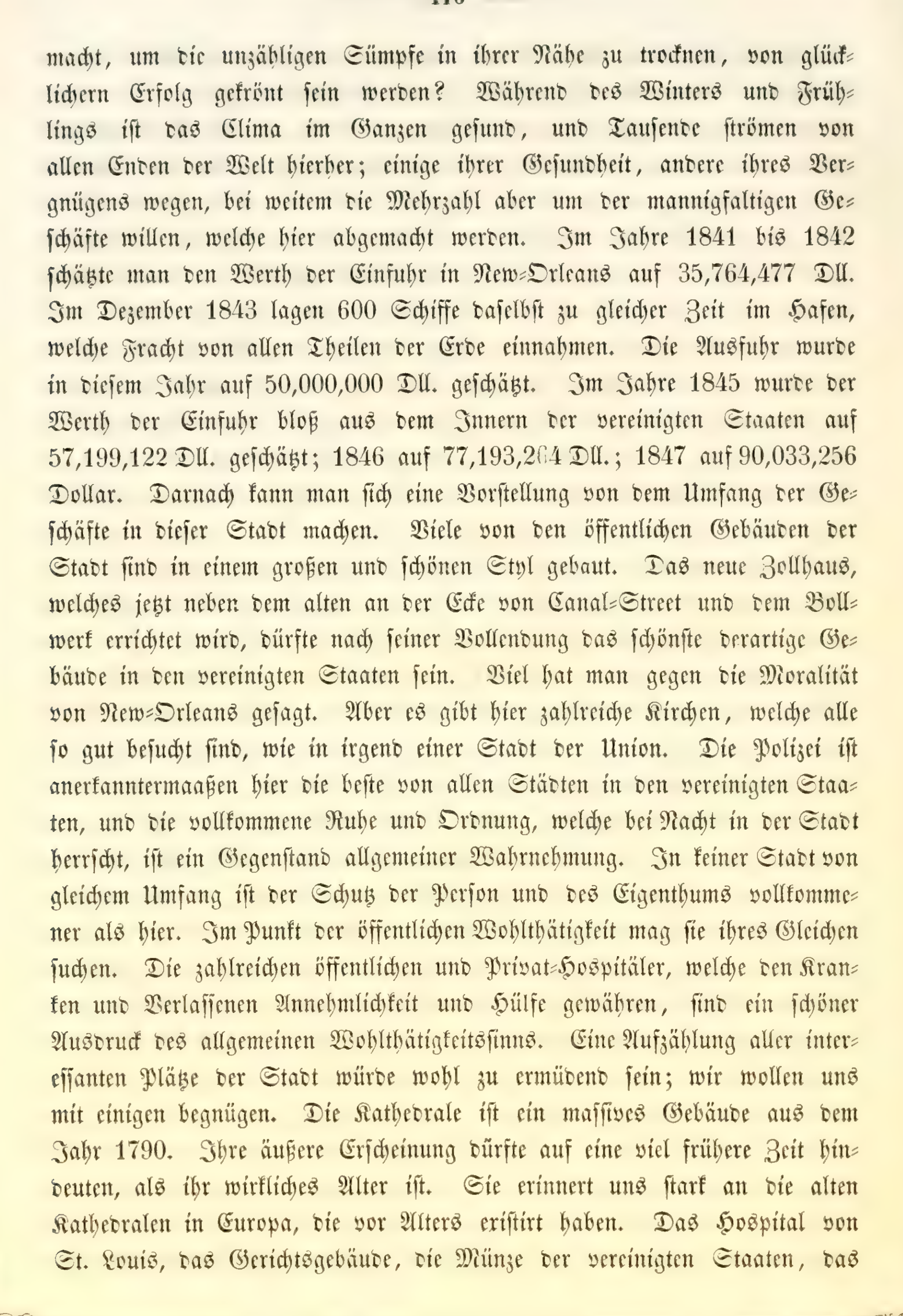
Einwohnerzahl: gegen zweitausend.

Neu-Orleans.

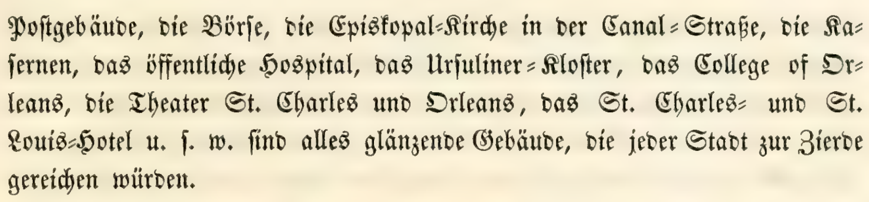
Diese große Stadt liegt 1200 Meilen von St. Louis an einer großen Biegung des Stromes, der hier einen Halbmond bildet. Neu Orleans ist die bedeutendste Stadt im Süden und der dritte Handelsplatz in den vereinigten Staaten. Die Stadt liegt auf einer sumpfigen Ebene, ungefähr zwei bis vier Fuß unter dem Wasserspiegel des Flußes, wenn das Wasser hoch steht, gegen dessen Ueberfluthung durch Dämme und Deiche Fürsorge getroffen ist. Der Reisende wird beim Eintritt in die Stadt überrascht „durch die alten engen Straßen, die hohen Häuser, die verziert sind mit geschmackvollen Kranz-leisten, eisernen Balkons und manchen andern Einzelnheiten, die den Städten in Spanien und Frankreich eigenthümlich sind, und welche die Geschichte dieser Stadt predigen, die verurtheilt war, ihre Herren nur zu oft zu wechseln.“ Indessen sind die neueren Theile der Stadt mehr in amerikanischem Styl gebaut, die Straßen breit und regelmäßig angelegt. Manche Wohnhäuser sind in einem so prächtigen und schönen Styl gebaut, daß sie mit denen einer jeden Stadt rivalisiren können; dabei geben ihnen die schönen freien Räume, die zu ihnen gehören, und die mit dem üppigen Laubwerk des Südens angefüllt sind, einen Anstrich von Comfort und Anmuth, wie das selten in einer Stadt zu finden ist. Es giebt in der Stadt sechs öffentliche viereckige Plätze, die mit Geschmack angelegt sind, eingefaßt mit schönen Einfriedigungen und ge-schmückt mit den mannigfaltigsten Bäumen und Staudengewächsen. Dieselben gewähren einen angenehmen Schutz vor der Hitze und dem blendenden Schimmer der Straßen und tragen außerdem dazu bei, den Gesundheitszustand der Stadt zu verbessern. Die alte Stadt dagegen ist in der Form eines Parallelogramms gebaut. Dieser Theil der Stadt besteht aus den sogenannten Faubourgs St. Mary, Annunciation und La Course, (zu denen man noch die Lafayette-Stadt hinzurechnen kann), welche oberhalb der Stadt liegen, den



Vorstädten Marigney, Dounois und Declouet, unterhalb der Stadt und den Vorstädten Treme und St. Johns, welche hinterwärts liegen. Die ganze Stadt ist in Distrikte getheilt, von denen jene drei bilden uud die Munizipalitäten heißen. Die Stadt, inclusive der Vorstadt Lafayette hat längs des Flußufers eine Ausdehnung von 5 Meilen und landwärts von einer halben Meile. Sie liegt 105 Meilen vom Golf von Merico entfernt, und ist zu allen Zeiten leicht zugänglich für große Seeschiffe, die durch Dampfschiffe aufwärts bugsirt werden. Der Schiffsverkehr in Neu-Orleans ist leicht zweimal so stark, als in irgend einer andern Stadt der Erde. Mittelst des Basins, des Kanals und des Bayou St. Johns steht die Stadt mit dem Pontcharstrai-See, mit der Küste von Florida, mit Mobile, Pensacola und der ganzen Küste des Golf in Verbindung. Sie steht ferner durch die Bayou's Placquemine und La Fourche in Verbindung mit Attakapas, und durch die zahlreichen Bayou's und Seeen mit den untern Theilen von Louisiana. Ihre Werften kann man zu allen Jahreszeiten mit Fahrzeugen aller Art bedeckt sehen; ordinaire Flachböte, die von den Alleghanischen Gebirgen kommen mit Stabholz, oder noch weiter von Westen her mit Lebensmitteln u. s. w. Dampfschiffe von den hundert schiffbaren Flüssen, die sich in den Mississippi ergießen; Schiffe und Schooner von allen Enden der Welt, welche hier die Erzeugnisse aller Klima's absetzen, und Menschen aller Länder, Farben und Sprachen zurückbringen. Der Handel von Neu-Orleans ist schon sehr bedeutend, und, wenn wir richtig zu errathen vermögen, wird es die größte Handelsstadt der Welt werden, wenn die Zeit die Versprechungen der Gegenwart erfüllt hat, und jeder Morgen Landes im Mississippi-Thal der Herrschaft der Wälder und Seen abgewonnen und für die Bebauung brauchbar gemacht sein wird. Jetzt, wo dieser große Zweck erst im allmähligen Verlauf seiner Verwirklichung begriffen, ist sein Handel schon gigantisch, wie unermeßlich groß wird er sein, wenn das vollendet ist, was noch zu thun übrig ist." Der größte Theil der Geschäfte wird zwischen den Monaten Oktober und Juni abgemacht. Während des Sommers ist die Stadt meist ungesund und wird durch das gelbe Fieber heimgesucht, eine Plage, welche Tausende von Bewohnern hinwegrafft. Letzterer Umstand hat ohne Zweifel das Wachsthum der Stadt bedeutend verzögert; aber sollte man nicht in wenig Jahren dieser Krankheit ganz Herr werden, wenn die wissenschaftlichen Anstrengungen, welche man jetzt



macht, um die unzähligen Sümpfe in ihrer Nähe zu trocknen, von glücklichern Erfolg gekrönt sein werden? Während des Winters und Frühlings ist das Clima im Ganzen gesund, und Tausende strömen von allen Enden der Welt hierher; einige ihrer Gesundheit, andere ihres Vergnügens wegen, bei weitem die Mehrzahl aber um der mannigfaltigen Geschäfte willen, welche hier abgemacht werden. Im Jahre 1841 bis 1842 schätzte man den Werth der Einfuhr in New-Orleans auf 35,764,477 Dll. Im Dezember 1843 lagen 600 Schiffe daselbst zu gleicher Zeit im Hafen, welche Fracht von allen Theilen der Erde einnahmen. Die Ausfuhr wurde in diesem Jahr auf 50,000,000 Dll. geschätzt. Im Jahre 1845 wurde der Werth der Einfuhr bloß aus dem Innern der vereinigten Staaten auf 57,199,122 Dll. geschätzt; 1846 auf 77,193,264 Dll.; 1847 auf 90,033,256 Dollar. Darnach kann man sich eine Vorstellung von dem Umfang der Geschäfte in dieser Stadt machen. Viele von den öffentlichen Gebäuden der Stadt sind in einem großen und schönen Styl gebaut. Das neue Zollhaus, welches jetzt neben dem alten an der Ecke von Canal-Street und dem Bollwerk errichtet wird, dürfte nach seiner Vollendung das schönste derartige Gebäude in den vereinigten Staaten sein. Viel hat man gegen die Moralität von New-Orleans gesagt. Aber es gibt hier zahlreiche Kirchen, welche alle so gut besucht sind, wie in irgend einer Stadt der Union. Die Polizei ist anerkanntermaaßen hier die beste von allen Städten in den vereinigten Staaten, und die vollkommene Ruhe und Ordnung, welche bei Nacht in der Stadt herrscht, ist ein Gegenstand allgemeiner Wahrnehmung. In keiner Stadt von gleichem Umfang ist der Schutz der Person und des Eigenthums vollkommener als hier. Im Punkt der öffentlichen Wohlthätigkeit mag sie ihres Gleichen suchen. Die zahlreichen öffentlichen und Privat-Hospitäler, welche den Kranken und Verlassenen Annehmlichkeit und Hülfe gewähren, sind ein schöner Ausdruck des allgemeinen Wohlthätigkeitssinns. Eine Aufzählung aller interessanten Plätze der Stadt würde wohl zu ermüdend sein; wir wollen uns mit einigen begnügen. Die Kathedrale ist ein massives Gebäude aus dem Jahr 1790. Ihre äußere Erscheinung dürfte auf eine viel frühere Zeit hindeuten, als ihr wirkliches Alter ist. Sie erinnert uns stark an die alten Kathedralen in Europa, die vor Alters existirt haben. Das Hospital von St. Louis, das Gerichtsgebäude, die Münze der vereinigten Staaten, das



Postgebäude, die Börse, die Episkopal-Kirche in der Canal-Straße, die Kasernen, das öffentliche Hospital, das Ursuliner-Kloster, das College of Orleans, die Theater St. Charles und Orleans, das St. Charles- und St. Louis-Hotel u. s. w. sind alles glänzende Gebäude, die jeder Stadt zur Zierde gereichen würden.

Drei Eisenbahnen führen von der Stadt, die eine über das Schlachtfeld bis nach Mobile, die andere nach dem See Ponchartrain, der 5 Meilen entfernt ist, und die dritte nach den 7 Meilen entfernten Carrolson-Gärten; alle drei, nebst der hübschen nach dem See Ponchartrain führenden Shell-Straße, gewähren Denen anmuthige Ausflüge, welche auf einige Stunden der Stadt entgehen wollen. New-Orleans gegenüber und damit verbunden durch eine Fähre, liegt die Algiers-Stadt, die Hauptwerkstätte der Stadt. Dort sind große Schiffszimmerhöfe, auf denen zahlreiche Handwerker beschäftigt sind, Fahrzeuge zu bauen und auszubessern. Ein wenig mehr oberhalb ist das Marine-Hospital der vereinigten Staaten, ein glänzendes Gebäude, dessen Name seine Bestimmung bezeichnet. Ungeachtet der berüchtigten Ungesundheit von New-Orleans hat die Bevölkerung reißend zugenommen. Im Jahre 1804 wurde der Ort in die Klasse der Städte aufgenommen und im Jahre 1810 betrug die Einwohnerzahl 17,242; 1820: 27,176; 1830: 46,310; 1835: 70,000 ohne die vierzig bis fünfzig tausend Fremden während des Winters, und gegenwärtig schätzt man die Einwohnerzahl auf 150,000.

Die Kirchhöfe von New-Orleans werden fast von jedem Fremden besucht, der sich nur irgend etwas länger in der Stadt aufhält. Mehrere von ihnen sind sehr hübsch angelegt; die berühmtesten von ihnen sind der „Französische" Kirchhof in der Stadt und der „Cypressen-Hain"-Kirchhof, ungefähr 3 Meilen von der Stadt an der Shell-Straße, welche nach dem See Ponchartrain führt. Der Geschmack und die Eleganz, welche bei vielen Grabgewölben entfaltet sind, und das dauernde Bestreben, welches sich offenbart, dem Andenken abgeschiedener Freunde Hochachtung zu bezeugen, sind dem feinern Gefühl wahrhaft wohlthuend. Bei der sumpfigen Beschaffenheit des Bodens ist es unmöglich, Gräber zu graben, da dieselben schon bei einem Fuß Tiefe mit Wasser gefüllt sein würden. Um das zu vermeiden, werden die Grabmäler ganz über der Erde gebaut, wohl verschlossen, mit Oeffnungen, die gerade für einen Sarg groß genug sind, und oft bis zur Höhe von

drei oder vier Absätzen aufsteigend. Mitunter sind sie von einer Marmor-Mauer eingeschlossen, andere sind mit Stuckaturarbeit versehen, wie es nun gerade dem Geschmack und den Mitteln der Ueberlebenden entspricht. Die Gänge zwischen den Grabmälern sind mit schönen weißen Muscheln vom Seestrande bedeckt, und längs des Randes der Wege kann man fast alle die mannigfaltigen Sträucher und Blumen sehen, die so üppig im Süden wachsen. Diese Kirchhöfe stehen jedem Besucher offen, und Keiner, der die wachsende Stadt besucht, sollte versäumen, diesen „Städten der Todten" einen Besuch abzustatten.

Die frühste Geschichte von New-Orleans und ihr Zusammenhang mit der Entdeckung und Anbauung des Mississippi-Thales ist ein sehr interessanter Abschnitt in der Geschichte unsers Landes. Im Jahre 1718 — Louisiana war damals unter der Herrschaft der Franzosen — wurden Kolonisten von Europa ausgesandt, welche New-Orleans mit großer Feierlichkeit anlegten. Diese Kolonie stand unter der Leitung des John Law, des bekannten Financiers. Die Mississippi-Gesellschaft empfing unter Law ihren Freibrief im Jahre 1817, wonach ihr das ausschließliche Recht zum Handeltreiben im Staate Mississippi auf 25 Jahre nebst dem Monopol des kanadischen Biber-Handels zugesichert wurde. Im Jahre 1718 wurde ihr ebenso das Tabak-Monopol bewilligt; im Jahre 1719 das ausschließliche Recht, in Asien und Ostindien Handel zu treiben, und bald darauf die Pacht der öffentlichen Einkünfte, zugleich mit der Verlängerung aller dieser Rechte bis zum Jahre 1770, desgleichen das ausschließliche Münzrecht auf 9 Jahre. Sie hatten ferner das früher dem Crozat verliehene, von diesem aber wieder aufgegebene Recht auf den ausschließlichen Alleinhandel von Louisiana für die Dauer von 15 Jahren und das unbeschränkte Eigenthumsrecht an allen etwa anzulegenden Bergwerken, denn letzteres war in der That das große Ziel aller Durchforscher des Mississippi-Landes. Man rechnete nicht so sehr auf die Fruchtbarkeit des Bodens, als den unermeßlichen Reichthum, den die unzähligen Minen edler Metalle abwerfen würden, die man zu finden hoffte. Im Jahre 1717 schifften sich etwa 2000 Einwohner aus dem westlichen Europa unter Leitung der Gesellschaft ein. Im Jahre 1720 fallirte die Gesellschaft und die nunmehr verlassenen Deutschen zerstreuten sich in verschiedene Theile des Landes. Es wurden große Summen von der Krone vorgeschossen, um die Gesellschaft zu halten und viel für militärischen Schutz gegen die

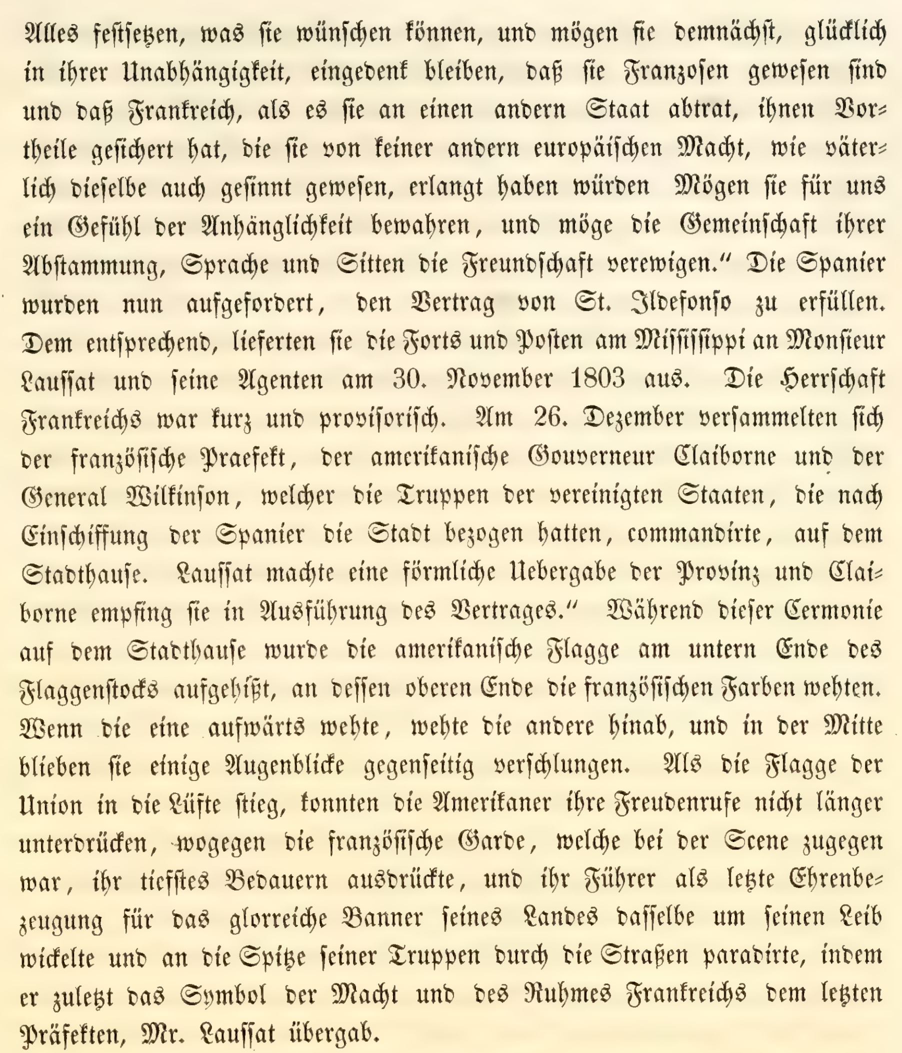
Indianer verausgabt. Doch Alles umsonst. Im Jahre 1731 erstritt die Regierung ein Urtel gegen sie, wodurch sie zur Zahlung von 20 Millionen Franks verurtheilt wurde, und um diese Summe herbeizuschaffen, gingen ihr sämmtliches Eigenthum und alle ihre Privilegien wieder verloren. Im Jahre 1721 wurde die General=Versammlung von Biloxi nach New=Orleans verlegt. Im Januar 1722 schreibt Charleroix über New=Orleans: „wenn die achthundert Häuser und fünf Kirchspiele, die den Journalen zufolge bereits vor 2 Jahren hier zu finden sein sollten, jetzt auf etwa ein hundert ohne Ordnung gebaute Hütten, ein großes hölzernes Magazin, zwei oder drei Häuser, die einem französischen Dorf wenig zur Zierde gereichen würden, und ein altes Vorrathshaus zusammenschrumpfen, welches als Kapelle benutzt wird, dem aber die Priester bald ein gewöhnliches Zelt vorzogen — wenn alle dem so ist, wie erfreulich ist es dennoch, daran zu denken, was diese Stadt dereinst sein wird, und anstatt über ihren Verfall und Ruin zu klagen, vorwärts zu blicken auf das Wachsen ihres Reichthums und ihrer Macht. Die beste Vorstellung bekommt man von New=Orleans, wenn man sich 200 Menschen denkt, welche ausgesandt sind, eine Stadt zu bauen, und statt dessen am Ufer des Flusses ein Lager aufgeschlagen haben, nothdürftig vor dem Wetter geschützt, bis sie Häuser haben. Sie haben einen schönen und regelmäßigen Plan für diese Hauptstadt, aber es kostet mehr Mühe, ihn auszuführen, als zu zeichnen."

Eine Reihe von Jahren lang wuchs die Kolonie nur langsam. Im April 1763 trat Frankreich, vermöge eines geheimen Vertrags Louisiana an Spanien ab. Hievon erfuhren die Franzosen am Mississippi erst ein Jahr später etwas. Fünf Jahre später kam der spanische Oberbefehlshaber Don Antonio d'Ulloa an. Die Kolonie war mit dem Tausch so wenig zufrieden, daß der Nachfolger d'Ulloa's, O'Reilly, es zur Erhaltung des Friedens für nothwendig fand, 3000 Mann Soldaten in New=Orleans zu halten; sechs der angesehensten Bürger wurden gehenkt und fünf Kronbeamte erschossen. Im Jahre 1765 verließen viele Einwohner die Stadt und siedelten nach St. Domingo über, indem sie lieber den französischen Gesetzen und Gebräuchen gehorchen wollten, als den spanischen. Im Jahre 1769 wurde die Stadt zuerst vom gelben Fieber heimgesucht; 1778 brach ein Feuer aus, welches nahe an tausend Hauser einäscherte. 1785 belief sich die Einwohnerzahl auf

4780. Im Jahre 1795 gestattete der König von Spanien, daß New-Orleans auf 3 Jahre ein Depot für amerikanische Produkte wurde, und ward dies Verhältniß in Folge gegenseitiger Uebereinkunft bis zum 16. Oktober 1802 verlängert. Am 1. Oktober 1800 wurde zu St. Ildefonso zwischen Frankreich und Spanien ein Vertrag unterzeichnet, kraft dessen Louisiana an Napoleon abgetreten wurde. Derselbe wurde bestätigt und erneuert im Vertrage zu Madrid am 21. März 1801. So erlangte Frankreich zum zweiten Male die Herrschaft über diesen Landstrich.

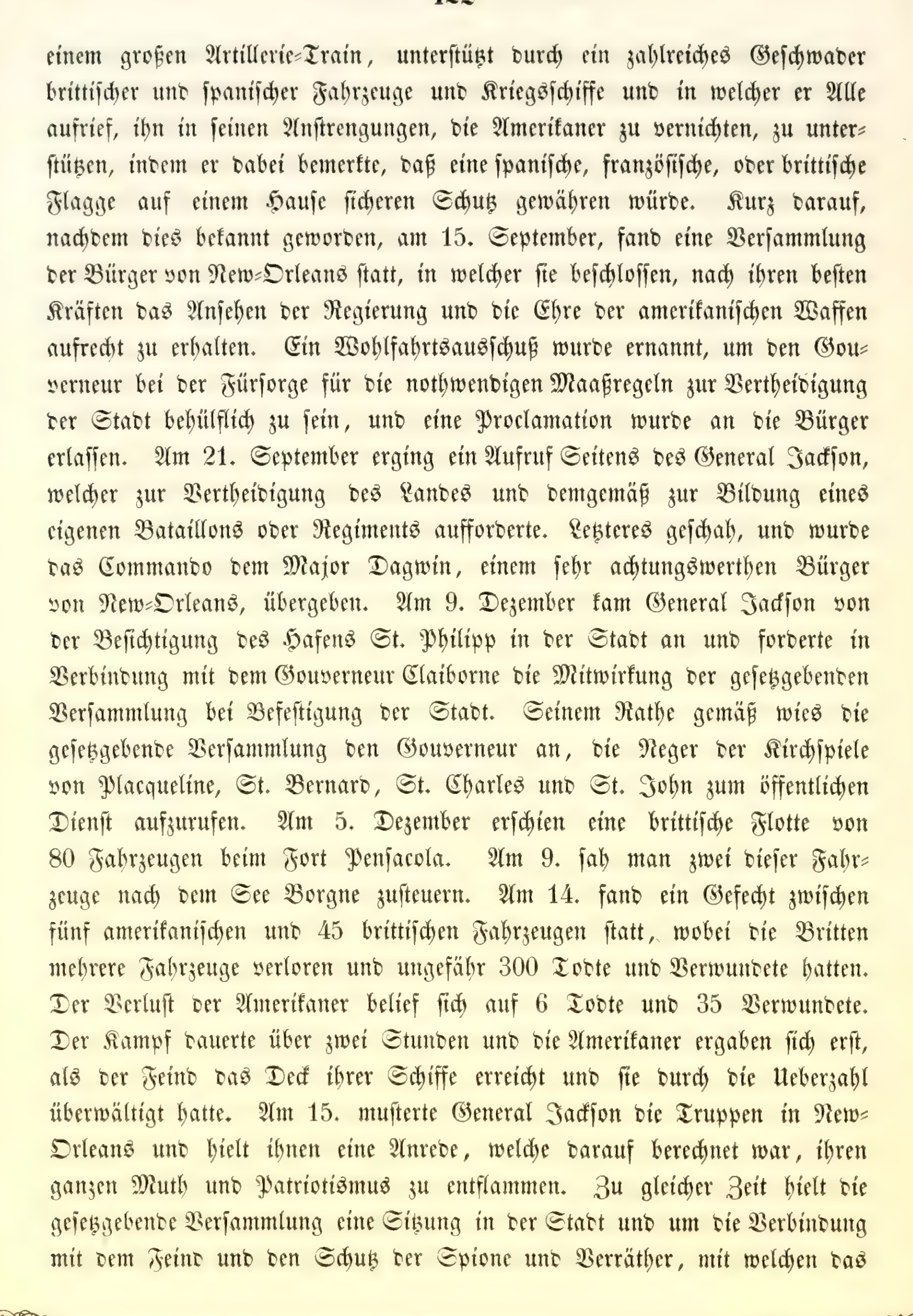
Buonaparte beschloß, um einer Eroberung dieses Landstrichs durch die Engländer vorzubeugen, denselben an die vereinigten Staaten zu verkaufen. Ohne von dieser Absicht irgend eine Kenntniß zu haben, sandte der Präsident Jefferson den Mr. Munroe aus, um wegen der Insel Orleans in Unterhandlung zu treten. Bei seiner Ankunft in Frankreich war Mr. Munroe höchlich erstaunt, die Franzosen entschlossen zu finden, ganz Louisiana zu verkaufen, und der einzige Punkt, welcher noch der Festsetzung bedurfte, war die Höhe des Preises. Am 30. April 1803 wurde der Vertrag durch die Bevollmächtigten unterzeichnet, kraft dessen die vereinigten Staaten 80 Millionen Franken für das Land gaben, mit Abzug von 20 Millionen für erlittene Handelsbeschädigung.

Als die Vertragsurkunde unterzeichnet war, waren die Bevollmächtigten Barbi Marbois, Mr. Livingston und Mr. Munroe so von Freude erfüllt, daß sie aufsprangen und sich gegenseitig mit Enthusiasmus die Hände schüttelten. Mr. Livingston soll ausgerufen haben: „Wir haben lange gelebt, aber dies ist dies schönste Werk unseres Lebens. Der Vertrag, den wir so eben unterzeichnet haben, ist nicht durch List zu Stande gekommen oder von der Gewalt diktirt. Gleich vortheilhaft für beide Theile wird er weite Einöden in blühende Districte verwandeln. Die vereinigten Staaten werden das Seerecht der ganzen Welt begründen, welches jetzt eine einzige Nation usurpirt hat. Die Urkunde, welche wir so eben unterzeichnet haben, wird keine Thräne erpressen; sie begründet glückliche Zeiten für unzählige Generationen des Menschengeschlechts." Napoleon zeichnete mit eigener Hand Artikel auf, welche dem Eigenthum und der freien Religionsausübung Schutz gewährten. Zum Schluß derselben sagt er: „Die Louisianer mögen wissen, daß wir uns mit Bedanern von ihnen trennen, daß wir zu ihren Gunsten



Alles festsetzen, was sie wünschen können, und mögen sie demnächst, glücklich in ihrer Unabhängigkeit, eingedenk bleiben, daß sie Franzosen gewesen sind und daß Frankreich, als es sie an einen andern Staat abtrat, ihnen Vortheile gesichert hat, die sie von keiner andern europäischen Macht, wie väterlich dieselbe auch gesinnt gewesen, erlangt haben würden Mögen sie für uns ein Gefühl der Anhänglichkeit bewahren, und möge die Gemeinschaft ihrer Abstammung, Sprache und Sitten die Freundschaft verewigen." Die Spanier wurden nun aufgefordert, den Vertrag von St. Ildefonso zu erfüllen. Dem entsprechend, lieferten sie die Forts und Posten am Mississippi an Monsieur Laussat und seine Agenten am 30. November 1803 aus. Die Herrschaft Frankreichs war kurz und provisorisch. Am 26. Dezember versammelten sich der französische Praefekt, der amerikanische Gouverneur Claiborne und der General Wilkinson, welcher die Truppen der vereinigten Staaten, die nach Einschiffung der Spanier die Stadt bezogen hatten, commandirte, auf dem Stadthause. Laussat machte eine förmliche Uebergabe der Provinz und Claiborne empfing sie in Ausführung des Vertrages." Während dieser Cermonie auf dem Stadthause wurde die amerikanische Flagge am untern Ende des Flaggenstocks aufgehißt, an dessen oberen Ende die französischen Farben wehten. Wenn die eine aufwärts wehte, wehte die andere hinab, und in der Mitte blieben sie einige Augenblicke gegenseitig verschlungen. Als die Flagge der Union in die Lüfte stieg, konnten die Amerikaner ihre Freudenrufe nicht länger unterdrücken, wogegen die französische Garde, welche bei der Scene zugegen war, ihr tiefstes Bedauern ausdrückte, und ihr Führer als letzte Ehrenbezeugung für das glorreiche Banner seines Landes dasselbe um seinen Leib wickelte und an die Spitze seiner Truppen durch die Straßen paradirte, indem er zuletzt das Symbol der Macht und des Ruhmes Frankreichs dem letzten Präfekten, Mr. Laussat übergab.

Am 20. Mai theilte der Congreß das Territorium von Louisiana in zwei Theile, indem er den oberen Theil von Indiana ihm einverleibte. Am 20. Januar 1812 wurde der Staat von Louisiana gebildet, indem er eine republikanische Verfassung annahm. Im August 1814 erließ Oberst Nichols, der brittische Commandant in Pensacola, eine Adresse an die Bürger von Louisiana und Kentucky, in welcher er erklärte, daß er sich an der Spitze eines großen Corps Indianer, befehligt durch brittische Offiziere, befinde, mit



einem großen Artillerie=Train, unterstützt durch ein zahlreiches Geschwader brittischer und spanischer Fahrzeuge und Kriegsschiffe und in welcher er Alle aufrief, ihn in seinen Anstrengungen, die Amerikaner zu vernichten, zu unterstützen, indem er dabei bemerkte, daß eine spanische, französische, oder brittische Flagge auf einem Hause sicheren Schutz gewähren würde. Kurz darauf, nachdem dies bekannt geworden, am 15. September, fand eine Versammlung der Bürger von New=Orleans statt, in welcher sie beschlossen, nach ihren besten Kräften das Ansehen der Regierung und die Ehre der amerikanischen Waffen aufrecht zu erhalten. Ein Wohlfahrtsausschuß wurde ernannt, um den Gouverneur bei der Fürsorge für die nothwendigen Maaßregeln zur Vertheidigung der Stadt behülflich zu sein, und eine Proclamation wurde an die Bürger erlassen. Am 21. September erging ein Aufruf Seitens des General Jackson, welcher zur Vertheidigung des Landes und demgemäß zur Bildung eines eigenen Bataillons oder Regiments aufforderte. Letzteres geschah, und wurde das Commando dem Major Dagwin, einem sehr achtungswerthen Bürger von New=Orleans, übergeben. Am 9. Dezember kam General Jackson von der Besichtigung des Hafens St. Philipp in der Stadt an und forderte in Verbindung mit dem Gouverneur Claiborne die Mitwirkung der gesetzgebenden Versammlung bei Befestigung der Stadt. Seinem Rathe gemäß wies die gesetzgebende Versammlung den Gouverneur an, die Neger der Kirchspiele von Placqueline, St. Bernard, St. Charles und St. John zum öffentlichen Dienst aufzurufen. Am 5. Dezember erschien eine brittische Flotte von 80 Fahrzeugen beim Fort Pensacola. Am 9. sah man zwei dieser Fahrzeuge nach dem See Borgne zusteuern. Am 14. fand ein Gefecht zwischen fünf amerikanischen und 45 brittischen Fahrzeugen statt, wobei die Britten mehrere Fahrzeuge verloren und ungefähr 300 Todte und Verwundete hatten. Der Verlust der Amerikaner belief sich auf 6 Todte und 35 Verwundete. Der Kampf dauerte über zwei Stunden und die Amerikaner ergaben sich erst, als der Feind das Deck ihrer Schiffe erreicht und sie durch die Ueberzahl überwältigt hatte. Am 15. musterte General Jackson die Truppen in New=Orleans und hielt ihnen eine Anrede, welche darauf berechnet war, ihren ganzen Muth und Patriotismus zu entflammen. Zu gleicher Zeit hielt die gesetzgebende Versammlung eine Sitzung in der Stadt und um die Verbindung mit dem Feind und den Schutz der Spione und Verräther, mit welchen das

Land angefüllt war, abzuschneiden, beantragte der General eine Aufhebung der sogenannten Habeascorpus-Acte. Dieser Antrag wurde zurückgewiesen. Am 16. hob er das Versammlungsrecht auf, indem er die Stadt und ihre Umgebung in Belagerungszustand erklärte, schrieb vor, daß sich jede Person, welche die Stadt betrete, bei Strafe der Arretirung, beim Generaladjutanten zu melden habe und gestattete Keinem, die Stadt zu verlassen oder die Linie der Wachtposten zu überschreiten, der nicht die Erlaubniß des commandirenden Generals oder eines Stabsoffiziers habe.

Einige Tage darauf unternahm es der Richter auf Grund der Habeas-corpus-Acte einer vorgefallenen militärischen Verhaftung zu widersprechen. General Jackson beorderte ihn sofort ins Lager. Dafür verurtheilte nach Wiederherstellung des Friedens der Richter den General zu einer Geldstrafe von 1000 Dollars. Die Damen von New-Orleans brachten das Geld zusammen und boten es dem General an, um die Strafe zu bezahlen, aber er verweigerte die Annahme und ordnete die Vertheilung desselben unter die Wittwen und Waisen der im Kampf Gefallenen an. Diese Geldstrafe wurde ihm später vom Congreß wieder bezahlt.

Am Morgen des 23. Dezember bewirkte der Feind eine Landung beim Zusammenfluß des Bayou Bienvenu und des Sees Borgne, überrumpelte die dort stationirte Wache und drang bis zum Mississippi vor. Letzteren erreichte er ungefähr 9 Meilen unterhalb New-Orleans. General Jackson beschloß, den Feind in derselben Nacht anzugreifen. Da er sich mit dem Oberst Hayne in Verbindung gesetzt hatte, erfuhr er von diesem die Position des Feindes, und man verständigte sich sofort über einen Angriffsplan. Commodore Patterson sollte den Kampf von den Schiffen aus eröffnen, worauf ein von allen Seiten unternommener Angriff folgen sollte. Die Ueberraschung und Bestürzung der Britten, als sie von den Karolinianern angegriffen wurden, läßt sich nicht beschreiben. Die Zahl der amerikanischen Truppen belief sich auf noch nicht 2000, während die der Britten sich auf 4 bis 5000 belief. Auf Seiten der Amerikaner wurden 24 getödten, 115 verwundet und 74 gefangen genommen. Die Britten hatten nahe an 400 Getödtete, Verwundete und Gefangene. Ungefähr um 4 Uhr Morgens zogen sich die Amerikaner zurück, da sie es nicht für klug hielten, bei Tage einen Kampf gegen eine so große Uebermacht zu wagen. Diese Schlacht rettete New-Orleans,

da sie das Vorrücken gegen die Stadt, welches sich die Britten ohne einen erfolgreichen Widerstand als möglich gedacht hatten, vollkommen hemmte. Zahlreiche Scharmützel fanden während mehrerer folgender Tage zwischen den Vorposten der beiden Armeen statt, jedoch ohne erheblichen Verlust auf der einen oder der anderen Seite. Beide Heere trafen am 30. Dezember große Vorbereitungen für eine Schlacht auf einem sumpfigen Terrain, welches die „Ebene von Chalmette“ heißt, ungefähr 6 Meilen unterhalb der Stadt. Beide warteten mit großer Unruhe auf Verstärkung. Am 4. Januar kam die Verstärkung von Kentucky, die sich auf 2250 Mann belief, unter dem Befehl des General Thomas, an, aber sie war schlecht mit Waffen versehen. Die eingezogenen Erkundigungen ergaben, daß General Lambert mit einer beträchtlichen Verstärkung zum General Packenham gestoßen war. Die amerikanische Armee lehnte sich im Rücken an eine aus Erde aufgeworfene Verschanzung, welche sich in gerader Linie vom Fluß ab eine beträchtliche Strecke lang in den Sumpf hinzog. Man benutzte Baumwollen-Säcke, die Schießscharten längst der Linie zu verstärken und zu schützen.

Sechs Tage lang hatten die beiden Armeen auf demselben Platz einander gegenüber gelegen, ohne daß eine entscheidende Bewegung gemacht wäre. Das verworrene Getöse der Vorbereitung dauerte ununterbrochen fort, da jeder entschlossen war, alle Kraft für einen entscheidenden letzten Kampf aufzubieten. Am Sonntag Morgen, den 8. Januar, wurde das feindliche Signal zum Aufbruch bemerkt und unmittelbar darauf erfolgte ein Angriff, indem das Feuer des schweren Geschützes zu spielen begann und ein Hagel von Kugeln und Bomben sich über die amerikanische Armee ergoß. Die beiden Divisionen unter dem Befehl von Fr. Edward Packenham, welcher durch die Generäle Keane und Gibbs unterstützt wurde, drangen vor. Langsam und fest rückten die Kolonnen gegen die amerikanische Linie heran, hinter deren Brustwehren vollkommenes Schweigen herrschte, bis die brittische Armee die gehörige Nähe erreicht hatte, worauf ein mörderisches Feuer von der langen Linie der Amerikaner aus gegen sie eröffnet wurde, welches Hunderte von ihnen niederstreckte. Einzelne von ihnen drangen durch das mörderische Feuer vor, aber die Armee schwankte und dachte an Flucht, als Fr. Edward Packenham vor die Front eilte, um sie mit Eifer zu ermuthigen und anzufeuern. Er fiel bald, bis auf den Tod verwundet. Die Generale Gibbs

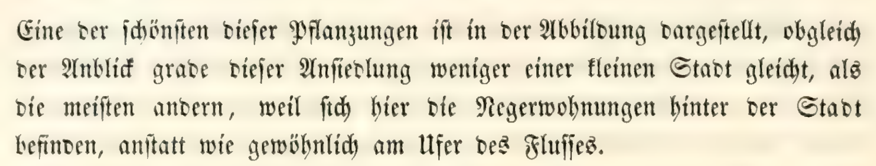
und Keane fielen ebenfalls und mußten, gefährlich verwundet, vom Schlachtfeld getragen werden, worauf die Armee sich in Eile zurückzog. Der Kampf dauerte an verschiedenen Punkten noch über eine Stunde, bis der Feind in einem bisher fast unerhörten Grade zusammengehauen war und mit Hinterlassung seiner Todten und Verwundeten in größter Verwirrung das Schlachtfeld räumte. Der Verlust der Engländer belief sich auf 700 Todte, 1400 Verwundete und 500 Gefangene, im Ganzen auf 2600 Mann. Der Verlust der Amerikaner dagegen auf 7 Todte und 6 Verwundete. Ein neuer Angriff erfolgte nicht, und kurze Zeit darauf verließen die Engländer die Küste.

So war New-Orleans vor dem Angriff der Armee gerettet, deren Schlachtruf beim Angriff „Beauty and Booty“ war.

Das Schlachtfeld bietet bei seinem Anblick nichts besonders Bemerkenswerthes dar, da es ein niedriger sumpfiger Boden ist, der sich noch fast ganz in demselben Zustande befindet, in welchem er vor der Schlacht war. Dessenungeachtet ist es ein Platz, der stets für jeden Amerikaner Interesse behalten wird, wegen der ruhmreichen Schlacht, welche dort von seinen Landsleuten gegen einen usurpirenden Feind geschlagen wurde. Es ist fast ein Stück klassischer Erde, wo man Thaten des edelsten Heldenmuths sich in's Gedächtniß zurückrufen und bewundern mag, wie nur irgend auf den berühmtesten Schlachtfeldern der Welt.

Zucker-Pflanzung.

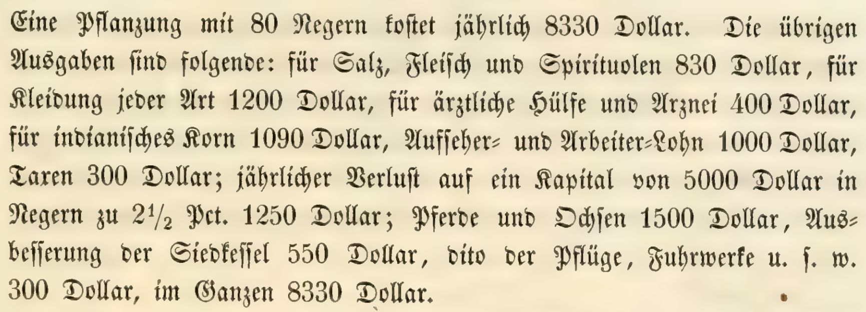
Das Land unterhalb New-Orleans ist so niedrig und Ueberschwemmungen so ausgesetzt, daß dasselbe, wo es bebaut ist, durch eine Eindämmung oder sogenannte „levy“ hat geschützt werden müssen. Aber aller Vorsicht zum Trotz werden diese Eindämmungen ununterbrochen wieder fortgerissen und das ganze Land ist überschwemmt. Diese Durchbrechung der Eindämmungen wird eine „Crevesse“ genannt. Ungeachtet dieser Nachtheile findet man dort, Dank dem außerordentlichen Reichthum des Bodens, manche hübsche Zuckerpflanzung zwischen New-Orleans und der Mündung des Flusses, auch ist in Folge des günstigen Einflusses der kühlen Seewinde, welche man hier zu spüren beginnt, das Klima nicht so ungesund, als dies den Fluß höher hinauf der Fall ist.



Eine der schönsten dieser Pflanzungen ist in der Abbildung dargestellt, obgleich der Anblick grade dieser Ansiedlung weniger einer kleinen Stadt gleicht, als die meisten andern, weil sich hier die Negerwohnungen hinter der Stadt befinden, anstatt wie gewöhnlich am Ufer des Flusses.

Das im Wachsen begriffene Zuckerrohr hat in einer geringen Entfernung viel Aehnlichkeit mit einem Feld türkischen Weizens oder indianischen Korns. Das Zuckerrohr wird hauptsächlich an den Stellen der Fluß-Anschwemmung gezogen, welche man die „Coast" nennt, und die sich von der Mündung des Flusses 300 Meilen weit erstreckt; außerdem wird es auch an den Ufern des Golfs und einiger Bayous gebaut. Die Absenker oder Setzlinge werden in Reihen, sechs Fuß auseinander gepflanzt und fast ebenso wie türkischer Weizen behandelt. Der Boden muß möglichst fett sein und einen Fuß Tiefe haben. Es giebt vier Arten von Zuckerrohr, das afrikanische, das othaheytische, das westindische und das Band-Zuckerrohr. Das letztere ist eine neue Abart, dessen Stengel parallel laufende Streifen hat. Dasselbe reift einige Wochen früher als die anderen Arten und gedeiht viel weiter nördlich. Eine andere Art von Zuckerrohr hat man an den Ufern des Amazonenflusses gefunden, doch ist diese noch nicht in den vereinigten Staaten eingeführt. Nachdem das Zuckerrohr geschnitten ist, liegt es einige Tage, um zu gähren, und wird dann unter eiserne Walzen gebracht, welche den Saft auspressen; dieser wird durch Sieden abgedämpft, worauf der Zucker kristallisirt. Ein gut bebauter Morgen Landes liefert ungefähr 1200 Brode Zucker. Im Jahre 1828 belief sich der Ertrag des Zuckers in diesem Staat (Louisiana) auf 88878 Orhoft, jeder Orhoft zu 1000 Broden. Das Kapital, welches in Zucker-Pflanzungen steckt, beläuft sich auf mehr als 50 Millionen Dollars. Die folgenden näheren Angaben über den Zuckerbau, welche aus einem Bericht der landwirthschaftlichen Gesellschaft von Baton-Rouge ausgezogen sind, werden unseren Lesern nicht uninteressant sein.

„Man nimmt an, daß in einer wohlgeordneten Zuckerpflanzung eine Hand im Ganzen 5 Morgen Landes bebauen kann. Das giebt 5000 Pfund Zucker und 125 Gallonen Melasse, ersterer gilt an Ort und Stelle $5^1/_2$ Cents das Pfund, letztere 18 Cents die Gallone, macht im Ganzen 29750 Dollar; die jährlicheu Unkosten für eine Hand mit Einschluß von Lohn, Pferden, Maulthieren und Ochsen, Honorar für den Arzt 2c. belaufen sich auf 105 Dollar.



Eine Pflanzung mit 80 Negern kostet jährlich 8330 Dollar. Die übrigen Ausgaben sind folgende: für Salz, Fleisch und Spirituolen 830 Dollar, für Kleidung jeder Art 1200 Dollar, für ärztliche Hülfe und Arznei 400 Dollar, für indianisches Korn 1090 Dollar, Aufseher- und Arbeiter-Lohn 1000 Dollar, Taxen 300 Dollar; jährlicher Verlust auf ein Kapital von 5000 Dollar in Negern zu 2½ Pct. 1250 Dollar; Pferde und Ochsen 1500 Dollar, Ausbesserung der Siedkessel 550 Dollar, dito der Pflüge, Fuhrwerke u. s. w. 300 Dollar, im Ganzen 8330 Dollar.

Für jede Hand sind nun 15 Morgen erforderlich, 5 für den Anbau des Rohrs, 5 als Brachfeld und 5 für die nöthige Holzung. Denn der jährliche Verbrauch von Holz für eine Pflanzung von 80 Negern beläuft sich auf 800 Klaftern. Im Allgemeinen werden 2 Erndten nacheinander auf einem und demselben Felde gemacht; die eine von Zuckerrohr-Pflanzen, die andere von Schößlingen; dann liegt es 2 Jahre lang brach, oder wird mit Korn oder Erbsen bepflanzt. Eine Hand kann 5 Morgen bestellen, außerdem das nöthige Holz fällen und 2½ Morgen Brachland pflügen.

„Das Kapital, welches in 1200 Morgen brachliegenden Landes steckt, eingerechnet die erforderliche Anzahl von Sclaven, Pferden, Maulthieren und Arbeitsochsen, schätzt man auf 147,200 Dollars. Ein Drittel davon, oder 400 Morgen, die mit Zuckerrohr bebaut sind, gewähren 400,000 Pfund zu 5½ Cents und 10,000 Gallonen Melasse zu 18 Cents, — zusammen zu 23,800 Dollars; rechnet man hiervon an jährlichen Unkosten, wie oben bemerkt, 8330 Dollars ab, so bleibt ein ersichtlicher Gewinn von 15,470 Dollars oder 10, 3 — 7 pCt. vom Einlage-Kapital.“ Nach einem Bericht, welcher das folgende Jahr nach dieser Berechnung abgestattet wurde, scheint es, daß die Gesellschaft sich durch die überaus reichliche und außerordentliche Erndte des Jahres 1827 hatte irre führen lassen und gibt sie ihre Meinung dahin ab, daß der Ertrag des Gewinnes 6 Prozent nicht übersteige. Die Gärten, welche die Pflanzungen in dieser Gegend umgeben, gewähren dem Auge eines nördlichen Besuchers manchen neuen und schönen Anblick. Es wachsen dort in der freien Luft fast alle Früchte und Blumen, die man in den Tropenländern findet. Dort trifft man Orangen, Citronen, Ananas, Granatäpfel, Banana-Bäume und viele andere auserlesene Früchte, dazu die prächtigen Blumen und blühenden Sträucher und Bäume, die sich nur in einem ganz



südlichen Klima finden. In der That gewähren manche von diesen Ansiedlungen dem Auge des Reisenden den Anblick eines kleinen Eden, aber es ist nicht alles so glänzend, wie es aussieht, und der Schein täuscht nie mehr, als dies hier zuweilen der Fall ist. Wassernoth und Pest suchen diese Gegenden fast jährlich heim, eine Menge anderer kleiner Leiden nicht zu gedenken, deren wir bereits in einem früheren Abschnitt Erwähnung gethan haben.

Die Lootsen-Station.

Diese liegt nahe bei den Mündungen des Mississippi, ungefähr 100 Meilen von New-Orleans. Die Häuser der Lootsen werden auf den höchsten Punkten gebaut, die in dem rings umherliegenden Marschlande zu finden sind. Dennoch ist das Ganze Ueberschwemmungen ausgesetzt, und besonders während der vorherrschenden Nord-Ost-Winde, obgleich der Fluß hier in Folge der zahlreichen Abflüsse, welche das Wasser in den Golf führen, zur Zeit der Fluth nicht sehr steigt. Man findet hier nur wenig Bäume, wenn man aber auf Vegetation stößt, verläugnet diese ihren tropischen Charakter nicht. Der Baum, welchen man links auf der Abbildung sieht, ist der „Palmetto," eine anmuthige schöne Abart der Palme.

Der hohe Thurm aus Fachwerk, welchen man hier abgebildet sieht, ist das Observatorium, von dessen Spitze aus die Lootsen mit ihren Gläsern ein Fahrzeug unterscheiden können, lange bevor jene Land zu sehen vermögen. Einige 20 Lootsen halten sich ununterbrochen daselbst auf.

Der Golf von Mexico.

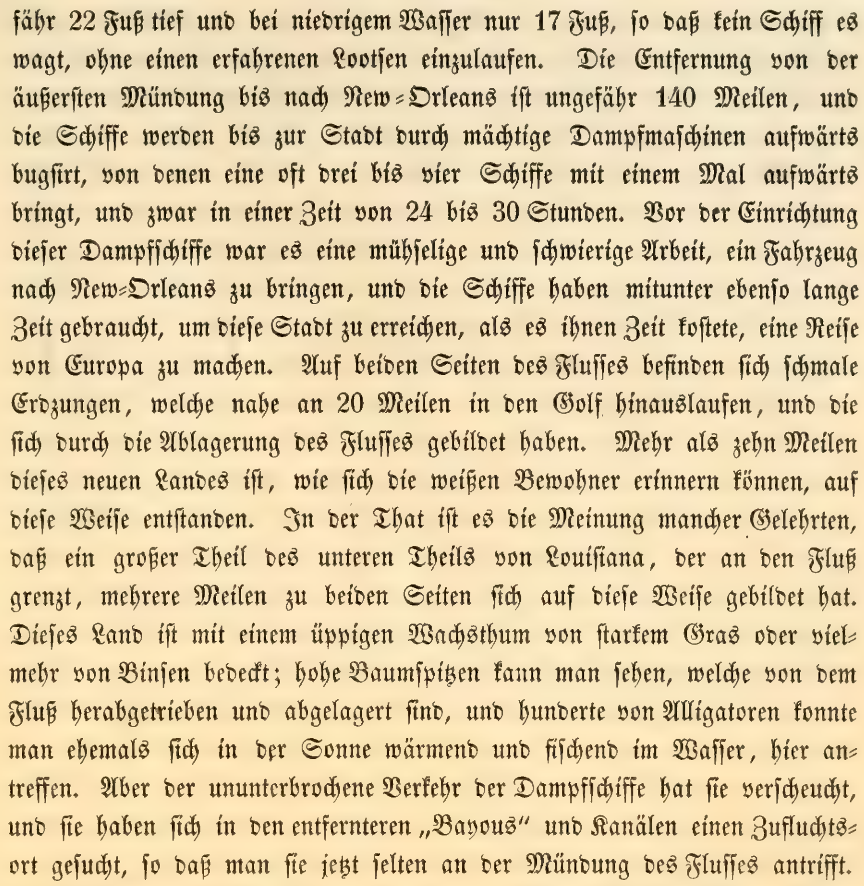
Der Mississippi ergießt sich in den Golf von Mexico, nachdem er 3160 Meilen und einen Raum von 20 Breiten-Graden durchlaufen hat. Es gibt vier Mündungen oder Ausläufe des Flusses, wovon jedoch nur die eine mit Sicherheit für die Schifffahrt benutzt werden kann, in Folge einer gefährlichen Sandbank, welche quer vor dem Eingang liegt und welche das Flußbett verengt und schwierig zu passiren macht. Bei hohem Wasser ist es hier unge-



H. Lewis pinx. Lith. Jnst. Arnz & C°. Dusseldorf

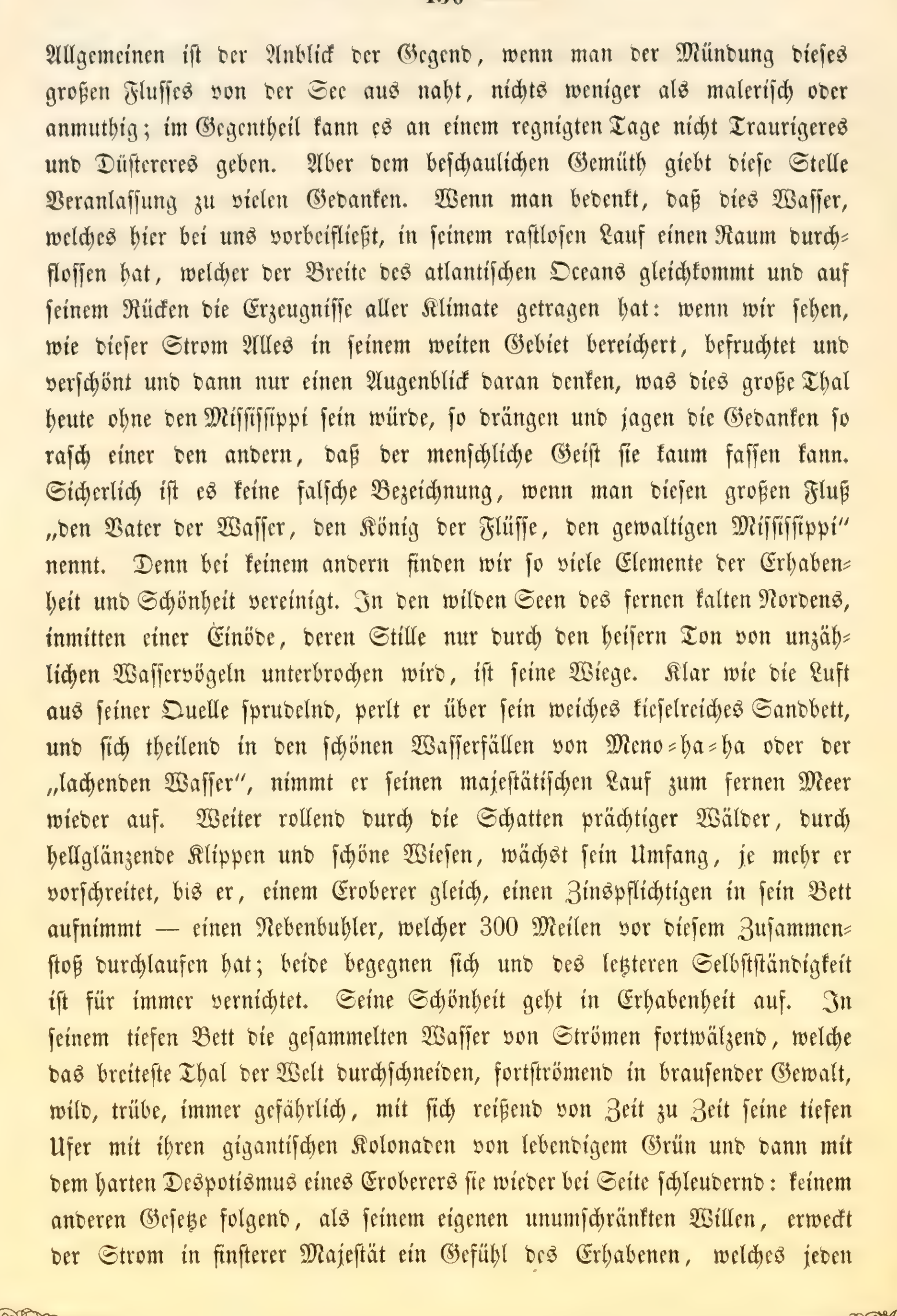
PILOTS STATION. DER POSTEN DES STEUERMANNS.





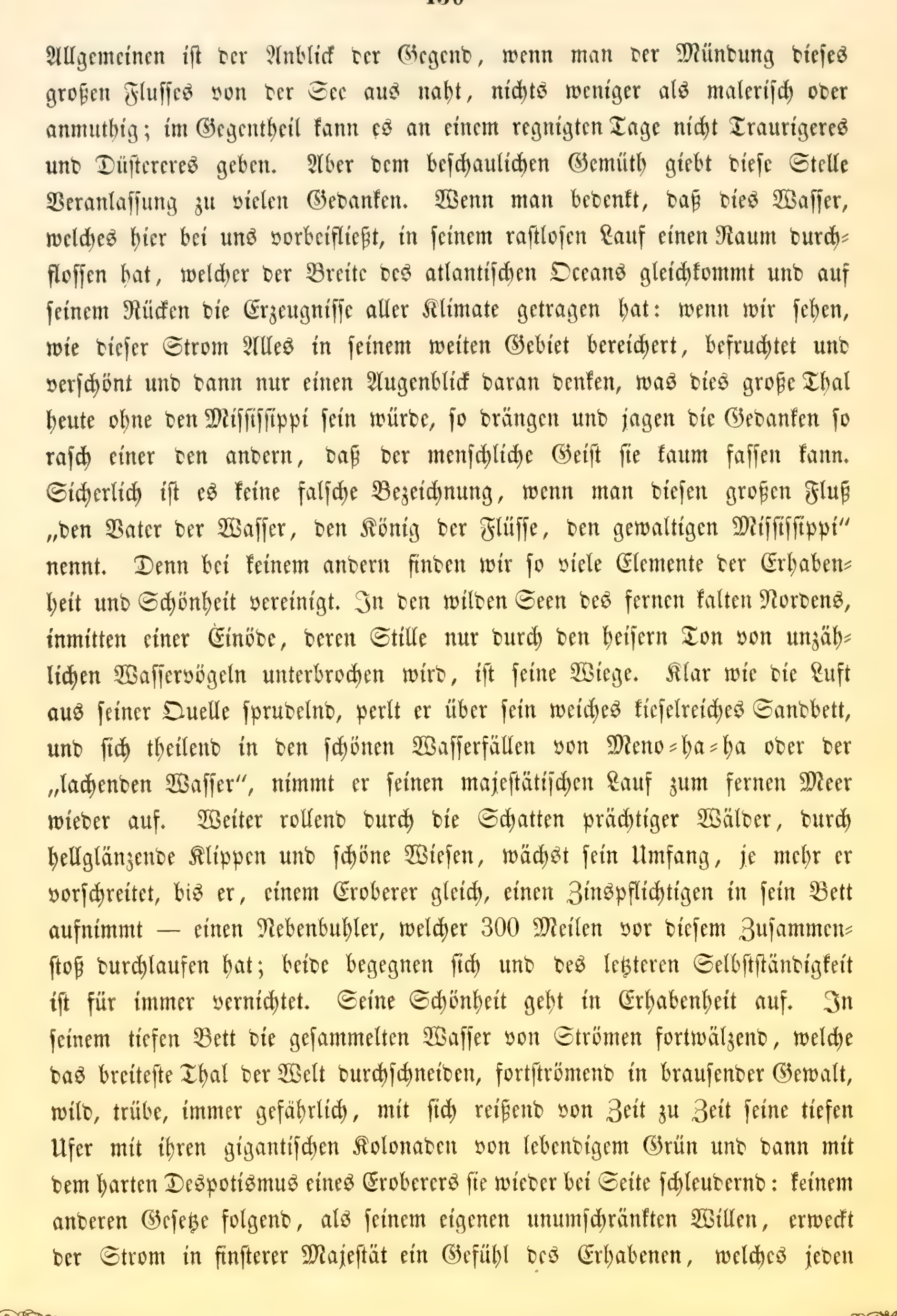
fähr 22 Fuß tief und bei niedrigem Wasser nur 17 Fuß, so daß kein Schiff es wagt, ohne einen erfahrenen Lootsen einzulaufen. Die Entfernung von der äußersten Mündung bis nach New=Orleans ist ungefähr 140 Meilen, und die Schiffe werden bis zur Stadt durch mächtige Dampfmaschinen aufwärts bugsirt, von denen eine oft drei bis vier Schiffe mit einem Mal aufwärts bringt, und zwar in einer Zeit von 24 bis 30 Stunden. Vor der Einrichtung dieser Dampfschiffe war es eine mühselige und schwierige Arbeit, ein Fahrzeug nach New=Orleans zu bringen, und die Schiffe haben mitunter ebenso lange Zeit gebraucht, um diese Stadt zu erreichen, als es ihnen Zeit kostete, eine Reise von Europa zu machen. Auf beiden Seiten des Flusses befinden sich schmale Erdzungen, welche nahe an 20 Meilen in den Golf hinauslaufen, und die sich durch die Ablagerung des Flusses gebildet haben. Mehr als zehn Meilen dieses neuen Landes ist, wie sich die weißen Bewohner erinnern können, auf diese Weise entstanden. In der That ist es die Meinung mancher Gelehrten, daß ein großer Theil des unteren Theils von Louisiana, der an den Fluß grenzt, mehrere Meilen zu beiden Seiten sich auf diese Weise gebildet hat. Dieses Land ist mit einem üppigen Wachsthum von starkem Gras oder vielmehr von Binsen bedeckt; hohe Baumspitzen kann man sehen, welche von dem Fluß herabgetrieben und abgelagert sind, und hunderte von Alligatoren konnte man ehemals sich in der Sonne wärmend und fischend im Wasser, hier antreffen. Aber der ununterbrochene Verkehr der Dampfschiffe hat sie verscheucht, und sie haben sich in den entfernteren „Bayous" und Kanälen einen Zufluchtsort gesucht, so daß man sie jetzt selten an der Mündung des Flusses antrifft.

Der Name „Balise", welchen man jetzt dem Golf von Mexico giebt, stammt von den französischen uud spanischen Fischern her. In früheren Zeiten, ehe es Leuchthürme an der Küste gab, war es Mode, gewöhnliche Zeichen, z. B. eine Tonne auf der Spitze einer Stange, oder andere weithin sichtbare Gegenstände aufzurichten, um eine bestimmte Stelle zu bezeichnen, vor welcher sich die Fischer zu hüten hätten, wobei man bemerken muß, daß dieser Theil der Küste, soweit das Auge reichen kann, ganz flach ohne Hügel oder Bäume ist. Diesen Merkzeichen gaben sie den Namen: „Balise", ein Wort, welches aus dem Französischen stammt und ein See=Zeichen bedeutet. Das Wasser des Flusses hat da, wo es sich in die See ergießt, eine weiße und trübe Farbe, welche es bis zu einer großen Entfernung vom Lande behält. Im



Allgemeinen ist der Anblick der Gegend, wenn man der Mündung dieses großen Flusses von der See aus naht, nichts weniger als malerisch oder anmuthig; im Gegentheil kann es an einem regnigten Tage nicht Traurigeres und Düstereres geben. Aber dem beschaulichen Gemüth giebt diese Stelle Veranlassung zu vielen Gedanken. Wenn man bedenkt, daß dies Wasser, welches hier bei uns vorbeifließt, in seinem rastlosen Lauf einen Raum durchflossen hat, welcher der Breite des atlantischen Oceans gleichkommt und auf seinem Rücken die Erzeugnisse aller Klimate getragen hat: wenn wir sehen, wie dieser Strom Alles in seinem weiten Gebiet bereichert, befruchtet und verschönt und dann nur einen Augenblick daran denken, was dies große Thal heute ohne den Mississippi sein würde, so drängen und jagen die Gedanken so rasch einer den andern, daß der menschliche Geist sie kaum fassen kann. Sicherlich ist es keine falsche Bezeichnung, wenn man diesen großen Fluß „den Vater der Wasser, den König der Flüsse, den gewaltigen Mississippi" nennt. Denn bei keinem andern finden wir so viele Elemente der Erhabenheit und Schönheit vereinigt. In den wilden Seen des fernen kalten Nordens, inmitten einer Einöde, deren Stille nur durch den heisern Ton von unzählichen Wasservögeln unterbrochen wird, ist seine Wiege. Klar wie die Luft aus seiner Quelle sprudelnd, perlt er über sein weiches kieselreiches Sandbett, und sich theilend in den schönen Wasserfällen von Meno-ha-ha oder der „lachenden Wasser", nimmt er seinen majestätischen Lauf zum fernen Meer wieder auf. Weiter rollend durch die Schatten prächtiger Wälder, durch hellglänzende Klippen und schöne Wiesen, wächst sein Umfang, je mehr er vorschreitet, bis er, einem Eroberer gleich, einen Zinspflichtigen in sein Bett aufnimmt — einen Nebenbuhler, welcher 300 Meilen vor diesem Zusammenstoß durchlaufen hat; beide begegnen sich und des letzteren Selbstständigkeit ist für immer vernichtet. Seine Schönheit geht in Erhabenheit auf. In seinem tiefen Bett die gesammelten Wasser von Strömen fortwälzend, welche das breiteste Thal der Welt durchschneiden, fortströmend in brausender Gewalt, wild, trübe, immer gefährlich, mit sich reißend von Zeit zu Zeit seine tiefen Ufer mit ihren gigantischen Kolonaden von lebendigem Grün und dann mit dem harten Despotismus eines Eroberers sie wieder bei Seite schleudernd: keinem anderen Gesetze folgend, als seinem eigenen unumschränkten Willen, erweckt der Strom in finsterer Majestät ein Gefühl des Erhabenen, welches jeden





Allgemeinen ist der Anblick der Gegend, wenn man der Mündung dieses großen Flusses von der See aus naht, nichts weniger als malerisch oder anmuthig; im Gegentheil kann es an einem regnigten Tage nicht Traurigeres und Düstereres geben. Aber dem beschaulichen Gemüth giebt diese Stelle Veranlassung zu vielen Gedanken. Wenn man bedenkt, daß dies Wasser, welches hier bei uns vorbeifließt, in seinem rastlosen Lauf einen Raum durchflossen hat, welcher der Breite des atlantischen Oceans gleichkommt und auf seinem Rücken die Erzeugnisse aller Klimate getragen hat: wenn wir sehen, wie dieser Strom Alles in seinem weiten Gebiet bereichert, befruchtet und verschönt und dann nur einen Augenblick daran denken, was dies große Thal heute ohne den Mississippi sein würde, so drängen und jagen die Gedanken so rasch einer den andern, daß der menschliche Geist sie kaum fassen kann. Sicherlich ist es keine falsche Bezeichnung, wenn man diesen großen Fluß „den Vater der Wasser, den König der Flüsse, den gewaltigen Mississippi" nennt. Denn bei keinem andern finden wir so viele Elemente der Erhabenheit und Schönheit vereinigt. In den wilden Seen des fernen kalten Nordens, inmitten einer Einöde, deren Stille nur durch den heisern Ton von unzählichen Wasservögeln unterbrochen wird, ist seine Wiege. Klar wie die Luft aus seiner Quelle sprudelnd, perlt er über sein weiches kieselreiches Sandbett, und sich theilend in den schönen Wasserfällen von Meno-ha-ha oder der „lachenden Wasser", nimmt er seinen majestätischen Lauf zum fernen Meer wieder auf. Weiter rollend durch die Schatten prächtiger Wälder, durch hellglänzende Klippen und schöne Wiesen, wächst sein Umfang, je mehr er vorschreitet, bis er, einem Eroberer gleich, einen Zinspflichtigen in sein Bett aufnimmt — einen Nebenbuhler, welcher 300 Meilen vor diesem Zusammenstoß durchlaufen hat; beide begegnen sich und des letzteren Selbstständigkeit ist für immer vernichtet. Seine Schönheit geht in Erhabenheit auf. In seinem tiefen Bett die gesammelten Wasser von Strömen fortwälzend, welche das breiteste Thal der Welt durchschneiden, fortströmend in brausender Gewalt, wild, trübe, immer gefährlich, mit sich reißend von Zeit zu Zeit seine tiefen Ufer mit ihren gigantischen Kolonaden von lebendigem Grün und dann mit dem harten Despotismus eines Eroberers sie wieder bei Seite schleudernd: keinem anderen Gesetze folgend, als seinem eigenen unumschränkten Willen, erweckt der Strom in finsterer Majestät ein Gefühl des Erhabenen, welches jeden

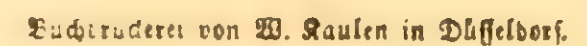


NEW-ORLEANS (LOUISIANA.)



Gegensatzes und jeden Vergleichs spottet. Und wenn wir dann an seinen weiten einsamen Lauf denken, wie er in stolzer fürchterlicher Größe allein durch die düstern Wälder zieht, die seit vielen Jahrhunderte rauschen und wie er das Eis und den Schnee des Nordens durch jeden Wechsel des Klimas treibt, bis er zuletzt seinen mächtigen Rücken unter der Linie befreit sieht, dann sind wir gezwungen, uns einer unbeschränkten Bewunderung seiner düsteren Majestät zu überlassen. Und dazu seine dunkle geheimnißvolle Geschichte, — alle die schrecklichen Scenen, deren einziger Zeuge er gewesen ist. Die ehrwürdigen Gräber eines abgestorbenen Menschengeschlechts, welche seine Fluthen beschatten, die wilden Stämme, welche seine Wälder durchstreifen, die Keime einer üppigen Civilisation an seinen Ufern und die Tiefe, von keinem Menschenfuß betretene Einsamkeit, durch welche er strömt: Alles trägt dazu bei, die Einbildungskraft zu bestürmen. Jahrhundert auf Jahrhundert und Periode auf Periode sind vergangen, Woge auf Woge haben die weiten Felder der alten Welt hinweggespült, Hunderte von Generationen sind aus ihrer Wiege entstanden und haben geblüht in ihrer Frische und sind im Grabe verwelkt, und die Pharaonen und die Ptolomäer, die Cäsaren und die Kalifen haben über die Nationen geherrscht und sind hinabgestiegen; und hier inmitten dieser schauerlichen Einsamkeiten, in der düsteren Majestät der Einöde, der Macht und des Stolzes sind diese tiefen Wasser unaufhaltsam ihrer Bestimmung gefolgt! „Wer gab Euch euer ewiges Leben, eure Kraft, eure Hast, eure Wuth und eure Freude? — Gott? — Mögen die Ströme, wie das Jauchzen der Nationen darauf antworten!"




Buchdruckerei von W. Kaulen in Düsseldorf.













